Wolfgang Menzel's Denkwürdigk...

Wolfgang Menzel,
Konrad Menzel

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY
LIBRARY

Wolfgang Menzel's

Denkwürdigkeiten.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Helene Stark

Wolfgang Menzel's

Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von dem Sohne

Konrad Menzel.

Drei Bücher in einem Bande.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Bielefeld und Leipzig,

Verlag von Velhagen & Klasing.

1877.

Digitized by Google

PT2430
M6Z56

PRESERVATION
COPY ADDED
MF 6/91

BURDACH

Digitized by Google

Vorwort.

Die Denkwürdigkeiten Wolfgang Menzel's, von ihm ſelbſt verfaßt, werden bei Denjenigen, die ſeinen Lebens- und Schriftſtellergang verfolgt haben, kaum einer Empfehlung bedürfen. Für was er ſein langes Leben hindurch mit eiſerner Konſequenz geſtritten, das zieht noch einmal in lebendigen Bildern an uns vorüber: die Wahrheit gegenüber der Unnatur, der ſittliche Ernſt gegenüber der Demoraliſation, die Offenbarung gegenüber der Verſtandesreligion und Naturvergötterung, vor Allem aber und Alles durchwehend der germaniſche Geiſt gegenüber allen ſeinen Feinden.

So ſei denn auch dieſes Werk des Verfaſſers dem deutſchen Volke, für das ſein Herz ſo warm ſchlug, in die Hand gelegt, das Vermächtniß eines Mannes, dem es vergönnt war, die

M193568

Digitized by Google

Ideale seiner Jugend und seines ganzen Lebens noch im hohen Alter wenigstens theilweise herrlich erfüllt zu sehen. Gott segne das geliebte Vaterland und Alle, die an seinem Wohle arbeiten!

Schönenberg, am Wolfgangstage 1876.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

In jungen Tagen.

	Seite
I. In der Vaterstadt	1
II. Auf dem Lande	43
III. In Breslau	73
IV. In Jena	115
V. In Bonn	135
VI. In der Schweiz	150
VII. In Heidelberg	193
VIII. Meine Ansiedelung in Stuttgart	203

Zweites Buch.

Im Mannesalter.

I. Literaturblatt. Verkehr mit Dichtern	235
II. Verkehr mit Künstlern	281
III. Wachsende Corruption der schönen Literatur und mein Kampf dagegen	300
IV. Meine Kämpfe gegen den Unglauben	316
V. Verkehr mit Geschichtsforschern	338
VI. Politische Thätigkeit	363
VII. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849	393
VIII. Mein Verkehr mit König Wilhelm I. von Württemberg	424

Digitized by Google

Drittes Buch.

In alten Tagen.

Seite

I. Mein Verkehr mit Katholiken 449

II. Geschichtsstudien 474

III. Deutsche Alterthumskunde 490

IV. Naturstudien 507

V. Nachlese aus dem Privatleben 529

VI. Letzte politische Thätigkeit 559

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

In jungen Tagen.

I. In der Vaterſtadt.

Meine kleine Vaterſtadt Waldenburg, in einem Thale des ſchleſiſchen Rieſengebirges gelegen, lehnt ſich an das rauhe Gebirge an, deſſen Gipfel von allen Seiten in die Straßen hinabſehen. Gegen Süden ſind die Berge ſchroffer und ſchwarz von Tannen, denn auf dieſer Seite ſteigen ſie höher und höher empor bis zur Schneekoppe, die nach Böhmen hineinſieht. Zwiſchen Waldenburg und der großen ſchleſiſchen Ebene liegt jedoch noch eine ziemlich hohe Vorſtufe. Wenn man bis zur ſ. g. Vogelkuppe, deren ſteiniger Gipfel im Sommer mit der wild wachſenden ſchönen Berglilie (Martagon) geſchmückt iſt, emporſteigt, blickt man in die unermeßliche Ebene hinab. Von dieſen Bergen, vor denen die Stadt Freiburg und wenige Stunden weiter ab die ehemals berühmte Feſtung Schweidnitz liegt, ſoll Friedrich der Große nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg die Arme mit Entzücken nach dem ſchönen und reichen Lande ausgeſtreckt haben. Der Contraſt von ſchroffem Gebirge und ſpiegelglatter, unüberſehbarer Ebene überraſcht hier, wie an der Südgrenze der Alpen. Nirgends fühlt man ſo tief, was die goldne Ferne zu bedeuten hat. Als Knabe ſah ich beſtändig wie durch das Fenſter eines Bergſchloſſes, das mich gefangen hielt, in das ſonnenbeglänzte Land voll Wunder und ſeliger Zukunft.

Indeß, wenn ich auch lange nicht aus meinem Thale in die fremde Welt hinauskam, ſo kam ſie doch zu uns herein. In der Umgegend meiner Vaterſtadt herrſchte beſtändig reges Leben. Die nahen Bäder Altwaſſer und Charlottenbrunn, wozu erſt ſpäter noch Salzbrunn gekommen iſt, wimmelten im Sommer von Fremden, die mit den reichen Kaufleuten, Edelleuten und Bergbeamten der Umgegend vereinigt alle Straßen mit glänzenden Equipagen und Reitern erfüllten, wie in der Nähe einer Reſidenz. Dazwiſchen ſah man beſtändig ganze Züge von Frachtwagen, die auf der großen Landſtraße aus Böhmen kamen oder dahin gingen, und noch größere Züge von Landfuhrwerken, die von der Ebene her Tagereiſen weit herkamen, um Steinkohlen aus den Bergwerken zu holen. Ueberdies hörte man überall Waſſer rauſchen, Räder knarren, Hämmer pochen, denn wo das Gebirge Raum ließ, ſah man Fabriken, Bleichen, Bergwerke, Glas- und Schmelzhütten.

Alle Berge um meine Vaterſtadt enthalten Steinkohlen. Alle ſind aufgewühlt. Mehr als hundert Schachte brechen zu Tage, von großen Kohlen- und Schutthaufen umlagert. Beſonders von vielen hellgrauen Schieferplatten, auf denen urweltliche Farrn und Fiſche ſchwarz abgedruckt ſind. Nur eine Viertelſtunde von Waldenburg liegt das berühmte Bergwerk von Weisſtein. Hier geht ein Waſſerkanal wagrecht eine Stunde weit unter den Berg, und man fährt auf Kähnen in die ſchauervolle Nacht der Erde hinein. Naſſe Felſen wölben ſich eng über dem Haupt zuſammen, die Grubenlichter werfen ein röthliches Dämmerlicht, die Schiffer rufen ſich an, man hört dumpfes Geräuſch im Berge, Ketten raſſeln, Erde ſchütten. Hier war ich oft und wurde bald ſo heimiſch unter der Erde als droben. Alles war hier ſeltſam und wunderbar. Sagen von Berggeiſtern gehen im Schwange, man darf nicht pfeifen im Berge. Oft ſtürzen alte Gruben ein und die Erde ſcheint ſich zu öffnen. Unterirdiſches Feuer brennt ſeit langen Jahren in feſt vermauerten Schachten. Als eine örtliche Sonderbarkeit muß ich noch bemerken, daß die häufig verunglückenden Bergleute jederzeit vom ganzen Bergperſonal bei Nacht

und unter dem Glanz von mehr als tausend Grubenlichtern begraben wurden.

Als ich hier geboren wurde — es war in der kürzesten Nacht des Jahres 1798*) — stand Schlesien unter der Verwaltung des Minister Grafen Hoym, hatte seit Beendigung des siebenjährigen Krieges fünfunddreißig Jahre lang Frieden genossen und befand sich in blühendem Wohlstande. Die Bauern, die bei meinem sel. Großvater, einem berufenen Weinhändler, häufig einsprachen, trugen schwere Silberthaler als Rockknöpfe, und ihre prahlerische Sprache verrieth, wie hoch sie ihre Feldfrüchte zu verwerthen wußten. Einen verhältnißmäßig noch viel größern Gewinn aber warf im engen Umkreis meiner Vaterstadt der Leinwand- und Steinkohlenhandel ab.

Der berühmte schlesische Leinwandhandel war eigentlich erst, seit Friedrich der Große Schlesien inne hatte, in rechten Aufschwung gekommen. Zwar schon durch Kaiser Karl IV., den Luxemburger, der Weber aus Brabant kommen ließ, gegründet, aber durch die unsinnigen Ausfuhrzölle der habsburgischen Kaiser wieder gehemmt, gedieh der Leinwandhandel erst wieder unter Friedrich II. Dieser Fürst elektrisirte alles und zauberte überall neuen Erwerb hervor. Die damaligen eifrigsten, unternehmendsten und reichsten Leinwandhändler in Waldenburg waren mein sel. Urgroßvater Pischel und dessen Schwager Friesen. Pischel ist ein Tiroler Name und stammt ohne Zweifel von den Tirolern her, die mit der h. Hedwig als Colonisten in das schlesische Gebirge kamen. Noch heute liegt in der Mundart, die in der Umgegend von Waldenburg gesprochen wird,

*) Ich habe in meinem Alter die Erfahrung gemacht, daß sehr viele Männer, welche gleich mir im Jahr 1798 geboren waren, lange lebten und rüstig blieben. Oft drängte sich den Gesellschaften, unter denen ich verweilte, diese Bemerkung auf. Die 98er herrschten in der Regel an Zahl über die vor, die in den zunächst frühern oder spätern Jahrgängen geboren waren, und nicht nur an Zahl, sondern auch an Körper- und Geistesfrische. Nun sagt Schultes in seiner Reise durch Salzburg IV. S. 25, in den Jahren 1796 und 1797 sei die große Sterblichkeit der Kinder auffallend gewesen. Das war vielleicht die Ursache, warum im folgenden Jahre die Kinder besser geriethen. Bemerkt man doch beim Obst das Nämliche. In mehreren Jahren geräth es weniger, dann folgt wieder ein großes Obstjahr.

viel Tirolisches, namentlich die Endungen in a. Pischel und Friesen machten weite Handelsreisen und brachten große Quantitäten der im Gebirge gewobenen Leinwand in die pommerschen und preußischen Seeplätze, von wo viel nach England und Amerika, wie auch nach Rußland exportirt wurde. Aber die wackern Männer wurden Opfer ihrer dem Vaterland nützlichen Bestrebungen. Mein Urgroßvater verschwand plötzlich, nachdem er in Breslau eine bedeutende Summe Geldes eingenommen hatte. Erst viele Jahre später fand man an der Straße zwischen Breslau und Schweidnitz eine unter einem Baum vergrabene Leiche und glaubte noch an der Farbe und den Knöpfen des Rocks den alten Pischel wiederzuerkennen. Friesen wurde in der preußischen Stadt Elbing, als er eben auch viel Geld einkassirt hatte, über Nacht von Juden ermordet.

Indessen wurde dadurch der Gang des Leinwandhandels nicht gestört und zur Zeit meiner Geburt stand derselbe auf seiner Höhe. Unser kleines Städtchen zählte unter den Kaufleuten, zu denen an jedem Sonnabend tausende von Webern aus der Umgegend die fertigen Schock Leinwand überbrachten, Männer, die für Millionaire galten, darunter auch s. g. Amerikaner, weil sie die größten Geschäfte in der neuen Welt machten. Ebenso ergiebig waren die Steinkohlengruben, deren Reichthum auch jetzt noch lange nicht erschöpft ist.

Also herrschten damals Glück und Ueberfluß im Lande, aber die Sitten waren verdorben. Das schlaffe Regierungssystem des Grafen Hoym entsprach der Maitressenherrschaft der Lichtenau und glich so ziemlich dem eines Kotzebueschen Theaterpapas. König Friedrich Wilhelm III., der kaum erst den Thron bestiegen hatte, und seine schöne Gemahlin Louise besaßen, ihrer eigenen häuslichen Tugenden ungeachtet, doch nicht Energie genug, um der Lüderlichkeit unter dem Adel und in der Beamten- und reichen Kaufmannswelt zu steuern. Der Graf von Hohberg, einer der reichsten Majoratsherrn im Gebirge, machte damals so viele Schulden, daß seine Herrschaft lange Jahre unter Sequester liegen mußte. Ich sah als kleiner Knabe öfter junge stutzerhafte Edelleute in ihren glänzenden Equi-

pagen einen alten Bauer herumfahren und denſelben liebkoſen. Das war ein Weber, der jede Gelegenheit benutzt hatte, um mit einem ſeltenen Talente Geld zu erwerben, das er dem Adel zu hohen Procenten lieh. Von der damaligen Sittenpolizei vermag man ſich heute keinen Begriff mehr zu machen. Auf allen Jahrmärkten waren ſchmutzige und obſcöne Bilder in großer Menge und Auswahl öffentlich zum Verkauf für Bürger und Bauern ausgeſtellt und laut lachende Gruppen ergötzten ſich an ihrem Anblick. Aehnliches kam in den Puppenkomödien und in den damals ſehr beliebten ombres chinoises vor. Im nahen Bade Altwaſſer gab es Scenen, welche heutzutage in keinem Bade Europas mehr vorkommen könnten, ohne daß die muthwilligen Beleidiger jeder Scham geſteinigt werden würden. Zu dem allen ſtimmte die damalige Mode. Man las die ſchlüpfrigen Lafontaineſchen Romane und ſchwärmte für Kotzebue. Die Damen gingen ſehr frei gekleidet. Die halbnackte ſ. g. griechiſche Tracht der franzöſiſchen Revolution behauptete ſich mit nur geringen Modificationen bis zum Sturze Napoleons.

Nur die Familie meiner Mutter gehörte dem Gebirge an. Mein Vater, Johann Gottlieb Menzel (oder Mentzel, wie Vater und Großvater abwechſelnd geſchrieben haben) war der einzige hinterlaſſene Sohn eines höhern ſtädtiſchen Beamten in Breslau und folgte nach deſſen Tode ſeiner Mutter von Breslau nach Waldenburg, als dieſelbe in zweiter Ehe den Kaufmann Treutler heirathete. Dieſer muſterhafte Stiefvater, den ich noch als den liebenswürdigſten Greis kannte, ſorgte aufs zärtlichſte für meinen Vater, welcher Medicin ſtudirte und ein beliebter Arzt in Waldenburg und zugleich Brunnenarzt in Altwaſſer wurde. Der alte Piſchel hatte nur eine einzige reiche Tochter hinterlaſſen, mit der ſich Johann Wolfgang Roell aus dem Vogtlande verheirathete und mit deren Mitteln er eine große Weinhandlung gründete. In dieſer Ehe wurden fünfundzwanzig Kinder geboren, von denen aber nur drei Töchter am Leben blieben, Caroline, Dorothee und Friederike. Die erſtere heirathete nun mein Vater und zog in das Haus der Schwiegereltern, in die große Wein-

handlung. Hier wurde ich als das zweite Kind meiner Eltern geboren. Vor mir hatte schon eine Schwester das Licht der Welt erblickt und mir folgten noch zwei Brüder und eine Schwester nach.

Obgleich ich in der günstigsten Jahreszeit zur Welt kam, in der kürzesten Nacht, in der zwei Auroren sich und mich küßten, war doch ein böser, neidischer Dämon um den Weg. Man hatte mir zu tief in den Nabel geschnitten und ich war im Begriff mich zu verbluten, ohne daß man es merkte, als meine theure Mutter trotz ihrer Mattigkeit nach mir umblickte und mich unmittelbar, nachdem sie mir das Leben gegeben hatte, wieder vom Tode rettete, wie sie mir oft mit Freude erzählt hat. Da ich nun doch durch den Blutverlust sehr geschwächt war und man glaubte, ich werde nicht davon kommen, erlaubte mein Vater, daß ich Wolfgang getauft und daß mir kein zweiter Name beigelegt wurde. Er hatte seinen ersten Sohn nämlich anders taufen lassen wollen, weil ihm der Name Wolfgang nicht gefiel, der dem Großvater zu Ehren gewählt werden sollte. Ich muß beinahe fürchten, daß ich den Namen nur erhielt, weil er bald mit mir begraben werden sollte. Meine Geschwister wurden alle auf schönere und jedes auf zwei Namen getauft.

Die beiden Familien, welche durch die Heirath meiner Eltern mit einander verbunden wurden, waren einander wenig ähnlich, ja man kann sagen, sie standen um ein Jahrhundert aus einander. Denn in meiner Mutter Haus und Familie waltete noch bürgerliche Einfachheit, große Strenge und altlutherische Zucht und Gläubigkeit. In die Familie meines Vaters dagegen war der Geist moderner Bildung eingedrungen. Er hinterließ uns eine Bibliothek von zwei- bis dreitausend Bänden, welche zum Theil noch von seinem Vater und Großvater herstammte und gute historische und Reisewerke enthielt, zum Theil erst von ihm selbst gesammelt war und eine Auswahl belletristischer und philosophischer Modewerke darbot. Mein Vater war intimer Freund des geistreichen, auch durch seine Schriften bekannten Professor Fülleborn in Breslau. Sie wollten gemeinschaftlich ein Taschenbuch für die Brunnengäste von Altwasser herausgeben. Es

konnte jedoch erſt 1806 erſcheinen, nachdem beide ſchon geſtorben waren. Es kam in den Buchhandel unter dem Titel „Taſchenbuch für Brunnengäſte, beſonders zu Altwaſſer in Schleſien. Mit Kupfern und einer Tabelle. Freyberg bei Craz und Gerlach 1806." In demſelben ſteht ein rührendes Gedicht, welches Fülleborn, ſelber dem Tode nahe, noch ſeinem ſchon verſtorbenen Freunde gewidmet hat. Mein Vater war überall hoch geachtet. Seine Ernennung zum Medicinalrath kam an, als er ſchon im Sarge lag. Jedermann hatte ihn gern gehabt und oft habe ich rühmen hören, wie fein und galant er geweſen ſei.

Dieſe Feinheit beſaß auch ſeine Mutter, welche wir die „Mama" zu nennen pflegten. Sie war die Tochter eines Predigers aus Carolath an der Oder, eine geborene Heun. Im ſiebenjährigen Kriege hatte ſie ſich auf eine Oderinſel ins Schilf verſtecken müſſen, wurde aber von feindlichen Soldaten ergriffen, die ihr ſchon um eines goldnen Ringleins willen den Finger abſchneiden wollten, an dem der Ring zu feſt ſaß. In der Verzweiflung gelang es ihr jedoch, ſich den Ring ſelbſt abzureißen. Sie beſaß viele Bildung und Beleſenheit, und erſetzte uns einigermaßen den Vater nach deſſen frühem Tode, indem ſie uns viel erzählte und auch viel zu leſen gab. Mitten unter den Kaufleuten und Induſtriellen unſerer kleinen Stadt vertrat ſie allein das gelehrte Fach, wenigſtens den Sinn für höhere geiſtige Intereſſen, und da auch ich hierfür empfänglich war, hatte ich mich von Kindheit auf ihrer beſonderen Gunſt zu erfreuen.

Mein Vater war der einzige Sohn ſeines Vaters. Außer einigen alten Familienbildern und einem alten Richtſchwert, welches unſere Vorfahren als jüngſte Räthe der freien Stadt Breslau hatten tragen müſſen, hat ſich nach ſo langer Zeit nichts aus dem Familienbeſitz erhalten, als ein Briefwechſel zwiſchen meines Vaters Vater und deſſen Vater aus den Jahren 1754 bis 56. Der Sohn Benjamin Gottlieb ſtudirte in Halle und mußte ſeinem Vater Johann Gottfried, damals Protonotar in Breslau, immer ausführlich über ſeine Studien und auch über politiſche Gerüchte und Vorfallenheiten Nachricht geben.

Es war kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, und man war in Breslau nicht wenig in Sorge um das, was kommen würde, da alle Männer von Stellung und Einsicht wohl wußten, die Kaiserin Maria Thereſia wolle um jeden Preis Schleſien wieder erobern. Die Briefe, aus denen ich nur einige kleine Auszüge mittheile, verrathen nach damaliger Mode ein feines Haus. Der Vater ſchreibt mit gnädiger Herablaſſung, der Sohn antwortet in tiefſter Unterwürfigkeit. Der Sohn hofft vom Vater „Dieſelben werden ſich in hohem Wohlſeyn befinden" und verbleibt „Dero treu gehorſamſter Sohn", ja er nennt ſogar ſeinen Bruder Rudolf, „den Herrn Bruder". Auch adreſſirt er immer franzöſiſch. Doch geht ein Zug von Trauer durch den Briefwechſel. In den wenigen Jahren, in welchen derſelbe geführt wurde, ſtarb die Mutter, ſtarb ein Bruder und Bruders Kind, iſt immer von Krankheit der Familienglieder die Rede und ſchreibt der Sohn einmal dem Vater, ſein Haus ſei ein wahres „Trauer- und Tragödienhaus". Man athmet aus den Briefen den Todeshauch einer reichſtädtiſchen Patrizierfamilie, die im Ausſterben begriffen iſt, aber im vollen Bewußtſein ihrer vornehmern Natur Abſchied nimmt. Die ganze Familie iſt in der That bald darauf ausgeſtorben. Ich habe nie von Verwandten des Großvaters gehört, die etwa in Breslau übrig geblieben wären.

In dieſem Briefwechſel des Protonotar Menzel in Breslau mit ſeinem von 1754 bis 56 in Halle ſtudirenden Sohne wird auf die Symptome des nahen (ſiebenjährigen) Krieges hingewieſen. In Halle verbreitete ſich das Gerücht, der Fürſtbiſchof von Breslau, Graf von Schaafgotſche, und ſein ganzes Domcapitel, habe Verrätherei am preußiſchen Landesherrn verübt und nach Böhmen flüchten müſſen. Das Gerücht ging aber der That lange voran. Der Protonotar ſchreibt ſeinem Sohne, es ſei nichts davon wahr als daß der Fürſtbiſchof ſeiner Geſinnung wegen beim König ſehr in Ungnade ſtehe und daß große Reformen am biſchöflichen Hofe, Abſchaffung der Capelle ꝛc. großes Aufſehen erregen. Nicht minder großes Aufſehen machte der Pomp, mit welchem die Kaiſerin Maria Thereſia in Wien

das Feſt der h. Hedwig, der Schutzpatronin von Schleſien beging. Das wies deutlich auf ihre Abſicht hin, Schleſien wieder zu erobern. Der Protonotar ſchreibt ſeinem Sohne, Friedrich der Große habe zwei Stunden von Breslau eine Revue über ungewöhnlich zahlreiche Regimenter abgehalten und kein Menſch vom Civil habe das Lager betreten dürfen. Das ſei, fügt er hinzu, auf Sachſen gemünzt, welches damals eine preußenfeindliche Bewegung machte.

An dieſe freilich nicht ſehr erheblichen, doch immerhin intereſſanten politiſchen Mittheilungen, ſchließen ſich andere an, welche das damalige Leben und Treiben auf der Univerſität Halle betreffen. Unter dem 27. Juli 1754 ſchreibt der Student ſeinem Vater über einen lüderlichen Landsmann auf der Univerſität, welcher Schulden gemacht habe. Bisher habe man in ſolchen Fällen ſtreng eingeſchritten. „Vielleicht aber, fährt der Correſpondent fort, hilft ihm der neue Prorector, der Geheimde Rath Carrach, welcher ein ſehr großer Purſchen Freund, und überdieſes Chr. Schmieds zukünftiger Haus-Wirth iſt, noch ſo, wie allen Purſchen ſie mögen begangen haben was ſie wollen, hindurch. Den 12. dieſes übernahm er von Sr. Magnific: dem Hr. D. Alberti das Prorectorat; der alte Prorector hatte die Purſchen auf alle Weiſe geſchoren, geſtraft und ihnen ihre Freyheit, auch die unſchuldigſte genommen. Unter dieſem neueren aber fieng alles von neuem unter den Purſchen an zu leben. Man brachte ihm eine Abendmuſik. Auf dem Markte waren bis 1200 Purſchen verſamlet, die insgeſamt unter Trompeten und Paukenſchall hernach des Nachts um 11 die Straßen auf und niederliefen vivat und pereat ruften wem ſie wollten, das Lichtweg Schreien und darauf erfolgende Fenſter Einwerffen blieb auch nicht außen; Hierzu durfte kein Häſcher nicht ein Wort ſagen au contrair ſie mußten ſich von den Purſchen laſſen ausklatſchen. Und ſo geſchiehet es auch noch täglich nur, daß die Haufen der Purſchen nicht ſo groß ſind, als an jenem ſolennen Tage. Ich und meine Stuben-Geſellſchaft hatten an dieſem Lermen, der ſich ſchon im Tage anfieng, kein Vergnügen; weil doch aber ein Solenner Tag war ſo dungen wir uns ein cabriol und fuhren zu

mittags hinüber nach Merseburg, woselbst wir uns das Schloß besahen, wie auch die ganze Stadt.

Etwas schlimmes aber fänget sich unter diesem neuen Prorecter an nehmlich, das Wegnehmen der großen Purschen unter die Soldaten, und zwar ohne, daß sie etwas pecciret haben. Sie haben vorgestern einen Magdeburger nahmens Polucapus Bräger einen Menschen von 18 Jahren, der aber 10 Zoll an der Größe hielt auf eine königliche Cabinets ordre nach Berlin geführet. Ein gleiches Schicksal ist auch gestern noch 2 anderen wiederfahren. Man macht hierüber große Augen, und es wollen alle Freunde sich von hier Wegbegeben. Heut hat man general concilium gehalten, worinnen sich die Universität entschlossen, dem Könige deßfalls Vorstellung zu thun. Der Himmel gebe Ihr glücklichen Success. Es wäre sonst fürwahr für viel sehr gefährlich."

Also tolerirte Friedrich der Große die lustige Studentenwirthschaft zu militairischen Zwecken. Dagegen nahm er die Professoren, die wahrscheinlich ein wenig raisonnirt hatten, in die strengste Zucht. Unter dem 20. Januar 1755 schreibt der Sohn aus Halle: „Seine königliche Majestät haben allergnädigst geruhet ein neues Rescript an hiesige Accademie auszufertigen, in welchem Sie eine große Reformation vorzunehmen verordnen. Nehmlich es sollen und müssen künftig 1) alle Collegia die sonst nur in einem Jahre sind durchgelesen worden binnen einem halben Jahre vollendet werden bey 20 thl. Straffe bey dem ersten gegenstehenden Falle. Welches denn zum größten Leid-Wesen unsere Pandecten auch betrifft. Wie dieses aber wird möglich seyn, siehet noch kein Mensch ein. 2) Soll kein Sohn von schlechter Abkunft mehr angenommen werden, der nicht dociren kann, daß er 6000 thl. im Vermögen habe oder haben werde, woferne er nicht eine besondere königl. Concession aufweisen kann. Viel weniger sollen die enrollirten aufgenommen werden. Ja selbst diejenigen, welche auch mit königl. Erlaubniß studiren können, dürfen nicht ohne examen rigorosum ausgestanden und wohlbestanden zu haben, angenommen werden. 3) Wer den Freytisch oder ein Stipen-

dium genüßet ſo ſich auf 10 thlr. beläuft ſoll im erſten Falle 1 mahl disputiren, im andern opponiren. 4) Sollen nur 13 Professores ordinarii ſeyn, die auch im General Concilio nur Sitz und Stimme haben ſollen. Und zwar ſollen ſtets 4 Professores juris ſeyn. Woraus folget, daß, da deren itzt nur 3 ſind, noch einer von ſeiner Königl. Majeſt. mus geſetzt werden. Da aber in allen Fakultäten zuſammen 19 Prof. ordinarii ſind, ſo müſſen die über 13 ſind aus dem Senate Accademico geſtoßen, und keiner mehr geſetzet werden, biß ſie bis unter 13 abgeſtorben ſind."

Unter dem 29. Juli 1755 ſchreibt der Sohn indeß ſchon wieder von einer blutigen Schlägerei in Halle.

„Die Nacht auf den Prorectors-Wahltag haben die Häſcher von etliche 70 Purſchen aus den Raths Keller-Fenſtern müſſen einen Stein-Regen aushalten, da ſie dieſelben mit ſtürmender Hand in Gefängliche Verhafft nehmen gewolt, welches ſie aber nicht haben bewerkſtelligen können, bis eine Anzahl aus ihnen zu den Panzern und Harniſchen ihre Zuflucht genommen. Worinnen ſie denn von neuem einen Sturm gewaget, der ihnen gelungen, daß 37 von denen belagerten Purſchen, doch nicht ohne entſetzliche Löcher und Beulen davon getragen zu haben, ſo daß ſich die Häſcher heute noch nicht erhohlen können, von Ihnen unter ſang und Klang auf das Carcer geführet worden, die übrigen aber ſind entkommen."

Wie ſchüchtern, aber auch wie liebenswürdig damals der Pietismus in Halle auftrat, zeigt ein rührender Brief des jungen Menzel an ſeine Mutter, vom erſten October 1754 datirt. Er war ſchwer erkrankt und kein Arzt konnte ihm helfen, bis er unerwartet von fremder Hand eine Arznei erhielt, die ihn bald heilte. Darüber ſchreibt er nun der Mutter: „Die tröſtliche Nachricht von meinem Wohlbefinden wird die Laſt Dero Kummers Ihnen erleichtern. So hat ſich die aus fremden Händen erhaltene Arznei gehalten! Es iſt mir der Wohlthäter hiervon bißher noch unbekannt geweſen, nach dem ich aber Nachricht davon eingezogen: kann ich nicht umhin mit Dero gütigen Erlaubnis Ihnen alles umſtändlich zu erzählen. Sie wiſſen nehmlich

daß ich Ihnen des Hr. Müllers Schweſter als eine alte, heßliche, einfältige, Herrnhutiſche, oder pietistische Jungfer beſchrieben habe. Dieſe hat mir den ſo heilſamen Thee überbracht. Aber woher? von Herr Profeſſor Callenbergen. Wie iſt aber Herr Prof. Callenberg auf mich gekommen? Folgender Geſtalt: Er hält nehmlich täglich eine gewiſſe Bet- und Erbauungs-Stunde, in welche gedachte Jgfr. Müllerin auch aus einfältigem Herzen zu gehen pfleget. Hier unterredet man ſich nun von vielen Geiſtlichen Dingen. Unterandern aber kommt die Rede auch einmahl auf den Chapitre von gutten Werken und deren Belohnung. Jedwedes entdecket ſeine Gedanken, Und jedes ſetzet ſich vor kunftig immer womit gutte Werke auszuüben. Es mochte hiervielleicht auch nicht die Noth der Kranken ſeyn vergeſſen worden, welches der Jgfr. Müllerin mich in den Sinn gebracht. Was thut ſie? Sie ſelbſt weis ſich keinen Rath, daher träget ſie dieſe Einfall und meine Umſtände der ganzen Verſammlung vor, u. man beſchließet alles mögliche zu thun mir zu helfen. Hr. Prof. Callenbergen fällt unter andern bewärten Mitteln, auch der Thee ein, deſſen ich mich jetzt bediene. Dieſen übergiebt er ihr ihn mir zu überbringen mit dem Befehl mir zu vermelden, daß, wenn er mir nicht helffen ſollte ich es ihm mit Ueberbringerin nur ſollte melden laſſen, ſo wollte er für Beförderung meiner Geſundheit ſchon anders bedachtſeyn. Voller Freuden und Hoffnung des Himmels kam dieſe einfältige Seele auf meine Stube geſprungen u. brachte u. verkündigte mir alles, was ihr der Herr Prof. mitgegeben hatte mit vielen Deprecationen und flehentlichen Bitten nur aber nichts ihrem Bruder und Schwägerin davon zu ſagen. Anfänglich wollte ich zwar mich nicht recht trauen, denn ich dachte Wunder was darhinter verborgen wäre. Ich überwand mich aber doch es zu verſuchen. Und ſiehe da! Es hat mir bisher recht gutte Dienſte gethan. Ich habe es ihr auch zu Gefallen gethan u. bey Müllern niemanden etwas davon geſaget. Dieſes war das große Geheimniß, mit dem ſie gar nicht heraus wolte, bis ich es endlich durch eine verfängliche Frage heraus bekam."

Benjamin Gottlieb Menzel ſtarb 1770, ehe noch ſein einziger

Sohn, mein Vater, geboren war. Seine Wittwe heirathete ſpäter, wie ſchon geſagt, den Kaufmann Treutler in Waldenburg.

Die erſte Erinnerung aus meinen früheſten Kinderjahren knüpft ſich an einen großen weißblühenden Kaſtanienzweig. Meine Mutter nahm mich im Wagen mit über die Berge nach Langenbielau, dem berühmten Fabrikort, wo eine hübſche und muntere Verwandte von uns an den Paſtor Berger, einen großen und ſchönen Mann, verheirathet war. Später bin ich noch öfters auf demſelben Wege zu ihnen gereiſt. Von jener erſten Reiſe aber iſt mir tief im Gedächtniß geblieben, daß ich als ein kleines Kind auf der Mutter Schooß ſaß und weinte, während der Wagen an einem roth angeſtrichenen Hauſe hielt, vor welchem ein großer Kaſtanienbaum in Blüte ſtand, und daß ein jüngeres weißgekleidetes Frauenzimmer, welches mit uns fuhr, ausſtieg, einen blühenden Zweig abbrach und mir in den Wagen reichte, wodurch ich augenblicklich beruhigt und hoch erfreut wurde. Lag darin wohl eine Vorbedeutung, daß ich die längſte Zeit meines Lebens in einer Stadt zubringen würde, welche faſt ringsum von den ſchönſten Alleen dunkelſchattender und weißblühender Kaſtanien umgeben iſt?

Da mein Vater Brunnenarzt im nahen Altwaſſer war, brachten auch wir Kinder oft im Sommer dort zu, und als kaum zweijähriger Knabe fiel ich einmal in den rund ummauerten Brunnen hinab, aus dem dort der beſte Säuerling ſprudelt. Man warf mir ſogleich den Eimer nach, deſſen eiſernen Reif ich ſo krampfhaft umfaßte, daß ich ihn, wie man mir erzählt hat, noch immer feſthielt und nicht laſſen wollte, als ich ſchon wieder oben war.

Deutlich erinnere ich mich noch des großen Neujahrslärmens im Beginn des neuen Jahrhunderts. Vor dem Hauſe meines Großvaters, als dem größten in der Stadt, mit ſeinen breiten Arkaden und Steintreppen, dem Rathhaus gegenüber, waren die Pauker und Trompeter aufgeſtellt. Alles war erleuchtet und das Volk in Maſſe verſammelt. Ein endloſer ſinnverwirrender Lärm.

Da mein ſeliger Vater viel beſchäftigt und den Tag über nur

ſelten zu Hauſe war, habe ich kein beſtimmtes Bild von ihm in der Erinnerung behalten. Nur zürnend ſehe ich ihn noch vor mir, wie er mich einmal ſchlug, weil ich meiner zwei Jahre ältern Schweſter ihre Puppe zerbrochen hatte. Ich war nämlich von Jugend auf ein Todfeind aller Kinderpuppen, ſowie auch aller Wachsfiguren und gemalten Statuen. Trotz jeder vernünftigen Ueberlegung empfand und empfinde ich noch bei deren Anblick etwas wie von der Nähe eines feindſeligen Dämonismus, weshalb auch Töchter und Enkeltöchter ſtets ihre Puppen vor mir haben verſtecken müſſen.*)

Als mein Vater noch lebte, veranſtaltete er mit ſeiner und mehreren befreundeten Familien an einem ſchönen Sommertage eine Partie nach dem benachbarten Fürſtenſtein und man trank im ſog. Rieſengraben Kaffee, das iſt ein maleriſcher Felſen, deſſen weit vorſtehende Naſe hoch den tiefen Abgrund überragt, durch deſſen grünen Wald ein Bach ſich ſchlängelt. Erſt zwei Jahre alt lief ich, ohne daß die Geſellſchaft es merkte, der Felſennaſe entlang und blieb auf ihrer äußerſten Spitze ſtehen, ohne zu ahnen, welcher Gefahr ich mich ausſetze. Denn ich war damals ſchon, wie ſpäter mein ganzes Leben hindurch, von Schwindel frei. Plötzlich hörte ich hinter mir ein entſetzliches Geſchrei. Man hatte mich ſtehen ſehen, man rief mir, aber niemand wagte ſich zu mir heran, bis ich von ſelbſt, der Stimme der Mutter folgend, zu ihr zurücklief. Dieſe Schwindelloſigkeit hat mein zweiter Sohn Ludwig von mir geerbt, der als kleiner Knabe ſchon auf dem höchſten Querbalken des großen Gerüſtes auf dem Stuttgarter Turnplatz zum Schrecken der Zuſchauer umherlief.

Kurz vor meines Vaters Tode träumte meiner Mutter, die Stadt ſei bei Nacht ungewöhnlich erhellt, ſie öffne das Fenſter und

*) Obige Bemerkung iſt ſehr charakteriſtiſch für den Verfaſſer. Wie in ſeiner kritiſchen und politiſchen Thätigkeit, ſo war ihm auch im gewöhnlichen Leben alles Unnatürliche ein Greuel. So durften wir Jungens nie auf Stelzen gehen. Ebenſo hat er ſich nie um den Wechſel der Mode in der Kleidung bekümmert und auch im Kreis der Familie keine Aenderungen geduldet, zumal da die guten Deutſchen ſich immer von Paris dictiren ließen, wie ſie ſich kleiden ſollen. Anm. d. Herausg.

ſehe einen langen Leichenzug mit Fackeln langſam vorbeiziehen. Neugierig rufe ſie einem Bekannten unten zu: Wer denn begraben werde? und erhalte zur Antwort: Der Doctor Menzel! — Mein Vater ſtarb als Opfer ſeines ärztlichen Berufes, indem er im harten Winter zu einer kranken Dame reiſen mußte und ſich tödtlich erkältete. Im Bette liegend nahm er noch am Weihnachtsabende 1802 an unſerer Freude theil, als wir Kinder um den hellerleuchteten Chriſtbaum hüpften, und zwei Tage nachher ſtarb er.

Ich muß noch erwähnen, daß ſich unter ſeinen Reliquien eine Schürze von blauer Seide befand. Er war nämlich Meiſter vom Stuhl in der Loge meiner kleinen Vaterſtadt. Meine Mutter aber hat mir ſpäter oft geſagt, er habe noch auf dem Sterbelager ihr anempfohlen, uns Söhnen zu ſagen, wir ſollten keine Freimaurer werden, weil es nur eine theure Spielerei ſei.

Hätte mein Vater länger gelebt, ſo würde er wahrſcheinlich, weil er als Arzt einen großen Ruf genoß, ſpäter nach Breslau, in die Heimath ſeiner Väter, zurückgekehrt ſein, oder wenigſtens das Haus ſeiner Schwiegermutter mit uns Kindern verlaſſen haben, da ihr Hausregiment und das ſeinige ſich wohl nicht lange mehr vertragen hätten. Wie ganz anders hätte ſich vielleicht mein Leben geſtaltet, wenn ich den Vater behalten hätte.

Mit ihm endete eigentlich das ältere Breslauer Geſchlecht, und mit uns, ſeinen drei nachgelaſſenen Söhnen, ſchien ein neues, kräftigeres und dauerhaftes Geſchlecht zu beginnen. Der alte Stamm verjüngte ſich durch die geſunde und ſtarke Mutter und ſchlug in zahlreiche neue Aeſte aus. Wir waren unſer fünf Geſchwiſter: Emilie, Wolfgang, Rudolf, Oswald und Caroline. Die letztere wurde erſt nach des Vaters Tode geboren.

Bald nach meinem Vater ſtarb auch ſein guter Stiefvater Treutler. Meiner Mutter Vater Röll wurde vor Alter kindiſch. Dieſer immer freundliche Greis hatte noch einen ungeheuer langen Zopf à la Friedrich der Große, den er in die Rocktaſche zu ſtecken pflegte und mit dem er uns zuweilen zum Scherze ſchlug. In unſerer

ganzen nähern Verwandtſchaft gab es nur noch zwei männliche Weſen, meines Vaters Stiefbrüder. Der eine, Fritz Treutler, wurde verrückt, weil er in der Trunkenheit Moſchus trank. Der andere, Ernſt Treutler, wurde unſer Vormund, bekümmerte ſich aber wenig um uns. Er war ein genußſüchtiger, aber dabei feiner und gewählter Hageſtolz, der keine Geſchäfte und am allerwenigſten Kinderſorgen leiden konnte. Er ließ uns gewähren, war ſelten zu ſehen und erſchien immer als ein Fremder im Hauſe.

Ich bekam es alſo gänzlich mit Weibern zu thun. Die Mutter und zwei Großmütter theilten ſich in unſere Erziehung, wobei auch einige andere Frauenzimmer gelegentlich Einfluß übten, durchaus aber kein Mann.

Dabei lebten wir Kinder beinahe in zwei Häuſern, dem väterlichen und mütterlichen zugleich. Beide Häuſer, das der Vatermutter Treutler und das der Muttermutter Röll ſtanden ſich am Marktplatz an zwei Ecken gerade in der Diagonale gegenüber und contraſtirten in jeder Hinſicht.

Wir wohnten in dem Röll'ſchen Hauſe, dem ſchönſten in der Stadt mit doriſchen Säulen an der vorderen Front, und es gehörten noch zwei Häuſer dazu. Ich war aber faſt den ganzen Tag lieber in dem Treutler'ſchen Hauſe, das bequem eingerichtet war und eine ſchöne Ausſicht auf die Berge hatte. Die Haupturſache aber war, weil ich die väterliche Großmutter viel lieber hatte als die mütterliche.

Meine Mutter ſtand noch immer als Tochter unter dem Befehl ihrer despotiſchen Mutter. Dieſe in vieler Hinſicht merkwürdige Frau Anna Dorothea regierte ihre drei Häuſer mit einer Art der feinſten Despotie. Seit mein Vater geſtorben war, duldete ſie keinen Mann mehr im Hauſe und verſah ihre große Weinhandlung ganz allein mit Frauenzimmern. Rüſtig und durchgreifend, wie ſie war, ſtand ſie der Handlung allein vor, ließ die Correſpondenzen durch ihre Töchter beſorgen und war noch in ihrem ſiebenzigſten Jahre an der Spitze aller Geſchäfte.

Bei dieſer äußern Rüſtigkeit war ihr Charakter finſter und bigott. In ihrer Jugend hatte ſie bittere Schickſale durchmachen müſſen. Ihr Vater war, wie ſchon erzählt iſt, ermordet worden. Sie ſelbſt war im ſiebenjährigen Kriege von den Oeſterreichern mißhandelt worden und ihr erſter Liebhaber hatte ſich aus Verzweiflung in einen Brunnen geſtürzt. Sie hatte nie ihr elterliches Haus verlaſſen und hier heirathete ſie den Weinhändler Röll, der die neuen Häuſer baute. Derſelbe gründete auch drei große Weinkeller, zwei auf der preußiſchen und einen auf der öſterreichiſchen Seite der Grenze. Der größte dieſer Keller befand ſich unter den drei Häuſern in Waldenburg, ein langer Corridor von großen und kleinen Fäſſern, welche den Nektar Hegyallas und der franzöſiſchen und rheiniſchen Rebenberge in ſich ſchloß. Es iſt mir nicht unbekannt geblieben, daß viel Wein von Frankreich und dem Rhein her hinüber nach Böhmen und hinwiederum viel Ungarwein herüber nach Schleſien gebracht wurde, nächtlicher Weile und unverzollt, woran aber der dicke Grenzinſpector, unſer täglicher Gaſt, keinen Anſtoß nahm, denn gewöhnlich lag er ſchon vom Wein in ſüßen Schlummer eingewiegt, wenn die ſchweren Weinfuhren langſam und geräuſchlos das Hofthor paſſirten.

Nicht weit von meinem Vaterhauſe ſtand ganz iſolirt ein kleines Alterthum, eine Capelle nämlich über einem hellen Brunnen, von dem das Städtchen einſt den Namen ſoll erhalten haben, der urſprünglich Wallenburg lautete. Er ſoll in der Vorzeit für heilig gegolten haben, und häufig ſah man damals noch katholiſche Böhmen zu ihm wallfahrten. Ueber dieſem Brunnen aber erhob ſich auf einem Hügel, zu dem eine breite Steintreppe hinaufführte, ziemlich majeſtätiſch die neue lutheriſche Kirche, die unter den Auſpicien Friedrichs des Großen gebaut war. Bevor nämlich dieſer König ſich Schleſiens bemächtigte, war nur ein Theil der kleinen Fürſtenthümer, in welche Schleſien erfiel, durch beſonders günſtige Umſtände in den Beſitz voller und im weſtphäliſchen Frieden verbürgter Religionsfreiheit gekommen. So namentlich auch die Stadt Breslau. In andern dagegen waren die Lutheraner rechtlos geblieben und hatten zum Theil unter hartem

Druck gelebt. Meine Großmutter erzählte uns oft, wie sie als junges Mädchen mit ihrem Vater Pischel drei Meilen weit zur Kirche habe fahren müssen, nämlich nach Schweidnitz, weil sonst im Gebirge keine lutherische Kirche geduldet war. Die Lutheraner in Waldenburg und den umliegenden Dörfern ließen häufig ihre Kinder von herumziehenden Prädicanten an einem alten Stein im Walde taufen, wo auch heimlich gepredigt wurde. Die Verwendung des Schwedenkönigs Karls XII. verschaffte den Protestanten doch nur wenige sog. Gnadenkirchen. Erst Friedrich der Große, nachdem er Schlesien erobert hatte, machte den Protestanten Luft, und nun wuchsen überall neue Kirchen wie aus der Erde hervor. Auch meine Vaterstadt erhielt eine solche, und obgedachter alter Stein aus dem Walde ist in den Altar der neuen Kirche eingesetzt worden. Jemehr die Einwohner unserer Stadt durch ihren Handel bereichert worden waren, um so schöner wollten sie auch ihre neue Kirche haben. Im gläubigen Volke hart an der böhmischen Grenze und unter den Verfolgungen hatte sich im schlesischen Gebirge eine Art Mischung von hussitischem und lutherischem Wesen gebildet. Das erstere war schon länger einheimisch, das andere erst von Sachsen herübergekommen. Als es sich nun um den Bau der neuen Kirche handelte, bestand der altgläubige Theil der Gemeinde auf dem alten Symbolum der Hussiten, und über der neuen Kirche mußte ein kolossaler vergoldeter Kelch prangen. Der gebildete Theil der Gemeinde und die neuen preußischen Behörden glaubten dem alten Vorurtheil zwar in Bezug auf den Kelch nachgeben zu müssen, holten sich im übrigen aber ihren Geschmack aus Berlin, Potsdam und Sanssouci und bauten die neue lutherische Kirche auf dem majestätischen Hügel in der Form moderner Theater als eine in die Länge gezogene Rotunde von schneeweißen Säulen getragen. Darüber wurde nun ein gemeines rothes Ziegeldach, ein häßlicher Thurm und auf diesen der riesenhafte goldne Kelch gesetzt.*) Man kann sich etwas Unnatürlicheres und Geschmackloseres kaum vorstellen. Ich muß bekennen, daß, wenn ich bei den Hausandachten

*) Er wurde erst viel später entfernt.

meiner alten Großmutter auch oft wahrhaft erbaut war, mir doch dieſe moderne Kirche die Andacht immer nur genommen hat. In meiner Großmutter Hauſe fand man von Büchern nichts als die Bibel, Luthers Katechismus, das alte Breslauer Geſangbuch und zwei Erbauungsbücher, eins von Arnd und eins von Schmolke. Auch lebte in dieſem Hauſe die Erinnerung an den früheren Religionsdruck, ein tiefer religiöſer Ernſt, eine noch ganz urſprüngliche, unverfälſchte, volksthümliche, man möchte beinahe ſagen bäuriſche Gottesfurcht. Darin lag etwas, was unmittelbar in die Seele greift und was ich ſehr frühzeitig von der faden rationaliſtiſchen Predigt moderner Geiſtlicher unterſchied.

Da ſich in einem großen Zimmer unſerer Weinhandlung die Spitzen der Behörden und der Kaufmannſchaft täglich einfanden, um bei altem Tokayer oder Burgunder die Tagesneuigkeiten zu beſprechen, und die meiſten dieſer Herrn dem Zeitgeiſt huldigten, konnte es in einem ſo frommen Hauſe an kleinen Reibungen und Spöttereien nicht fehlen. Zwar in Gegenwart der Großmutter hätte weder der Bergrath, noch der Bürgermeiſter, noch der Millionair über die Religion zu ſpotten gewagt; wenn ſie aber nicht da war, geſchah das oft. Da wehrte ihnen aber die Muhme Frieſen, Tochter des in Elbing erſchlagenen Schwagers von Piſchel, eine weiße, recht nonnenhafte Perſon, mit ſchwarzem ſchlicht geſcheiteltem Haar. Sie war noch frömmer als meine Großmutter, aber in einer mehr pietiſtiſchen Richtung und höchſt liebevoll und ſanft. Da ſie eigenes Vermögen beſaß und nur aus gutem Willen im Hauſe half, auch einen ſehr feſten Charakter und viel Verſtand hatte, ſo ſtand ſie im ganzen Hauſe, ſelbſt bei der Großmutter in hoher Achtung und jeder nahm gern die Zuflucht zu ihr. Oft wurde ſie von den muthwilligen Weingäſten wegen ihrer Frömmigkeit aufgezogen, aber ihre ſanften und treffenden Antworten waren in der Regel beſchämend und ſiegreich.

Man hielt uns Kindern einen beſondern Hofmeiſter, der im Hauſe der „Mama", unſerer Großmutter väterlicherſeits, wohnte. Er hieß Nagel und war ein heiterer und geſcheidter junger Mann, wenn

auch zuweilen launiſch und bequem. Ich lernte ſehr leicht und gern, machte ſchon ſehr frühzeitig allerlei Stylübungen und wurde namentlich im Franzöſiſchen ſo gut unterrichtet, daß ich ſchon als achtjähriger Knabe, als die Franzoſen im Jahr 1806 erobernd ins Land einfielen, den Dolmetſcher machen und den erſchrockenen Dienſtboten und Nachbarn bei der Verſtändigung mit dem fremden Volke aushelfen konnte. Im Uebrigen nahm ich lebhaft an den Knabenſpielen theil, welche dieſem Alter natürlich ſind, und übte mich aus angebornem Triebe und ohne Anleitung in den Turnkünſten, die noch keine Stärke der Bruſt und Arme, aber Gewandtheit und Schnelligkeit erfordern, alſo hauptſächlich im Springen und Klettern. Waghalſiges Klettern war mein höchſtes kindliches Vergnügen. Wie oft habe ich mich auf den äußerſten Aeſten einer Eiche gewiegt, die ſich über einem hohen Steinbruch nahe bei meiner Vaterſtadt herüberbog. Ich trieb mich viel auf den nahen Bergen und im Wald umher. Einer meiner liebſten Jugendgeſpielen, Rauſch, der einzige Sohn reicher Eltern, wurde eines Sonntags, als er mich auf dem Berge auf einer beſtimmten Stelle erwartete, um einer goldnen Uhr willen von einem Böſewicht beraubt und in einen alten Schacht hinabgeworfen. Als ich an die Stelle kam, fand ich niemand. Erſt nach einigen Tagen wurde das unglückliche Kind mit noch ſchwachen Spuren des Lebens, aber gräßlich entſtellt gefunden und ſchlug die Augen nicht mehr auf.

Ich war noch ſehr jung, als ich zum erſtenmal meine Mutter auf einer Fahrt in die Ebene hinaus begleiten durfte. Wir dinirten in dem Schloſſe Rohnſtock, bei, ich weiß nicht mehr welchem ſchleſiſchen Grundherrn. Die Bilder im Schloß, der herrliche Garten und der ſchöne ſonnenhelle Tag machten einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich. Aber ich muß wohl in der Freude übermüthig geworden ſein, denn ich that einen Fall und lag bewußtlos in meinem Blute. Als ich wieder zur Beſinnung kam, war alles dunkel und ein ſchreckliches Gewitter ausgebrochen. Ich ſehe die Mutter noch, wie ſie ſich liebreich zu mir hinabbeugte.

Ein andermal begleitete ich meine Mutter zu dem Paſtor Hermann in Hohenfriedeberg, einem der vertrauteſten Freunde meines ſeligen Vaters. Dieſer Geiſtliche war damals noch jung, aber voll Würde und einer der ſchönſten Männer. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen wie zu einem Vater, und er liebkoſte mich als den Sohn ſeines beſten Freundes. Er war Hofmeiſter im gräflichen Hauſe Sandretzki geweſen, und die Tochter des Hauſes hatte ſich in ihn verliebt. An eine Heirath war nicht zu denken, da die Eltern ſehr ſtolz waren. Aber beide Liebende gelobten einander ewige Treue und erſt dreißig Jahre ſpäter, als die Eltern der Gräfin geſtorben waren, heirathete ſie den Paſtor. Ich war damals ſchon in Stuttgart verheirathet. Sie beſuchten mich, verfehlten mich aber zu meinem großen Leidweſen.

Einmal fuhr ich wieder mit meiner Mutter nach Langenbielau. Das am Fuß des Eulengebirges lang hingeſtreckte Dorf war damals ſchon zahlreich bevölkert und ein berühmter Fabrikort. Ich hatte vorher ſchon genug Elend geſehen bei den armen Webern, die jeden Sonnabend ſchaarenweiſe in unſere Stadt kamen, aber dieſe Leute waren demüthig und Gott ergeben. In Bielau dagegen ſah ich zum erſtenmal die Menſchheit von ihrer häßlichſten Seite. Beſonders fielen mir die verthierten Weiber und Kinder auf, die keinen Fremden vorbeigehen ließen, ohne ihn mit den ſchmutzigſten Schimpfwörtern und rohem Gelächter zu verhöhnen.

Es ſchien mir, auf den Bergen wohnen beſſere Menſchen. Ich ſah zum erſtenmal von einem unſerer näheren Berge die Schneekoppe, den Gipfel des Rieſengebirges, und bekam eine Luſt, den aufſteigenden Linien des Gebirges zu folgen. Ich dachte mir eigentlich nichts dabei, aber es zog mich fort. An einem ſchönen Sonnabend in der Frühe ſollte ich einen gewöhnlichen Ausgang machen; wie aber die Sonne ſo ſchön die Waldberge vergoldet hatte, lief ich zur Stadt hinaus der Schneekoppe zu. Ich hatte wirklich im Sinn, gar nicht mehr wiederzukommen, obgleich mir daheim niemand etwas zu leide gethan hatte. Ich fühlte mich über alle Maßen froh geſtimmt und ſang und jauchzte

unterwegs. Als ich die Waldhöhe erreicht hatte, welche die Thäler von Waldenburg und Gottesberg trennt, nahm ich noch ganz luſtig Abſchied von der erſtern Stadt und ſtieg zur andern hinab. Als ich aber durch dieſe hindurch gehen wollte, rief mich aus dem Fenſter eines hübſchen weißen Hauſes eine bekannte Stimme an. Es war ein Kaufmann Namens Schmiedel, der wöchentlich in unſer Haus kam. Als ich ihm nun freimüthig meine Abſicht kund that, behielt er mich einſtweilen bei einem guten Frühſtück, ließ anſpannen und brachte mich zu meiner Mutter zurück, ehe ſie mich noch vermißt hatte. — Später iſt mir mein älteſter Sohn Rudolf einmal in ganz ähnlicher Weiſe ohne alle Urſache und in der heiterſten Stimmung fortgelaufen. Es muß doch alſo wohl in der Seele der Kinder ein Zug zur Ferne liegen, der nach keiner Ueberlegung frägt.

Seit ich denken kann, habe ich immer von Zeit zu Zeit auf eine Perſon meine beſondere Liebe geworfen. Immer war mir irgend ein Knabe unter meinen Gefährten der liebſte, welches jedoch wechſelte, wenn ich einen edlern Zug bei einem andern wahrnahm.

Es war noch vor dem franzöſiſchen Kriege, als ich einmal dieſe beſondere Gunſt und Neigung einem kleinen Mädchen meines Alters zuwandte, deren Eltern arme Tagelöhner waren. Sie wohnten im Thal unter Waldenburg in einem kleinen zwiſchen Wieſen ſtehenden Häuschen. Ihre Anhänglichkeit an mich war innig und ſclaviſch. Ich ſchenkte ihr einſt einen ſchönen Henkeldukaten aus meiner Sparbüchſe, worüber ſie eine unvergleichliche Freude hatte. Aber wie ſehr war ich überraſcht, als ich bald darauf ſie in Thränen ſchwimmend an der Hand ihres Vaters in unſerm Hauſe ankommen ſah. Der ehrliche Vater wollte nicht glauben, daß ich ſeinem armen Kinde ein ſo koſtbares Geſchenk gemacht habe, allein ich bekräftigte die Wahrheit ihrer Ausſage und machte ihrer Noth ein Ende.

Das Volksleben bot damals noch eine Erſcheinung dar, welche der Kinderwelt zur großen Wohlthat gereichte, jetzt aber immermehr verſchwindet. Die Alten und das Geſinde erzählten den Kindern noch artige Märchen und rührende Geſchichten, und alte Volkslieder

wurden ſo allgemein geſungen, daß faſt jedes Kind ſie auswendig wußte. So waren mir, als viele Jahre ſpäter Hoffmann von Fallersleben die ſchleſiſchen Volkslieder ſammelte und herausgab, beinahe alle dieſe Lieder von meiner Kindheit her noch wohlbekannt. Wie traurig, daß die mündliche Mittheilung des ſo reichen und ſchönen nationalen Lieder- und Märchenſchatzes in neuerer Zeit faſt ganz aufgehört hat und der Leſerei von tauſend und abertauſend fabrikmäßig gelieferten, nur mit Kindlichkeit kokettirenden geiſt- und ſeelenloſen Kinderbüchern hat weichen müſſen. Ich war noch ſo glücklich, daß mir kein Kinderbuch in die Hand gegeben wurde, außer Robinſon Cruſoe, bei deſſen Lectüre ich die lehrhaften Geſpräche regelmäßig überſchlug. Das ganze pädagogiſche Gewäſch der modernen Kinderliteratur iſt vom Uebel und vermag die mündliche Mittheilung der guten alten Volkslieder und Märchen niemals zu erſetzen. Auch da nicht, wo man romantiſche Effecte bezweckt und in ſchönen Worten frömmelt. Man muß den Kindern niemals verraiſonniren und vorempfinden und ihnen ihre eigenen Stimmungen erklären wollen. Eine gute Geſchichte, ein Märchen, eine Fabel, ein Lied von ergreifendem und unvergeßlichem Inhalt wirken unmittelbar auf das Kind viel tiefer und erfolgreicher ein, als weitläufige Ermahnungen oder gar Beſchreibungen derjenigen Gefühle, die man gern den Kindern octroyiren möchte.

Bevor ich ein wenig mehr in die Jahre kam und meines ſeligen Vaters hinterlaſſene Bibliothek zu durchſpähen und zu verſchlingen anfing, kamen mir alle die guten alten Volksbücher in die Hände, welche damals noch auf den Jahrmärkten, freilich auf ſehr grobem Papier gedruckt, um ein Spottgeld verkauft wurden, die Genovefa, Magelone, Meluſine, Helena und Hirlanda, der Kaiſer Octavianus, die vier Haimonskinder, die drei Müllerstöchter, Eulenſpiegel ꝛc. Darin liegt mehr Poeſie, geſunder Verſtand und richtiges Gefühl, als in allem, was die moderne literariſche Fabrikation dem Volke dafür geboten hat.

Die romantiſche Umgebung meiner Vaterſtadt nährte in mir

den durch die erwähnten volksthümlichen Traditionen geweckten Sinn für eine poetiſche Auffaſſung der Welt überhaupt, von deren Größe und Wunderbarkeit ich mir märchenhafte Vorſtellungen machte. Wir beſaßen eine große optiſche Maſchine, in welcher man eine bedeutende Anzahl von Bildern in vergrößertem Maaßſtab erblicken konnte. Die Bilder ſtellten die größten und berühmteſten Städte der Welt dar, einige auch nur einzelne weltberühmte Plätze, wie den Markusplatz von Venedig, den Platz vor der Peterskirche in Rom, die Pyramiden, den Porzellanthurm von Nanking ꝛc. Sie waren auf Pappdeckel aufgezogen und mein ſeliger Vater und ſeine Brüder hatten einige Proſpecte berühmter Städte und Plätze ſo durchgeſchlagen, daß man dasſelbe Bild, wie beim Taglicht, ſo auch in der Nachtbeleuchtung ſehen konnte. Nicht nur alle Fenſter waren erleuchtet, ſondern an einigen Bildern auch ganze Illuminationen ausgeführt. So brauchte man das Licht in der Maſchine nur vor oder hinter das Bild zu ſtellen, um dieſelbe Stadt bei Tage oder bei Nacht vor ſich zu haben. Dieſe hübſchen Bilder brachten mir ferne Welten lebendig nahe und entfalteten vor mir die ganze Mannigfaltigkeit der Zonen, der Völker und ihrer Cultur.

Eine deutſche Ausgabe der großen Naturgeſchichte von Buffon mit zahlloſen illuminirten Kupfern öffnete mir den Blick in eine kaum überſehliche Thierwelt. Nichts bildet mehr den Formenſinn, als die Vergleichung der ſcharf ausgeprägten thieriſchen Geſtalten. Ich zweifle nicht, daß die erſten Gebilde von menſchlicher Künſtlerhand Thierformen nachgeahmt haben, ehe man zur Menſchenbildnerei und Landſchaftsmalerei übergehen lernte. Bei mir äußerte ſich der Nachbildungstrieb in der beſcheidenſten Weiſe, indem ich allerlei Thierfiguren mit der Scheere in Papier ausſchnitt. Man lobte daran, daß ich das Charakteriſtiſche der Thierform ſtets treffe, wenn ich auch nicht immer Geduld genug hatte, alles im Kleinen niedlich auszuführen, ſo daß z. B. die Hörner meiner Hirſche etwas dicker blieben, als ſie hätten ſein ſollen. Damals waren die ombres chinoises in die Mode gekommen und auch in meiner Vaterſtadt etablirte ſich auf

einige Zeit ein fremder Künſtler mit einem großen Schattenſpiel. Zufällig bekam dieſer Künſtler meine ausgeſchnittenen Thiere zu ſehen und bat ſich dieſelben aus, um ſie in den Zwiſchenacten im Schattenſpiel vor dem verehrungswürdigen Publikum vorüberziehen zu laſſen. Sie ernteten wegen ihrer Mannigfaltigkeit und treuen Auffaſſung verdienten Beifall, was mich ſehr beglückte und veranlaßte, auf des Künſtlers Rath, mich auch im Ausſchneiden von Landſchaften zu verſuchen. Da wuchſen unter meiner Scheere alsbald Tannen, Palmen, Waldpartien, Felſenpartien, Gärten mit phantaſtiſchen Brücken ꝛc. hervor, die dem verehrungswürdigen Publikum abermals produzirt wurden und gleichen Beifall fanden.

Wir hatten auch einen alten Homanniſchen Atlas, in welchem ich alle Länder der Erde überblicken konnte. Er machte mir unendliches Vergnügen, ſo daß ich ſchon als ſechs- und ſiebenjähriger Knabe ſtundenlang auf ihm lag und nicht ruhte, bis ich in allen Continenten und Meeren orientirt war.

Als der Negeraufſtand in Hayti, die Niederlage der letzten franzöſiſchen Armee daſelbſt und die Krönung des ſchwarzen Kaiſers (Deſſalines) kurz vor dem öſterreichiſchen Kriege von 1805 viel Aufſehen in Europa erregte und auch in unſerer Weinſtube davon gekannegießert wurde, wußte in der ganzen Geſellſchaft niemand, daß Hayti, Hiſpaniola und St. Domingo ein und daſſelbe ſeien, und der kleine Knabe, der es wußte und ſagte, wurde wegen ſeiner Naſeweisheit ausgelacht, am nächſten Tage aber, da die Herrn ſich überzeugt hatten, gelobt. Damit begann meine Theilnahme an den Händeln der Welt. Im Jahr 1805 trat uns armen Schleſiern das Verhängniß ſchon ein wenig näher. Ich erinnere mich noch gut, wie man damals der Oeſtreicher ſpottete und wie viel Beifall ein Orgelmann fand, der noch in demſelben Winter mitten im Schnee eine Illuſtration der Schlacht bei Auſterlitz, die eigentlich nur eine große Maſſe von blut- und feuerroth war, vorzeigte. Doch gab es Einzelne, die den Oeſtreichern lieber geholfen hätten. Der Miniſter Haugwitz war in aller Munde.

Das Schickſal erfüllte ſich raſch. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena war die preußiſche Monarchie in wenigen Wochen zertrümmert. Napoleon brauchte das Gros ſeiner Armee, um die Oſtſeeküſten zu gewinnen und Polen zu inſurgiren. Nach Schleſien warf er nur eine geringe Macht, weil hier kein preußiſches Regiment mehr das Feld hielt und es ſich nur um die Feſtungen handelte, deren Commandanten faſt alle ſchwachköpfige Greiſe, zum Theil feige Verräther waren. Schleſien zählte an zwei Millionen Einwohner und wenn man rechtzeitig ſeine Jünglinge und Männer bewaffnet hätte, würden ſie hingereicht haben, das ſchwache Corps des Prinzen Jerome und General Vandamme zurückzuſchlagen. Aber dafür war nicht geſorgt. Außer dem Militär wußte nur der jagdberechtigte Adel und das Forſtperſonal mit dem Feuergewehr umzugehen. Jedem Andern war es bei ſchwerer Strafe verboten. Die ſchwachen Behörden ſelbſt hinderten jeden patriotiſchen Aufſchwung. So war es möglich, daß Preußens reichſte Provinz von einer Armee, welche verhältnißmäßig nur eine Handvoll Räuber genannt werden konnte, erobert und ausgeplündert wurde.

Es war im Winter auf 1807, als an einem Sonnabend Morgen, während meine Vaterſtadt wie gewöhnlich von ländlichen Webern wimmelte, fünf und zwanzig bayeriſche Chevauxlegers auf den Markt geritten kamen und ſich ſo roh benahmen, daß in wenigen Minuten die Weber ihre langen Gebirgsſtöcke aufhoben und die ſtolzen Reiter von den Roſſen herunterſchlugen. Ich ſah alles aus dem Fenſter mit an. Der Magiſtrat that Einſprache, weil er die Rache des Feindes fürchtete. Aber die Bauern ließen ihre Beute nicht fahren, ſondern transportirten die gefangenen Reiter und ihre Pferde nach der Feſtung Schweidnitz. Noch an demſelben Tage wurden gegen fünfzig andere gefangene und verwundete Bayern, welche letztere elend im Stroh bei großer Kälte auf offenen Schlitten lagen, durch ein preußiſches Streifcorps unter einem Hauptmann oder Major Fiſcher eingebracht, deſſen Namen ich noch behalten habe, weil er mich empörte. Dieſer Offizier nämlich behandelte die Verwundeten,

indem er ihre Fortſchaffung beſchleunigen wollte, ſo brutal, daß ſelbſt unſere zahmen Bürger darüber murrten. Indeſſen waren es nur Repreſſalien, denn die Bayern, noch mehr aber die Württemberger, welche Vandamme mitgebracht hatte, gingen mit dem ſchlechteſten Beiſpiel voran und haben ſich in Schleſien unerhörte Frevel gegen Wehrloſe erlaubt.

Die Eile des ingrimmigen Fiſcher hätte die Bewohner unſerer kleinen Stadt belehren ſollen, daß ihm der Feind nach Schweidnitz nachfolgte. Am folgenden Sonntag befand ich mich mit meiner Familie in der Kirche, als die Predigt des ohnehin leiſe redenden Paſtor Guder durch fernen wunderſamen Hörnerklang unterbrochen wurde. Es war der melodiſche Marſch der württembergiſchen ſchwarzen Jäger, welche kamen, um Rache für die gefangenen Bayern zu nehmen und die Stadt zu plündern. Alles ſtürzte aus der Kirche. Da aber die Kälte ſehr ſtreng und jeder Soldat froh war, bald unter Dach zu kommen, war die Gefahr nicht ſo groß, als man anfangs befürchtete. Ueberdies wollte Vandamme ſelbſt in kurzer Zeit ankommen und in dem reichen und bequemen Städtchen raſten. Alſo blieb es bei bloßen einzelnen Mißhandlungen, Gelderpreſſungen und Möbelzerſtörungen, die Feinde ſelbſt aber hatten Acht, daß die Stadt nicht in Brand geſteckt wurde. Einer ſehr geſchwätzigen Frau wurde der Mund bis an die Ohren aufgehauen. Ein ehrbarer Küſter wurde auf dem Markt ausgezogen. Die reichſten Honoratioren der Stadt mußten den Soldaten bei Tiſch aufwarten und ſogar bei gewiſſen Geſchäften das Licht halten. Allerlei Wagen, Möbel und andere brennbare Sachen wurden aus den Häuſern geſchleppt, um zu Bivouakfeuern für die Truppen zu dienen, die nicht in den Häuſern unterkommen konnten. Große Ballen von Fries und Tuch wurden aus den Waarenlagern geſchleppt und nicht nur zu Decken und Mänteln zerſchnitten, ſondern auch als Teppiche über die Straßen gebreitet. Die ſpäter ankommenden württembergiſchen Chevauxlegers mit dem Roßſchweif auf dem Helm raubten ſogar die koſtbarſten Atlas- und Seidenzeuge, und ich ſah eine ganze Schwadron in langen über Roß

und Mann gebreiteten Decken von grünem Atlas zur Stadt hinausreiten. Aus meines Großvaters Keller wurde der Wein in Pferdeeimern fortgetragen. Auf der Straße wurde jedes Mädchen festgehalten. Alles wimmelte von beſchäftigten Soldaten, und man ſah faſt kein Bajonet, an welchem nicht Brod, Fleiſch, Würſte u. dergl. hingen.

Außer dem Wein erlitt meines Großvaters Haus keinen Verluſt, denn es erhielt ſogleich Sauvegarde und wurde als das ſchönſte Haus in der Stadt für den General Vandamme in Beſchlag genommen.

Im Hauſe der Mama ging es dagegen ziemlich bunt her und beinahe wäre mein wahnſinniger Onkel ums Leben gekommen, da er die erſten Soldaten, welche die Treppe herauf kamen, mit Rieſenkraft wieder hinunterwarf. Die gute Mama, die immer den Schein bewahrte, als ſei er bei Verſtande, ſchrie jetzt zum erſtenmal laut auf: Er iſt ja verrückt, thut ihm nichts! So blieb er wirklich geſchont und wurde nur ſchnell eingeſperrt.

Vandamme fand ſich am Dienſtag ein. Ich war zufällig bei meiner Mutter in der Küche, wo für ihn und ſein Gefolge geſotten und gebraten wurde. Da kam er ſelbſt in die Küche und begrüßte meine Mutter mit der größten Artigkeit, indem er ihr für die getroffenen Vorkehrungen dankte. Er war ein nicht großer, aber unterſetzter Mann und trug einen Ueberrock. Als er hörte, die Großeltern und wir Kinder ſeien alle auf eine Bodenkammer verwieſen, nur um ihm und ſeinen Offizieren Platz zu machen, befahl er ſogleich, uns zwei Zimmer wieder einzuräumen. Ich erwähne das ausdrücklich, weil derſelbe General Vandamme in andern Quartieren, wie allgemein bekannt iſt, einen üblen Ruf zurückgelaſſen hat. Seine damalige gute Laune und Artigkeit hatte ihren Grund ohne Zweifel darin, daß ihm das Niederbrennen der Stadt mit einer großen baaren Summe in Gold, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, mit 30,000 Dukaten abgekauft worden war.

Das Hauptquartier verließ uns ſchon am folgenden Tage und

rückte näher gegen Schweidnitz. Dieſe ausgezeichnete Feſtung, die im ſiebenjährigen Krieg eine bedeutende Rolle geſpielt hat, würde ſich viel länger haben halten können, wenn der Commandant, ein Herr v. Haacke, der die armen Soldaten aufs unbarmherzigſte zu prügeln pflegte, nicht trotz ſeines Bramarbaſirens ein ganz unfähiger und feiger Geſell geweſen wäre. So übergab er die ſtarke Feſtung ſchon am 18. Februar 1807. Er war in Schleſien ſo verrufen, daß man ihm, als er auf ſein Ehrenwort entlaſſen war und fortreiſte, unterwegs in einem Gaſthof die Fenſter einwarf. Da ſagte er zum Gaſtwirth: Sie müſſen wohl Feinde haben.

Während der Belagerung gingen wir öfters auch des Nachts auf die Berge, um das traurige Schauſpiel mit anzuſehen. Der Bogenflug der Bomben und hie und da ein aufloderndes Feuer gewährten einen ſo neuen und in ſeiner Art ſchönen Anblick, daß mancher unter den gebildeten Zuſchauern die Noth und Schmach des Vaterlandes darüber vergaß. Noch länger als die Belagerung dauerte, nämlich bis tief ins Frühjahr, lagen immer fremde Truppen bei uns. Am längſten ein Bataillon der württembergiſchen Jäger, unter denen Hauptmann von Wundt, ein ungewöhnlich langer und ſchlanker Offizier, mich ſo lieb gewann, daß er ſich viel mit mir beſchäftigte und mich beinahe täglich mit auf ſein Pferd nahm. Da jagten wir durch Feld und Wald im ſauſenden Galopp. Ich habe ihn ſpäter in Stuttgart als Oberſt wiedergefunden. Er iſt als General geſtorben. Die übrigen württembergiſchen Offiziere, die damals bei uns im Quartier lagen, ſind im ruſſiſchen Feldzug umgekommen. Bayern kamen nicht zu uns, was uns ſehr lieb war, weil ſie ſich wegen des verhängnißvollen Vorfalls vielleicht würden haben rächen wollen. Wir glaubten es dem General Vandamme zu verdanken, daß er keine Bayern in unſere Nähe verlegte.

Dagegen beherbergten wir im Frühjahr franzöſiſche Linieninfanterie, welche großes Aufſehen erregte. Ich ſah dieſen noch halben Sanculotten oft zu, wenn ſie im freien Felde exerzierten, und das Herz im Leibe that mir wohl dabei. Unſere ganze Bevölkerung theilte

einigermaßen dieſes Gefühl, denn es war unmöglich, die martialiſchen Kerle zu ſehen, ohne ſich ein wenig für ſie zu enthuſiasmiren. Sie trugen noch die altmodiſchen Hüte aus der Zeit vor und während der Revolution und kurze dicke Zöpfe. Nur die rothen Epauletten gaben ihnen einigen Glanz. Sonſt waren ihre blauen Uniformen, ein Frack mit hoher Taille und langen Schößen, ſehr abgetragen, und Hoſen hatten ſie von allen Farben, meiſt ſelbſt gemacht aus geraubten Bettbezügen. Aber ihre braunen, verwegenen Geſichter, ihre funkelnden Augen und die Elaſticität, Raſchheit und Energie ihrer Bewegungen, vor allem das Feuer ihres Bajonetangriffs, überzeugten jeden Zuſchauer, daß wir hier die erſten Soldaten der Welt vor uns ſahen. In ihrem Aeußern lag etwas Räubermäßiges, beſonders wenn ſie ungeordnet marſchirten und alles mögliche mitgehen ließen und auf ihre Bajonete ſpießten. Aber der Heldencharakter überwog doch den des Räubers. Man ſchämte ſich beim Anblick dieſer etwas unſaubern, aber echten Krieger des bisherigen preußiſchen Paradeweſens. Gewiß hat Mancher, der ſpäter die großen Befreiungskriege mitfocht, ſich vorher ein Beiſpiel an jener ſchlagfertigen und blitzſchnellen franzöſiſchen Infanterie genommen. Ich muß hier voraus bemerken, daß ich im Jahr 1813, obgleich ich damals viele Franzoſen ſah, jene Infanterie von 1807 nicht mehr wiederfand. Die großen alten Hüte und das Sansculotartige Ausſehen war verſchwunden und durch einen häßlichen unbequemen Czacko und eine glänzendere Uniform nicht vortheilhaft erſetzt, während die raſche Beweglichkeit, das Feuer und die unwiderſtehliche Energie auf die Deutſchen übergegangen zu ſein ſchien.

Noch unter den Augen der feindlichen Einquartierung ſchaarten wir Knaben uns zuſammen zum Soldatenſpiel, wobei wir nicht verfehlten, dem franzöſiſchen Ungeſtüm nachzuahmen, von dem wir wie electriſirt waren. Den Knaben der gebildeten Stände ſtellten ſich bald die der kleinen Handwerker gegenüber, und der wüthendſte Streit entſpann ſich darüber, welche Partei die Preußen und welche die Franzoſen vorſtellen ſollte. Natürlicherweiſe wollte jede die

preußiſche Partei ſein und ſchob der andern die feindliche Rolle zu. Darüber kam es nun zu täglichen und oft blutigen Raufereien. So wild und rückſichtslos, wie wir uns damals herumſchlugen, habe ich ſpäter niemals wieder Knaben ſich ſchlagen ſehen. Als Anführer der Honoratiorenjugend verfolgte ich einmal den großen rothhaarigen Schuſterjungen, der die plebejiſche Schaar commandirte, bis in die Werkſtatt ſeines Vaters, wo Meiſter und Geſellen über mich herfielen und ich mich, an Geſicht und Händen blutend, zurückziehen mußte. Ein andermal wurde ich bei Erſtürmung einer Mauer von einem Stein ſo hart an die Stirn getroffen, daß ich eine zeitlang ohne Beſinnung dalag. Das Kriegsfeuer bemächtigte ſich dermaßen der ganzen Jugend, daß die Knaben aus den benachbarten Dörfern nun uns, die Städter, angriffen. Darauf ſchloſſen wir mit den Plebejern Frieden und rückten vereinigt gegen den gemeinſchaftlichen Feind aus. Auch behielten wir die Oberhand, denn die Bauerjungen hatten ſich von ſtarken Baumrinden ſo plumpe Küraſſe, Beinſchienen und Helme oder Mützen gemacht, daß ſie im nahen Kampf viel unbehülflicher waren als wir. Da nunmehr aber der Knabenkrieg ſo große Dimenſionen angenommen hatte, miſchte ſich Schule und Polizei hinein und wir mußten aufhören.

Nachdem der Friede von Tilſit geſchloſſen war, herrſchte wieder Ruhe im Lande. Ich hörte wohl oft klagen über den entſetzlichen Steuerdruck, welcher den Plünderungen im Kriege nachfolgte, über Stockung der Geſchäfte und über die leidige Continentalſperre. Ich kann indeß nicht ſagen, daß ſich das Elend bis in die Häuſer unſerer wohlhabenden Familien erſtreckt hätte. Der Reichthum unſerer Kaufleute war nicht leicht zu erſchöpfen, das Bad Altwaſſer blieb nach wie vor beſucht, ja es wurde ſogar ein großes Theatergebäude in Waldenburg errichtet, in dem eine herumziehende Truppe nicht übel ſpielte. Damals war Schillers Jungfrau von Orleans noch neu und kam bei uns in die Mode, wozu die Zeitumſtände beitrugen. Man begeiſterte ſich gern an dieſer kriegeriſchen Jungfrau, die allein zu Stande gebracht, was Männer nicht vermocht hatten.

Man dachte ohne Zweifel dabei an das eigene Vaterland, in dem die verhaßten Fremden herrſchten.

In unſerer belebten Gegend ließ ſich zur Badezeit auch der damals berühmte Seiltänzer Kolter ſehen. Er leiſtete außerordentliche Dinge und ſprang unter andern von einem Gerüſt über ſechszehn Pferde hinweg Im Jahr 1818 las man von ihm in den Zeitungen, mit welchem Meiſterſtück er von der Kunſt Abſchied genommen habe. Er begab ſich nämlich während des damaligen Congreſſes nach Aachen und erbat ſich von den hohen Monarchen die Erlaubniß, ihnen ſeine Stücke produciren zu dürfen. Sie ſchlugen es ihm jedoch ab, weil ſie bereits einen berühmten engliſchen Akrobaten engagirt hatten. Dieſer letztere ſpannte nun ein Seil vom Boden bis zum höchſten Thurm hinauf und kündigte an, er werde als Ritter in voller Rüſtung hinaufſteigen. Die hohen Monarchen und zahlloſes Volk ſchauten zu. Der Engländer ſtieg wirklich bedächtig das Seil hinauf. Als er aber den halben Weg vollendet hatte, trat plötzlich oben aus dem Thurm ein Zauberer in langem Gewande heraus, ſchritt raſch auf dem Seil hinunter und ſagte zu dem erſchrockenen Engländer: „Wähle unter drei Dingen! entweder gehe zurück, oder ringe hier mit mir, oder knie auf das Seil und bücke dich, dann will ich über dich hinwegſpringen!“ Der Engländer wählte das letztere und bückte ſich. Der Zauberer ſprang über ihn hinweg, ſtieg glücklich vollends herunter und ſtellte ſich den Monarchen als — Kolter vor. Sie aber hatten geglaubt, der Engländer habe die Scene mit ihm verabredet.

Ich fing an, mich auch außerhalb der Schulſtunden vielfach geiſtig zu beſchäftigen und beſonders viel zu leſen. An Büchern fand ich in der Bibliothek meines ſeligen Vaters eine reiche Auswahl. Auch beſaß ich ausnahmsweiſe ein eigenes Zimmer, wo ich mich mit meinen Büchern und Schreibereien ganz ungeſtört fand. Da nämlich unſere Großeltern im dritten oder Hinterhauſe, alle Jüngeren aber im großen Vorderhauſe ſchliefen, ließ man mich allein im Mittelhauſe ſchlafen, damit doch jemand darin ſei. Alle drei Häuſer waren durch einen langen dunkeln Gang verbunden, in dem es des Nachts

nicht geheuer sein sollte. Meinem Vater soll einmal eine Gestalt dort erschienen sein. Mir ist nie etwas erschienen. Ein zweites Asyl für meine Lectüre fand ich in einer reizenden Laube im Garten der „Mama". Hinter dem Hause dieser trefflichen Dame nämlich befand sich ein großer Hof, in welchem sie schöne Pfauen, Perlhühner, einen Storch, einen Kranich ꝛc. zu halten pflegte, und dahinter ein von hohen grünen Weiden ringsum eingeschlossener Garten, welcher für mich ein kleines Paradies war. Hier las und schrieb ich oft stundenlang einsam.

Noch weitaus romantischer aber war ein anderes Besitzthum der „Mama", in dem benachbarten Dorfe Salzbrunn, welches unter Fürstenstein liegt. Das heilkräftige Wasser dieses Dorfes hat erst zwanzig Jahre später den ihm gebührenden Vorzug erhalten. Ich trank es schon damals am liebsten. Hier besaß die „Mama" ein kleines Landgut mit einem alten, aber geräumigen Hause, dessen schwarzes Dach ich schon von weitem nie ohne Sehnsucht erblicken konnte. Daneben war ein terassenförmiger, fast immer wild mit Blumen vollgewachsener Garten, auf dessen alter halbverfallener Mauer ich hundertmal an heißen Sommertagen saß und meinen Phantasien nachhing oder ein Buch las. Die Nähe des schwarzen Hochbergs und der Schlösser von Fürstenstein, die über den Wald herüberblickten, machten die Gegend sehr romantisch, und wenn die Abendsonne noch heiß im Thale lastete, schien mir alles in Gold verklärt, war ich in eine andere wunderbare Welt versetzt. Hier wirkte der Zauber der Natur unendlich tief auf meine Seele. Die Eindrücke, die ich hier empfangen, mahnen mich nicht an die irdische, an eine höhere Heimath. Gewiß ist wenigstens, daß die Natur in einer kindlichen Seele Gefühle weckt, die wie geheimnißvolle Erinnerungen an eine andere Welt erscheinen und nichts gemein haben mit allem, was wir später bei ihrem Anblick empfinden. Die Eindrücke Salzbrunns haben sich mir so tief eingeprägt, daß, als ich lange nachher an einem schönen Gewitterabend einmal im Plauenschen Grunde bei Dresden in einem Hause einkehrte, das mit dem in Salzbrunn einige

Aehnlichkeit hatte, meine Augen unwillkürlich ſich mit Thränen füllten.

Das Innere des Hauſes in Salzbrunn war mir nicht weniger intereſſant. Hier war alles ſeltſam altmodiſch, Spiegel und kleine Marmortiſche mit vergoldetem Schnitzwerk, Seſſel und Sopha von altem purpurrothem Sammt, ein Spiegel ganz umſteckt mit alten aber noch ſehr lebhaft glänzenden Pfauenfedern, ein ſeltſames Porzellanſervice mit allerlei bunten Figuren, endlich alle Zimmer voll alter Bilder. Die kleinen Nebenzimmer und der Hausflur enthielten alte Ahnenbilder, die Menzel, die als Rathsherrn in Breslau gelebt, mit einigen Frauen und Kindern. Ein Mädchen war dabei, das vor 150 Jahren gelebt hatte und meiner ältern Schweſter ſprechend ähnlich war. Das größte Zimmer war von oben bis unten mit Bildern ausgeziert, worauf alte Türkenſchlachten, Seegefechte, niederländiſche Gruppen und Portraits berühmter Männer abgebildet waren. Ich lernte ſie alle auswendig und beſchäftigte meine Phantaſie damit auf mannigfaltige Weiſe. Unter andern befand ſich dabei ein altes, unſcheinbares Bild, welches einen ſchwarzgeharniſchten Ritter mit feuerrothem Geſicht darſtellte, wie er mit dem Tode kämpft, der die Senſe gegen ihn aufhebt. Indem ich oft über dieſes Bild nachdachte, erfand ich mir dazu eine ſagenartige Geſchichte, die ich ſpäter zu einem kleinen Drama ausbildete.

Angeregt durch das Theater in Waldenburg, in welches ich um ſo öfter gehen durfte, als ich mit Schauſpielerkindern bekannt wurde, übte ich mich in der dramatiſchen Form und ſchrieb ſchon bald nach dem unglücklichen Kriege von 1806 und 1807 eine kleine Poſſe in Knittelverſen, worin ich über die Feigheit und kleinſtädtiſche Erbärmlichkeit ſpottete, mit der man ſich vom Feinde alles hatte gefallen laſſen. Auch ein Verräther kam darin vor, der mit dem Feind kokettirt hatte, ein ganz aus dem Leben gegriffenes Bild. Ich ſchrieb dann noch eine zweite kleine Komödie, nur einen heiteren Scherz, ſo unbedeutend, daß ich den Inhalt vergeſſen habe. Auf einem alten Bilderbogen, der eine Menge Herren und Damen im Coſtüm des

vorigen Jahrhunderts darstellte, schrieb ich unter jede Figur ein Epigramm. Als meine strenge Großmutter mich einmal wegen dieser Schalkhaftigkeiten ausschalt, schrieb ich ihr so sauber als möglich Predigten in bunter Dinte, die sie sehr gut aufnahm.

Ich neigte überhaupt, wenn auch zur Lustigkeit, doch keineswegs zu einer gemeinen Frivolität, und nichts erschien mir damals schon verächtlicher, als wenn dumme Menschen, z. B. junge Kaufleute, die des Vaters Geld verpraßten, Witzlinge spielen wollten und doch nicht einen einzigen eigenen Gedanken vorbrachten, sondern immer nur die abgedroschenen Phrasen und Schlagwörter im Munde führten, die unter lüderlichen Schauspielern, Offizieren, Studenten und Commis grade Mode waren.

Eine tiefere Gemüthserregung, eine wunderbare Rührung ergriff mich einmal, als ich im letzten Jahre meines Aufenthalts in der Vaterstadt an einem sonnenwarmen Frühlingstage allein im Walde spazieren ging. Ohne die geringste Veranlassung versank ich in eine Art von Schwermuth, von Sehnsucht, von Seelentrunkenheit, und weinte, ich wußte nicht warum.

Ueberaus oft kam ich auch nach dem nahen Fürstenstein und war in dessen alter Burg, auf dem Riesengrabe und dem Felsengrunde ganz heimisch. Oft auch erstieg ich die uns noch näher liegende Burgruine Neuhaus. Lebhaft erinnere ich mich noch reizender Sommerpartien nach Charlottenbrunn, nach Tannhausen und in die rauheren Waldregionen von Wüstegiersdorf, wo ich einmal der Erhebung eines neuen großen vergoldeten Thurmknopfs anwohnte. Bei der feierlichen Einsegnung war eine solche Menschenmenge in der Kirche versammelt, daß ein bildschönes Mädchen, welches dem Grundherrn Grafen Hohberg einen versificirten Gruß darbrachte, in Ohnmacht fiel. Der mit einem breiten Ordensband gezierte Graf stand ihr aber mit väterlicher Sorge bei. Auch mitten im Winter machte ich oft Schlittenpartien mit und habe später niemals wieder die Luft des Winters so genossen, niemals wieder diese haushohen Windweben und dick-

beſchneiten Tannenwälder geſehen, außer noch einmal in Tirol, denn mein Lebensweg führte mich nach dem Süden.

Ein Ereigniß für meine kleine Vaterſtadt war die Ankunft des Malers Waagen aus Hamburg. Dieſer würdige Künſtler war zugleich Sammler und hatte ganz wie die Brüder Boiſſerée die Kriegszeiten benutzt, um ſchöne alte Gemälde aufzukaufen und zu retten. Er brachte eine ganze Galerie ſolcher Gemälde mit, aber nicht altdeutſche wie in der Boiſſerée'ſchen Sammlung, ſondern meiſt von italieniſchen, ſpaniſchen und niederländiſchen Meiſtern. Sie ſind in einer viel ſpäteren Zeit gut verkauft und zerſtreut worden und ein ſchöner Chriſtuskopf von Guido Reni kam in den Beſitz des Königs von Württemberg, in deſſen Schloß ich ihn nach vielen Jahren wiederſah. Waagen war durch die Familie Reichard mit dem Dichter Ludwig Tieck, dem Naturphiloſophen Heinrich Steffens und dem Kaufmann Alberti, welcher damals die erſte Spinnmaſchine in Waldenburg errichtete, verſchwägert. Deshalb ließ er ſich grade in unſerm Gebirgsſtädtchen nieder, wohin auch, jedoch erſt einige Jahre ſpäter, nachdem ich Waldenburg ſchon verlaſſen hatte, Tieck ſeine liebenswürdige Tochter Dorothee ſchickte. Auch wir waren mit ihnen durch die Familie Töpfer verwandt, die vielfach mit den Treutler verſippt war. Die ganze Honoratiorenwelt meiner Vaterſtadt war eigentlich ein einziger großer Verwandtſchaftshimmel, in welchem eine alte reiche Frau Töpfer präſidirte.

Jener Maler Waagen nun verſtärkte die ſchwache und nur bisher durch die „Mama" vertretene Partei der höheren geiſtigen Intereſſen mitten in einer Kaufmannswelt, welche nur materielle Intereſſen kannte. Es ſchmeichelte doch ein wenig den Kaufleuten, eine ſo namhafte Gemäldegalerie zu beſitzen, die in der Badezeit viel von Fremden beſucht wurde. Auch ſchickten ſie ihre Kinder in die ſog. Akademie, unter welchem vornehmen Namen er eine einfache Zeichenſchule eröffnete. Er hatte drei Söhne mitgebracht, wovon der älteſte, Guſtav, ein ausgezeichneter Kunſtkenner und Galeriedirector in Berlin, der zweite, Wilhelm, erſt Offizier, ſpäter Landrath in Oſt-

preußen und der jüngſte, Karl, Maler und Gemäldehändler in München geworden iſt. Nur der letztere wurde mir, weil wir in gleichem Alter ſtanden, eng befreundet. Ebenſo Guſtav, der jüngſte der Alberti. Dieſe Alberti waren ſchöne Leute, die älteſte Tochter, welche nie heirathete, wahrhaft madonnenhaft, noch reizender die zweite. Einer meiner vertrauteſten Kameraden war noch Wilhelm Jenſch, deſſen Vater in die Töpfer'ſche Familie geheirathet hatte und ein großes Haus machte. Wilhelms ältere Schweſter Ottilie heirathete damals wieder einen Töpfer, welcher ſehr reich war. Es gab eine prächtige Hochzeit. Nie ſah ich eine Braut ſo ſtrahlend von Jugend, Schönheit und Glück. Ich hatte ſie immer lieb gehabt, vorzugsweiſe, und ſie auch mich. Doch kann ich nur mit Wehmuth an die ſchönen Stunden zurückdenken, die wir in kindlicher und verwandtſchaftlicher Vertraulichkeit im Hauſe ihres Vaters verlebten. Denn das Glück dieſer reichen Familie wurde auf eine grauſame Weiſe zerſtört. Die Kontinentalſperre, die lange Stockung des Handels, dann der neue ſchreckliche Krieg und ſeine Leiden, die tiefe Verarmung und Verſchuldung im ganzen Lande fraßen unzählige Vermögen weg, und da Jenſch zuviel Aufwand gemacht hatte, mußte er um ſo eher falliren. Sein reicher Schwiegerſohn ſollte ihn retten, wollte aber ein ſo großes Opfer nicht bringen, und der Alte ſchoß ſich todt. Die einſt ſo lebensfrohe Ottilie fiel darüber in tiefe Schwermuth, weil ſie ſich einbildete, nicht genug gethan zu haben, um ihrem Gatten das Opfer der Großmuth abzugewinnen. Ich habe ſie im Jahr 1842 wiedergeſehen als eine alte Frau in ſtillem Wahnſinn. Sobald ſie mich nach mehr als dreißig Jahren wieder erkannte und ſich unſerer Jugend erinnerte, ſchloß ſie ſich mit der ganzen alten Herzlichkeit an mich, als hätte ſie Troſt bei mir ſuchen wollen. Die Verwandten hofften, ich werde einen guten Eindruck auf ſie machen, und ſie vielleicht von ihrer Einbildung heilen. Ich verſuchte es, aber vergebens. Sie iſt in einer Irrenanſtalt geſtorben. Ihr Bruder Wilhelm endete auf nicht minder traurige Weiſe, indem er in der Jugend nicht genug gelernt hatte,

auf des Vaters Reichthum allzusehr vertraute, nach dessen Tode sich mit einer kleinen Anstellung in Berlin als Schreiber begnügen mußte und dem Trunk anheim fiel.

Im August 1809, in jenen unvergeßlichen Tagen, in denen das heldenmüthige Volk der Tiroler die Franzosen noch einmal aus seinen Bergen hinausschlug und der edle Herzog von Braunschweig mit seiner schwarzen Schaar kühn mitten durch Deutschland zog und alles vor sich niederwerfend nach England entkam, lebten wir in Schlesien im tiefsten Frieden, so daß wir ungefähr ein Dutzend Knaben mit einem Hofmeister eine vierzehntägige Fußreise machten. Daran, daß man den Oestreichern in ihrem schweren Kampfe geholfen hätte, war nicht zu denken. Doch hinterließ das eigenmächtige Vorgehen des unglücklichen Schill einen tiefen Eindruck im preußischen Volke, wovon auch ich berührt wurde. Man konnte nicht Bildnisse genug von Schill und Blücher auftreiben, die neben denen des alten Fritz dem patriotischen Gefühl Trost gewährten. Ich fand solche Bilder selbst in Bauerhäusern. Als uns unsere Fußreise nach Liegnitz führte und zum nahen Kloster Wahlstadt, gedachten wir der großen Tatarenschlacht, in der die deutschen Ritter und Bergleute so ruhmvoll gekämpft hatten, wir ahnten damals noch nicht, daß vier Jahre später in denselben Tagen des August dieselbe Gegend einen neuen herrlichen Sieg der Deutschen und zumal der Schlesier sehen sollte, denn hier wurde die Schlacht an der Katzbach geschlagen und Blücher erhielt davon den Ehrennamen Fürst von der Wahlstadt. Auf dem Rathhause in Liegnitz betrachteten wir Knaben mit großer Lust die zahlreichen Waffen aus alter Zeit, die hier aufbewahrt wurden, besonders die schweren Eisenpanzer und die Pfeile der Tataren aus der großen Schlacht. Als ich sieben Jahre später wieder einmal nach Liegnitz kam und die Rüstkammer noch einmal besuchte, zeigte man mir in einem Balken an der Decke einen Pfeil, der vollkommen den andern alten Tatarpfeilen glich. Es war aber ein neuer Pfeil, wie ihn die Baschkiren heute noch zu brauchen pflegen. Ein Baschkir, der 1813 mit den russischen Truppen hier durchgekommen war, hatte

ihn aus seinem Köcher genommen und in den Balken hinauf geschossen, damit die neuen Tataren hier auch ein Andenken zurücklassen sollten, wie die alten.

Wir gingen von Liegnitz aus über die Oder in den großen Eichenwald, den das Kloster Leubus, ein ungeheures Viereck, hoch überragte. Hier fanden wir noch die Mönche im besten Wohlsein. Erst im folgenden Jahre wurden sie vertrieben. Diese großen Feldklöster waren eine Eigenthümlichkeit Schlesiens. Friedrich der Große hatte sie geschont. Erst 1810 wurden sie aufgehoben, aber der Zweck der Aufhebung, durch die Konfiskation die leere preußische Staatskasse zu füllen, wurde vereitelt, weil man Güter und Gebäude zu den niedrigsten Preisen verschleuderte und überdies viel Unterschleif stattfand, was mir z. B. vom Kloster Heinrichau durch Betheiligte genau bekannt wurde. Die Regierung hätte sich wenigstens das Kapital erhalten sollen, aber um der Früchte eines Jahres willen hieb sie den ganzen Baum um.

Auf dem Rückwege hatte ich das Vergnügen, in Gnadenfrei zum erstenmal eine Herrnhuter Kolonie zu sehen, deren Frieden mich sehr ansprach. An einem ungewöhnlich heißen Tage stiegen wir zum Grädițzberg hinauf. Auf dem Gipfel dieses schönen bewaldeten Berges erhebt sich eine alte Burgruine, von der man weit in das schöne Land hineinsieht. Als wir nach einem ermüdenden Marsch mit glühenden Gesichtern und von Schweißtropfen wie mit Perlen übersät oben anlangten, waren wir nicht wenig überrascht, in dieser Bergwildniß eine glänzende Gesellschaft zu finden. Ein reicher Berliner Bankier, wenn ich nicht irre Benecke, hatte die Ruine gekauft und wenigstens den Rittersaal mit seinen breiten gothischen Fenstern prächtig wieder herstellen lassen. Er feierte an diesem Tage die Einweihung des Saales und hatte viele Herren und Damen dazu eingeladen. Die ganze Gesellschaft saß eben beim fröhlichen Mahl an der großen langen Tafel, die von der Last der Speisen zu brechen schien. Wir wagten nicht in den Saal zu treten. Als uns aber der freundliche Besitzer bemerkte, kam er mit der Serviette in der Hand

heraus, begrüßte und liebkoſte uns und lud uns alle zum Gaſtmahl ein. Geſchäftige Diener ſtießen noch ein paar Tiſche an die Tafel und bald ſaßen wir in der langen Reihe und ſtillten unſern Hunger mit den köſtlichen Speiſen. Der Eigenthümer ſchien eine große Freude an uns zu haben und mochte wohl in unſerer unſchuldigen Luſt und überhaupt in unſerm Beſuche beim Antritt ſeines Beſitzthums ein günſtiges Omen ſehen. Es iſt jedoch nicht eingetroffen. Denn als ich nach ſieben Jahren wieder einmal auf den Grädițzberg kam, überfiel mich ein wahrer Schrecken, als ich den ſchönen Ritterſaal wieder zerſtört, die alten Mauern von neuer Feuersglut zerriſſen und geſchwärzt fand. Ich hatte mich ſo ſehr gefreut, den erſten heitern Eindruck, den mir der Grädițzberg gemacht hatte, zu erneuern. Nun erfuhr ich von einem Bauer, dem ich zufällig im Walde begegnete, im Jahr 1813 hätten ſich Preußen und Franzoſen hier ein blutiges Gefecht geliefert und dabei ſei der neue Bau auf dem Berge in Brand geſteckt worden. Ob er ſpäter je wieder erneuert wurde, iſt mir unbekannt geblieben.

Wir wanderten weiter dem Hochgebirge zu und beſuchten Hirſchberg, Warmbrunn, den ſagenberühmten Kynaſt, Schreibershau, den Kochel- und Zackenfall, wurden aber durch Regenwetter zur Umkehr gezwungen und konnten diesmal die Schneekoppe, die unſer Ziel war, noch nicht erreichen.

Im darauf folgenden Winter begleitete ich meine Mutter auf einer Feſtreiſe nach Schweidnitz, und auf dem Rückwege in einer kalten Nacht ſahen wir unzählige Sternſchnuppen und Feuerkugeln. Es war in der Mitte des November, alſo der zuerſt von Humboldt charakteriſirte periodiſche Meteorſtrom.

Unglücklicherweiſe ließ ſich meine gute Mutter damals überreden, ein großes Landgut zu kaufen. König Friedrich Wilhelm III. hatte durch ein Edict dem Adel das ausſchließliche Recht des Güterbeſitzes entzogen. Der ſchleſiſche Adel hatte in der langen Friedenszeit, welche der Kataſtrophe von Jena vorausging, zuviel Luxus getrieben. Eine Menge verſchuldete Güter gingen nun in die Hände der Gläubiger

über, oder kamen durch Kauf in bürgerliche Hände. Die Preiſe waren nicht hoch, da gleichzeitig auch ſo viele geiſtliche Güter zum Verkauf ausgeboten wurden. Aber meine Mutter verſtand nichts von der Landwirthſchaft, und unſer neuer Hofmeiſter Elsner, der die Haupttriebfeder des Unternehmens war, hat ſich zwar ſpäter als Schaafzüchter einen großen und verdienten Ruf erworben, war damals aber als junger Candidat der Theologie einer großen und mannigfaltigen Oekonomie noch nicht gewachſen.

II. Auf dem Lande.

Am zehnten Mai 1810 verließ meine Mutter mit uns fünf Kindern als künftige Gutsbeſitzerin in einer vierſpännigen Landkutſche die Vaterſtadt, und noch an demſelben Abend trafen wir auf dem Rittergut Ober-Arnsdorf ein, welches die Mutter gekauft hatte. Dasſelbe liegt zwei Meilen hinter Strehlen in der Richtung gegen Neiße. Die Gegend bot manchen Reiz dar. Obgleich nicht mehr gebirgig, hatte ſie doch hübſche Waldhügel aufzuweiſen, über die ſich am höchſten der ſ. g. Rummelsberg erhob, an den ſich alte Volksſagen vom Ritter Czirn knüpften. Ein ſchöner Waldhügel trennte unſer Dorf von einem anmuthigen Wieſen- und Mühlenthal. Die ganze Oſtſeite unſers Gebietes deckte ein lang gezogener hoher und dichter Eichenwald wie eine Mauer. In dieſem majeſtätiſchen Walde pflegten jährlich die nach Polen ziehenden oder von Polen kommenden Störche auszuruhen und eine Nacht zuzubringen. Dann ſah man von fern das dunkle Grün der Waldwand mit den weißen Vögeln überſät und hörte ihr Klappern. Auf der Südſeite unſeres Beſitz-

thums, nur eine halbe Stunde entfernt, lag Prieborn mit seinem großen grauen Marmorbruch, in welchem der schönste Marmor Schlesiens gebrochen wird. Nur an Straßen litt die hübsche Gegend Mangel. Bei nassem Wetter versanken die Wagen auf allen Wegen im Koth, so daß man wußte, man sei von der polnischen Grenze nicht allzuweit entfernt. Die schlechten Straßen aber und die große Entfernung der wenigen nächsten Städte waren der Häuslichkeit, dem Familienleben und dem freundlichen Zusammenhalten der Nachbarn zuträglich. Die benachbarten Edelleute, der königliche Amtmann von Prieborn und die nächstwohnenden Pfarrer wurden alle ohne Ausnahme bald mit uns befreundet, und es gab hier nirgends gegen einander feindlich gesinnte Nachbarn. Der gesellige Verkehr und die Gastfreundschaft waren über jedes Lob erhaben.

Die Liebenswürdigkeit der Menschen aus den gebildeten Ständen erschien um so glänzender, als sie sich durch äußere Eleganz nicht aufputzte. Denn mit ganz wenigen Ausnahmen waren die Edelsitze sehr bescheidene Bauten und die schlechten Zeitumstände erlaubten keinen großen Aufwand. Ich hatte in meiner Vaterstadt großen Reichthum zur Schau tragen, hatte nicht selten die stolzen Kaufmannsfrauen beim Champagner lustig werden sehen. Hier auf dem Lande kam das nicht mehr vor. Der alte Adel lebte sehr bürgerlich und mäßig. Und doch waren seine Manieren feiner und seine Gesinnungen nobler, als die der reichen Kaufmannswelt. Das sagte mir sehr zu.

Unser s. g. Schloß, der strahlende Centralpunkt des Ritterguts, beherrschte zwar einen mit Stallungen und Scheuern eingehegten sehr weiten Hof, an den sich nach allen Seiten hin Gärten und eine große Schäferei anschlossen; allein es war kein Schloß, sondern ein überaus einfaches und geschmackloses zweistöckiges Haus mit einem Schindeldach. Meine Mutter würde es ohne Zweifel später verschönert oder erweitert haben, wenn die Zeiten nicht immer schlimmer geworden wären. Im ersten Jahre mußte sie große Geldopfer bringen, um das vielfach vernachlässigte Gut nur wieder in Stand zu setzen. Die Hitze des folgenden Kometenjahres verdarb die Ernte. Im dritten

Jahr zog Napoleon nach Rußland und wurden die Steuern und Lieferungen ſchon faſt unerſchwinglich. Endlich im vierten Jahre kam der große Krieg ins Land und verſchlang alles.

Das gemeine Landvolk, welches ich hier kennen lernte, unterſchied ſich in der Mundart, in der Tracht und im Charakter von unſerm Gebirgsvolk. Es hatte, obgleich es nicht mehr ſlaviſch redete, doch noch manchen ſlaviſchen Zug an ſich. Der reichere Bauer trug den dreieckigen Hut des Deutſchen; auf dem Kopf der geringeren Leute ſah man öfter die polniſche Pelzmütze. Der Rittergutsbeſitzer war Patronatsherr der Kirche und übte die niedere Gerichtsbarkeit und Polizei. Die Pferde haltenden Bauern waren ihm zu Spanndienſt, die Kühe haltenden Freigärtner zu Handdienſten, aber nur dreimal im Jahre, beim Heumachen, in der Ernte und beim Holzmachen im Winter, alle aber zu Naturalleiſtungen in Zinshühnern, -Eiern, -Flachs ꝛc. verpflichtet. Etwa ein halbes Dutzend ſ. g. Hofgärtner hatten zwar ihr eigenes Häuschen und Gütchen, mußten aber Tag für Tag zu drei Perſonen der Herrſchaft dienen oder frohnen. Das eigentliche Hofgeſinde hatte eine ſtrenge Gliederung. Unter dem Schaffner ſtanden alle männlichen, unter der Schleußerin (Beſchließerin) alle weiblichen Dienſtboten. Die erſtern waren der Groß- Mittel- und Kleinknecht bei den Pferden, der Groß- Mittel- und Kleinknecht bei den Ochſen, der Knecht und Junge bei den Schweinen. Das weibliche Geſinde beſtand aus einer Groß- Mittel- und Kleinmagd bei den Kühen und einer Gänſemagd. Das ganze Geſinde aß gemeinſchaftlich, und zuerſt holte ſich der Großknecht ſeinen Theil aus der Schüſſel, dann die andern, jeder nach ſeinem Range. Dieſe Etiquette wurde auch beim Tanz eingehalten. Wehe dem Ochſenknecht, der dem Großknecht der Pferde den Vortanz hätte abgewinnen wollen. Ausnahmsſtellungen und abgeſonderte Menagen hatten der Schäfer und der Jäger mit dem ihnen untergeordneten Dienſtperſonal. Im ganzen war das Volk gut geartet, doch ſchlugen auch ſlaviſche Züge von Faulheit, Schmutz und Trunkenheit vor. Da war Strenge unerläßlich. Als meine treffliche und fein gebildete Mutter keinen

ihrer neuen Unterthanen mehr prügeln laſſen wollte, ſah ſie ſich bald gezwungen, den ſchlechten Theil der Erwächſenen wie gewiſſe Kinder behandeln zu müſſen, die abſolut nicht gut thun, bis ſie Schläge bekommen. Es ſind mehr als ſechszig Jahre ſeitdem verfloſſen. Das Prügelſyſtem iſt verrufen und verſchollen und hoffentlich das Ehrgefühl in der Nation ſo weit gediehen, daß es der Prügel nicht mehr bedarf. Damals aber, kann ich verſichern, wäre man ohne Prügel noch nicht ausgekommen; der, welcher ſie verdiente, hätte den ausgelacht, der ſie ihm nicht gegeben hätte. Wie naiv die Zuſtände noch waren, mag man aus dem Umſtand erkennen, daß in jedem Kretſcham (Dorfwirthſchaft) auf dem mit fingerhohem Schmutz bedeckten Stubenboden an einer der vier gewöhnlich von Rauch kohlſchwarzen und tropfenden Wände ein ſ. g. Stock angebracht war, eine niedere Wand von dicken Bohlen mit Löchern, in denen irgend ein Delinquent oder mehrere, beide Füße ſtecken hatten. Das war die gewöhnliche Strafe außer dem Prügeln, und der Strafort immer das Wirthshaus, wo die Uebelthäter ſich, während ſie ihre Strafe abſaßen, mit den Gäſten vertraulich unterhielten.

Als merkwürdiges Beiſpiel, wie man ſich aus einer ſo niedern Sphäre glänzend zu erheben vermag, führe ich einen gewiſſen K. an, der auf unſrem Hofe als Kleinknecht bei den Pferden diente, aber von dem frühern Pfarrer des Orts gut unterrichtet worden war, nur aus Armuth den niedern Dienſt antreten mußte, wegen einer ungerechten Mißhandlung entfloh und neun Jahre ſpäter von mir als hochgeachteter preußiſcher Artilleriemajor in den Rheinlanden wiedergefunden wurde.

Unter unſern adeligen Nachbarn war uns am meiſten ein Herr von Lembke befreundet mit ſeiner artigen Tochter Ulrike. Obgleich nicht mehr jung, trat er doch einige Jahre ſpäter in die preußiſche Armee ein und machte den großen Krieg mit. Ein anderer Nachbar, der junge Herr v. Roſenſchanz, war minder glücklich, denn er kam im großen Kriege um. Unſer dritter adeliger Nachbar war ein alter Herr v. Roſchenbar, ein ſehr feiner Herr, der zu ſeinem eigenen

Sohn immer nur „ſei ſo gnädig" ſagte und eine einzige Locke vorn an ſeiner Stirn mit größter Sorgfalt pflegte. Alle unſere Nachbarn aber übertraf an männlicher Würde ein Herr v. Gaffron, deſſen großes alterthümliches Schloß faſt nie ohne Gäſte war. Sein Bruder, der längſte Lieutenant in der preußiſchen Armee, erzählte einmal mit gutem Humor, welchen Leiden und Verlegenheiten ein Langbeiniger an zu niedern Tiſchen, in zu engen Betten, in engen Wagen, auf niedern Pferden ꝛc. ausgeſetzt ſei.

Unter der Geiſtlichkeit der Umgegend behauptete der ehrwürdige Paſtor Selbſtherr zu Türpitz, dem Ritterſitz des Herrn v. Roſenſchanz, den erſten Rang. Man macht ſich heutzutage keine Vorſtellung mehr von der altmodiſchen Geiſtlichkeit jener Zeit. Bekanntlich ſtritten ſich im Anfang des vorigen Jahrhunderts Katholiken und Lutheraner über die Perücken. Die erſtern behaupteten, kein Prieſter dürfe falſches Haar auf ſeinem Kopfe tragen, weil derſelbe die Weihe empfangen habe. Die Lutheraner erhitzten ſich aber in ihren Widerreden dermaßen, daß ihre Conſiſtorialherren ſich bis zu dem Extrem treiben ließen, ihrer untergebenen Geiſtlichkeit das Perückentragen zu befehlen, gerade weil die katholiſchen Biſchöfe es der ihrigen unterſagten. Es wurden wegen dieſer Frage über vierzig fanatiſche Flugſchriften gewechſelt. Auf lutheriſcher Seite war der ſanfte Philipp Jakob Spener, welcher ſelbſt das ſchlichte natürliche Haar trug und es ſo zu tragen ſeinen Glaubensgenoſſen empfahl. Aber er war ja nur ein Pietiſt und wurde nicht gehört. Die orthodoxe Conſiſtorialgewalt octroyirte allen lutheriſchen Geiſtlichen die Perücke, und auch die jüngſten mußten ſich ihr eigenes Haar abſchneiden laſſen, um es durch eine Flachs- oder Wollenperücke zu erſetzen. Der boshafte Berliner Buchhändler Nicolai, der ein eigenes Büchlein über die Perücken ſchrieb, ließ auch ſeinen Roman „Sebaldus Nothanker" durch den trefflichen Chodowiecki mit Kupfern zieren, die uns eine ganze Reihenfolge von Berliner Geiſtlichen mit ihren von Jahr zu Jahr ſich ein wenig umändernden Perücken und Mänteln darſtellen. In demſelben Berlin war es aber auch wieder der berüchtigte Zopf-

prediger Schulz, der es am Ende des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal wagte, die Perücke abzulegen und auf der Kanzel mit einem Zopfe zu erscheinen. Das rief eine ungeheure Aufregung hervor, welche damit endete, daß die alten Geistlichen ihre Perücken behielten, die jungen aber dem Zopfprediger nachahmten. Der ehrwürdige Pfarrer Selbstherr nun, um auf ihn zurückzukommen, trug noch eine lange und dicke Flachsperücke in ihrer natürlichen Flachsfarbe, dazu einen weißen Rock mit thalergroßen schwarzen Knöpfen. Er lächelte immer freundlich und besaß ein unerschütterliches Phlegma. Sonderbarer Weise spielte er auf dem Klavier gern und oft die Marseillaise, behauptete aber ganz ernsthaft, es sei nur der Todtenmarsch Ludwigs XVI. Er hatte noch sechs Brüder, sämmtlich alt, welche seit geraumer Zeit übereingekommen waren, alle vier Jahre einmal an einem bestimmten Tage auf dem Gipfel des Zobtenberges zusammenzukommen. Langsamer als diesen guten Pastor, habe ich niemals predigen hören. Wenn er mit einem Passus endlich fertig war, sagte er oft: „Den Schwachen zu Liebe noch einmal!" und wiederholte das eben Gesprochene nochmals.

Der gutherzige Greis nahm ein trauriges Ende. Er hatte weder Weib noch Kind. Eine Pflegetochter, welche so gutmüthig und noch einfältiger war als er, wurde ihm im großen Kriege durch die Einquartierung verführt. Endlich brannte sein Pfarrhaus ab und indem er mit seinem gewöhnlichen Phlegma im Schreibtisch noch etwas suchte, verweilte er zu lange und verbrannte.

Ein ganz anderer Mann war der Pastor loci W., robust, roth im Gesicht, strotzend von Kraft und Gesundheit, das merkwürdigste Mittelding zwischen einem Studenten und einem Bauern, das mir je vorgekommen ist. Er spielte gern noch den flotten Burschen und wandte z. B. die bekannten Studentenverse „Ich durchbohre den Hut und schwöre" auf die Confirmation an und ließ die Confirmanden, auch mich selbst, öffentlich in der Kirche vor dem Altar sprechen:

Ich erhebe die Hand und ſchwöre,
Ich will bei Jeſu Chriſti Ehre
Der Tugend treu und gläubig ſein.

Einmal fing er Sonntags ſeine Predigt mit dem Liede an: „Ein freies Leben führen wir", brach aber plötzlich ab und rief: „So ſingen die Gottloſen". Er war ein munterer, doch etwas derber Geſellſchafter und that ſich etwas darauf zu gute, zu zeigen, daß er noch nicht ganz verbauert ſei; denn derſelbe Mann, der ſich heute in feiner Geſellſchaft frei bewegte, lud morgen Miſt oder fuhr im Bauernrock mit Kornſäcken zum Markte. Er bewirthſchaftete nicht nur eine große Widmut (Pfarrgut), ſondern auch das anſehnliche Müllergut einer Schwägerin, bei der er oft Tag und Nacht zubrachte, und noch ein drittes Bauerngut, das er gekauft hatte.

Unſere geſelligen Kreiſe wurden auch häufig von Fremden beſucht. Dieſe wurden zur Abwechslung ſehr gern geſehen, und überdies hatte die uneingeſchränkte Gaſtfreundſchaft eine eigene Klaſſe ſog. Krippenreiter geſchaffen, in der Regel herabgekommene Edelleute, die von einem Hofe zum andern zogen, zuweilen wochenlang blieben und ſich für das Genoſſene durch kleine Hülfleiſtungen und irgend ein geſelliges Talent dankbar bezeugten. Auch an Offizieren fehlte es nicht, deren viele ſeit der Schlacht von Jena entlaſſen waren. Einige mit Unehren. Dieſe hatten ſchwer zu leiden, denn von Jahr zu Jahr wuchs im Volke der Haß gegen die Franzoſen und der Zorn über die frühere ſchlechte Wirthſchaft, die uns in ſo großes Unglück geſtürzt hat. Im benachbarten Glatz ſaßen mehrere der elenden Commandanten gefangen, die im Winter von 1807 ſo ſchnöde ihre Feſtungen übergeben hatten. Sie wurden von den Schildwachen verhöhnt. Ein caſſirter Offizier in unſerer Nachbarſchaft wußte es meiner Mutter unendlich Dank, daß ſie ihn nicht zurückſtieß, wie ihm von andern widerfuhr. Er machte alles wieder gut, denn er trat 1813 wieder in die Armee und iſt rühmlich gefallen.

Einer der merkwürdigſten Offiziere, die ich damals kennen lernte, war ein Herr v. P., pockennarbig und ſonnenverbrannt. Er hatte

zu den alten bemooſten Burſchen gehört, die auf der Univerſität Frankfurt a. d. Oder feſtgekneipt und verſchuldet, dieſelbe nicht mehr verlaſſen konnten und wollten, ſondern ſich von Jahr zu Jahr von den neu ankommenden Füchſen alles verſchafften, was ſie brauchten. Ich habe ſpäter mehrere dieſer verſoffenen Garde kennen gelernt. Zu ihrem Glück wurde, nachdem Napoleon den ganzen Weſten Preußens weggeriſſen hatte, wie die Univerſität in Halle, ſo auch die in Frankfurt a. d. Oder aufgehoben. Die letztere war des Unterganges wohl werth, denn ſie beherbergte unheilbare Uebel. Die alten Studenten, die man hier mit all ihrem Unweſen geduldet hatte, mußten nun endlich auswandern. Viele von ihnen wurden Soldaten und P. folgte der Fahne Schills. Das Unternehmen dieſes jungen Helden mißlang, P. gerieth in franzöſiſche Gefangenſchaft und wurde mit den andern Gefangenen des Schill'ſchen Corps in Ketten fortgeſchleppt, weil Napoleon befohlen hatte, ſie alle als brigands zu behandeln. Sie wurden auf Bauernwagen weiter geführt. Als ſie nun bis in den Speſſart gekommen waren und die Straße auf und nieder durch tiefen Wald führte, die Wagen aber nicht dicht hinter einander fuhren, erſah P. mit drei andern Gefangenen, die ſich mit ihm auf demſelben Wagen befanden, den Augenblick, in welchem die Wagen vor und hinter ihnen ziemlich weit entfernt waren, und alle vier entſprangen in den Wald. Der Bauer, der die Pferde lenkte, hinderte ſie nicht, die bewaffnete Escorte aber war zu weit entfernt, und obgleich ſie alsbald von derſelben verfolgt wurden, gewannen ſie doch einen Vorſprung. Die Ketten waren ihnen ſehr hinderlich, doch kamen ſie damit fort und ſie gewahrten mit großer Freude, daß ihre Verfolgung bald ein Ende nahm, denn die Escorte mußte auf die andern Gefangenen Acht haben und konnte nur wenige Leute abgeben, die aus dem ſchwer zu durchdringenden Dickicht bald wieder umkehrten. Nach wenigen Stunden aber hörten ſie in den entfernten Dörfern Sturm läuten, und wirklich hatten die Franzoſen das heſſiſche Landvolk aufgeboten, um nach den Entſprungenen zu ſtreifen. Die letztern waren in großer

Angſt, als ſich ihnen nach und nach Menſchenſtimmen und Hundegebell näherten. Sie verbargen ſich jedoch in einem großen hohlen Baume und wurden nicht entdeckt. Hier brachten ſie die ganze Nacht zu. Am andern Morgen wagten ſie ſich weiter, fanden aber überall nur Wald und fingen an entſetzlich zu hungern. Denn nur ihren Durſt konnten ſie an Rinnſalen im Walde ſtillen. Inſtinctartig ſchlugen ſie die gerade Richtung nach Oſten ein, der preußiſchen Heimath zu, und gaben ſich große Mühe, ſich der Eiſen zu entledigen, denn wenn ſie noch mit dieſen erblickt wurden, waren ſie verloren. Aber ſie hatten kein Inſtrument, um die feſten Ketten zu zerbrechen und mußten ſie behalten. Die Sonne ging wieder unter, ſie kamen immer mehr in Angſt und konnten den Hunger nicht länger ertragen. Da entſchloſſen ſie ſich, um jeden Preis Menſchen aufzuſuchen. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, gelangten ſie in ein Thal, aus dem ein Licht ſchimmerte. Dort wohnte einſam im Walde ein Förſter, der ein ſo ehrlicher Deutſcher war, daß er die vier Flüchtlinge nicht nur für eine Nacht bei ſich aufnahm, ſondern ſie auch ſo lange bei ſich verbarg, bis ſie einzeln und verkleidet nach der Heimath entkommen konnten. So entging Herr v. P. dem traurigen Geſchick, welches ihn auf den Hieriſchen Inſeln erwartete.

Aus der Zeit des Einbruchs der Franzoſen in Schleſien im Jahr 1807 ſind mir noch folgende Erinnerungen geblieben:

Während ich noch auf dem Landgut meiner Mutter lebte, wurde in der Nähe des Zobtenberges eine alte Eiche verkauft. Der Käufer ließ dieſelbe durch einen Tagelöhner umhauen, dieſer aber fand, als der hohle Baum gefällt war, innerhalb desſelben ein Gerippe in bayriſcher Chevauxleger-Uniform mit einem Ledergürtel, worin ſich hundert Goldſtücke befanden. In derſelben Gegend bei Kanth hatten ſich bayriſche Reiter mit den ſchleſiſchen Freiſchaaren herumgeſchlagen, welche der Fürſt von Anhalt-Pleß zum Entſatz von Breslau (1807) herbeiführte. Bei Kanth hatte Pleß einen kleinen Sieg erfochten, war aber ſpäter doch zum Rückzug von Breslau gezwungen worden. Jenes Gerippe gehörte alſo ohne Zweifel einem Bayern an, der ſich

damals auf der Flucht in den hohlen Baum rettete, aber nicht mehr aus demſelben herauskommen konnte. Nach dem preußiſchen Geſetz gehörte ein Drittel des Fundes dem Finder, ein Drittel dem Eigenthümer des Grundes und ein Drittel dem Fiskus. Nun ſtritten ſich aber um das zweite Drittel der Eigenthümer des Grundes und der Käufer des Baumes. Von dieſem Prozeß war ſehr viel die Rede. Er wurde dadurch entſchieden, daß der Fiskus auf ſein Drittel verzichtete. Der Name des Bayern blieb unbekannt, ſonſt hätte man den rechtmäßigen Erben nachgeforſcht.

In jener Kriegszeit von 1807 kamen bayriſche Soldaten auch in die Gegend von Strehlen, und in Prieborn, dem uns in Arnsdorf benachbarten Ort mit ſeinem Marmorbruch, deſſen ich ſchon erwähnt habe, verliebte ſich ein bayriſcher Soldat in die Tochter des Schenkwirths, blieb heimlich zurück, als ſeine Kameraden wieder abzogen, machte ſich durch ſeinen Fleiß und gutes Benehmen überall beliebt, heirathete ſein Mädchen und errichtete als ein gelernter Brauknecht im Wirthshaus ſeiner Schwiegereltern eine Bierbrauerei, welche guten Abſatz fand. Als 1813 die Franzoſen wieder nach Schleſien kamen, hatte der gute Bierbrauer nicht wenig Sorge, auch Bayern könnten kommen und ihn reclamiren. Es kam aber keiner.

Auch ein genialer Räuber machte damals in Schleſien viel von ſich reden, zu derſelben Zeit, in welcher Schinderhannes am Mittelrhein eine große Rolle ſpielte. Die damalige Auflöſung des deutſchen Reichs und die immer wiederholten Kriege begünſtigten das Räuberweſen. Jener ſchleſiſche Räuber hieß Exner und war ein ſo ſchöner Mann, daß die Damen ihn im Gefängniß beſuchten. Ganz beſonders rühmte man ſeine ſchönen blauen Augen. Er wurde berühmt durch die Kühnheit, mit der er ſich aus der Feſtung Glatz rettete, indem er ſich wie einſt Baron Trenck eben daſelbſt, die ſteilen Felſen herunter ließ. Preußen hatte damals mit Rußland einen Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem die ſchwerſten Verbrecher Preußens von Rußland übernommen und nach Sibirien gebracht werden ſollten. Exner ſaß in der Feſtung Schweidnitz gefangen in ſchweren Ketten

und mit Schellen am Kopf, ſo daß ſeine leiſeſten Bewegungen von der Wache gehört werden konnten und an ſein Entrinnen kaum zu denken war. Aber er ſagte lachend, er ginge nicht nach Sibirien, ſie würden ihn nicht über die Oder bringen, und wirklich entſprang er unterwegs und ſetzte ſein Räuberhandwerk in Niederſchleſien in der Nähe des Rieſengebirges fort, zum allgemeinen Schrecken des Landes. Einſt in der Nacht kam er mit ſeinen Geſellen zu einer Mühle, um den wohlhabenden Müller zu berauben, ſtieg leiſe auf einer Leiter ans Fenſter und in die Stube hinein. Zufällig aber wachte der Müller, griff nach dem Degen, der über ſeinem Bette hing und ſtieß ihn dem Räuber, ehe er noch ganz hereingeſtiegen war, durch den Leib, ſo daß derſelbe rücklings zum Fenſter hinausſtürzte. Die unten lauernden Räuber erſchraken und flohen, weil ſie fürchteten, man habe ihren Angriff erwartet und die ganze Mühle ſtecke voll Bewaffneter. Am Morgen wurde die Leiche als die des berüchtigten Räuberhauptmanns erkannt, der Müller aber, da man die nähern Umſtände der Tödtung nicht kannte, in Verhaft genommen und als Mörder angeklagt, ſofern er nicht beweiſen könne, aus Nothwehr gehandelt zu haben. Dieſer Prozeß machte faſt noch mehr Aufſehen als die Tödtung des Räubers ſelbſt. Der Müller ſaß ein paar Jahre gefangen, bis er durch die Geſchicklichkeit eines humanen Advokaten in Breslau endlich befreit und von der Schuld losgeſprochen wurde. Er kehrte heim, aber ſein Geſchäft war während ſeiner langen Abweſenheit vernachläſſigt worden, und ehe er wieder in beſſere Umſtände gelangte, wurde er im nahen Walde von den Räubern überfallen und aus Rache für den Tod ihres Hauptmanns grauſam erſchlagen.

Die Beſuche, welche wir häufig in der Nachbarſchaft machten, ließen uns bemerken, daß an einer gewiſſen Stelle des Weges, wo derſelbe gerade aus dem Bergwalde in ein Wieſenthal einlenkte, niemals bei Tage, aber jedesmal bei Nacht, die Pferde ſcheu wurden. An einen alten Stein dort am Wege knüpfte ſich die Erinnerung eines Mordes, und das Volk glaubte, die Pferde ſcheuen vor dem Geiſte des Ermordeten. Wir mußten in der That bei Nacht an

dieſer Stelle jedesmal aus dem Wagen ſteigen und die Pferde am Zaum langſam vorüberführen. Ganz die nämliche Erfahrung machte ich zwanzig Jahre ſpäter im Schwarzwald. Ich wurde in Balingen zum Abgeordneten in die württembergiſche Ständeverſammlung gewählt. Indem ich mit vielen Wagen von dem Bergſtädtchen Ebingen, wo ich eine Volksverſammlung gehalten hatte, des Nachts nach Balingen zurückfuhr, mußte ich unterwegs an einer unheimlichen Stelle ausſteigen, wo alle Pferde bei Nacht ſcheuten. Und auch hier glaubte man, die Thiere würden durch das Geſpenſt eines Ermordeten geſchreckt.

Das Leben auf dem Lande war mir außerordentlich zuträglich. Ich machte zwar keine fruchtbaren Studien in der Oekonomie, aber ich lernte doch viel, was man nur auf dem Lande lernen kann, und verkehrte viel mehr mit der Natur, als in den Städten möglich iſt. Von Anfang an wurde mir das Wald- und Jagdrevier als mein Departement zugewieſen, und von unſerm Jäger hatte ich bald das Gewehr handhaben und mich ein wenig auf das Wild verſtehen gelernt. Deſſen war nun freilich außer Haſen und Rebhühnern nicht viel, Hirſche und Rehe äußerſt ſelten. Von wilden Schweinen war nichts zu ſehen. Am ergiebigſten war die Droſſeljagd. Dieſe Thiere fielen regelmäßig im Herbſt in großen Schaaren ein, und man fing ſie in ſog. Dohnen, in Schlingen von Pferdehaar, vor die man rothe Ebereſchen als Lockſpeiſe hing. Viel ſeltener, aber dann in zahlloſer Menge fielen die ſchönen Seidenſchwänze ein, von denen ich in Süddeutſchland nichts mehr geſehen habe. Unter die zierlichſten Thiere der Gegend gehörten die kleinen Perleulen. Auffallend groß war die Menge und Mannigfaltigkeit der Raubvögel. Man ſah da beſonders Geier, Habichte und Falken von allen Größen und Farben. Merkwürdig war mir die Dreiſtigkeit, mit der alle Schwalben unſres Hofes ſich blitzſchnell zuſammenſchaarten und einen grauen Falken weithin verfolgten, als derſelbe eine von ihnen in ſeinen Klauen forttrug.

Eine noch viel reichere Thier-, beſonders Vogelwelt fand ich in dem großen Urwald jenſeits der Oder. Ich kam mehrere Mal dort-

hin im Schnee des Winters, wie im heißen Sommer, indem ich meine Mutter über Brieg und die Oder nach Karlsruhe begleitete, dem Besitzthum des Herzogs Eugen von Württemberg. Dieses kleine Karlsruhe liegt (gleich dem großen in Baden) mitten im Walde fächerartig ausgebreitet. Hier aber beginnt schon der große Urwald der schlesisch-polnischen Grenze zwischen dem Oder- und Weichselgebiete, gleichsam ein Vorposten des noch weit größeren Urwaldes jenseits der Weichsel in Lithauen und Volhynien. Der Charakter des Urwaldes tritt auch schon in jenen schlesischen Grenzwäldern auffallend genug hervor. Man fährt meilenweit hindurch, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen. Es ist nicht möglich, den ungeheuern Wald mit der Axt zu überwältigen. Das Holz auf der Achse fortzuschaffen ist zu kostspielig, und die wenigen Bäche, die aus dem Walde herausfließen, haben in dem ganz ebenen Lande ein zu schwaches Gefälle, um sie für die Flossung ergiebig zu machen. Deswegen bleibt das weite Innere des Waldes ungeforstet in seinem uralten Naturzustande. Man sieht lange Strecken desselben voll hoher und wie Masten dicht neben einander stehender Coniferen, dann wieder andere, in denen die Bäume alle in derselben Richtung vom Winde umgebrochen sind. Wo der Windbruch schon alt ist, sind die Bäume tiefer gesunken, entrindet, bleich und halb verfault und dazwischen strebt der junge Nachwuchs grün und frisch empor. Dem Nadelwald folgen wieder lange Strecken von Laubholz, besonders viele hohe Eichen und Birken, oft mit Nadelholz gemischt. Sie sind am meisten malerisch in ihrer Mannigfaltigkeit und weil sich in ihnen Tod und Leben der Pflanzenwelt am nächsten stehen. Denn oft sieht man hier einen todten Baum, völlig entrindet mit seinen bleichen Zweigen noch mitten unter den lebenden Bäumen aufrecht stehen, weil sie ihn stützen. Im Innern dieser Wälder gibt es viele Sümpfe und kleine Seen, die einer unzählbaren Masse von wilden Enten, Wasserhühnern ꝛc. zum Aufenthalte dienen und zu denen von allen Seiten her das Roth- und Schwarzwild kommt, um seinen Durst zu löschen. Gewöhnlich führen dahin enge Pfade, welche die wilden

Schweine durch das Dickicht gebrochen haben, deren sich aber auch die Hirsche und Rehe bedienen. Ich habe ganze Rudel dieser Thiere über den Weg laufen sehen. Die Jagden, die von Karlsruhe aus gemacht werden, sind daher sehr ergiebig. Mehr als alles andere aber fällt in diesen Wäldern die Menge und der Lärm der Vögel auf. Dadurch unterscheidet sich der Urwald vom geforsteten oder der wilde vom zahmen am überraschendsten. Die Stille des Waldes, die berühmte Waldeinsamkeit ist keineswegs das Kennzeichen der romantischen Wildniß, sondern vielmehr des Culturzustandes.

Ich kam 1810 mit einer Wollfuhre zum erstenmal nach Breslau. Meine Mutter besaß auf ihrem Gute mehrere hundert Schafe, und die Wolle davon wurde nach Landesgebrauch in ein paar riesenhaften Züchen (Säcken) auf der Achse zum berühmten Wollmarkt nach Breslau geschafft. Die Stadt machte einen großen und zugleich heitern Eindruck auf mich. Mit hohen und zahlreichen Thürmen, an die sich lange Reihen von Schiffsmasten und hohen Bäumen anschließen, prangt sie am Ufer der breit und langsam dahinfließenden Oder mitten in einer unabsehlichen Ebene. Herrlich glänzten in der Abendsonne die vielen goldnen Thurmknöpfe. Die langen Züge von Wollwagen und Equipagen, die sich auf der Heerstraße von fern her gegen die Stadt bewegten und die von Arbeitern wimmelnden Kräutereien in ihrer Umgebung gaben dem großen Gemälde ein reiches Leben.

Mein junges Herz war bewegt, denn es war die Stadt meiner Väter, die eigentliche Heimath meiner Familie, der ich schon vor der Geburt fremd geworden war. Ich weiß nicht, was für eine Wehmuth mich beschlich, als hätte mir geahnt, ich würde diese Stadt nur kennen lernen, um ihr noch fremder zu werden als vorher. Ich verweilte damals nur kurz in ihren Mauern und hatte an dem Lärmen des Wollmarkts und an den vielen Judengesichtern keine große Freude.

Noch in demselben Jahre wurde das uns benachbarte Rittergut Rosen von meinem Onkel Hildebrand gekauft. Derselbe war Kauf-

mann in Hamburg und hatte meiner Mutter Schweſter Dorothee geheirathet. Die Continentalſperre hatte aber ſo ſehr allen Handel gelähmt und der Druck der Franzoſenherrſchaft laſtete ſo ſchwer auf Hamburg, daß er dem Beiſpiel des Maler Waagen folgte und ſich nach Schleſien zu ſeinen Verwandten zurückzog. Der Haß gegen die Franzoſen wuchs bei uns mit jedem Jahre. Es lag etwas Unheimliches in der Luft jener Zeit, wie ſich die erinnern werden, die ſie mit erlebten. Es war die Stille und Gewitterſchwüle vor dem Ausbruch einer ſchrecklichen Kataſtrophe. Deshalb machte auch der große Komet, der im Jahr 1811 am Himmel erſchien, einen tiefen Eindruck auf die ganze Bevölkerung. Trotz alles Rationalismus wurde man wieder ſo abergläubiſch wie im Mittelalter. Es war aber auch der Mühe werth, jenes furchtbare Meteor zu ſehen. Das Jahr war außerordentlich heiß und trocken. Mehrere Monate hinter einander fiel kein Regen, ſah man keine Wolke und immer nur ſtand des Nachts das ungeheure Lichtgeſpenſt am Himmel. Der Kummer um die verdorbene Ernte vermehrte die ängſtliche Stimmung der Gemüther. Bei der langen Dürre gerieth der große Falkenberger Wald in Feuer und brannte wochenlang fort. Bei Tage ſahen wir am fernen Horizont den Rauch, bei Nacht die Glut ſich immer weiter ausbreiten. Das war ein unbeſchreiblich düſteres Nachtgemälde, ſo daß wir uns am reinen Silberlicht des Mondes freuten, als er wieder aufging und dem fahlen Kometenſchein und der Feuerröthe die Herrſchaft über die Nacht, als ſein altes Recht, entreißen zu wollen ſchien. Man betete in allen Kirchen um Regen. Endlich kam er. Drei Tage und drei Nächte lang rollte der Donner eines ſich unaufhörlich erneuernden Gewitters über das Land, und reichlich, aber zu ſpät, praſſelte der Regen nieder.

Unſer Hofmeiſter übernahm die ganze ſchwierige Verwaltung des großen Guts, gab uns Kindern aber doch pflichtmäßig und mit Aufopferung täglich einige Lehrſtunden, wobei freilich durch Geſchäfte und Beſuche viele Unterbrechungen vorkamen. Ich litt dabei lediglich keinen Schaden, denn was man mich überhaupt lehrte und lehren

konnte, faßte ich ſchnell und behielt Zeit genug nicht nur zur kräftigen Bewegung in freier Luft, ſondern auch zum Privatſtudium übrig. Ich las nämlich mit großer Luſt und großem Nutzen beinahe die ganze Bibliothek meines ſeligen Vaters durch, darunter hauptſächlich große hiſtoriſche Werke, die deutſche Geſchichte von Moscou und Bünau, die engliſche von Hume und Rapin-Thoyras, die franzöſiſche von P. Daniel, die Kirchengeſchichten von Fleury und Mosheim, die Geſchichte Amerikas von Robertſon, Heliot, Geſchichte der Klöſter- und Ritterorden, Giannones Geſchichte von Neapel, Schlözers nordiſche Geſchichte, auch viele alte Chroniken. Unter den belletriſtiſchen Werken jener Bibliothek las ich eifrig einige von Schiller, Wieland, Gellert, Rabener, Ueberſetzungen von Taſſo und Arioſt, Sterne, Fielding, Goldſmith. Ich habe ſie nicht alle im Gedächtniß behalten, nur weiß ich beſtimmt, daß ſich Shakeſpeare und Goethe nicht darunter befanden. Ich hatte oft Zeit, halbe Tage lang über den Folianten und Quartanten zu liegen und Auszüge und Notizen daraus zu machen. Die Octavbände aber nahm ich bei ſchönem Wetter mit in den Wald und ſetzte mich oft in die Krone eines hohen Baumes, zwiſchen ſtarke Aeſte gebettet, und las hier im Angeſicht der Glatzer und mähriſchen Gebirge. Dabei ſtörte mich niemand, als einmal ein ſchöner halb ſchwarzer, halb goldgelber Pirol, der ſich mir allmählich vertraulich näherte, weil ich ruhig fortlas.

Der maleriſch ſchöne Hochwald, der meiner Mutter gehörte, iſt ſpäter, als ich ſchon lange Schleſien verlaſſen hatte, von einem neuen Käufer des Gutes gänzlich niedergeſchlagen worden, der ſich durch den Verkauf des Holzes geſchwind Geld machen wollte. An einer der abgelegenſten Stellen unſeres Beſitzthums am Walde befand ſich ein unheimlicher ſumpfiger Weiher, der an heißen Sommertagen einen ſchwülen und ganz ungewöhnlichen Duft aushauchte. Unter ihm iſt viele Jahre ſpäter ein großes Galmeilager entdeckt worden, welches meine Mutter, wenn ſie etwas davon gewußt hätte, ebenſo hätte bereichern können, wie den ſpätern Beſitzer des Gutes.

Da ich ſpäter ſo lange im Süden lebte, blieb mir nur die Er-

innerung von ſolchen Eigenthümlichkeiten der ſchleſiſchen Landſchaft, die ich im Süden nicht wiederfand. In Oberſchleſien beginnen ſchon die zuſammenhängenden Birkenwälder, die ſich von da an in immer größerm Umfang bis nach Sibirien hin erſtrecken. In Schleſien laſſen ſich zahlreiche Schaaren der ſchwarz und ſchmutzigweiß gefleckten Saatkrähe auf den Aeckern nieder, im Süden ſieht man nur kohlſchwarze Raben. In Schleſien ſah ich einmal ein ungeheures Heer von dunkelgrünen Käfern, die man ſpaniſche Fliegen nennt, in die reifenden Kornfelder einfallen. So habe ich ſie im Süden nie vorkommen ſehen. An den Teichen und Bächen Schleſiens ſah ich viel mehr Seeroſen, Waſſerlilien, Calmus und Schachtelhalm, als im Süden, und auf den Wieſen ein weißflockiges Wollgras (Eriophorum), das in der ſpäten Dämmerung noch auffallend licht erſchien. In den Gräben wuchs viel Sonnenthau mit den ſchönen ſeeroſenartigen Blättern mit rothen Strahlen und Waſſerperlen geſchmückt. Auf den Aeckern meiner Mutter und beſonders in den Gräben lagen unter vielen andern angeſchwemmten, meiſt nur kleinen Steinen ſehr viele rothe Jaspisarten, Achate von allen Farben, Carneole, Amethyſtdruſen, wovon ich mir eine Menge ſammelte.

Von Arnsdorf aus machte ich auch noch andere Ausflüge, nach dem nahen Grottkau, wo ich zum erſtenmal die Prieſter und die ganze Gemeinde einen feierlichen Umzug um die Felder halten ſah. Mit meiner Mutter von einer Reiſe nach Breslau heimkehrend, konnten wir in dem Städtchen Wanſen des Abends kein Licht und kein warmes Eſſen bekommen, weil es der Tag war, an welchem durch einen wunderbaren Zufall die kleine Stadt ſchon zweimal ganz abgebrannt war, und ſeitdem mit der größten Strenge darauf geſehen wurde, daß an dieſem Tage im ganzen Ort kein Feuer angemacht werden durfte. Dagegen wurde ich in derſelben Nacht, indem wir ſpät heimfuhren, durch die prachtvollſte Illumination entſchädigt. Wir ſahen nämlich am Wege Millionen von Johanniswürmern, die an allen Zweigen und Blättern hängend, die Formen der Bäume mit ihrem weißen Phosphorlicht in den Nachthimmel hineinzeichneten.

Einmal kam ich in der Kirschenzeit in ein Dorf, dessen Namen ich vergessen habe, wo viele Gäste waren und wir Kinder mit trefflichen Kirschen erfreut wurden. Später erfuhr ich, an diese Kirschengegend knüpfe sich eine interessante Erinnerung. Als nämlich Friedrich der Große Schlesien in Besitz nahm und eine Menge protestantische Kirchen bauen ließ, wo sie bisher gefehlt hatten, setzte er auch Schulmeister ein. Da kam nun ein neuer Schulmeister auch in jenes Dorf, wurde aber von den Bauern übel aufgenommen, weil sie keinen Schulmeister bezahlen wollten und ihre Kinder bei der Haus- und Feldarbeit brauchten. Der arme Eindringling hatte daher böse Tage; weil er aber aus einer Kirschengegend herstammte und bemerkte, daß die etwas rauhe Umgegend des Dorfs, wo wenig wuchs, zur Kirschbaumzucht sich eigne, pflanzte er Bäume dieser Art, welche so gut gediehen, daß er die Anpflanzung fortsetzte und im Verlauf der Jahre einen reichen Ertrag davon hatte. Nun ahmten ihm die Bauern nach und die ganze Gegend wurde ein großer Kirschenwald, in dessen Mitte sie dem anfangs so verhaßten Schulmeister aus Dankbarkeit ein Denkmal gesetzt haben.

Im Sommer des Jahres 1812 befand ich mich in der Nähe des Waldes, als es wie eine innere Erleuchtung über mich kam und ich stehen blieb, nicht wissend, wie mir geschah. Von diesem Augenblick an aber war mir klar, daß ich aus der Enge meines bisherigen Horizontes herauskommen und mir eine Weltkenntniß im weitesten Sinne zu erwerben suchen werde. Mein vorahnender Blick schweifte nicht in die Höhe, nicht in die Tiefe, nur in die Weite. Für Höhe und Tiefe erwachte erst später in mir der Sinn.

Mein Herz war ruhig. Nur leise fing sich die Liebe darin zu regen an, ohne Leidenschaft, ohne Anspruch. Meine Neigung hatte sich einem armen Bauermädchen zugewandt, das noch ein halbes Kind war, aber eine auffallend weiße feine Haut und edle, fast adlige Züge hatte. Als sie zum erstenmal in der Ernte mit mähte, schnitt sie sich mit der Sichel ins Bein und ich verband ihre Wunde mit meinem Taschentuch, indem sie vor mir weinend auf einer Garbe

ſaß. Auch tanzte ich ſpäter einmal mit ihr bei einem ländlichen Feſte. Aber ihre Sanftmuth und Scheu flößten mir ſo ſehr Achtung ein, daß ich ihr nicht nachlief, ſie nur ſehr ſelten ſah und nie mit ihr ſprach. Im Herbſt 1812 war ſie auf einmal verſchwunden.

In dieſem Jahr zog die große Armee Napoleons nach Rußland, und Preußen, obgleich damals im unheilvollen Bunde mit Frankreich, mußte nun ungeheuere Opfer für ihn bringen. Zu dem harten Steuerdruck, zum Auftreiben der Contribution kamen nun noch Lieferungen und Zufuhren für die große Armee nach Polen. Aber man duldete alles und ſchwieg, weil man nicht anders konnte. Die Luft lag ſchwer wie Blei auf dem armen Lande. So nahte der Herbſt heran und bis in den Winter meldeten die Zeitungen nur franzöſiſche Siegesnachrichten aus Rußland.

In einer der kälteſten Winternächte um zehn Uhr, als wir ſchon ſchlafen gehen wollten, ſprengte ein Reiter auf den Hof, ſtieg ab, ließ das Pferd laufen und ſtürzte zu uns herein. Es war Herr v. Roſenſchanz, der uns die erſte Nachricht vom großen Unglück Napoleons in Rußland und vom kläglichen Rückzug der Franzoſen brachte. Da jauchzte alles bei uns. Wir eilten, den Pfarrer, den Schulzen und Schulmeiſter aus ihren Betten zu jagen und ſie zu uns zu holen, um die Freudenbotſchaft mit anzuhören. Es war eine grimmig kalte Nacht und ein Nebenmond ſchimmerte bleich aus dem Eisnebel. Meine Mutter hatte ſchon Punſch angerichtet, als wir den Pfarrer brachten. Die Luft war grenzenlos, um ſo mehr, da ſie uns ſo plötzlich überraſchte, denn niemand hatte vorher geahnt, was in Rußland vorging. Der erſte Gedanke aller war: Erhebung gegen Frankreich und Abſchüttlung des verhaßten Joches.

Bald kamen neue Nachrichten und alle beſtätigten den Rückzug und das ſchreckliche Elend der „großen Armee". Viele unter uns hätten am liebſten geſehen, der König von Preußen und Oeſtreich hätten Napoleon ſogleich den Krieg erklärt und ihn durch ein allgemeines Volksaufgebot abgefangen, ehe er Frankreich wieder erreichen konnte. Daß er ſelbſt etwas dergleichen gefürchtet hat, beweiſt die

Eile, mit der er seiner halbvernichteten Armee voraus floh. Indessen war der König von Preußen in Potsdam ohne eigene Truppen und von französischen Truppen überwacht. Die besonnenen und älteren Männer auch bei uns riethen zur Mäßigung, und man zweifelte kaum, daß das von York gegebene Beispiel allgemein unter Zustimmung des Königs, sobald dieser erst frei wäre, nachgeahmt werden würde. Unter den Bauern war die Aufregung und Kriegslust noch größer als unter den Herrn. Täglich versammelten sich die Bauern vor unserm Hause und ich las ihnen von der Vortreppe desselben herab die neuesten Nachrichten aus der Breslauer Zeitung vor.

Beiläufig muß ich eine Anekdote erzählen. Als die ersten Kosaken erwartet wurden, brachte ein Artikel der Breslauer Zeitung eine Schilderung derselben, worin es unter anderem hieß: „sie reiten auf kleinen und unansehnlichen Pferden". Der Censor fürchtete, die Russen könnten das übel nehmen und strich die Worte „kleinen und unansehnlichen" weg. Es blieb also nur stehen: „sie reiten auf Pferden". Als nun die Kosaken auf ihren kleinen und struppigen Pferden angeritten kamen, erkannte man erst, daß die Breslauer Zeitung doch nöthig gehabt habe, zu sagen „die Kosaken reiten auf Pferden", weil man sonst hätte glauben können, es seien Katzen.

Im Februar war ich so glücklich, selbst nach Breslau zu kommen, wo alles schon wie ein Bienenstock schwärmte. Denn schon war die Landwehr und waren die freiwilligen Jäger aufgerufen worden und strömten jubelnd zu ihren neuen Fahnen. Einen schauderhaften Contrast gegen diese freudige und blühende Jugend bildeten ungefähr zweitausend Franzosen, die sich halb erfroren aus Rußland bis hierher geschleppt hatten. Trotz des Franzosenhasses wurden sie von den Bürgern mitleidig gepflegt. Es waren Bilder des menschlichen Elends, wie man sie nicht zum zweitenmal wieder sieht, verhungerte, abgezehrte Gestalten, die kaum noch fortschleichen konnten und in deren Gesichtern die grellsten Farben wechselten, von der weißen Leichenfarbe durch gelb, roth, grün und blau, bis zur schwarzen Brandfarbe.

Blücher wurde die Seele der ganzen Waffenbewegung in Schlesien. Auch unser Dorf entleerte sich beinahe von aller waffenfähigen Mannschaft. Selbst Verheirathete gingen mit, und bald füllten sich die preußischen Lager mit begeisterten Kämpfern. Da war niemand, dem das Herz nicht höher geschlagen hätte. Ja die Physiognomien schienen sich veredelt zu haben. Leute, die sonst für geizig galten, gaben ihren letzten Schmuck, ihr bestes Geräth her, um die Landwehr ausrüsten zu helfen. Dabei dachte man eigentlich an nichts anderes, als an Rache. Man wollte einfach die Franzosen todtschlagen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß wenigstens in meinen Umgebungen keine besondere Begeisterung für den König und noch weniger für die Proklamation von Kalisch rege war. Die frühere Politik des Königs und die vielen Versäumnisse, welche das Unglück von Jena herbeigeführt hatten, waren keineswegs vergessen. Der König war nicht beliebt. Erst nach den großen Siegen vergaß man mehr die ältere schlimme Zeit. Jedermann war überzeugt, daß das eigenmächtige Vorgehen Yorks und der ostpreußischen Stände nothwendig gewesen sei, um einen moralischen Druck auf den Herrn v. Hardenberg auszuüben.

Zu meinem großen Bedauern war ich noch zu jung, um den Krieg mitmachen zu können. Ich erreichte nämlich mein fünfzehntes Jahr erst, nachdem der große Krieg entbrannt war. Mit Neid sah ich zwei um wenige Jahre ältere Nachbarssöhne ausziehen, aber sie sind nicht zurückgekehrt. Der Krieg hat sie verschlungen. Den einen entführte das herrliche Roß, welches ihm sein reicher Vater, der Amtmann in Prieborn, mitgegeben hatte, indem es scheu wurde, mitten unter die Feinde. Der andere verschwand bei Culm. Auch meine Vaterstadt Waldenburg schickte alle ihre wehrhaften Söhne ins Lager, wo ich mehrere meiner Vettern wiederfand. Die Ausrüstung und das Einexerciren ging unglaublich rasch von statten, blieb aber natürlicherweise sehr unvollkommen. Die damalige Kriegsfurie und das dem preußischen Volke innewohnende soldatische Geschick mußten alles Andere ersetzen. Es war ein rührender Anblick, ganze Bataillone

Landwehr zu ſehen, denen der Staat nur vier Stück liefern konnte: ein oft ſehr plumpes und ſchlecht ſchießendes Gewehr, eine Patrontaſche, einen häßlichen und unbequemen Czacko und eine Litewka, d. h. einen Waffenrock von blauem, elendem, fadenſcheinigem Tuch, welches nicht lange feſthielt. Trotz alles guten Willens der Krone und trotz aller Begeiſterung und Aufopferung im Volke hatte der Lieferantenwucher doch auch hier Platz gegriffen und hatten namentlich die hülfreichen Engländer ihren Profit gemacht oder ſich von den Lieferanten betrügen laſſen. Dennoch ſiegten auch die ſchlechten Waffen, weil es an tapfern Armen nicht fehlte. Thatſache iſt, daß die preußiſche Landwehr, wenn ſie nicht mehr ſchießen konnte, den Feind mit der Kolbe niederſchlug und daß ſie ſich Mäntel, Torniſter und Seitengewehre, die ihr fehlten, auf den Schlachtfeldern holte, indem ſie dieſelben den erſchlagenen Franzoſen abnahm.

Wie wenig das ſonſt gewöhnliche Ueberlegen und Urtheilen und ſelbſt die Ereigniſſe über eine einmal geſteigerte Volksſtimmung vermögen und wie wenig ſie im Stande ſind, die ſtarke Strömung des Volksgefühls aus der einmal angenommenen Richtung zu bringen, bewieſen die Unglücksfälle der Alliirten. Obgleich die Preußen und Ruſſen geſchlagen wurden, obgleich Oeſtreich neutral blieb, obgleich der Rheinbund feſt zu Napoleon ſtand und dieſer mit gewaltiger Uebermacht wieder bis ins Herz von Schleſien, bis dicht in unſere Nähe vordrang, fiel es doch niemand ein zu verzagen. Im Gegentheil, man ſtand um ſo feſter und trotzte um ſo verwegener. Es fiel gar niemand mehr ein, daran zu zweifeln, daß wir der Franzoſen Meiſter werden würden, nachdem wir es einmal wollten.

Als die Armeen der Alliirten ſich bereits nach Schleſien hineingezogen hatten und der Feind ihnen auf der Ferſe war, wurde jeden Tag eine neue große Schlacht erwartet, und aus Ungeduld zu wiſſen, wie die Sachen ſtänden, ſchickte meine Mutter mich und meine beiden jüngeren Brüder zwei Meilen weit bis nach Strehlen den Armeen entgegen. Es war am dritten Juni und ein warmer klarer Tag, wir eilten vorwärts und kamen noch Vormittags auf den Berg, der auf

die Stadt Strehlen hinunterblickt. Von hier konnten wir weit über die Stadt hinaus in die Ebene ſehen, welche nur der Zobtenberg maleriſch unterbricht. Schon erblickten wir in geringerer und größerer Entfernung Staubwolken, als Zeichen, daß hier Truppen auf den vom trockenen Wetter ſtaubig gewordenen Straßen heranrückten. Nach und nach erkannten wir auch im Sonnenſchein den Glanz der Gewehre. Sie rückten langſam näher. Zuerſt kam ein langer Zug von Wagen, welche wir nachher unten fanden und in denen 800 verwundete Ruſſen lagen, ſo voll Staub, daß er das Blut entfärbt hatte. Dann folgten verſchiedene Truppengattungen, die wir nicht alle unterſcheiden konnten, theils wegen des Staubes, theils weil ſie nicht in die Stadt herein kamen, ſondern ſich auf den Feldern vertheilten, um zu bivouakiren. Wie neugierig wir auch waren, die Truppen in der Nähe zu ſehen, blieben wir doch noch lange auf dem Berge, immer in der Meinung, die franzöſiſche Armee werde der unſrigen bald nachfolgen und es werde zu einer Schlacht kommen. Da ſich aber die verſchiedenen Bivouaks ruhig neben einander etablirten und wir auch zu hungern anfingen, gingen wir in die Stadt hinunter, wo ein glücklicher Zufall uns den Herrn v. P. entgegen führte, der bei den preußiſchen Gardejägern ſtand, uns gleich in ſein Bivouak hinausführte und beſſer bewirthete, als es uns in der Stadt zu Theil geworden wäre. Er unterhielt ſich lange mit uns und theilte uns alles mit vom Kriege, was wir der Mutter wiederſagen ſollten. Die Armee erwartete damals eine neue Schlacht, denn der Waffenſtillſtand war noch nicht geſchloſſen. Auch waren die alliirten Truppen nur deshalb in der Nähe des Gebirges geblieben und hatten Breslau und ſelbſt Berlin preisgegeben, um Oeſtreich nahe zu ſein und in der berühmt gewordenen Flankenſtellung durch die Feſtung Schweidnitz ſich zu decken. Wir Knaben konnten uns nicht enthalten, auch noch einige andere Bivouaks zu beſuchen. Wir wurden vor dem Ungeziefer bei den Ruſſen gewarnt. Ueberhaupt war der Verkehr zwiſchen Preußen und Ruſſen nicht ſehr kameradſchaftlich. Phantaſtiſche Weſen waren die Baſchkiren, die auf orientaliſche Art mit gekreuzten Beinen umher-

hockten und einer wie der andere aussahen. Wir hatten uns im Lager verspätet, es war schon Abend, und ein Gewitter stieg im Westen auf. Wir eilten nun heim und unsere jungen Beine hielten wacker aus, auch als wir uns in Trab setzten, um wo möglich noch dem Gewitter zuvorzukommen. Aber die Wolken hatten uns bald überholt. Ich schlug einen näheren mir bekannten Fußweg durch den Wald ein, es wurde jedoch so finster, daß ich meiner Sache nicht mehr gewiß war. Zwar ließen mich Blitze so viel sehen, daß ich den Fußweg einhalten konnte, aber ich wußte doch nicht mehr genau, ob es auch der rechte sei. Indem ich nun so fortlief und meine Brüder hinter mir drein, ließ mich plötzlich ein heller Blitz erkennen, wo ich mich befand, nämlich gerade über dem tiefen Marmorbruch von Prieborn. Wäre ich nur noch einige Sekunden im Finstern vorwärts gelaufen, hätte ich hinabstürzen müssen und meine Brüder wären vielleicht nachgestürzt. Ich dankte Gott, und da wir nun genau wußten wo wir waren, legten wir den nur noch kurzen Weg, vom Regen bis auf das Hemde naß, vollends zurück und langten glücklich am mütterlichen Heerde an.

Schon am andern Morgen ritt eine Abtheilung preußische Cavallerie auf unsern Hof und an ihrer Spitze legte ein königlicher Commissair Beschlag auf alle Vorräthe an Getreide, Vieh ꝛc. Die in einem verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängte preußische und russische Armee, welche noch beständig durch Zuzüge verstärkt wurde, mußte sich zunächst aus der Umgegend verproviantiren und daher alles wegnehmen. Doch wurden von dieser Zeit an mit der Einquartierung zugleich die bürgerlichen und bäuerlichen Quartiergeber aus der großen Feldbäckerei mit Brod, aus der großen Feldschlächterei mit Fleisch versehen und für die weggenommenen Vorräthe erhielten die Eigenthümer sog. Bons, wofür sie später baares Geld bekommen sollten, aber niemals bekamen. Denn die Staatskasse hatte keine Mittel dazu und die Steuern wurden so hoch geschraubt, daß der Betrag der Bons und der ihrige sich bald ausglichen. Obenerwähntem Commissair folgte die Einquartierung auf dem Fuße. Wir bekamen nach einander verschiedene Gäste, aber immer nur Cavallerie, worunter

ein ruſſiſches Küraſſierregiment ſich beſonders auszeichnete. Es waren lauter gut deutſch redende Kurländer von außerordentlicher Körpergröße, die auf eben ſo ungewöhnlich hohen Roſſen ritten, wahre Ritter wie aus dem Mittelalter. Nach Abſchluß des Waffenſtillſtands wurden die Truppen regelmäßig vertheilt und trat auf zwei Monate wieder Ordnung ein. Auf unſerm Hofe ſchlug der alte General Yurgaß, Chef einer preußiſchen Cavalleriebrigade, ſein Hauptquartier auf, und ein ganzes Cavallerieregiment wurde in unſer kleines Dorf allein eingelegt, die andern Regimenter in die nächſten Dörfer. Ein einziger geringer Bauer bekam vierzig bis fünfzig Mann ins Quartier, ſammt den Roſſen. Zum Glück war das ganze Dorf mit Gärten umgeben und die Jahreszeit günſtig. Man benutzte daher die Obſtbäume als Pfeiler von Baracken, zu deren Bau man das nöthige Holz im nächſten Walde ſchlug, und ſchnitt das Getreide kurz vor der Ernte von den Feldern ab, um die Baracken damit zu decken und Stroh für die Pferde zu haben. Es war ein luſtiges Soldatenleben, aber die Ernte war dahin, und man wußte nicht, wo man im Winter Brod hernehmen und wie man im nächſten Jahr die Saat beſtellen ſollte.

Der General war ein alter und kleiner, aber felſenfeſter Mann, ſtreng und freundlich zugleich. Er machte auch nicht viele Anſprüche und wußte ſich mit ſeinen Adjutanten, den im Dorfe liegenden und den von außen täglich eintreffenden Offizieren feldmäßig bei uns einzurichten. Wir ſahen alles, was wir während des Waffenſtillſtands verloren, als ein patriotiſches Opfer an und freuten uns, daß es die Preußen bekamen und nicht die Franzoſen. Meine Mutter, die immer einen guten Muth hatte, reſignirte auf alles ohne Schmerz, ſogar auf die ſilbernen Löffel, die nach und nach faſt alle unter den Händen der Bedienten verſchwanden. Man lebte außerordentlich vergnügt, immer in der zuverſichtlichen Ueberzeugung, man werde mit den Franzoſen fertig werden. Zu dem allgemeinen Frohſinn, welcher damals auf unſerm Hofe herrſchte, trugen die Damen nicht wenig bei. Im Hauptquartier des alten Reitergenerals ſammelten

ſich nicht blos ſeine Offiziere, ſondern auch die Damen, die mit ihnen in näherer Verbindung ſtanden. Nur wenige verheirathete Damen, aber mehrere Bräute. Die kurze Zeit zwiſchen zwei Feldzügen ſah eine Menge Verlobungen. Die jungen Damen ſahen in den jungen Offizieren nicht mehr blos Helden der Parade, ſondern Helden der Schlachten. Hätte der Patriotismus nicht eine romantiſche Färbung annehmen ſollen? Damals lag bei uns ein junger Graf Einſiedel, der aus Sachſen entflohen war, um für die deutſche Sache unter preußiſcher Fahne zu fechten. Zwiſchen ihm und einer edlen Polin von außerordentlich ſchönem und hohem Wuchſe entſpann ſich ein zärtliches Verhältniß. Sie verlobten ſich. Die Braut blieb in unſerer Nähe und beſuchte uns nach dem Abzug der Truppen noch öfter, aber zum letztenmal im November tief in ſchwarzen Schleiern, denn ihr Bräutigam war bei Leipzig gefallen. Ein anderer überaus lebensluſtiger preußiſcher Cavallerieoffizier, ein Herr v. Wrangel, den meine Mutter einmal ausſchalt, weil er ſich über ein kleines Geſchwür am Finger beklagte, verlor in derſelben Schlacht beide Beine und mußte unter ſchrecklichen Schmerzen ſterben.

In der Nacht des 3. Auguſt, als am Geburtsfeſt unſers Königs, improviſirten die Offiziere ein wohlfeiles und doch prächtiges Feuerwerk, indem ſie an die grünen Samenknollen der Kartoffeln Lumpen banden, die letzteren anglühten, die Knollen an Stäbe ſteckten und dann à tempo in die Luft ſchleuderten. Eine Art von Girandola, die ſich gar nicht übel ausnahm.

Das Hauptquartier des Kaiſer Alexander befand ſich in dem ſchönen Schloſſe Peterswaldau bei Reichenbach. Dorthin begleitete ich meine Mutter auf einige Tage, kurz vor Ablauf des Waffenſtillſtands, zu derſelben Zeit, als der König von Preußen dort den Kaiſer beſuchte und beide das große Saken'ſche Corps, welches eben aus Rußland angekommen war, in dem weiten Felde von Töpliwoda Revue paſſiren ließen. Da wir uns in unſerm vierſpännigen Wagen befanden, hielt man uns in zwei Dörfern, wo Pfarrer, Schulze und Schulkinder die Majeſtäten erwarteten, für dieſe ſelbſt,

oder wenigſtens für ihren Vortrab und läutete mit den Glocken, bis ſich der Irrthum aufklärte. Die Revue war ſehr prächtig; 40,000 Mann ruſſiſche Infanterie ſtanden neu und völlig gleich gekleidet in einer ſchnurgraden Linie. Die beiden Majeſtäten mit einem ſehr großen Gefolge ritten die Front entlang. Um jedem Regiment die Annäherung der Monarchen zu ſignirен, war etwa hundert Schritt vor jedem derſelben ein Unteroffizier aufgeſtellt, der, wenn der Moment kam, ſein Gewehr mit beiden Armen hoch über den Kopf hielt. Nachdem der Zug an der Front vorüber war, ſchwenkte er mitten in ein reifes Getreidefeld ein, auf welches der Beſitzer, der den Majeſtäten in Uniform aufwartende Landrath, gelegentlich ſchmerzliche Blicke zurückwarf. Hier hielt man, bis ſämmtliche Truppen vorüber defilirt waren. In Peterswaldau ſelbſt hatte ich Gelegenheit, den freundlichen Kaiſer Alexander und ſeinen häßlichen Bruder Conſtantin, den ein wenig ſauer ſehenden König von Preußen, den intereſſanten Miniſter Freiherrn v. Stein, den ſchönen Koſackenhetmann Platow ꝛc. genauer anzuſehen. Es waren noch viele berühmte Generale und Diplomaten dabei, die aber mein Gedächtniß jetzt nicht mehr auseinanderwickeln kann.

In Bielau lagen damals Ruſſen, und während der kurzen Zeit, in welcher ich dort im Pfarrhauſe verweilte, hörte ich nur zu oft die ſchaudervollen Prügeleien mit an, denen die gemeinen Ruſſen unterworfen wurden, ohne daß man ſagen konnte, es ſei ihnen Unrecht geſchehen, denn ſie ſtahlen wie die Raben und hatten keinerlei Ehrgefühl. Ich war damals und ſpäter noch in Breslau mehrmals Zeuge, wie niedere Offiziere von höhern mit der Fauſt ins Geſicht geſchlagen wurden. Ich hätte in Bielau ein ſchreckliches Unglück anrichten können. Ich nahm nämlich einmal eine alte Flinte von der Wand und neckte damit das Stubenmädchen der Frau Paſtorin. Da ſie ſtark verroſtet war und auch kein Pulver auf der Pfanne lag, ſchnappte ich wohl ein Dutzendmal ab und war deshalb ganz ſicher, daß die Flinte nicht geladen ſei, als ſie plötzlich doch losging und die Ladung Schrot dem Mädchen, welches ſich glücklicherweiſe

bückte, nur durch die Röcke ging, ohne sie selbst zu verletzen. Ohne Zweifel war beim Abdrücken ein Funke, da auf der Pfanne selbst kein Pulver lag, ins Zündloch gesprungen, oder war ein wenig Pulver aus dem Zündloch herausgefallen. Der Pastor war erschrockener als ich, weil er die geladene Flinte unvorsichtig so lange hatte hängen lassen, und der ganze Vorfall mußte verschwiegen bleiben.

Kurz vor Ende des Waffenstillstandes wurden auch über die preußischen Truppen Revuen abgehalten. Als nun alle unsere Kürassiere zur Revue abgezogen und nur wenige Bediente und unpäßliche Soldaten zurückgeblieben waren, passirte Großfürst Constantin mit acht Wagen, in denen unter andern ein paar hübsche Maitressen saßen, durch unser Dorf und an unserm Hofe vorüber. Am Thore stand einer unserer Offiziersbedienten. Der Großfürst hielt an und frug ihn etwas. Der Diener, welcher nicht wußte, daß es der Großfürst sei, grüßte zwar militairisch, behielt aber die Kappe auf. Darüber erzürnte sich der Großfürst dermaßen, daß er ein paar Kosacken seiner Escorte etwas zurief. Diese wollten über den Bedienten herfallen, der sich aber blitzschnell in die nächste Scheune retirirte. Die Kosacken ritten in den Hof. Einige unserer Soldaten aber, welche zugesehen hatten, griffen nach ihren Degen, und es hätte blutige Köpfe gegeben, wenn die Kosacken nicht sogleich davon geritten wären. Der Großfürst hatte nicht gewartet, sondern war schon fortgefahren Die Geringschätzung der preußischen Soldaten gegen die russischen Offiziere hatte ihren Grund hauptsächlich in den körperlichen Mißhandlungen, welche sich die letztern von Seite ihrer Vorgesetzten gefallen ließen. Der Oberst ohrfeigte den Major, der Major den Hauptmann, der Hauptmann den Lieutenant ganz ungenirt vor allen Leuten. Ich sah einmal zu, wie einem Lieutenant vom Hauptmann ins Gesicht geschlagen wurde, daß das Blut herunterlief.

Endlich verließen uns unsere militairischen Gäste zu meinem großen Leidwesen. Ich hatte mit den Offizieren viele angenehme

Partien gemacht und mich viel mit ihnen im Piſtolenſchießen geübt. Ich traf damals auf zwanzig Schritt ſicher das Herzaß. Fünf Jahre ſpäter als Student ſchoß ich wieder einmal, traf aber ſchlecht. Das viele griechiſch leſen hatte mir die Sehkraft ſchon geſchwächt.

Nach dem Abmarſch unſerer Truppen folgte eine traurige Periode, denn ſie ließen alles kahl zurück, und es fehlte an Lebensmitteln. Bis man dieſelben von fern herbeiſchaffte, ſah man arme Leute an todten Pferden nagen. Auch regnete es ganz abſcheulich; aber mitten im Sturmgeheul von Weſten her glaubten wir Kanonendonner zu hören, oder hörten ihn auch wirklich, denn grade damals wurde die Schlacht an der Katzbach geſchlagen. Die Siegesnachrichten folgten ſich raſch aufeinander, machten aber kaum einen großen Eindruck, da wir ſie erwartet hatten. Die augenblickliche Noth nahm alles in Anſpruch. Als einmal ein ganzer Haufe Koſacken auf den Hof geritten kam, abſtieg und Forderungen machte, die wir nicht befriedigen konnten, ohrfeigte ſie meine erzürnte Mutter ohne weiteres zur Hausthüre hinaus. Die Ruſſen waren überhaupt bei uns immer ſehr demüthig und faſt kindlich, ſo daß uns ihre luſtige Beſoffenheit und ihre Liebkoſungen beſchwerlicher fielen, als ihre Gewaltthätigkeiten.

Um die bei unſerm Heere dienenden Männer für die Feld- und Hausarbeit zu erſetzen, wurden die zahlreich vorhandenen franzöſiſchen Gefangenen auf das Land geſchickt und an die Gutsbeſitzer vertheilt. So bekamen wir ein halb Dutzend oder mehr. Sie waren alle ſehr beſcheiden und höflich, mit einziger Ausnahme eines holländiſchen Sergeanten, der unter den Nationalfranzoſen, denn das waren die andern alle, die germaniſche Race miſerabel vertrat, ein kleiner, ſteifer, ſchweigſamer und ekliger Kerl. Dagegen war der Fechtmeiſter Pichon von Moulins der liebenswürdigſte Menſch von der Welt. Bei dieſem lernte ich auf franzöſiſche Art auf den Stich fechten, was mir zu gute kam, als ich ſpäter in Jena das deutſche Stichfechten übte. Unſere franzöſiſchen Gäſte waren genügſam, anſtellig, fleißig und für alles was man ihnen gab dankbar. Sie kamen ziemlich ab-

gerissen an, flickten aber ihre Uniformen selbst, und das erste, um was sie meine Mutter baten, war etwas feines Linnenzeug zu weißen Halskragen.

Ich kann nicht umhin, zur Charakteristik der Zeit zu bemerken, daß die damalige Begeisterung für Gott und Vaterland doch eine Verbesserung der Sitten noch nicht einschloß. War die Lüderlichkeit durch die allgemeine Noth verdrängt worden, so zog sie doch im Gefolge der Truppen wieder ein. Man konnte nicht sehr erbauliche Scenen erleben. Ich befand mich damals im Uebergange vom Knaben- zum Jünglingsalter, war noch sehr unschuldig und daher nicht wenig überrascht, als ich zum erstenmal der Gegenstand verliebter Speculationen wurde. Eine kecke hübsche Blondine, die Tochter unseres Jägers, kam auf den originellen Einfall, sich einmal von Kopf bis zu Füßen in meine Kleider zu stecken und mich durch mich selbst zu überfallen. Indeß betrog sie sich, denn ich war noch zu jung, um für ihre Reize etwas zu empfinden, und zu stolz.

Im Frühjahr 1814 trat eine große Veränderung in unserm Hause ein. Meine ältere Schwester Emilie schied für immer und zog zur „Mama" nach Waldenburg. Ich kam zu Ostern nach Breslau in ein Gymnasium, mein kaum vierzehnjähriger Bruder Rudolf ins Bergwerk, wo die rauhe Arbeit in so zartem Alter seiner Gesundheit schadete. Nach unserer Entfernung (nur die beiden jüngsten Geschwister blieben noch zurück) heirathete meine Mutter den bisherigen Hofmeister, konnte sich aber auf dem Gute, auf das sie ihr ganzes Vermögen verwendet hatte, nach so schwerer Kriegsnoth nicht behaupten und lebte einige Zeit in bitterer Armuth, bis es ihrem zweiten Manne gelang, sich einen Ruf als Schafzüchter und Vermögen zu erwerben.

Alle diese Privatinteressen verschwanden gleichsam in der großen Zeit. Ich kam grade nach Breslau, als die Nachricht von der Einnahme von Paris angelangt war, die mir schon unterwegs von Strehlen an jedermann entgegengerufen hatte. In der Hauptstadt wie im ganzen Lande herrschte ein ungeheurer Jubel. Da kümmerte

es mich wenig, daß ich mein Quartier nur in einem Dachstübchen bekam und trüben Zeiten der Dürftigkeit entgegensah.

Bald folgte der erste Pariser Friedensschluß, nach welchem alle Kriegsgefangenen freigelassen wurden. Grade damals kam Pichon zu mir, dem meine Mutter eine baare Summe von 2000 Thalern anvertraut hatte, um sie an die Landschaft in Breslau abzuliefern. Obgleich er sich nun leicht mit dem Gelde hätte flüchtig machen können, gab er es nicht nur richtig ab, sondern lief auch die weite Tagereise nach Arnsdorf zurück, um meiner Mutter die Quittung selber zu bringen. Ich wollte sie ihm abnehmen, da er dann von Breslau aus auf dem nächsten Wege, mit vielen andern kriegsgefangenen Franzosen nach Frankreich hätte zurückkehren können; allein er wollte Schlesien nicht verlassen, ohne meiner Mutter für alles Gute, was er in ihrem Hause genossen hatte, zu danken.

III. In Breslau.

In der schönen Stadt, in welcher mein Geschlecht seit unvordenklichen Zeiten einheimisch gewesen war und eine ehrenvolle Stellung eingenommen hatte, war ich nun als ein Fremder vier Treppen hoch in der Reuschengasse in einem Dachstübchen angesiedelt. Indessen es ging mir damit, wie später mit meinem hohen Quartier in Rom. Ich erfreute mich nämlich der freien Aussicht über die ganze Stadt und ihre vielen Thürme. Ich machte dabei die Beobachtung, daß bei Witterungsveränderungen die Thürme bald kleiner wurden

und in die Ferne rückten, bald sich außerordentlich erhöhten und zugleich näher kamen. Die nämlichen Veränderungen der Perspective beobachtete ich später vom Fenster meines Wohnzimmers in Aarau aus, indem die weißen Schneegebirge bald fern und niedrig über dem grünen Walde lagen, bald wieder hoch und nahe über denselben emporzusteigen schienen.

Breslau hatte damals vier Gymnasien, zwei lutherische zu S. Elisabeth und S. Maria Magdalena, ein älteres katholisches und ein neueres reformirtes. Ich kam nach S. Elisabeth, vorerst nach Secunda, ein Jahr später nach Prima. Der ehrwürdige Rector Etzler sprach mich vom französischen Unterricht frei, weil ich in dieser Sprache schon gewandt genug war, und ich konnte um so mehr Fleiß auf das Griechische verwenden. Im Lateinischen bestand ich gut, aber das Griechische lernte ich jetzt erst kennen und warf mich darauf mit leidenschaftlicher Begierde, indem mich Homer und Herodot beide gleich sehr ansprachen. Nur die abscheulichen Schäfer'schen Ausgaben verdarben mir, besonders beim nächtlichen Studium die Augen. Man sollte Buchhändler, die solches Augengift für Schulen drucken lassen, an den Galgen hängen und die Oberstudienräthe, welche solche Ausgaben in den Schulen zulassen, daneben. — Im Uebrigen konnte man auf diesem Gymnasium etwas lernen, denn Hauptlehrer in meiner Klasse war damals der Prorector Karl Adolf Menzel, welcher später Consistorialrath wurde und einen großen und wohlverdienten Ruf als Geschichtschreiber erlangte. Auch waren die Schüler mit Stunden nicht überladen, so daß die Elasticität ihres Geistes nicht erlahmte. Das Studium der alten Sprachen herrschte vor. Daneben Geschichte und Mathematik. Dagegen mit Physik, deutscher Poesie und Philosophie blieben wir verschont. Der unvernünftige Grundsatz, die Gymnasien müßten zugleich leisten, was die Realschulen, war noch nicht aufgekommen, noch weniger war man damals schon auf den unglückseligen Gedanken verfallen, unreifen Knaben die Werke Goethes erklären zu wollen, oder ihnen Vorlesungen über Logik und Psychologie zu halten.

Die alten Sprachen wurden gut docirt, jedoch mit unvorsichtiger Auswahl der Autoren. Wir mußten in Secunda z. B. die Metamorphosen des Ovid lesen. Wenn man erwägt, daß der römische Dichter diese unzüchtigen Gemälde nur zur Erlustigung der s. g. Göttertafel seines Herrn schrieb, an welcher die Camarilla im Costüm von Göttern und Göttinnen schamlose Orgien feierte, so sollte man doch meinen, daß christliche Schulbehörden die Lectüre so verbuhlter Bücher nicht für deutsche Knaben obligatorisch machen sollten.

Damals lebte noch der alte Hermes, welcher Sophiens Reise von Memel nach Danzig geschrieben hat. Er wohnte als Consistorialrath unsern öffentlichen Prüfungen bei und der alte freundliche Greis ließ sich einmal von mir die Treppe hinauf führen. Er galt übrigens für lächerlich eitel und soll sich gerühmt haben, beim Bombardement der Stadt im Jahr 1807 habe sein Haus keine Kugel getroffen, weil Napoleon der französischen Artillerie ausdrücklich verboten habe, nach dem Hause des berühmten Verfassers von Sophiens Reise zu schießen. — Eine andere merkwürdige Notabilität war Manso, Rector des Magdalenengymnasiums, ein schon bejahrter, aber schöner und wohlgewachsener Mann im altmodischen veilchenblauen Frack, kurzen veilchenblauen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen. Goethe und Schiller haben ihn in den Xenien verspottet, „als habe die Natur gar nichts für ihn gethan", da er im Gegentheil Goethe an hoher und edler Gestalt und Schiller an Schönheit übertraf. Auch stand er in Breslau in allgemeiner Achtung und hat nicht blos eine langweilige „Kunst zu lieben", sondern auch ein recht gutes Buch über Preußen geschrieben. Ein drittes literarisches Original war Julius v. Voß, ein verabschiedeter Offizier, damals schon nicht mehr jung, eine starke Figur von lüderlichem Aussehen, aber genial. Seine zahlreichen Schriften, die damals noch Mode waren, sind jetzt vergessen. Sie charakterisiren die preußischen Zustände im letzten Jahrzehnt des vorigen und im ersten des neuen Jahrhunderts mit Meisterzügen, wenn auch noch so cynisch.

Im Verlauf des Sommers und Herbstes kamen durch Breslau

viele Ruſſen, die aus Frankreich heimzogen. Sie brachten ungeheuer viele Beute mit. Wir ſahen lange Wagenzüge, die den Raub fortführten, und unterſchieden koſtbare Tapeten, Teppiche, Spiegel, Uhren ꝛc., die gewiß nicht in Paris gekauft waren. Hauptſächlich viele Ballen von Seiden- und Wollenzeugen und eine Menge großer ſchöner Hunde, die, wie man uns ſagte, alle aus Frankreich kämen.

Im Winter war ich ſehr fleißig, machte mir aber auch einige nützliche Bewegung, indem ich auf der gefrorenen Oder fleißig Schlittſchuh lief. Ich hatte dieſe Kunſt ſchon auf dem Lande gelernt und übte ſie jetzt mit noch größerer Luſt auf dem ſpiegelglatten und meilenweit ſich erſtreckenden Eiſe. Wir unternahmen Wettläufe und ich ließ mich von niemand an Schnelligkeit übertreffen. In meinem Dachſtübchen machte ſich den Winter über ein graues zierliches Mäuschen bemerklich, welches nach und nach ſo dreiſt wurde, daß es zu mir auf meinen grünen Tiſch kam, um ſich hier die ihm beſtimmten Broſamen zu holen. Es wurde mir im Frühjahr zu meinem großen Leidweſen von einer Dienſtmagd getödtet.

Ich kam zuweilen ins Theater, jedoch nur ſelten, weil es mir an Geld fehlte. Damals war das Theater in Breslau in ſeiner höchſten Blüthe, denn es vereinigte in ſeinem Perſonal die bedeutendſten Namen, welche ſpäter in Wien und Berlin glänzten. Alle andern übertraf Louis Devrient, welcher für die phantaſtiſchen Charaktere bei Shakeſpeare und Schiller wie geſchaffen war. Es lag in ihm etwas Dämoniſches, wie es oft die Rollen jener großen Dichter verlangen. Mit der noch ſo meiſterhaften Natürlichkeit eines Iffland oder Eßlair reicht man da nicht aus. Der Schauſpieler muß über die Natur hinausgehen, wie der Dichter ſelbſt. Aber das kann nur, wem zugleich tiefe Poeſie innewohnt, wie dem Dichter ſelbſt. Man kann z. B. einen Franz Moor nur karikiren oder man muß ihn ſo dämoniſch ſpielen, wie Louis Devrient. Man befand ſich damals überhaupt in einem romantiſchen Schwunge, in der Zeit ſelbſt lag Poeſie. Man fühlte ſich über das Alltägliche und Gemeine erhoben. Das Wunderbare fremdete nicht mehr an. Der romantiſchen Stim-

mung und besonders der Leidenschaftlichkeit dieser Zeit entsprach nun Devrient, und darum fand man ihn auch natürlich. Erst später in der langen Restaurationsperiode ist man wieder nüchterner und prosaischer geworden. Da war die Zeit für Devrient aus und er starb. — Seine Frau war eine madonnenhafte Schönheit, deren schwarzseidener Spenzer aber zuweilen zerrissen war. Das geniale Pärchen war immer ohne Geld, und er trank sehr viel. Eine Demoiselle Unzelmann, die als 60jährige Berühmtheit in der Rolle der Franziska in Minna von Barnhelm vom Publikum Abschied nahm, spielte diese Rolle immer noch mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit. Sie gehörte der besten Schule des vorigen Jahrhunderts an. In den Heldenrollen glänzte Anschütz, als Soubrette dessen nachherige Gattin, die reizende Boutenas, als Komiker Schmelka.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahr 1815, als von diesem liebenswürdigen Theaterpersonale zum erstenmale das berühmte Judenstück „Unser Verkehr" aufgeführt wurde, welches damals der Advokat Sessa geschrieben und worin er bekannte jüdische Persönlichkeiten angebracht hatte. Alle diese wurden nun von den Schauspielern und Schauspielerinnen in täuschender Aehnlichkeit auf der Bühne copirt. Es gab ein unendliches Gelächter.

Unter meinen Mitschülern schlossen sich besonders zwei warm an mich an. Der eine, Namens Berger, wurde später Pfarrer, wollte sich als frommer Altlutheraner der Union nicht unterwerfen, mußte daher gleich dem trefflichen Scheibel und Wehrhan, mit denen ich als Student befreundet wurde, das ganze Martyrium der schlesischen Altlutheraner mit erdulden, kam ins Gefängniß, verlor seine Pfarrei und wurde erst nach des alten Königs Tode unter Friedrich Wilhelm IV. wieder angestellt. Er wohnte ganz in meiner Nähe und wir kamen täglich zusammen. Der Umgang mit diesem frommen, feinen und in jeder Beziehung liebenswürdigen Jüngling gereichte mir sehr zum Segen, denn ich fand in ihm den goldenen Faden wieder, der aus meinem frommen großelterlichen Hause herausführte und trotz aller unheiligen Verlockungen nicht mehr abreißen sollte.

Der andere Jüngling hieß Lindenberg und seine Spur ging mir, seitdem ich Schlesien verlassen habe, gänzlich verloren. Er hatte etwas Geniales, und wir begegneten uns namentlich im Genuß und in der Kritik poetischer Werke. Soweit es mir die ernsten Studien erlaubten, las ich Dichter, die ich noch nicht kannte. Auch gab sich ein Professor in unserm Gymnasium die unnütze Mühe, unseren Geschmack verbessern zu wollen und uns die Lectüre moderner Klassiker zu empfehlen. Insbesondere schwärmte er für Voß, den Homerübersetzer, und für Johannes Müller. Dagegen setzte ich mich nun in Opposition. Ich konnte nicht begreifen, daß man uns so auffallend affectirte Schriftsteller, einen so krampfhaften, aller natürlichen Anmuth entbehrenden Styl empfehlen konnte. Ich parodirte daher den alten Voß als ungeschickten Hofmeister des Homer. Ich muß bekennen, daß mir der hochtrabende Styl auch bei andern berühmten Geistern mißfiel, nicht nur bei dem vielgepriesenen Klopstock, sondern auch in einigen Dichtungen Schillers, obgleich ich für diesen Dichter sehr begeistert war. Es zog mich mehr zum Natürlichen in der Gefühlsweise und in der Sprache hin. So konnte ich denn auch dem damals allgelesenen Dichter Fouqué, weil er immer gar zu kostbar redete, keinen rechten Geschmack abgewinnen.

Im Frühjahr 1815 wurde durch die Flucht Napoleons von der Insel Elba die ganze preußische Jugend aufs neue elektrisirt. Diesmal, obgleich noch nicht 17 Jahr alt, jedoch gesund und stark, ließ ich mich nicht mehr zurückhalten und unterbrach meine Studien, um mit zu Felde zu ziehen. Es war überflüssig. Man wußte indessen damals doch nicht, wie sich die europäischen Dinge gestalten würden. Die alliirten Mächte waren auf dem Wiener Congreß feindlich genug an einander gerathen. Preußen mußte große Rüstungen machen, um jeder Gefahr begegnen zu können. Deshalb hinderten mich auch Mutter und Vormund nicht, als Freiwilliger ins Heer einzutreten. Nachdem ich aber schon zum Fock'schen Jägercorps gegangen war, zogen sie mich auf den Rath einiger angesehener älterer Militärs wieder zurück, und General Kraft schickte mich zur Artillerie in die

Feſtung Neiſſe. Ich reiſte dahin zu Fuß mit einem andern Freiwilligen über Ohlau und das Schlachtfeld von Mollwitz. Wir wurden in Neiſſe angenommen und ich nach einem kurzen Examen zum Bombardier ernannt, im zweiten ſchleſiſchen Artillerieregiment. Nun kam aber die Nachricht vom großen Siege bei Waterloo, und während des Siegesfeſtes, welches wir mit lautem Kanonendonner und großem Jubel in Neiſſe feierten, ſagte mir der Oberſt meines Regiments, Jakobi, ich würde beſſer thun, auf das Gymnaſium zurückzugehen. Ich war unter der Bedingung eingetreten, ſobald ich einigermaßen einexercirt wäre, zur Armee nach Frankreich geſchickt zu werden. Davon könne nun, meinte er, jetzt keine Rede mehr ſein. Auch auf Avancement dürfte ich nicht rechnen, da ohne Zweifel eine Reduction der Armee ſtattfinden werde und alle Jüngeren nothwendig hinter die, welche ſchon einen Feldzug mitgemacht hatten, zurückgeſetzt bleiben müßten. Das war mir ſehr verdrießlich, aber es war vernünftig geſprochen. Ich wurde entlaſſen. Ich wäre jedenfalls, wenn ich länger in Neiſſe geblieben wäre, ſchlimmen Verführungen ausgeſetzt geweſen, denen man in einem langweiligen Garniſonsdienſt nur ſchwer ausweicht. Sie traten mir ſchon in jenen wenigen Tagen nahe genug. Wie väterlich aber mein Oberſt an mir gehandelt hatte, bewies mir 25 Jahre ſpäter der Beſuch eines meiner damaligen Kriegskameraden, der es noch nicht weiter, als bis zum Lieutenant hatte bringen können.

Damals war die alte „Mama" in Waldenburg ſchwer erkrankt und wünſchte mich noch einmal zu ſehen. Ich kam zu ihr und konnte noch mehrere Tage an ihrem Sterbebette zubringen. Sie war über 80 Jahr alt und endete ohne Schmerzen, nur an Altersſchwäche. Ihr Geiſt war noch immer klar, ihr Sinn heiter und ihre Freundlichkeit bezaubernd. Sie ließ mich faſt nicht von ſich und ertheilte mir noch eine Menge gute Rathſchläge. Zu ihren Liebhabereien hatte auch eine Aeolsharfe gehört, an der wir Kinder uns früher ſchon oft erfreut hatten. Ich ließ dieſelbe der „Mama" zu Liebe ſpielen und fühlte mich unwillkürlich von der Wehmuth der ſchönen Töne er-

griffen, als die Nachricht kam, so eben sei Agnes Alberti gestorben. Dieses liebenswürdige Mädchen, die jüngere Tochter des Kaufmann Alberti, war erst 17 Jahr alt und von seltener Schönheit. Ich sah sie im Sarge in einem weißen Kleide, barfuß, die schönen dunkelbraunen Haare lang herabwallend, ringsum mit Blumen geschmückt und umher die besten Bilder aus der Galerie des Maler Waagen. Ihre schöne traumhafte Stirn schien noch zu denken und um die jungfräulichen Lippen schwebte noch ein Zug sanfter Empfindung.

Wenige Tage nachher starb auch die „Mama" über Nacht, nachdem sie den ganzen Abend vorher noch im heitern Gespräche mit mir zugebracht hatte. Auch sie war eine liebenswürdige Erscheinung im Sarge, denn ihr altes Gesicht entrunzelte sich und nahm mit der schneeweißen Farbe wieder jugendliche Züge an. Onkel Ernst überließ mir die Honneurs des Hauses zu machen und im schwarzen Frack sämmtliche Condolenzen entgegenzunehmen. Da drängte sich nun die ganze Verwandtschaft herbei und sogar die alte Großmutter Röll, welche niemals in der „Mama" Haus gekommen war, erschien jetzt in tiefer Trauer und stattete mir eine überaus förmliche Condolenz ab. Wir besaßen eine Familiengruft, in der die Särge neben einander gestellt wurden. Ich machte die Grabschrift auf den der „Mama". Mit ihr starb meine beste Freundin. Wenn sie länger gelebt hätte, würde mir wohl manche Noth der nächsten Jahre erspart worden sein.

Ich eilte nach Breslau zurück, um nach einer Versäumniß von doch nur wenig Monaten meine Studien mit frischem Feuer zu beginnen. Mein Begleiter auf der Reise war Dr. Zimpel. Dieser kleine freundliche Mann war anfangs Theologe gewesen, wurde nachher Arzt, nahm den Namen Zemplin an und erwarb sich große Verdienste um das Bad Salzbrunn, das er und das ihn in großen Ruf brachte; jedoch geschah dies erst später. Damals war er noch wenig bekannt und hieß noch Zimpel. Er fuhr mit meines Onkels Pferden, die er nicht gut zu regieren verstand. Wir erlebten viele kleine Abenteuer unterwegs, und da er in Breslau seine Braut, eine

Wittwe, holen wollte, so konnte ich nicht umhin, ihn mit Zimpels Brautfahrt, einem artigen Schwank von Langbein in einem der damals jüngst erschienenen bekannten Taschenbücher zu necken. Wir hatten ein merkwürdiges Zusammentreffen mit einem Wahnsinnigen, wir verirrten uns einigemal, wir fuhren zufällig um die Zollstätte und wurden zur Strafe gezogen. Als wir in Breslau ankamen, fuhr er im Gedränge an andere Wagen an, das gab wieder Händel. Endlich entschloß er sich, ein Seitengäßchen einzuschlagen, das zugleich ein näherer Weg zum Hause seiner Braut war. Aber die Gasse war so eng, daß er mit der leichten Droschke kaum hindurch konnte, und zum Unglück war es die sog. Wanzengasse, die ganz aus Hurenhäusern bestand, und in der niemals ein Wagen fuhr. Man kann sich denken, welche Aufregung unsere Durchfahrt unter den Schönen dieses Winkels veranlaßte, und des verzweifelnden Doctors letztes Abenteuer war noch, daß am Ausgang jener Gasse gerade von ungefähr eine bekannte Dame vorübergehen und dem Spektakel zusehen mußte.

Auf die Schule zurückgekehrt, kam ich nach Prima. Hier docirte der Rector Etzler, ein gelehrter und achtungswürdiger Mann, der nur von einer grammatikalischen Liebhaberei wie von einem Dämon besessen war. Ob wir nämlich den Plato oder den Cicero, den Thukydides oder Tacitus lasen, überall ging er auf die Jagd seltner Conjunctive aus. Er classificirte dieselben wie Linné die Pflanzen und hatte schon über hundert verschiedene Arten entdeckt. Wenn wir nicht präparirt waren, oder an einer schwierigen Stelle stolperten oder ihn sonst ein wenig aufhalten wollten, so warfen wir ihm nur eine Frage oder Vermuthung in Bezug auf einen Conjunctiv vor, und er strahlte von Vergnügen. Eins der merkwürdigsten Originale unseres Gymnasiums war der alte Professor Nickel, der seine liebe Noth mit uns hatte, den wir aber doch liebten. Ganz so violett gekleidet, wie der Rector Manso, war er nur viel kleiner, hatte aber einen sehr großen schiffartigen Hut. Ich habe ihn dem dramatischen Märchen einverleibt, welches zehn Jahre später in dem Taschenbuch „Moosrosen" abgedruckt wurde.

Im Herbst kam Blücher nach Breslau und wurde mit unermeßlichem Jubel empfangen. Obgleich es heftig regnete, zogen ihm doch viele Tausende durch das Nicolaithor entgegen. Man spannte die Pferde aus und zog ihn herein. Er saß mit einem Adjutanten in einer offenen Droschke, hatte einen Ueberrock an und das Haupt mitten im Regen entblößt, weil er immerfort nach allen Seiten grüßen mußte. Auch kam er nur langsam vorwärts, weil sich immer neue Hunderte an den Wagen drängten, um ihm die Hand zu reichen. Ich schob mich ebenfalls glücklich heran und bekam einen Händedruck von ihm, der mir durch die Seele ging. Man kann sich keinen schönern Greis denken. Sein schwarzes Adlerauge blitzte unter dem schneeweißen Haar noch voll Jugendfeuer. Dazu sah er klug aus. Er lachte immerfort und grüßte das ungestüme Volk unermüdet mit bezaubernder Freundlichkeit. Man hatte ihn aber auch nirgends so lieb als in Schlesien. Das wußte er wohl. Deshalb blieb er auch in Schlesien und liegt dort begraben.

Ich war im Herbst und Winter sehr fleißig und mußte es sein, da mir bereits klar geworden war, daß ich mich ganz auf eigene Füße stellen müsse. Von dem angenehmen Wohlstand, in dem ich geboren war, blieb nichts mehr übrig, da meine Mutter das Landgut verlor und alle Fahrhabe verkaufen mußte. Sie konnte mich nur noch schwach unterstützen. Dem Vormund mit Begehrlichkeit lästig zu fallen, hätte ich mich geschämt. Ein vielleicht zu weit getriebener Stolz in so jungen Jahren war mir doch in sofern nützlich, als ich entbehrte, ohne je zu klagen und ohne je etwas zu verlangen, was mir nicht freiwillig geboten wurde. Meine Kleider wurden nach und nach abgetragen und ich konnte mir keine neuen machen lassen.

Die Eltern meines Freundes Gustav Haake, wohlhabende Kaufleute, ließen mich mehrfach zu sich einladen, denn es war ihnen nicht entgangen, welch günstigen Einfluß ich auf ihren Sohn ausübte. Ich hatte aber nur mein sehr abgetragenes graues Röckchen und wußte, wie die Armuth in reichen Kaufmannshäusern gering geschätzt wird. Ich vermied daher hinzugehen. Im Sommer in-

deſſen machte mein Freund mit mir an meinem Geburtstage einen langen Spaziergang an der Oder, und als wir erſt in der Dämmerung uns der Stadt näherten, ſtellte mich Guſtav plötzlich ſeinen vor einem großen Hauſe ſitzenden Eltern vor. Nun mußte ich mit ihnen zu Abend eſſen und fand in ihnen natürliche und liebevolle Menſchen. Wenige Tage nachher mußte ich wieder einen Abend in ihrem ſchönen Garten zubringen. Das Haus beſtand aus einem großen Viereck, in deſſen Mitte ſich ein Hofraum befand. Es lag, wie auch der Garten, dicht an der Oder, auf der polniſchen Seite, nicht ſehr weit von der Brücke der alten Stadt gegenüber. Ich war an dieſem Abend wieder ſehr vergnügt und hätte beinahe die zehnte Stunde verſäumt, in der ich nach unſerer ſtrengen Hausordnung daheim ſein ſollte. Ich nahm Abſchied. Der alte Herr Haake begleitete mich mit dem Licht, aber nicht zur Hausthür, ſondern — in ein Zimmer, in welchem ich voll Erſtaunen mein Bett und meine wenigen Bücher und Kleider fand, welche, während ich im Garten ſaß, aus meiner bisherigen Wohnung in der Reuſchengaſſe waren hergeholt worden. Auf eine ſo liebenswürdige Weiſe zwang mich die Haake'ſche Familie, fortan bei ihr zu wohnen und als Kind vom Hauſe mit ihnen zu leben. Sie erwies mir damit einen großen Dienſt, wofür ich ihr bis an mein Ende dankbar bleiben werde. Was ich an Logis und Koſt erſparte, konnte ich nun endlich auf meine Kleidung verwenden.

Meine neue Heimath hatte große Annehmlichkeiten. Wir konnten den Sommer über im Garten arbeiten. Auch fehlte es nicht an geſelliger Unterhaltung. Es wohnten mehrere Familien hier zur Miethe, zwei polniſche Damen mit einem hübſchen Kinde und ein Juſtizrath Ludwig, bei dem eine gewiſſe Wilhelmine Gautier als Pflegetochter auf Koſten des Königs erzogen wurde. Dieſes bildſchöne Mädchen war nämlich der hochſeligen Königin Luiſe auffallend ähnlich. Der König hatte ſie bei einem Beſuch in Breslau zufällig in der Kirche geſehen, erfuhr, daß ſie eine Waiſe ſei, und ſorgte ſofort für ſie. Mit dieſem Mädchen, ihrer kleinen muntern Freundin Philippine, den beiden Polinnen und der ſanften Friederike (Guſtavs Adoptiv-

ſchweſter) lebten wir zwei jungen Leute nun in einem äußerſt anmuthigen Verkehre. Auch Profeſſor Steffens, der weitläufig mit mir verwandte Naturphiloſoph, wohnte den Sommer über hier und zog nur im Winter nach der Stadt. Sein einziges Töchterchen hatte eine große Lyoner Puppe, mit der ſie mich, ſobald ſie wußte, daß ich die Puppen nicht leiden könne, beharrlich neckte. Da ſie mir nun auch wieder einmal an der Treppe aufgelauert hatte und mir plötzlich die große Puppe entgegenhielt, gerieth ich in Zorn, riß ihr dieſelbe hinweg und warf ſie in die vorbeifließende Oder. Das Mädchen erhob ein jämmerliches Geſchrei und verfehlte nicht, mich ſogleich bei ihrem Papa zu verklagen. Auch ſtellte mich dieſer, ſobald wir uns begegneten, ernſthaft zur Rede; als ich ihm aber den Sachverhalt auseinanderſetzte und mich mit meiner angeborenen Antipathie entſchuldigte, kam ihm der Fall ganz intereſſant vor. Das Töchterchen bekam eine neue Puppe, die ſie aber immer vor mir verſteckte.

Ich machte im Herbſt des Jahres 1816 noch eine angenehme Fußreiſe ins ſchleſiſche Gebirge und kam diesmal endlich wirklich auf die Schneekoppe. Das Rieſengebirge hat trotz ſeiner Kahlheit und trotz ſeines Mangels an Seen doch gleich den Karpathen und gleich dem Harz einen eigenthümlichen nordiſchen Reiz, welcher den Bergen im Süden fremd iſt. Dieſer Reiz liegt, wie in den Bildern von Everdingen, in der Schwärze der Tannenwälder und in einem düſtern Dämmerlicht, welches eine größere Ferne von der Sonne andeutet und aus der Wirklichkeit in das Reich des Dämoniſchen hinüberführt. Aus dieſem Charakter der Landſchaft erklärt ſich der Volksglaube nicht nur im Harz an die Hexenfahrt auf den Blocksberg, ſondern auch im Rieſengebirge an den Rübezahl. Höchſt eigenthümlich ſind die erratiſchen Blöcke, die oben auf dem kahlen Grat des Gebirges herumliegen, und am auffallendſten das ſog. große Rad, eine Circumvallation von rohen Steinen, aber wohl nicht durch Zufall, ſondern durch Menſchenhände aufgeworfen. Dahinter auf der böhmiſchen Seite entſpringt die Elbe und bildet einen langen, aber dünnen Waſſerfall. Seit uralten Zeiten wird je am 15. Auguſt

auf der Schneekoppe ein großes Volksfeſt gefeiert, ein Kräuterfeſt zu Ehren der Himmelfahrt der Jungfrau Maria, wie am nämlichen Tage die Kräuterweihe in Würzburg. Damals lebte noch im Rieſengebirge eine zahlreiche Zunft ſog. Kräutermänner, als deren volksthümlicher Patron Rübezahl galt. Sie ſammelten Heilkräuter auf dem Gebirge, deſtillirten ſie und zogen mit ihren zahlreichen Flaſchen und Fläſchchen auf allen Jahrmärkten umher. Erſt die moderne Polizei hat ſie unterdrückt und abgeſchafft. An ihr Gewerbe nun knüpfte ſich ſeit uralter Zeit bis in die erſten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts das große Kräuterfeſt des 15. Auguſt. Dieſes Feſt ſchreibt ſich wahrſcheinlich aus früher Heidenzeit her und hat nur, wie viele andere, ſpäter eine chriſtliche Weihe und Bedeutung erhalten. Auch ſcheint es mir ein deutſches Feſt geweſen zu ſein, ſtammend aus einer Zeit, in welcher Schleſien und Böhmen noch ganz von germaniſchen Lygiern, Boiern und Markomannen bewohnt waren, ehe noch die Slaven hineinkamen. Die den Deutſchen allmählich in der Völkerwanderung nachrückenden Slaven haben ohne Zweifel die heiligen Stätten der Deutſchen auf den Berggipfeln, an Waſſerfällen ꝛc. reſpectirt, und da ihr Naturcultus dem deutſchen nahe verwandt war, den heidniſchen Gottesdienſt an ſolchen ausgezeichneten Stätten nur fortgeſetzt. Es iſt daher wohl möglich, daß ſich hinter dem ſcheinbar ſlaviſchen Rübezahl doch nur der deutſche Knecht Ruprecht und der engliſche Robin Hood verbirgt.

Im nächſten Winter trieben wir, der engere Freundeskreis im Gymnaſium, ich mit Haake und Lindenberg, wozu ſich auch noch der kleine Hermes geſellte, mit großem Eifer altdeutſche Studien. Das lag in der Zeit. Auf der Univerſität Breslau gab von der Hagen die Nibelungen heraus. Ich lernte um dieſe Zeit auch zum erſtenmal die Werke Tiecks kennen. Merkwürdigerweiſe war damals in Schleſien der Sinn für die deutſche Vorzeit nur noch wenig rege. Der claſſiſche Zopf herrſchte noch überall vor. Jetzt erſt fing ſich die Begeiſterung für die großen Dichtungen und Kunſtwerke des Mittelalters der Jugend zu bemächtigen an. Ich verſchaffte mir aus der

großen Redinger'ſchen Bibliothek, die zur Eliſabethkirche gehört, die Maneſſe'ſche Sammlung, den Parcival und Triſtan, ſpäter noch aus der Univerſitätsbibliothek andere altdeutſche Dichtungen und lernte die Sprache bald, weshalb mir auch einige Jahre ſpäter das Verſtehen der ſchwäbiſchen und ſchweizeriſchen Volksſprache ſehr erleichtert war. Ich hatte bereits Kenntniß der politiſchen und Kirchengeſchichte des Mittelalters genug, um die Größe der deutſchen Vorzeit zu begreifen, der man beim Leſen ihrer Dichter noch näher tritt. Ich hatte mich ſchon vorher in manches, was die Neuzeit pries, nicht finden können. Jetzt fand ich einen Anhaltspunkt, um den Geiſt der Zeiten zu vergleichen und um beſſer zu verſtehen, was einige patriotiſche Dichter gemeint oder geahnt hatten, als ſie von der großen Erhebung des Jahres 1813 eine Wiedergeburt der Nation erwarteten. Die eifrige Beſchäftigung mit der altdeutſchen Vorzeit führte mich nun dahin, im nächſten Frühjahr 1817 dem in Breslau neu entſtandenen Turnplatz meine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, um ſo mehr, als derſelbe nicht weit von Haakes Wohnung an derſelben Oderſeite lag. Ich hatte mich von Jugend auf körperlich geübt und war ein Turner, ohne es zu wiſſen. Auf dem Lande hatte ich mich gehörig getummelt, gejagt, geritten und gefochten, in den Wäldern geklettert und in der großen Scheune auf unſerm Hofe ſyſtematiſche Springverſuche gemacht. Vom Gebälk herunter in den Banſen (den Raum, in dem die Garben aufgehäuft werden) hinabzuſpringen, war ungefährlich, weil man immer weich auffiel. Ich lernte daher mit meinen jüngern Brüdern, die dem ältern freilich noch nicht alles nachmachen konnten, von einem immer höheren Balken hinunterſpringen, bis ich Uebung genug hatte, den Leib gerade genug zu halten, daß er im Fallen nicht überſchlug. Auch lernte ich durch ſtete Uebung, die Zunge hinter die Zähne zurückziehen, um mich beim Auffallen nicht zu beißen, und unmittelbar vor dem Auffallen die Hände kreuzweis vor die Beine halten, weil mir ſonſt durch die Gewalt des Sturzes die Kniee ans Kinn geſchlagen hätten. Um dem Ohrenſauſen zu begegnen, mußte ich mir bei den höchſten

Sprüngen ein Tuch um den Kopf binden. So ſprang ich endlich vom höchſten Firſt über fünfzig Fuß tief hinab. Auf der Schule in Breslau hatte ich mich außer den Fußtouren und dem Schlittſchuhlaufen nicht mehr geübt. Jetzt erwachte eine unwiderſtehliche Luſt in mir, am Turnen theilzunehmen. Guſtav, der um einen halben Kopf größer als ich, ſchlank und herrlich gewachſen war, fühlte gleichfalls, wie wohl ihm das Turnen behagen würde. Alſo meldeten wir uns beim Seminardirector Harniſch, der den Turnplatz eben errichtet hatte und demſelben vorſtand, ohne ſelbſt turnen zu können. Mönnich, der damals noch auf dem Magdalenengymnaſium war, als geborener Berliner aber unter Jahn geturnt hatte, und einige Studenten turnten vor. Wir wurden willkommen geheißen und zogen bald einen großen Theil unſerer Mitſchüler vom Eliſabethan nach. Ich orientirte mich in den Uebungen raſch und wurde ſchon in wenigen Tagen Vorturner. Ebenſo Haake. Es war ein ungemein friſches und fröhliches Leben auf dem Breslauer Turnplatz und unſere Luſt war um ſo unbefangener, als der Zuſammenhang mit Berlin noch ſehr locker war und der turneriſche Sectengeiſt, die einſeitig Jahn'ſche Schablone, noch nicht vorherrſchte. Man dachte nur an die körperlichen Uebungen und machte noch nicht Politik. Harniſch war ein überaus wackerer und frommer Mann. Ein Hauptmann v. Schmeling, der ſich der Sache ſehr annahm, der treffliche Profeſſor Karl v. Raumer, der feine und gelehrte Profeſſor Schneider, der junge feurige Profeſſor Paſſow ꝛc., welche nicht nur die Sache förderten, ſondern auch ſelbſt mitturnten, waren hochgebildete und verſtändige Männer. So lebten wir nicht nur unter uns, ſondern auch mit den Behörden und mit der Stadt damals noch in der beſten Harmonie.

In den Ferien 1817 bekam ich Luſt, eine größere Fußreiſe zu machen, und zwar nach Dresden, um dort die Bildergalerie zu ſehen, nach der ich mich ſchon lange ſehnte, da Breslau ſo gar wenig Kunſtwerke darbot, und die Waagen'ſche Galerie, die ich von Zeit zu Zeit bei Beſuchen in meiner Vaterſtadt immer wieder geſehen hatte, erweckte mir nicht wenig Luſt, noch mehr zu ſehen. Nun ſtudirte da-

mals Heinrich Leo, der ſpäter als Profeſſor in Halle ſo großen Ruhm erlangte, auf der Univerſität Breslau und wollte im Herbſt nach Jena überſiedeln. Ich lernte ihn auf dem Turnplatz kennen als einen kleinen ſchlanken Jüngling mit einem faſt mädchenhaften Geſicht und langen dunkelbraunen wunderſchön herabwallenden Haaren. Er war unſer aller Liebling, obgleich er ziemlich krittlich und jeden Augenblick ſchlagfertig war. Da er nun über Dresden reiſen mußte, beſchloſſen Haake und ich, ihn bis dahin zu begleiten.

Wir brachen in der Mitte des Juli auf und ſchlugen den Weg ins Gebirge ein. Es war herrliches Wetter und nach einem kurzen Beſuch in meiner Vaterſtadt eilten wir wieder der Schneekoppe zu. Wir erſtiegen ſie diesmal auf dem Wege über Steinſaiſen und Krummhübel auf einer ſehr ſteilen Seite. Als wir über die Waldregion emporgeſtiegen waren, fanden wir ſeltene purpurglühende Bergblumen und ſteckten ſie an unſere Mützen. Dann kamen wir am „großen Teiche" vorbei, deſſen ſchwarzer ſtiller Waſſerſpiegel unter Steingeröll und kahlen Felſenmaſſen einen etwas unheimlichen Eindruck macht. Ohne einen Fußweg arbeiteten wir uns durch die großen, von Alter bemooſten und in dieſer Jahreszeit oft von Blumen und Gräſern überwucherten Steine empor, bis zu den ſchönen Felsgruppen, welche man die Dreiſteine und den Mittagſtein nennt. Von hier aus hat man ſchon die ganze weite Ausſicht ins Land und erreicht bald den Kamm des Gebirges, welcher in langer hoher Linie die Grenze zwiſchen Schleſien und Böhmen bildet. Indem wir auf demſelben zur Koppe aufſtiegen, begegnete uns ein Trupp böhmiſcher Schleichhändler, die mit Lebensgefahr ihre Laſt auf den ſteilſten Wegen über die Grenze tragen. Wir kamen gegen Mittag auf der Schneekoppe an und blieben den ganzen Tag oben, mit uns noch einige Berliner Studenten. Feuer wurde angemacht und gekocht. Ich ſammelte ſog. Veilchenſteine, mit einem purpurbräunlichen Mooſe wie mit Leder überzogene verwitterte Granitſtücke. Das Moos duftet wie Veilchen und man pflegt es in Schleſien in die Wäſche zu legen, um dieſelbe mit dem angenehmen

Geruche zu durchdringen. Man findet es nur auf den höchsten Gipfeln des Gebirges. Ein besonders großes und schönes Exemplar, welches ich damals fand und mitnahm, befindet sich jetzt im mineralogischen Cabinet in Jena, wohin ich es schenkte. Die Aussicht von der Koppe war an diesem Tage wundervoll. Sie ist um so imposanter, als man nach beiden Seiten des Gebirges hin einen Umkreis von nahezu hundert Stunden Durchmesser übersieht, denn im Nordosten erblickt man die Thürme von Breslau und darüber hinaus noch die lange schwarze Linie der polnischen Grenzwälder, während man im Südwesten die Berge in der Nähe von Prag und auch über sie hinaus sieht. In der heißen Tageszeit und bei völliger Windstille hatten wir auf dem hohen Standpunkt, auf dem wir uns befanden, in der That eine ähnliche Empfindung, wie Schultheß auf der Spitze des Glockner, da es ihm zu Muthe war, als spüre er, wie sich die Erde mit ihm drehe. Als die Sonne unterging, erhob sich auf der andern Seite der Mond und beschien die tief verschatteten Thäler unten, während die andere Seite des Gebirges bis zur Spitze der kleinen die Koppe krönenden Kapelle roth in der Abendsonne glühte. Erst im Dunkeln stiegen wir wieder herunter, um in der Hampelbaude zu übernachten, wo uns ein hübsches böhmisches Harfenmädchen in ihrer Sprache eben so melodische als wehmüthige Volkslieder sang.

Wir unternahmen, längs des Gebirges auf den am wenigsten besuchten Wegen nach Sachsen vorzudringen, wurden aber dafür bestraft, indem wir nirgends ein auch nur erträgliches Wirthshaus fanden und froh waren, daß uns ein Bauer seine Kirschbäume zu plündern erlaubte. Nachher fiel Regen, und erst nach großen Anstrengungen erreichten wir das kleine Bad Flinsberg unter dem hohen Iserkamm. Hier drängte sich alles um uns, weil wir die damals bei allen Turnern eingeführte sog. altdeutsche Tracht, d. h. einen kurzen schwarzen Rock mit offenem Halse trugen, was man hier noch nicht gesehen hatte. Man behandelte uns aber sehr liebreich und gab uns am andern Morgen, nachdem das Wetter wieder besser gewor-

den war, noch eine Strecke das Geleit. Der Weg führte uns bald über die böhmiſche Grenze und zu dem alten Schloſſe Friedland, von dem Wallenſtein ſeinen herzoglichen Namen borgte. Es erhebt ſich über eine waldige Gegend und bewahrt noch manche Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg. Im Ahnenſaal hängt Wallenſteins Bild in der Mitte, und zu beiden Seiten reihen ſich an daſſelbe die Familienbilder der Gallas an, denen Schloß und Güter vom Kaiſer geſchenkt wurden. Von hier gelangten wir nach Zittau, einer ſchön gelegenen und freundlichen Stadt, wo wir kaum angelangt waren, als ein Dienſtmädchen nach dem andern bei uns anklopfte, uns im Auftrag ihrer Herrſchaften zu fragen, ob wir Tiroler oder Schweizer wären? Dann kamen wir bald wieder auf böhmiſchen Boden und auf die Kaiſerſtraße, die über einen langen Bergrücken führt. Die ſchwarze Ruine des Tollenſtein gibt der Gegend einen ſchönen, jedoch wilden Charakter. Als wir am Nachmittag nach Schönlinde kamen, wurden wir wegen unſerer ungewohnten Tracht für Räuber gehalten und entgingen einer ſchimpflichen Behandlung nur durch Vorweiſung unſerer Päſſe. Ueberhaupt fanden wir das böhmiſche Landvolk grob und ungaſtlich, und ihren finſtern Mienen fehlte die ſchleſiſche und ſächſiſche Freundlichkeit. Da hier im Gebirge die böhmiſche Grenze mehrmals aus- und einbiegt, kamen wir noch an demſelben Abend auf ſächſiſches Gebiet. Auch hier ſprach das Volk noch ſlaviſch, die Mädchen aber, unter denen ſich ganz wohlgebildete befanden, waren auf eine häßliche Art entſtellt, indem ſie unter ihren rothen Kopftüchern ganz kahl geſchoren waren. Sie pflegten nämlich, wie wir erfuhren, ihr ſchönes Haar an Dresdener Perückenmacher zu verkaufen. Wir verirrten uns im Walde und mußten vier Stunden lang bei hellem Mondſchein den maleriſchen Kirnitzgrund durchwandern, bis wir in Hermsdorf eine freundliche Herberge fanden. Von hier aus durchzogen wir am andern Tage die ſog. ſächſiſche Schweiz, beſahen den berühmten Kuhſtall, das Prebitſchthor ꝛc. und kamen bei Schandau an die Elbe. Alle dieſe Felſen- und Waldpartien ſind ſehr reizend, wenn auch nicht großartig. Man ſollte daher auch hier

von keiner „Schweiz" reden. Die ſächſiſchen Einwohner fanden wir durchgängig gefällig und gutmüthig. Ein Führer, den wir mitgenommen hatten, um uns nicht wieder zu verirren, war ſchon von uns verabſchiedet, als er uns noch zwei Stunden weit nachlief, um uns ein Buch zu bringen, das einer von uns liegen gelaſſen hatte.

Von Schandau aus fuhren wir auf einem Kahne die Elbe hinab bis nach Pirna, landeten aber unterwegs, um den majeſtätiſchen Lilienſtein zu beſteigen. Die koloſſalen Sandſteinpyramiden der ſächſiſchen Schweiz machen von fern ganz den Eindruck, wie die Baſaltkegel im Hegau. Der Lilienſtein iſt um ſo maleriſcher, als ihm der Königſtein, die berühmte Feſtung, gerade gegenüber liegt und die Elbe zwiſchen beiden hindurchfließt. Oben trafen wir mit einem ſchönen Landmädchen zuſammen, der Wirthstochter von Rathen, die einen ziemlich ſchweren Krug trug, den ich ihr galant abnahm, da wir zuſammen heruntergingen. Sie war ſchlank und herrlich gewachſen und ihr Haar ſo ſchön golden, als man es nur malen kann. Wir fuhren dann auf dem Fluß weiter, gingen aber von Pirna aus wieder zu Fuß und kamen durch fruchtbare Gelände und ſchöne Dörfer nach Dresden.

Dieſe Stadt iſt und bleibt wohl die ſchönſte im nördlichen Deutſchland, denn erſtens liegt ſie reizend an der Elbe und in der Nähe eines maleriſchen Gebirges, und zweitens hat ſie etwas Lichtvolles und freundlich Einladendes, ſofern die Häuſer mitten in der Stadt häufig durch Gärten getrennt und durchweg ſchön und maſſiv gebaut ſind, ſo daß man ſich alſo hier weder zwiſchen engen Gaſſen erdrückt, noch von häßlichen und geſpenſtiſchen Häuſern angeſchreckt fühlt. Der Freundlichkeit der Stadt überhaupt entſpricht auch die der Einwohner. Man fühlt ſich dort eigenthümlich wohl.

Ich hatte keinen andern Zweck hier, als die berühmte Gemäldegalerie zu ſehen. Leo reiſte weiter, Guſtav und ich blieben aber noch acht Tage in Dresden und brachten jeden Tag in der Galerie zu. Ich fand in derſelben beſtätigt, was mir ſchon aus den Kunſtwerken, die ich früher geſehen hatte, und aus den Kupferwerken, die uns

ferne Gemälde nahe bringen, klar geworden war. Das eigentlich Schöne nämlich fand ich nur in den seltensten Fällen erkannt und dargestellt, da es mir doch schien, die neuere Kunst habe dieselbe Aufgabe, wie die antike, hauptsächlich nach Schönheit zu trachten. Bei der ungeheuern Mehrheit der neuern Künstler findet man dagegen neben der unter allen Umständen achtbaren und löblichen Naturnachahmung zweierlei Bestrebungen vorherrschend, welche vom wahren Ziele der bildenden Kunst geradezu abführen. Zuerst das Bestreben, interessant und bedeutend zu erscheinen durch heroischen oder auch koketten Ausdruck. Sodann das Bestreben, einer grade herrschenden Mode und Manier gerecht zu werden, ganz abgesehen vom Gegenstand und Zweck des Bildes. Während Raphael noch einzig der Schönheit huldigte, welche nur der Pinsel, aber kein Wort des Dichters ausdrücken kann, betrat Michel Angelo bereits den gefährlichen Weg, welcher anstatt zum Schönen nur zum Bedeutenden, Charakteristischen, Großen und Heroischen hinführt, wo des Dichters Wort jeden Pinsel übermeistert. Auch den leidenschaftlichen Ausdruck trifft sicherer der Dichter und musikalische Componist, oder der Schauspieler, als der Maler. Der Maler sollte vorzugsweise nur das darstellen wollen, was alle andern nicht darstellen können, die Schönheit. Ich dürstete nach Schönheit, aber nur wenige der größten alten Meister in der Dresdner Galerie boten sie mir dar. Ich konnte damals schon nicht begreifen, wie man die Schule der Carracci so hoch stellen könne. Ich erfreute mich wahrhaft an der Naturtreue der Niederländer, ich vertiefte mich staunend und voll Ehrfurcht in die Augen der sixtinischen Madonna, des Schönsten, was je gemalt wurde. Aber die anspruchsvollen Historienbilder, die manierirte Nacktheit der mythologischen Bilder, überhaupt die spätern Italiener ließen mich kalt oder widerten mich an. Die Schönheit, deren die menschliche Race fähig ist und die auch wirklich, wenn auch nur in seltenen Exemplaren, in der Wirklichkeit vorkommt, scheint mir von der Künstlerwelt noch durchaus nicht in dem Maaße, wie es der eigentliche Zweck der Kunst verlangt, beachtet zu sein.

Am vorletzten Tage meines Aufenthalts in Dresden ſtieg ein furchtbares Gewitter auf, als wir grade in der Galerie waren. Die Bilder verdunkelten ſich, Blitze hellten ſie wieder auf. Der Eindruck war höchſt eigenthümlich. Alle Figuren ſchienen ſich zu beleben, als ob ſie den Menſchen auf einen Augenblick näher gerückt würden, wie überhaupt äußere Schrecken der Natur alles Fremde näher zu einander bringen. — Außer der Galerie ſahen wir nur noch die große Rüſtkammer, die Antiken und die Abgüſſe von Mengs. Am reizendſten erſchien mir die Gruppe von Amor und Pſyche, der mit dem zarteſten Schönheitsſinn und der lieblichſten Naturwahrheit verewigte Kuß. Dagegen erſchien mir die Gruppe des Laokoon, über die ſo viel geſchrieben iſt, keineswegs angenehm. Ich ſah bei dieſem Anlaß auch den alten Archäologen Böttiger, der recht freundlich gegen uns war.

Als wir von Dresden Abſchied nahmen, hatten wir, Guſtav und ich, zuſammen nur noch ſechs Thaler übrig, waren aber verwegen genug, nicht ſogleich nach Schleſien zurückzukehren, ſondern erſt noch den berühmten Plauen'ſchen Grund und die hübſche Ruine von Tharand zu beſuchen. Wir übernachteten in einem ärmlichen Dorfwirthshauſe und marſchirten am andern Tage ohne Aufenthalt im Geſchwindſchritt wieder durch Dresden auf der großen Straße nach Bautzen fort. Es war über die Maßen heiß, aber ein pietiſtiſcher Bauer, der desſelben Weges ging, hatte einen ſo raſchen und unermüdlichen Schritt, daß wir als Turner uns ſchämten, hinter ihm zurückzubleiben, und immer mit ihm Schritt hielten. Wir kamen an dem Bergſchloß Stolpe und dem netten Städtchen Biſchofswerda mit ſeinen ſchlanken Blondinen vorbei, liefen dann noch bis in die Nacht hinein und kehrten in einem geringen Dorfwirthshaus ein, ganz nahe vor Bautzen, um von dem langen Marſche auszuruhen. Unſer Pietiſt erzählte uns viel von der großen Schlacht, die erſt vier Jahre früher hier geliefert worden war. Am andern Morgen gingen wir raſch durch das über der Spree erhabene Bautzen, wo grade Jahrmarkt war. Wir begegneten vielen Wenden in ihrem eigenthümlichen Sonntagsſtaat. Sie hielten uns oft an, weil ihnen unſere Tracht

ebenso fremd erschien, als uns die ihrige. Der Weg führte uns durch Hochkirch, wo sich Friedrich der Große hatte überfallen lassen. Die Erinnerung an jene Schlacht wurde uns durch oestreichische Soldaten belebt, die als gefangene Deserteurs vorbei geführt wurden und sehr traurig aussahen. Wir erreichten noch bei guter Zeit das friedliche in einer rauhen Gegend doch schön gelegene Herrnhut, aus dessen Fenstern mancher neugierige Mädchenkopf in enganliegendem weißem Häubchen nach uns umschaute, aber, wenn wir nahe kamen, zurückfuhr. Wir übernachteten hier und gingen am andern Morgen frühe zum Kirchhof hinaus, der sich an einen kleinen Hügel reizend anlehnt. Von dem letztern aus sahen wir die Sonne aufgehen. Am Eingang des Kirchhofs las ich die Inschrift: Christus ist auferstanden von den Todten. Nur in der Mitte waren drei Steingräber erhöht, das von Zinzendorf, seiner Gemahlin, wenn ich nicht irre, und das von Watteville. Alle übrigen Grabsteine waren klein und lagen ganz gleichförmig in Reihen neben einander in einer Umgebung, die ganz nur einem Garten glich. Ueberall herrschte eine wohlthuende Ordnung und Reinlichkeit, welche den Herrnhuter Kirchhof sehr zu seinem Vortheil von den meisten andern christlichen Kirchhöfen unterscheidet. Denn überall wimmeln unsere Kirchhöfe von geschmacklosen und eitlen Denkmälern mit antiken Genien und heidnischen Symbolen und herrscht Unregelmäßigkeit und Unordnung vor.

Der Aufenthalt in Herrnhut hatte unsern Kassenvorrath sehr geschwächt. Wir eilten an der Landskrone vorüber, nicht ohne des edlen Jakob Böhme zu gedenken, und kamen wieder über die schlesische Grenze bis Löwenberg, wo uns am andern Morgen nur noch zwei gute Groschen übrig blieben. Wir machten uns schon darauf gefaßt, unter wahrscheinlich anmuthigen Abenteuern in den Pfarrhäusern einzusprechen, um uns vollends heimzubetteln, denn der Weg nach Breslau war noch weit, aber ein gemüthlicher Bäckermeister aus der Lausitz, der in Liegnitz Weizen aufkaufen wollte, nahm uns nicht nur mit, sondern hatte auch eine solche Freude an uns, daß wir zu Mittag mit ihm essen mußten. Als wir nun am Abend in Liegnitz

ankamen, kauften wir uns für unſere letzten zwei Groſchen ein paar Stücke Brod und Birnen und marſchirten ſogleich weiter, die ganze Nacht durch. Nach Mitternacht ruhten wir an einem Waldrande auf dem Schlachtfelde von Leuthen aus, auf dem Boden, den ſpäter meine ältere Schweſter mit der ganzen Herrſchaft Leuthen kaufte und zum Andenken der Schlacht ein Denkmal errichtete. Hier ſchlief ich unwillkürlich ein. Nachher aber rafften wir uns auf und kamen früh am Morgen nach Hermannsdorf zu unſerm Freunde Berger, welcher hier bei ſeinem Vater, einem Krämer, die Ferien zubrachte. Dort wurden wir gelabt und ſchliefen im Graſe des Gartens vollends aus, als unerwartet unſer Prorector Menzel mit ſeiner ſchönen jungen Frau von Liegnitz kommend mit dem Wagen vor dem Hauſe anhielt, um den Krämer, ſeinen alten Bekannten, zu beſuchen. Er nahm uns nun vollends in ſeinem Wagen mit nach Breslau.

Bald nach unſerer Rückkehr, am 23. Auguſt, einem Sonnabend, erlebten wir in Breslau eine kleine Revolution. Die jungen Bürger, welche zur Landwehr gehörten, beſchwerten ſich, daß man ſie in weiter Entfernung von Breslau exerciren und manövriren laſſe, während ihre zurückgelaſſenen Weiber ſelber wieder Einquartierung einnehmen müßten. Das mache ihnen doppelte Koſten und ſei unnatürlich. Man ſolle ſie in Breslau laſſen, denn hier könnten ſie ihrem Soldatendienſt eben ſo gut Genüge leiſten. Ihre Klagen wurden nicht gehört. Sie verweigerten nun den Dienſt. Etliche dreißig von ihnen, die am lauteſten gelärmt hatten, wurden nächtlicher Weile aus den Betten geholt, in Ketten gelegt und nach einer entfernten Feſtung abgeführt. Ihre jungen Weiber, die ſich zur Wehre ſetzten und unter denen eine von einem Gensdarm verwundet worden ſein ſoll, ſtürzten mit lautem Geſchrei auf die Straßen und ſetzten die ganze Bürgerſchaft in Allarm. Noch vor Aufgang der Sonne ſtand der große Ring voll von Menſchen, welche vom damaligen Bürgermeiſter Menzel Schutz der Bürger und Freilaſſung der Gefangenen forderten. Der arme Bürgermeiſter bedauerte, er könne nichts thun, denn nicht er, ſondern nur der Landesgouverneur

Merkel führe den Oberbefehl in Breslau. Dieſer Herr Merkel aber hatte bereits für gut gefunden ſich zu escamotiren. Mit Recht wurde dieſes feige und hinterliſtige Benehmen der verpflichteten Behörden auch von dem loyalen Theile der Bürgerſchaft ſcharf getadelt. Das ohne Antwort gelaſſene Volk gerieth in Wuth und zertrümmerte alles im Rathhaus, was nicht niet- und nagelfeſt war. Dann ebenſo im Polizeigebäude und ebenſo im großen Hatzfeld'ſchen Palais, dem Regierungsgebäude, aus welchem der Gouverneur, ohne eine Ordre zu hinterlaſſen, heimlich entwichen war. Aus dieſem Gebäude wurden vom Pöbel die Acten herausgeworfen, ſo daß die ganze Straße eine lange Papierbarrikade darſtellte, durch welche ſich die Küraſſiere, als endlich das Militair einſchritt, kaum hindurch arbeiten konnten. Da nämlich den ganzen lieben Tag die Stadt in voller Anarchie war, Polizeidiener und Gensdarmen ſich verſteckten und nicht mehr hervorwagten und keine Civilbehörde mehr einen Befehl ertheilte, übernahm der Militairgouverneur, General von Hünerbein, noch vor Nacht den Befehl in der Stadt, ließ alle ſeine Truppen einrücken und das Volk zerſtreuen. Es gab wohl einiges Blutvergießen, aber ſehr mit Maaß. Am andern Morgen, Sonntag, fing man ſchon an, wieder zu lachen, namentlich über den dicken Polizeipräſidenten Streit, welcher nicht hatte flüchten können und den ganzen Tag unter einem Faſſe verſteckt Todesangſt geſchwitzt hatte, und über die Juden. Denn obgleich in Breslau damals 9000 Juden lebten, die gewöhnlich mit ihrer häßlichen Repräſentation auf offener Straße ſehr aufdringlich waren, hatten ſie ſich doch am 23. Auguſt alle verſteckt und ließ ſich auch nicht einer blicken, und zwar aus einer wohlbegründeten Furcht, denn das Hep! hep! was in den nächſten Jahren durch ganz Deutſchland lief, beweiſt, wie verhaßt dies Volk war.

Gegen die opferfreudige Begeiſterung des Jahres 1813 ſtach dieſe Breslauer Revolution grell ab. Am Sonntag Morgen war die ganze Stadt noch militairiſch beſetzt und ſtanden auf dem großen Ringe Kanonen und Artilleriſten mit brennenden Lunten. Allein die Höckerweiber ſetzten ſich mit ihren Körben ſchon wieder ungenirt

dicht unter die Kanonen und die ganze Revolution löste sich in Spott auf, wobei Militair und Volk mit einander wetteiferten. Man vertrug sich wieder, aber die Behörden hatten doch viel Vertrauen verloren.

Die Polizei war mangelhaft. In einer so großen Stadt, in welcher der noch halb polnische Leichtsinn vieler Einwohner so viele Feuersbrünste verschuldete, herrschte beim Löschen die größte Unordnung, so daß wir Turner uns der Sache annahmen und ohne dazu autorisirt zu sein, uns bei jedem Brande als Feuerwehr aufdrängten. Obgleich wir nun weder die nöthigen Apparate hatten, noch Erfahrung genug besaßen, wurden unsere Leistungen doch vom Magistrat mit Dank anerkannt. Ich rettete mich einmal aus einem brennenden Hause, in dem die Decke schon einstürzte, aus dem Fenster durch einen kühnen Sprung.

Den zweiten Winter brachte ich im Haake'schen Hause ebenso vergnügt wie den ersten zu und konnte von einem Vater und einer Mutter nicht liebevoller angesehen sein, als von dem muntern und klugen alten Herrn Haake und seiner höchst sanften und liebenswürdigen Gattin. Auch mit Gustav war ich immer ein Herz und eine Seele. Dabei waren wir sehr fleißig und bereiteten uns nicht nur darauf vor, im folgenden Jahre die Universität zu beziehen, sondern fanden auch immer noch Zeit, um unsere altdeutschen Studien fortzusetzen und gute Bücher aller Art zu lesen, um uns immer besser in der geistigen Welt zu orientiren. Die engste Freundschaft schlossen wir damals mit Mönnich, dem ernsten, festen, schönäugigen und vollockigen Jüngling, den jedermann achtete und lieb hatte.

Im Frühjahr 1818 begannen wir wieder lebhaft zu turnen, die Freude sollte uns aber bald gestört werden. Je mehr nämlich das Turnen in Aufnahme kam, um so mehr nahm es auch den politischen Beigeschmack an, um dessentwillen es der Verfolgung ausgesetzt wurde. Obgleich wir bereits gut genug turnten, glaubten Harnisch und die ältern Turnfreunde doch noch einen besondern Turnwart von Berlin verschreiben zu müssen, und Jahn schickte uns seinen Liebling Maßmann zu, der bei seiner kurzen Leibes-

geſtalt nicht ſo gut zu turnen verſtand wie wir, aber deſto eifervoller bemüht war, Propaganda für Jahns Volksthum und für den ſog. turneriſchen Geiſt zu machen. Er war ein durch und durch ehrlicher Geſell und voll der ſchönſten Begeiſterung für die vaterländiſche Sache, aber daß er im vorigen Herbſt (1817) bei dem Octoberfeſt auf der Wartburg eine Anzahl Bücher, einen Schnürleib und Zopf ꝛc. verbrannt hatte, war bereits von den Höchſtgebietenden in Deutſchland übel vermerkt worden und bewirkte, daß ihn auch in Breslau ſchon viele einflußreiche Perſonen ungern kommen ſahen. Man mußte ſich überhaupt wundern, daß man ihn in Preußen gewähren ließ, was jedoch nicht allzu lange mehr dauerte. Gewiß gab es Manchen, der ſchadenfroh wartete, es würden Unbeſonnenheiten vorfallen, aus denen man einen erwünſchten Vorwand ſchöpfen könne, um gegen das Turnweſen überhaupt einzuſchreiten.

Wir zählten viele Studenten auf dem Turnplatz. Maßmann wollte ihnen das Tabakrauchen, als unturneriſch, verbieten, was ſehr böſes Blut machte. Wir Vorturner mußten ihn mäßigen und die Studenten beruhigen. Vor einem Turnfeſt hatte er den Einfall, ein großes Pergament mit kunſtreicher Schrift vollzuſchreiben. Ueberſchrift „Turngeiſt". Inhalt alle die patriotiſchen und moraliſchen Gemeinplätze, die damals in Jahns Schule galten. Vergebens ſtellte ich ihm vor, er werde bei den luſtigen Breslauern das Turnen nur lächerlich machen mit ſeinem Turngeſpenſt. Endlich half mir der Student Höniſch, einer unſerer beſten Vorturner (der ſpäter als Rektor in Ratibor ſtarb), und wir ſchütteten dem armen Maßmann ein volles Tintenfaß über ſein Pergament. Der Turngeiſt wurde alſo nicht ausgeſtellt, und doch machte ſich Maßmann lächerlich, indem er in ſeiner Feſtrede unter freiem Himmel immer von der großen Schlacht bei Schönbundingen ſprach, was niemand verſtand, bis man merkte, es ſolle la belle alliance damit gemeint ſein. Denn ein peinlicher und kleinlicher Purismus gehörte zu den Thorheiten der damaligen Jahn'ſchen Schule.

Ich hatte mich dem Turnen ergeben aus reiner Körperluſt.

Gesund, von Natur elastisch, gewandt und stark, wie hätte ich nicht eine Freude am Turnen haben sollen! Es liegt im gesunden Jüngling ein Trieb, das Gesetz der Trägheit und Schwere zu überwinden, daher ich auch in Träumen außerordentlich oft zu fliegen glaubte. Aller seiner Glieder Herr zu sein, ist ein wunderbares Behagen.

Ebenso natürlich war es, daß wir Turner dem ganzen großen deutschen Volk dieses freudige und stolze Gefühl mitzutheilen wünschten. Der Racenstolz setzt die Körperkraft und das ritterliche Wesen voraus. Man darf die Deutschen trotz aller Verweichlichung und Corruption der Cultur immer noch als die kraftvollste Race auf unserm ganzen Planeten ansehen. Wir wollten nichts Neues und Unerhörtes erkünsteln, sondern nur das alte Erbe der Volkskraft wahren und naturgemäß besser ausbilden, als es seit dem vorigen Jahrhundert geschehen ist.

Der große Napoleon war hauptsächlich durch die Deutschen überwunden worden. Das deutsche Volk hatte eine außerordentliche Kraft entwickelt. Man freute sich dessen. Man wollte diese Kraft nicht wieder erschlaffen lassen. Die Jugend wollte nicht mehr blos in der Schule hocken und fremde Sprachen lernen. Sie wollte sich ihrer eigenen angeborenen Nationalkraft bewußt werden und dieselbe fortwährend stählen. Das alles war natürlich. Damit verband sich nun auch nothwendigerweise ein Trieb, fremdes, dem deutschen Volke nach und nach unnatürlich Aufgedrungenes wieder auszustoßen. Man hielt es mit Recht für thöricht und unwürdig, daß wir Deutschen uns immerfort nach der französischen Mode richten sollten, nach dieser beständig wechselnden Mode, welche von Einfällen und bizarren Launen dictirt, das Gesetz des Schönen wie der Zweckmäßigkeit beständig außer Acht läßt. Es kam gar nicht darauf an, ob die einfache Tracht, welche sich die Turner wählten, schon darauf Anspruch machen konnte, als das beste Muster einer deutschen Nationaltracht zu gelten. Sie war wenigstens weder unschön noch unzweckmäßig, in Deutschland selbst aufgebracht und nicht französisch. Also mußte man sie als berechtigt anerkennen.

Wenn endlich die turnenden Männer und Jünglinge patrio-

tiſche Hoffnungen hegten, deren Endziel die Einheit Deutſchlands, die Wiedergeburt unſeres großen Reiches war, ſo konnte man ihnen auch das nicht zum Vorwurf machen. Die Begeiſterung des großen Befreiungskrieges war noch nicht erloſchen. Wie viele warme Herzen ſchlugen nicht damals für das gemeinſame deutſche Vaterland! Die ehrenwertheſten Generale, ſogar Diplomaten, ja ſogar Fürſten, die nicht den geringſten Zuſammenhang mit den Turnern hatten, hegten dieſelbe Hoffnung und hatten ſie während der Friedensverhandlungen unverhohlen ausgeſprochen. Dieſe Hoffnung lebte nicht blos in den Liedern von Arndt, Körner, Rückert und im Rheiniſchen Merkur. Die Turner betheiligten ſich nur dabei und es war lediglich eine Verleumdung, wenn man ihnen aufbürdete, ſie allein wollten den Patriotismus gepachtet haben.

Eine große Verkehrtheit war, daß die Grundgedanken aus Fichtes Reden an die deutſche Nation und aus der Rouſſeau-Peſtalozziſchen Schule dem Turnweſen eingeimpft wurden. Fichte wollte die ganze Nation neu conſtruiren, durch pädagogiſche Mittel eine neue Nation erziehen. Dazu ſollte nun nach der Meinung vieler Turnfreunde vom Lehrſtande das Turnen verwerthet werden. So wollte der allzu hitzige Franz Paſſow in ſeinem 1818 gedruckten „Turnziel" S. 65 „eine durchgreifende, fortrückende Erhebung des geſammten Volkes zur höchſten Beſtimmung des Menſchen, zu übereinſtimmender Entwicklung aller von Gott verliehenen Anlagen Leibes und der Seelen." Das hieß nun wohl: oben hinaus und nirgend an! Mit ſolchen Schwärmereien für ein Menſchheitsideal, das ſich in jedem einzelnen Schüler, beziehungsweiſe Turner, verwirklichen ſollte, konnte man den jungen Leuten nur die Köpfe verrücken und zog man jene Altklugheit groß, die der turnenden Knabenwelt nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht worden iſt. Nahm man dazu noch die eigenthümliche Geſchmackloſigkeit der Jahn'ſchen Sprache, die pausbackige Aufgeblaſenheit der Feſtreden und Freiheitslieder und den Terrorismus gegen Andersmeinende, ſo hatte man allerdings eine ſociale Karikatur vor ſich, wie Steffens richtig bemerkte.

Die Feinde des Turnens versündigten sich aber dadurch, daß sie nur diese Karikatur sehen und das Natürliche, Nützliche und Nothwendige im Turnen nicht gelten lassen wollten. Die meisten folgten dabei einem Impulse, der ihnen von oben gegeben war, oder dem Instinct, der ihnen sagte, sie hätten hier eine schöne Gelegenheit, sich um die Behörde verdient zu machen.

Als ich im Frühjahr von der ältesten Riege, in welcher die ältern Männer, von Raumer, Passow, Hauptmann von Schmeling ꝛc. waren, ersucht wurde, ihnen vorzuturnen, umringten mich die kleinen Knaben, denen ich bisher vorgeturnt hatte, und wollten nicht von mir lassen. Fast fünfzig Jahre später hat Harnisch noch in seiner Lebensbeschreibung (Mein Lebensmorgen), der Liebe gedacht, mit welcher damals die Breslauer Turner an mir hingen. Ich übernahm abwechselnd die älteste und die jüngste Riege. Es war eine Freude, unter dieser muntern und frischen Jugend zu leben.

Aus jener Zeit erinnere ich mich eines lustigen Auftritts in Scheidnig. Ein schöner Frühlingstag lockte uns nach diesem Vergnügungsort an der Oder hinaus und hier trafen wir mit zwei Studenten zusammen. Der eine, den ich schon kannte, hieß Schmerbauch und machte seinem Namen Ehre, denn er war für sein Alter schon ungewöhnlich corpulent. Er hatte einen großen Ruf dadurch erlangt, daß er somnambul war und daß die Studenten, die ihn in seiner Krankheit gepflegt und besucht hatten, von den Wundern erzählten, die dabei vorgekommen waren. Er hatte nämlich mit geschlossenen Augen den Magnetiseur kommen sehen, wenn derselbe auch noch draußen auf der Straße und weit entfernt war. Er hatte Briefe gelesen, die man ihm verschlossen auf den Magen legte ꝛc. Dieser Schmerbauch saß nun in Scheidnig neben uns beim Bier, als ihm ein anderer Student vorgestellt wurde, der sich Hering nannte, und wirklich damals so mager wie ein Hering war. Als sich nun beide ihre Namen gesagt hatten, mußten sie unwillkürlich lachen und wir alle lachten mit. Jener Hering war derselbe, welcher später unter dem Namen Willibald Alexis so viele Romane geschrieben hat.

Digitized by Google

Ich besuchte im Mai meine Mutter in Arnsdorf und kam nach einem angestrengten Tagemarsch erst spät in der Nacht an, wobei mir eine große Feuersbrunst aus einem entfernten Dorfe leuchtete. Ich blieb nur kurze Zeit und wußte damals noch nicht, daß ich zum letztenmal dort war. Aber eine Ahnung davon wandelte mich an, als unser großer alter Hofhund Sultan von mir Abschied nahm. So oft ich nämlich früher schon in Arnsdorf zum Besuch gewesen war, hatte mich dieses treue Thier regelmäßig eine halbe Stunde weit, bis an die Grenze von Prieborn begleitet und war dann zurückgegangen. Dieses letztemal aber wollte er sich gar nicht von mir trennen, lief zwar zurück, kam mir aber immer wieder nachgelaufen und sprang liebkosend an mir hinauf in einer Aufregung, wie ich sie noch nie an ihm bemerkt hatte. Endlich folgte er meiner Weisung und schlich langsam und traurig wieder heim.

Ich eilte sehr rasch nach Breslau zurück, so daß ich mir Blasen an die Fußsohlen lief. Kaum aber war ich Abends spät angekommen, als ich erfuhr, morgen schon beim ersten Tagesgrauen werde eine große Turnfahrt der gesammten Breslauer Turnerschaft nach dem Zobtenberge aufbrechen, um auf dem Gipfel desselben mit den anderen Turnern von den neuen, seitdem in Schlesien errichteten Turnplätzen zusammenzukommen. Da konnte ich nicht fehlen und blieb trotz meiner Ermüdung die ganze Nacht auf, um noch Anordnungen für morgen treffen zu helfen.

Es war am 9. Mai 1818, als wir schon um zwei Uhr nach Mitternacht den Marsch begannen, ich dem ganzen Zuge voran, hinter mir die jüngsten Knaben u. s. w. nach dem Alter. Die Sonne ging so schön auf und alles war so voll Lust, daß ich meine Blasen an den Füßen, fast ohne darauf zu achten, zertrat und die Ausdauer meiner Muskeln erprobte. Immer rasch voran schreitend, zog ich den ganzen Schwarm hinter mir her. Immer vor mir lag das Ziel unserer Fahrt, der schöne Berg, der insularisch die weite Ebene Schlesiens überragt, auf dessen Gipfel ich übrigens schon zwei Jahre früher mit meinem Freunde Haake übernachtet hatte. Wir kamen

diesmal Nachmittags oben an und fällten sogleich eine Menge Bäume im Walde, um bei einbrechender Nacht ein ungeheures Feuer anzuzünden, das man im ganzen Lande sehen und das den noch zu erwartenden Turnern zum Signale dienen sollte. Zugleich mußten wir Vorturner die Riegen ordnen, jedem seinen Platz anweisen und den mitgenommenen Proviant austheilen, so daß ich immer noch nicht zu Ruhe kam. Als es endlich Nacht wurde und wir den großen Holzstoß anzündeten, brach der lauteste Jubel aus, denn von mehreren Seiten verkündete uns Gesang von unten die Ankunft der noch ausgebliebenen Turner, namentlich der zahlreichen Turner von Hirschberg. Unter diesen leuchtete ein gewisser Carganico hervor, der später Arzt wurde, aber durch ein seltsames Mißgeschick den Tod fand.

Die Nacht war wunderschön, und nur die kleinen Knaben schliefen. Wir andern blieben in lebhafter Unterhaltung oder sangen, und sobald die Sonne aufging, wurde Platz gemacht und wettgeturnt. Noch am Vormittage trennten wir uns wieder. Neben den Hirschberger Turnern zeichneten sich die von Liegnitz aus. Aber in unserer Fröhlichkeit ahnten wir nicht, daß uns dieses harmlose Verbrüderungsfest der schlesischen Turner, wo kein Wort Politik gesprochen worden, und auch kein älterer Mann und Lehrer zugegen gewesen war, von den Uebelwollenden als eine übermüthige Anmaßung und politische Demonstration würde ausgelegt werden.

Ich trennte mich damals von den Breslauer Turnern, um meine Vaterstadt Waldenburg zu besuchen. Nur wenige, welche die kurze Ferienzeit noch zu einer kleinen Gebirgsreise benutzen wollten, begleiteten mich, und einer folgte mir ins großelterliche Haus, mein Liebling vom Breslauer Turnplatz, der schönste unter meinen Knaben, damals höchstens zwölf Jahre alt, Julius von Canitz. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Erst nach langen, langen Jahren erfuhr ich durch seinen Vetter, welcher 1865 als preußischer Gesandter nach Stuttgart kam, daß jener schöne Julius sich im Jünglingsalter wegen einer unglücklichen Liebe das Leben genommen habe.

Die Ferien gingen zu Ende und ich kehrte nach Breslau zu-

rück. Hier hatte nun unser wohlmeinender, aber etwas unpraktischer Rector Etzler, weil damals überhaupt so viel vom Turnen die Rede war, den unglücklichen Einfall, seinen Primanern einen Aufsatz über die Turnfrage aufzugeben. Da nun der größte Theil von Prima turnte, wurden sämmtliche Aufsätze mehr oder weniger feurige Lobreden des Turnens. Ein einziger Aufsatz verdammte das Turnen. Der Verfasser desselben, zufällig von Adel, hatte aus seiner häuslichen Umgebung eine andere Meinung vom Turnen in die Schule mitgebracht und dieselbe niedergeschrieben. Als nun die fertigen Aufsätze gesammelt wurden, um dem Rector übergeben zu werden, fand Lindenberg Gelegenheit, einen Blick in das schwache Elaborat des jungen Edelmanns zu thun und machte es zum Gegenstand einer witzigen, aber rücksichtslosen Kritik. Diese wurde von allen Mitschülern gelesen, und Haake war so übermüthig, dem jungen Edelmann selbst eine Abschrift davon zu überreichen, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie dem Rector zu bringen. Sämmtliche Lehrer der Prima traten zu einem Gericht zusammen unter dem vorherrschenden Einfluß des Prorector Menzel. Schon vor mehreren Jahren hatte derselbe einmal in nicht ganz gerechter Weise einen anonymen Angriff auf Harnisch gemacht, dem er als einem Ausländer seine Berufung nach Breslau nicht gönnte; Harnisch aber war mit offenem Visir gegen ihn aufgetreten und hatte ihn beschämt. Der alte Groll gegen Harnisch wurde nun vom Prorector auf das Turnen übertragen. Daraus erklärt sich der sonderbare Ausspruch des Lehrergerichts, daß Lindenberg und Haake, die nicht das Recht gehabt hätten, den Aufsatz eines Mitschülers, bevor er dem Rector übergeben wurde, einzusehen und Mißbrauch damit zu treiben, gleichwohl volle Verzeihung erhalten sollten, wenn sie nur erklären würden, sie wollten den Turnplatz verlassen und nicht mehr turnen. Lindenberg gab aus Furcht vor seinem Vater, um schlimmeren Folgen vorzubeugen, schriftlich das Versprechen ab, nicht mehr zu turnen. Haake weigerte sich, kam ins Carcer und wurde vom Gymnasium relegirt. Wir andern erhielten eine starke Ermahnung, und es wurde uns in

Aussicht gestellt, daß wir alle entweder den Turnplatz oder das Gymnasium zu verlassen hätten. Obgleich ich nun bei der ganzen Aufsatzangelegenheit für meine Person nicht im geringsten betheiligt war, wollte ich doch meinen Freund Haake nicht im Stiche lassen, noch meine Ueberzeugung in Bezug auf den Werth, den ich auf das Turnen legte, verleugnen. Ich erklärte daher dem Rector und Prorector meinen freiwilligen Austritt aus dem Gymnasium und mehrere meiner Mitschüler folgten meinem Beispiel. Noch mehrere würden nachgefolgt sein, worauf der Rector seine Drohung zurücknahm und, damit nicht ganz Prima leer werde, den Schülern dieser Klasse wieder erlaubte, den Turnplatz zu besuchen. Da ich aber einmal meinen Austritt aus dem Gymnasium erklärt hatte, nahm ich meine Erklärung nicht mehr zurück und auch Haake bat nicht um Wiederaufnahme ins Gymnasium. Wir bereiteten uns vor, auf die Universität zu gehen, da im nächsten Herbst ohnehin unsere Gymnasialstudien ihr Ende erreicht haben würden.

Der Vorgang im Elisabethan machte großes Aufsehen, und da ich soviel darum gefragt wurde, schrieb ich ein humoristisches Protokoll darüber nieder, worin ich alles unbefangen und naiv wiedergab und die von beiden Seiten vorgekommenen Menschlichkeiten mit einer leisen Ironie behandelte. Es fing an: „Da die Kirschen reif wurden im schönen Heumonat 1818 ꝛc.“ Aus dem Styl und der ganzen Auffassung geht hervor, daß diese Schilderung nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, sondern daß ich sie nur im guten Humor zu meiner eigenen Ergötzung, zur Erinnerung und für einige vertraute Turnfreunde niederschrieb; es war also lächerlich, wenn später die Turnfeinde glauben machen wollten, das Referat sei bei mir bestellt worden. Ich gab niemand eine Abschrift, bis Maßmann mich bat, eine solche nehmen zu dürfen, um sie im Archive der Breslauer Turngemeinschaft niederzulegen. Ich gestattete es ihm mit der Bedingung, zu verhüten, daß ein öffentlicher Gebrauch davon gemacht werde. Nun blieb auch die Sache Geheimniß, und erst als der Turnstreit in Breslau sich immer leidenschaftlicher entzündet und ich

dieſe Stadt ſchon längſt verlaſſen hatte, erſt im folgenden Jahre, verſchaffte ſich Prorector Menzel aus Liegnitz, wo ſeine ſchöne Frau geboren war, die Hälfte einer Abſchrift meiner Erzählung, die durch eine Indiscretion Maßmanns dahin gekommen war, und ließ ſie in einer Flugſchrift abdrucken. Hierauf ließ Harniſch in einer andern Flugſchrift auch vollends die fehlende Hälfte abdrucken.

An dem großen Turnſtreit, der unter den Profeſſoren Breslaus ausbrach, habe ich mich nicht betheiligt, da er erſt nach meiner Abreiſe aus Breslau begann. Für das Turnen ſchrieben Harniſch, Karl von Raumer, Paſſow, Hauptmann von Schmeling ꝛc.; gegen das Turnen der berühmte Naturphiloſoph Steffens, Karl Adolf Menzel ꝛc. Gleichzeitig entflammte eine ähnliche Fehde in Berlin zwiſchen der altpatriotiſchen und der neu ſervilen Partei. Das Turnen wurde verboten, die Turnfreunde wurden gemaßregelt. Karl von Raumer und Harniſch mußten Breslau verlaſſen. Steffens erhielt den ehrenvollſten Ruf nach Berlin und erhöhte Beſoldung zu ſeinem Lohne, Karl Adolf Menzel wurde zum Oberconſiſtorial- und Schulrath erhoben.

Ich kehre zu dem Zeitpunkt zurück, in welchem ich mich noch in Breslau befand. Mein und Haakes Geſuch, an der Univerſität daſelbſt immatrikulirt zu werden, wurde abſchlägig beſchieden. Ebenſo meine Bitte um ein Stipendium. Wir beſchloſſen die Univerſität Jena zu beziehen, und Mönnich wollte uns begleiten.

Da zufällig Jahn mit einem Zuge Berliner Turner eine große Turnfahrt ins Rieſengebirge unternahm, wollte ich ihm entgegen gehen, ihn in meiner Vaterſtadt Waldenburg erwarten, ihn auf ſeiner Rückreiſe nach Berlin begleiten und von da nach Jena gehen. Ich brach, nur vom kleinen Hermes begleitet, am 21. Juli auf, an einem ſehr heißen Tage mit einem ziemlich ſchweren Torniſter auf dem Rücken. Im Uebermuth der Jugend machten wir einen Dauerlauf und kamen am heißen Nachmittage ganz erhitzt und ſchweißtriefend vor Liegnitz an. Schon von Weitem ſahen wir die Klettergerüſte des neuen Turnplatzes und eilten darauf zu, über Feld und Wieſe. Die

Katzbach lag uns im Wege, war aber so ausgetrocknet und seicht, daß wir barfuß durchwaten konnten. Angekommen auf dem Turnplatz ließ ich mich durch den Anblick des nagelneuen 60—70 Fuß hohen Kletter-maſtes verlocken, hinaufzuklettern, denn im Erklettern glatter Maſten war ich allen andern Turnern überlegen und hatte mehrmals auf dem Breslauer Turnplatz den Maſt zweimal unmittelbar hinter einander erſtiegen, was mir niemand nachmachte. Diesmal aber wurde ich für meine Eitelkeit beſtraft, denn nachdem ich Torniſter und Rock abge-worfen hatte und barfuß, wie ich aus der Katzbach gekommen war, und ohne vorher auszuruhen, noch erhitzt und mit wallendem Herzen den Liegnitzer hohen Maſt hinaufkletterte, kam ich trotz ſeiner erſtaun-lichen Glätte zwar glücklich bis auf die Spitze hinauf, war aber oben ſo von Anſtrengung erſchöpft, daß mich eine Ohnmacht anwandelte und mir ganz ſchwarz vor den Augen wurde. Doch behielt ich noch ſoviel Beſinnung, meine Arme um den Maſt zu ſchlagen, ſo daß ich nicht ſtürzte, ſondern nur herunterrutſchte. Unten aber blieb ich eine Weile beſinnungslos liegen, während der ſehr erſchrockene kleine Hermes ſich um mich bemühte. Ich rüttelte mich bald wieder auf und ſah mit Staunen, daß meine Beinkleider von oben herab ganz mit Blut getränkt waren. Der glatte Maſt von Tannenholz war in der Sonnenhitze ausgetrocknet und geſplittert. Im Hinaufklettern hatte ich es kaum beachtet. Im Herunterrutſchen waren mir aber die Splitter in die Schenkel und Waden eingedrungen und hatten mich an mehreren Stellen, beſonders am rechten Bein, förmlich geſchunden. Ich litt davon ziemlich empfindliche Schmerzen, war aber glücklicher-weiſe nirgends gefährlich verletzt. Der Turnplatz war weit entfernt von der Stadt und nirgends ein Menſch zu ſehen. Wir warteten alſo die Dämmerung ab und gingen dann erſt in die Stadt hinein, wo niemand meine blutigen Kleider mehr bemerkte. Hermes hatte ein anderes Reiſeziel und ging den andern Tag weiter. Ich aber übergab mich der Pflege des Profeſſor Schultz, eines eifrigen Turner-freundes, im großen Gebäude der Ritterakademie.

Dieſer liebenswürdige junge Profeſſor war ein Enthuſiaſt und

hatte einen ſo ſtrengen Begriff von der Nothwendigkeit für jeden Turner, gleich den alten Spartanern den Schmerz zu überwinden, daß er mir die zerſchundenen Beine mit Weingeiſt einrieb, in der guten Meinung, dann werde ſich am ſchnellſten die neue Haut bilden, denn die alte blieb in Fetzen an ſeinen derb reibenden Fingern kleben. Ich leiſtete das Mögliche, indem ich drei Tage lang dieſe unvernünftige und immer wiederholte Behandlung aushielt, weil ich mich geſchämt hätte, einen Schmerz zu verrathen und weil ich in der That glaubte, das Mittel werde anſchlagen. Denn ein Jahr vorher war mir auf dem Fechtboden der Nagel des kleinen Fingers ganz durchhauen, aber mittelſt Arquebuſade raſch geheilt worden. Nun ward ich aber inne, daß, während mein linkes Bein ziemlich wieder heilte, das rechte, welches mehr geſchunden war, immer dicker anſchwoll und ſich ſchwärzer färbte. Jetzt erſt proteſtirte ich gegen die Heilmethode meines neuen Freundes, aber er behauptete ſteif und feſt, ich irre mich, und wollte mir auch durchaus keinen Wundarzt rufen laſſen, denn das wäre eine Schande, die Turner müßten ſich immer ſelber helfen. Da er unverheirathet war und ſo oft er in ſeine Schulſtunden ging, die Thüre hinter ſich verſchloß, war ich ſein Gefangener. Als nun der Zuſtand meines Beines immer bedenklicher wurde, ſchleppte ich mich vom Sopha, auf dem ich lag, mühſam bis zum Fenſter hin und wartete dort, ob ich niemand ſähe. Das Fenſter ging aber in einen abgelegenen Obſtgarten hinaus und es dauerte lange, bis ich endlich einen Mann erblickte, dem ich zurufen konnte. Dieſer holte mir nun ſogleich einen Wundarzt, der meine verſchloſſene Thür aufſprengen ließ, mir ſogleich lindernde Mittel auf das kranke Bein ſtrich und nachher dem unvorſichtigen Profeſſor gründlich den Text las, denn wenn ich nur noch einen Tag ohne wundärztliche Hülfe zugebracht hätte, würde der Brand unfehlbar eingetreten ſein und ich hätte mein Bein, oder mein Leben verloren. Der hübſche blonde Profeſſor machte ein ſchrecklich dummes Geſicht dazu. Ich ließ ihn aber keine Empfindlichkeit merken, denn ich hatte ihn gern und huldigte auch diesmal wieder in Bezug auf mein perſönliches Schickſal einem ge-

wiſſen Fatalismus. Derſelbe war nicht demüthig genug, als daß ich ihn mit Gottvertrauen überſetzen könnte. Aber es lag auch kein Stolz darin, ich dachte vielmehr an das Sprichwort meiner guten Mutter: Unkraut verdirbt nicht.

Ich brauchte faſt noch acht Tage, bis ich wieder auf den Beinen war und eilte dann in einem nächtlichen Marſch bei ſchönem Mondſchein nach Waldenburg, um womöglich den Durchmarſch Jahns und ſeiner Turner nicht zu verſäumen. Ich kam auch wirklich noch zurecht, denn ſie trafen erſt am folgenden Tage ein und ich hatte gerade noch Zeit, mich von meinen Verwandten zu verabſchieden. Mein Vormund ließ mir volle Freiheit, zu gehen, wohin ich wollte, gab mir aber ſo wenig Geld mit, daß ich gar nicht nach Jena hätte kommen können, wenn mich nicht der alte Herr Haake noch in Breslau großmüthig mit Reiſegeld verſehen hätte. Ich blieb meinem Syſteme treu, mich um den Vormund gerade ſo wenig zu kümmern, als er ſich um mich bekümmerte.

Ich war nicht wenig begierig, den berühmten Jahn kennen zu lernen, den ich zuerſt im Gaſthof meiner Vaterſtadt begrüßte. Er hatte etwas Rüſtiges und Derbes, was mir wohlgefiel, aber auch etwas Bornirtes, was nicht blos mir auffiel. Beſonders unpädagogiſch war ſein Jähzorn. Er fuhr oft ſeine Turner an, als wenn er ſie freſſen wollte. Wenn er ſein Beil erhob und fürchterliche Augen machte, glich er einem Wilden, und wer ihn nicht ſchon kannte, konnte einen Augenblick zweifeln, ob er nicht wirklich den Schädel des unglücklichen Knaben zerſpalten würde, mit dem er eben zankte. Dergleichen Scenen wiederholten ſich faſt täglich. Doch war viel Humor bei ſeinen Turnfahrten. Beſonders ergötzlich war die Sitte des Entſatzmachens. Wenn nämlich ein Turner etwas ungewöhnlich Dummes ſagte, oder ſich etwa gar gegen die Andern arrogant benahm, ſo hockten alle andern im Kreis um ihn her, ſtreckten die Finger nach ihm aus, und verhöhnten ihn mit einem äh, äh! Das nannte man einen Entſatz, d. h. den Ausdruck des Entſetzens machen. Damals hatte die Berliner Turnerſchaft den letzten feierlichen Entſatz am

Kochelfall im Rieſengebirge gemacht vor einer Marmorplatte, auf der in goldenen Buchſtaben zu leſen war: „Allhier geruhten Seine Majeſtät der König Friedrich Wilhelm III. und Ihre Majeſtät die Königin Luiſe die Wunder Gottes in allerhöchſten Augenſchein zu nehmen.“

Jahn blieb ein paar Tage in Breslau, wo er auch eine Vorleſung hielt und zwar ganz in ſeiner derben Manier. Unterdeſſen packten wir, Haake, Mönnich und ich, unſere Siebenſachen zuſammen und begleiteten nachher die Berliner, nachdem ich von der liebenswürdigen Familie Haake einen rührenden Abſchied genommen hatte. Die beiden guten Alten ahnten, daß wir uns nicht wiederſehen würden, denn ſie wußten, wie vieles mich indignirte, was ich in Schleſien erlebt, wie wenig ich hier zu hoffen und wie wenig auch zu verlieren hatte. Ich wußte es gewiß, daß ich ſie und viele andere nicht mehr wiederſehen würde, denn mein Entſchluß war ſchon lange gefaßt, anderswo, wenn nicht mein Glück, doch einen Kreis freier Wirkſamkeit zu ſuchen, und als ich mich zum letztenmale nach den Breslauer Thürmen umſah, that ich das Gelübde, nie mehr, oder erſt nach fünfzig Jahren dahin zurückzukehren, ein Gelübde, welches ich gehalten habe. Ich war eigentlich nicht berechtigt dazu, es lag eine Anmaßung darin. Allein die Verhältniſſe geſtalteten ſich ſo, daß man jenen knabenhaften Trotz auch wohl durch etwas Ahnungsvolles, was darin lag, entſchuldigen konnte. Alle meine Schul- und Univerſitätsfreunde, welche damals an der patriotiſchen Begeiſterung, am Turnen und an der Burſchenſchaft theilnahmen, wurden, ſofern ſie in Preußen blieben und nicht in das ſervile Hegelthum übergingen, von der Regierung ſtreng gemaßregelt und im Amt zurückgeſetzt. Mehrere der ausgezeichnetſten Köpfe blieben in ärmlichen Stellungen niedergehalten. Das herrſchende Syſtem in Breslau war und blieb der allerſeichteſte Rationalismus, bis die Hegelei vollends ihren Terrorismus ausübte. Ich konnte vom Ausland her nur mit Achſelzucken und Verachtung dem Treiben in Preußen, ſonderlich in Schleſien, zuſehen. Mehr als dreißig Jahre ſpäter mußte ich die

ſchmerzliche Genugthuung erleben, daß derſelbe Karl Adolf Menzel, mit dem ich wegen des Turnens nur kurze Zeit in Differenz gekommen, ſpäter aber wieder in freundſchaftliche Correſpondenz getreten war, als er mich, ſchon über ſiebenzig Jahre alt, noch einmal in Stuttgart (i. J. 1852) beſuchte, mir ſagte: „danken Sie Gott, daß Sie nicht in Schleſien geblieben ſind". Denn er ſelbſt, obgleich er Oberconſiſtorial- und Oberſchulrath geworden war, hatte der deſtructiven Richtung weichen müſſen, war auf alle Art und zwar nur wegen ſeiner conſervativen Haltung, chikanirt worden und erntete für ſeine vortreffliche neuere Geſchichte der Deutſchen nur Undank, Verleumdung und boshafte Anfeindung ein.

Unſere Turnfahrt von Breslau nach Berlin hatte viel Ergötzliches. In Liegnitz freute ſich Freund Schultz ſehr, mich ſo munter wiederzuſehen. Wir paſſirten das windmühlenreiche Polkwitz, Schleſiens berühmtes Krähwinkel, und Quaritz, wo in einem großen herrſchaftlichen Garten Entſatz gemacht wurde vor einem künſtlichen Grabe, über welchem die Inſchrift angebracht war: Chriſten, könnt ihr ohne Grauen, in ein offnes Grab wohl ſchauen? Dann kamen wir nach Beuthen an der Oder, nach der Herrnhutercolonie Neuſalz, ſetzten über die Oder und erfreuten uns der herrlichen Eichenwälder. Von nun an aber hatten wir häßlichen Sandboden bis zu der freundlich gelegenen und ſogar noch mit Weinbergen gezierten Stadt Züllichau, wo Jahn den neuen Turnplatz beſuchen wollte. Wir wurden hier feſtlich aufgenommen. Aber der Weg von hier durch das ſog. „arme Land" bis nach Frankfurt an der Oder, war ſehr öde und ermüdend. Man befindet ſich hier bereits in der Sandregion, welche durch die Mark Brandenburg und die Lüneburger Haide bis an den Niederrhein ſtreifend das übrige fruchtbarere Deutſchland in eine ſüdliche und nördliche Hälfte theilt. Hier im Oſten war alles nur Kienhaide, d. h. aus dem fußtiefen Sande ohne Gras wuchſen Kiefern heraus. In den Dörfern ſah man außerdem nur Holzbirnbäume. Wir kamen über das Schlachtfeld von Kay, mußten in einer zugigen Scheune die Nacht zubringen und ſtanden am andern Tage wieder

große Hitze aus, so daß die meisten Turner im tiefen Sande ermüdeten und nur ich mit neun andern bei Jahn aushielt, der immer voran war. Erst spät in der Nacht sammelten sich die andern wieder zu uns im sog. Pulverkruge, von wo an wir am andern Morgen bessern Weg hatten, denn von hier führt die große Chaussee nach Frankfurt. Durch die Anstrengungen von gestern waren aber viele Turner noch sehr ermüdet, und einer, ein lang gewachsener aber etwas schwächlicher Berliner Jude, blieb auf einem Chausseesteine zurück und konnte nicht mehr fort. Jahn fuhr ihn wüthend an, drohte ihn mit der Axt todtzuschlagen und machte solchen unnützen Lärm, daß ich es nicht länger duldete. Nun fuhr er mich an, aber ich hielt ihm Stand und erklärte ihm, daß ich mich des freilich sehr weibischen und jämmerlich weinenden Juden annehmen werde, obgleich ich keinen Groschen Geld hatte, denn nach Turnersitte hatte jeder von uns sein mitgenommenes Geld, so lange die Turnfahrt dauern würde, an einen gemeinschaftlichen Cassirer abgegeben, und die Reisekosten wurden auf alle gleichmäßig vertheilt, so daß der Reichere nicht mehr ausgeben konnte als der Aermere. Ein sehr vernünftiger Gebrauch, der mich aber damals hätte in Verlegenheit setzen können, da Jahn mit der ganzen Turnerschaar fortstürmte und mich mit meinem unglücklichen Schützling allein auf der Straße ließ. Ich tröstete indeß den armen Juden, sprach ihm Muth zu und brachte ihn dahin, daß er sich endlich, von mir geführt, weiter schleppte. Nachdem ich ihn nun etwa eine Stunde weit glücklich vorwärts gebracht hatte, sah ich von fern unsere ganze Turnerschaar quer über die Chaussee aufgestellt, voran den alten Jahn, der mich mit einer Lobrede empfing und mir nach seiner ehrlichen Art vollständige Genugthuung gab, denn es reute ihn immer selbst, wenn er in der Hitze zu weit gegangen war. Um mich aber vor den andern auszuzeichnen, ließ er alle andern langsam nach Frankfurt hinein marschiren, und nahm mich allein auf Seitenwegen mit sich, um mir das Schlachtfeld von Kunnersdorf zu zeigen, vielleicht auch, um zu erproben, ob ich es aushalten würde, noch stundenlang im tiefen Sande herumzuwaten

und Sandberge zu erklimmen, welche Friedrich des Großen tapferſte Regimenter vergebens mit ihrem Blute gefärbt hatten, weil ihnen der unter jedem Fußtritt weichende Sand beim Sturmlaufen keinen Halt darbot. Die Elaſticität meiner jungen Beine hielt aber ſo gut aus, wie die zähe Kraft des alten Turnmeiſters, und nachdem wir lange auf und ab im Zirkel auf dem Schlachtfeld herumgelaufen waren, ſetzten wir uns endlich wieder in Marſch nach Frankfurt, wo wir übernachteten.

Am andern Morgen zogen wir auf der großen Chauſſee weiter nach Berlin. An dieſem Tage kamen wir durch langweilige Gegenden bis Müncheberg, wohin uns viele Turner und Studenten entgegen kamen, welche mich als einen gewiſſen Schröder aus Mecklenburg anredeten, dem ich ſprechend ähnlich ſein ſollte. Es gab hier ein luſtiges Nachtquartier. Ich ſchlief aber endlich aus Müdigkeit ein und hatte einen lieblichen Traum. Ich ſah mich nämlich in ein ſüdliches Land verſetzt und im Beſitz eines netten Hauſes mit hellen Fenſtern, rebenumrankt in einem Garten, ganz von der Art, wie ich es ſpäter in Stuttgart gekauft und 40 Jahre lang beſeſſen habe. Es mag wohl ſein, daß dieſer Traum durch die Sehnſucht veranlaßt wurde, die uns ſchönere Gegenden vorſpiegelt, wenn wir Tagelang nur in häßlichen zubringen müſſen.

Wir brachen Morgens wieder auf, und um dem alten Jahn zu beweiſen, daß ich wirklich nicht leicht zu ermüden ſei, lief ich mit dem Poſtwagen, der uns einholte, mehrere Stunden lang im Dauerlauf um die Wette bis nach Taſtrow, wo ich die andern erwartete. Hier raſteten wir eine gute Weile. Jahn führte mich wieder hinaus, um mir die merkwürdige Gegend zu erklären, welche hier eine natürliche Feſtung bildet. Während wir ſodann nach der Woltersdorfer Schleuße zogen und am Abend noch von den Kranichbergen aus eine hübſche Ausſicht über Wälder und Seen genoſſen, erzählte mir Jahn, der mich nicht mehr von der Seite ließ, ſeinen ganzen Lebenslauf, worin, namentlich aus den Kriegszeiten, viel Intereſſantes vorkam.

Dem heitern Abend entſprach der folgende Tag nicht, denn wir

mußten über die Mügglenberge und Köpnik unter strömendem Regen nach Berlin hineinwandern. Die große, aber ganz flach liegende Stadt ohne imposante Thürme machte einen sehr geringen Eindruck. Da ich aber bis in die neue Schönhäuserstraße laufen mußte, wo ich bei einem gefälligen Herrn Buk einquartiert wurde, hatte ich doch Gelegenheit, vor dem großen Umfang der Stadt Respekt zu bekommen. Von dort aus nun in den folgenden Tagen wieder durch die ganze Stadt hindurchlaufen zu müssen, um weit draußen auf der unvermeidlichen Hasenhaide mitzuturnen, und sich nachher Abends beim Thee noch vom gefälligen Hauswirth ein selbstverfertigtes sechsactiges Trauerspiel vorlesen zu lassen, war keine geringe Strapaze. Ich fand übrigens überall, wo ich einsprach, eine liebevolle Aufnahme und unter den Turnern Berlins viele treffliche und schöne Jünglinge und Knaben. Einmal zogen wir in hellen Haufen hinaus nach Großbeeren, um dort am 23. August das Andenken der Schlacht zu feiern. Bei diesem Anlaß turnten wir auch und machten einen großen Wettlauf. Ein gewisser Dürre, welcher später lange als Schulmann in Lyon lebte, war mit mir zugleich der erste am Ziel. Wissenschaftliche und Kunstsammlungen in Berlin zu besuchen, hatte ich keine Zeit und war zu sehr durch die Turner in Anspruch genommen. Nur einmal war ich in der Oper, um mich mit Männich an der herrlichen Stimme der damals berühmten Sängerin Milder-Hauptmann zu erfreuen. Am 24. August nahm mich Jahn mit nach Strahlau, um den berühmten jährlichen Fischzug daselbst anzusehen. Es war wirklich ein nicht uninteressantes Schauspiel, diese wogende Menschenmenge, von der ein Theil sich im Kirchhof etablirte und gemüthlich auf den Gräbern Bier und Kaffee trank.

IV. In Jena.

Meine ſchleſiſchen Freunde Mönnich und Haake machten noch eine Reiſe nach Rügen. Ich, der ich am wenigſten bei Kaſſe war, mußte mich darauf beſchränken, nur bald nach Jena zu kommen, und wurde von Wilhelm Weſſelhöft, einem geborenen Jenenſer, bis Leipzig begleitet. Wir gingen zu Fuß durch eine ſehr langweilige Sandgegend über Treuenbrietzen nach Wittenberg. Mein Reiſegefährte war ein etwas einſilbiger Menſch, lange nicht ſo feurig, wie ſein Bruder Robert, den ich nachher in Jena kennen lernte, aber verſtändig. Er hat ſpäter ſein Glück in Philadelphia gemacht. In Wittenberg ſah ich wohl die alte Kirchenthür, an welche Luther ſeine Theſes angeſchlagen hat, aber die Stadt war ihres theologiſchen Kleides längſt beraubt und eine Feſtung, die mich an Neiſſe erinnerte. Auch jenſeit Wittenberg behielt die Gegend noch eine zeitlang den Charakter der märkiſchen Ebene, ſo daß ich wahrhaft entzückt war, als wir endlich in die Dübener Haide kamen und ich wieder einen reichen grünen Laubwald ſah.

Ich hatte auf dieſer Fußreiſe durch den märkiſchen Sand die Beobachtung gemacht, daß mitten in der Kienhaide, wenn auch nur ſelten, doch einzelne Flecken Eichenwald oder wenigſtens Eichengruppen vorkamen, deren Umkreis, ſo weit die Eiche ſchattet, mit dichtem Graſe bewachſen war. Ich ſchloß daraus, daß man vielleicht den Sand überwinden und mit Humus bedecken könne, wenn man Eichen anpflanzen würde, deren abgefallenes Laub allmählich die Gras tragende Humusdecke bildet. Dieſer Gedanke beſchäftigte mich ſo lebhaft, daß ich ihn gleich nach meiner Ankunft in Jena in einem kleinen Aufſatz weiter ausführte. Er wurde auch gleich in einer Zeitſchrift abgedruckt und noch vor wenigen Jahren ſprach ich mit einem alten Forſtrath, der ihn geleſen hatte. Ich habe mir ihn aber nie wieder verſchaffen können. Der Gedanke lag ſo nahe, daß auch an-

dere, wenn auch erſt ſpäter, auf ihn verfallen ſind. Wenigſtens erfuhr ich von einem Herrn, welcher ſelbſt anſehnliche Güter in der Mark Brandenburg beſitzt, er ſelbſt habe mit beſtem Erfolge Eichenwälder angelegt.

Nach einem ſehr vergnügten Abendgange durch den Wald kamen wir nach dem alten Städtchen Düben und ſahen das Schloß, in welchem Napoleon fünf Jahre vorher in der traurigſten Unentſchloſſenheit zugebracht hat, bis ihn das Verhängniß nöthigte, den Weg nicht nach Berlin, ſondern nach Leipzig einzuſchlagen. Sorgenvoller als hier mag er wohl nie in ſeinem Leben geweſen ſein. Im Poſthauſe zu Düben wurden wir von einem niedlichen Mädchen bedient, an die ich mehrere Jahre ſpäter durch eine pikante Anekdote von Saphir wieder erinnert wurde.

Aus der Dübener Haide kamen wir in die große Ebene von Leipzig, wo ungeheure Todtenhügel, unter denen auch Tauſende von der ſchleſiſchen Armee begraben liegen, und ein Bauer, der eben im Acker noch eine Kugel gefunden hatte, uns lebhaft an die große Schlacht erinnerten. In Leipzig ſelbſt blieb ich nur den einen Tag. Es gab der Ferien wegen nur wenige Studenten dort. Schon am andern Morgen nahm ich von Weſſelhöft Abſchied und benutzte die billige königlich ſächſiſche „Ordinari-Poſt", um über Merſeburg nach Naumburg zu fahren. Es koſtete nicht viel, der Poſtwagen beſtand aber auch nur aus einem roth angeſtrichenen Leiterwagen. Zum Sitze für die Paſſagiere dienten ein paar Bund Stroh, und da heftiger Regen einfiel und der Wagen ganz offen war, wurden alle Mitfahrenden bis auf die Haut durchnäßt. Zum Ueberfluß hielt der Poſtillon beinah an jeder Schenke an, um einen Schnaps zu nehmen. In Merſeburg boten wenigſtens die Thürme einen alterthümlichen Anblick dar und labte mich ein kräftiges Bier. Von da kam ich unter immerwährendem Regen endlich nach dem freundlichen Naumburg, wo ich mich trocknen konnte. Der langgeſtreckte Thüringerwald machte mir in der Dämmerung einen eigenthümlichen und einigermaßen wieder heimiſchen Eindruck. Ueber

Nacht hörte der Regen auf, und ich konnte am andern Tage, wenn auch der Weg noch kothig war, doch bei hellem Sonnenſchein fröhlich durch das ſchöne Thal der Saale bei Dornburg vorüber vollends nach Jena hineinwandern. Das Thal iſt ſehr obſtreich und alle Bäume hingen voll Pflaumen, von denen ich den Winter über nur zu viele zu eſſen bekam. Denn meine Armuth nöthigte mich, in einem Privathauſe zu eſſen, wo ich die ganze Woche über nur drei Zwanziger zu zahlen brauchte, aber auch nur Sonntags Fleiſch bekam und an den meiſten Wochentagen faſt ununterbrochen Klöße mit Pflaumen eſſen mußte.

Der alte braune Thurm von Jena heimelte mich bald an. Ich fand eine ſehr billige Wohnung am großen Markte bei dem wohlhabenden Hofapotheker Wilhelmi, welcher ein Original altbürgerlicher Derbheit, aber die beſte Seele von der Welt war. Ich wohnte bei ihm ſogar im erſten Stock, und mein Fenſter ſah vorn nach dem Markte heraus, es war aber auch nur das einzige Fenſter und das Zimmer ſehr ſchmal, daher von Alters her die Kegelbahn genannt. Das Haus war ehemals ein Kloſter geweſen, und in den zwei ſtarken Pfeilern, welche die Thür meines Zimmers umgaben, ſollten ein Mönch und eine Nonne, die auch an der Decke abgebildet waren, lebendig eingemauert worden ſein.

Auch in Jena waren nur wenige Studenten anweſend, die mich aber wieder als Schröder anredeten, was mir auch zum öftern in Berlin begegnet war. Es koſtete mir Mühe, die Leute zu überzeugen, daß ich jener Schröder nicht ſei. Da derſelbe aber in Jena ſtudirte und noch nicht abgereiſt war, führte man mich im Triumph nach ſeiner Wohnung hin, um uns einander gegenüber zu ſtellen. Er wohnte unten am Markte in einem Parterrezimmer und ſaß grade am offenen Fenſter. Wie ich ihm näher kam, erſtaunte ich allerdings über unſere große Aehnlichkeit und ihm ging es eben ſo. Kaum aber hatten wir uns die Hand gereicht und angelacht, als wir doch ſehr bedeutende Verſchiedenheiten in unſern Phyſiognomien wahrnahmen, und als man uns erſt beide kannte, verwechſelte man uns nicht mehr.

— Ein Student nahm ſich meiner beſonders an, wunderte ſich, daß ich grade ankäme, nachdem eben die Ferien angefangen hatten, und lud mich ein, mit ihm zu gehen und einige Wochen bei ſeinen Eltern in Wunſiedel zuzubringen. Es war Karl Ludwig Sand, ein ernſter, etwas düſter blickender, auch in ſeinen Bewegungen ein wenig ſteifer und eckiger Jüngling und doch freundlich und von gewinnender Treuherzigkeit. Ich konnte ſeiner Einladung nicht folgen, weil ich ſchon lange genug herumgereiſt war und grade in der ſtillen Ferienzeit für mich fleißig arbeiten wollte. Das that ich auch und erfreute mich den ganzen September hindurch halcyoniſcher Tage, indem ich meine aus Breslau angekommenen wenigen Bücher ordnete, mich aus der Bibliothek mit noch mehreren verſah und mich auf das Studium der Philoſophie vorbereitete, die man damals ſo wichtig nahm und in der ich mich jedenfalls vollſtändig orientiren wollte, ohne daß mich eine beſondere Liebhaberei dazu geführt oder daß ich einen Lebensplan damit verbunden hätte. Natürlicherweiſe machte ich auch viel Spaziergänge in der Umgegend von Jena, welche zwar viele kahle Kalkberge, doch ſchöne Bergformen darbietet.

Im Anfang des October fanden ſich wieder nicht blos Jenenſer, ſondern auch Studenten von andern Univerſitäten ein. Denn auf den zehnten October war eine große Verſammlung von Delegirten aller Univerſitäten nach Jena eingeladen worden, um hier im Geiſte der Zeit eine Verbrüderung aller deutſchen Studenten oder „die allgemeine chriſtlich-deutſche Burſchenſchaft" zu gründen. Der Gedanke war ſchon im vorigen Jahre beim Feſt auf der Wartburg gefaßt worden und wurde jetzt ausgeführt. Ich wohnte den Verhandlungen bei, doch hatten nur die Delegirten das Wort, da ſonſt zu große Unordnung entſtanden wäre und die Jenenſer ein zu großes Uebergewicht der Stimmen gehabt hätten. Robert Weſſelhöft, Haupt, Röder und ich weiß nicht mehr was für redefertige Berliner ſpielten eine Hauptrolle. Doch trat nichts eigentlich Geniales hervor. Ein Liebling der Verſammlung wurde der Delegirte von Tübingen, der ſchon bemooſte Gräter, ein echter Schwabe voll Ruhe und

einer gewiſſen Trockenheit, aber ſeelenvoll und witzig. Die Gründung der allgemeinen chriſtlich-deutſchen Burſchenſchaft war, wenn auch nur eine ſchwache Regung, doch ein Moment von tiefer ſittlicher und nationaler Bedeutung, weil darin das Princip einer neuen beſſern Zeit ausgeſprochen lag, die mit einer unwürdigen Vergangenheit brechen wollte. In der ſtudirenden Jugend wurde die deutſche Nation ſich ihrer Zuſammengehörigkeit bewußt. Wie die frühern Landsmannſchaften und Corps die Uneinigkeit und Vielherrſchaft im deutſchen Reiche bezeichnet hatten, ſo drückte jetzt die Burſchenſchaft den Gedanken der Einheit aus. Wie früher bei den Landsmannſchaften und Corps durchgängig ein roher Ton und Lüderlichkeit vorgeherrſcht hatten, ſo trachtete die Burſchenſchaft nach einem reinen, ehrenhaften und ſittlichen Wandel. Wie früher die Landsmannſchaften und Corps ausländiſchen Moden und ausländiſcher Corruption gefröhnt hatten, wollte die Burſchenſchaft jetzt alles Vaterländiſche wieder zu Ehren bringen. Wie jene früher nur zu ſehr Unglauben und Religionsſpötterei gepflegt hatten, kehrte die Burſchenſchaft zur Religioſität zurück. Sie kam einer ritterlichen Ermannung der Nation gleich. Die eifrigſten Burſchenſchafter hatten rühmlich im Kriege gefochten, theilten den Eifer für das Turnen, um die künftigen Geſchlechter zu kräftigen, aber mit ihrem kriegeriſchen Muth und Stolze verbanden ſie kindliche Demuth vor Gott, gleich den alten Helden unſeres Volkes.

Ein ſo edles Streben, wie dieſes, konnte nun freilich unter den erbärmlichen Einflüſſen des Zeitgeiſts nicht zum Ziele gelangen. Gegen die Einheit Deutſchlands war das ganze Ausland verſchworen, dem die einheimiſchen Regierungen gern Folge leiſteten, weil ihre Sonderintereſſen ihnen mehr am Herzen lagen, als die Einheit der Nation. Die Feier des 18. Octobers folgte der Stiftung der allgemeinen Burſchenſchaft nach. Wir zündeten in der Nacht auf dem Landgrafenberge ein koloſſales Feuer an. Die enragirteſten Studenten, der weſtphäliſche Graf Bochholtz voran, ſchleppten 34 große und kleine Fichten herbei und verbrannten ſie alle nach einander, jede im Namen eines deutſchen Bundesſtaates.

Derselbe junge Graf wurde nicht lange nachher von der Burschenschaft gewählt, um den russischen Staatsrath Stourdza herauszufordern, der als russischer Agent eine Schmähschrift auf die deutschen Universitäten herausgegeben hatte. Bochholtz schadete sich durch seine damalige Heftigkeit und mußte bald flüchtig werden. Er war ein großer, bildschöner Mann und stand in hoher Achtung. Seine Eltern waren Günstlinge des König Jerome, seine Mutter die Zierde des Hofes in Cassel gewesen. Sie hatten ihren einzigen Sohn absichtlich vom Hofe fern gehalten und nach dem Gymnasium in Idstadt geschickt. Hier von seinen Mitschülern wegen der Stellung seiner Eltern geneckt, war er entflohen, wieder eingebracht worden und nochmals entflohen und seitdem spurlos verschwunden. Nach Napoleons Sturz flohen seine Eltern mit Jerome nach Paris und der Vater starb. Westphalen wurde von Preußen besetzt. Die Gerichte forderten durch die Zeitungen den vor mehreren Jahren aus Idstadt verschwundenen ältesten Sohn des verstorbenen Grafen (ein zweiter Sohn war nachträglich geboren worden) zur Rückkehr auf, wenn er noch lebe. Da meldete sich der junge Graf, der unter fremdem Namen nach seiner Flucht als gemeiner Husar in die preußische Armee eingetreten war und sich durch seine Tapferkeit im Kriege den Offiziersrang und das eiserne Kreuz erworben hatte. Jetzt darf ich den Namen meiner Eltern tragen, soll er gesagt haben, als er das väterliche Erbe übernahm, welches ihm eine jährliche Rente von 25000 Thalern eintrug. Um aber seine Studien zu vollenden, kam er nach Jena und wurde Student. Ebenso groß und ritterlich, obgleich bei weitem nicht so schön, war der zu jener Zeit ebenfalls in Jena studirende Heinrich von Gagern, welcher dreißig Jahre später dem deutschen Parlament in Frankfurt präsidirt hat.

Eine heroische Gestalt und männliche Zierde von Jena war auch der Student Vollrath Hoffmann von Mecklenburg, immer heiter und fröhlich und von ganz außerordentlicher, beneidenswürdiger Körperkraft. Er konnte einen Stein über den Kirchthurm von Jena hinüber werfen, ja vom Mittelpunkt des Marktes aus über

die ganze Stadt hinweg bis weit in die Gärten hinaus. Wir machten einmal Spalier vom Markt bis hinaus in die Gärten, um den Flug des Steines genau zu verfolgen und die Entfernung zu meſſen. Der Stärkſte von uns andern konnte nur ein Drittel ſo weit werfen, wie Hoffmann. Auch war er der graziöſeſte Schlittſchuhläufer. Ein nicht minder ſtatuariſch ſchöner Jüngling, den auch rothes Haar keineswegs entſtellte, war Franz Hammer von Coblenz, der trotz der mädchenhaften Feinheit ſeiner Haut mitten im Winter täglich das Eis der Saale aufhieb, um in dem kalten Fluſſe zu baden, ohne daß es ihm ſchadete.

Das achtbarſte am burſchenſchaftlichen Leben war die Solidität und Sittlichkeit, die Abweſenheit aller Lüderlichkeit. Das Saufen und anderer Unfug war nicht mehr Geſetz und Regel. Nur das erſtgenannte Laſter hatte ſich in Jena noch in zwei verhältnißmäßig kleine Corporationen, die innerhalb der Burſchenſchaft beſtanden, zurückgezogen, nämlich in das ſog. Herzogthum Lichtenhain und in die Republik Ziegenhain, genannt nach zwei Dörfern bei Jena, in denen noch immer ganz unmäßig Bier getrunken wurde. Ich wohnte nur einmal einer ſolchen Geſellſchaft, nur um ſie kennen zu lernen, in Ziegenhain bei, wo Haupt aus Mecklenburg als ſog. Landammann präſidirte. Derſelbe konnte zwanzig Krüge Bier an einem Abend ausleeren und ſchien eine felſenfeſte Natur zu haben, ſtarb aber noch in jungen Jahren, nachdem er Bürgermeiſter in Wismar geworden war. Dieſe Ausnahmen abgerechnet lebte der Student in Jena mäßig. Es war überhaupt eine arme Univerſität, und in keiner andern überwog ſo ſehr der Geiſt das Fleiſch wie hier. Eifrig beſchäftigt theils mit dem Brodſtudium, theils mit Philoſophie und einer edlen patriotiſchen Schwärmerei dachte man nicht an ſinnliche Genüſſe. Jena wimmelte von Peripatetikern, d. h. von ſpazierenden Philoſophen, denn wenn es das Wetter irgend erlaubte, machten ſich die Studenten auf den Bergen oder im Thale Bewegung und unterhielten ſich dabei von wiſſenſchaftlichen Dingen oder patriotiſchen Hoffnungen. Mit einem Wort, ein edles und reines Streben herrſchte

vor. Der damalige Lieblingsspaziergang war der nach der Kunitzburg, einer alten Ruine mit einer Wirthschaft, in der man zu gutem Biere billigen Eierkuchen aß. Zuweilen dehnten wir auch unsere Spaziergänge weiter aus, auch einigemal nach Weimar, wohin uns besonders das Theater zog.

Als im Winter die alte russische Kaiserin Marie ihre Verwandten in Weimar besuchte und sich einige Zeit dort aufhielt, wurde einmal Mozarts Don Juan aufgeführt, und eine beträchtliche Anzahl Jenaer Studenten, unter denen auch ich mich befand, wohnten der glänzenden Vorstellung bei. Die Oper wurde sehr gut gegeben, nur die Sängerin Jagemann schien uns als Donna Anna doch gar zu dick und gewissermaßen aufdringlich zu sein. Gleichwohl beklatschte sie ein alter Herr in der Loge unaufhörlich und rief laut dazu: Bravo! charmant! ꝛc. was uns nicht nur beim Zuhören störte, sondern auch indignirte, da wir wußten, daß die Jagemann des Großherzogs Maitresse sei und daß um ihretwillen seine treffliche Gemahlin zurückgesetzt werde. Wir hielten daher den vorlauten Claqueur, der einen grünen Frack mit einem breiten Sterne trug, für einen Hofschranzen, oder der grünen Rockfarbe wegen für einen vornehmen Russen, zischten daher und riefen ihm endlich ein lautes Still! zu, worauf er uns einen unzufriedenen Blick zuwarf, aber sich nachher ruhig verhielt. Unmittelbar darauf wurde uns zugeflüstert, es sei Goethe. Ich und die Studenten in meiner Nähe kannten ihn nicht und waren ein wenig erstaunt, da wir uns den großen Mann etwas anders gedacht hatten.

Die russische Kaiserin kam auch nach Jena, wo ihr der akademische Senat die Honneurs machte, die Studenten aber nicht. Wir mußten nicht wenig lachen über diesen Senat mit schwarzen Fracks, großen Hüten und weißen Degenscheiden. Im Grunde hätte die Burschenschaft dem allezeit gegen sie leutseligen Großherzog zuliebe der Kaiserin auch gern eine Ehre angethan, allein man haßte die Russen zu sehr. Kotzebue in Weimar hatte in seinen für den Kaiser Alexander geschriebenen berüchtigten Bulletins die patriotischen deut-

ſchen Profeſſoren und Studenten denuncirt. Profeſſor Luden in Jena hatte ein ſolches, aus der Druckerei geſtohlenes Bulletin in ſeiner „Nemeſis“ abdrucken laſſen. Zugleich hatte, wie oben erwähnt, der ruſſiſche Staatsrath Stourdza ein Buch gegen die deutſchen Univerſitäten geſchrieben. Kurz man war äußerſt erbittert gegen die Ruſſen. Um das nun zu vertuſchen und dem Kaiſer eine beſſere Meinung von Jena beizubringen, ſollte die alte Kaiſerin dienen. Der Großherzog erwartete von den Studenten ſo viele Rückſicht für die ehrwürdige und hohe alte Frau, daß ſie ſich artig aufführen und keine Demonſtration machen würden. Es wurde darüber in der Burſchenſchaft debattirt und der Beſchluß gefaßt, zwar keinerlei verletzende Demonſtration zu machen, aber die Anweſenheit der Kaiſerin gänzlich zu ignoriren. Am ſchwarzen Brette war angeſchrieben: „Vor dem ruſſiſchen Zobel wird die deutſche Mütze nicht abgenommen.“ So geſchah es auch. Die Kaiſerin kam, aber man bekümmerte ſich nicht um ſie.

Viele Studenten turnten, jedoch nur in der guten Jahreszeit. Den Winter über wurde nur fleißig auf den Stich gefochten nach der alten Jenenſer Methode, die ſich von der franzöſiſchen unterſchied. Die Duelle auf den Stich waren gefährlich und es gab in einem Winter mehrere Todte, die wir feierlich begruben. Auf dem Fechtboden befand ſich auch ein Schwingpferd und Sand bat mich, ihm an demſelben den Winter über Privatunterricht im Schwingen zu geben, weil er, obgleich groß und ſtark, doch ziemlich ſteif war. Er brachte es in der Gewandtheit nicht weit, ſetzte aber die Uebungen mit der zäheſten Ausdauer fort.

Ich ſtudirte inzwiſchen fleißig Philoſophie, hörte Collegien bei dem Kantianer Fries und bei dem Naturphiloſophen Oken und durchſprach viele philoſophiſche Fragen in einem engeren Freundeskreiſe, der ſich übrigens nicht bloß mit Philoſophie, ſondern auch mit Geſchichte, Staatswiſſenſchaften und Naturwiſſenſchaften beſchäftigte. Dieſer Club hieß die Wratislavia, weil wir Breslauer, außer mir vorzüglich Haake und Mönnich, darin vorherrſchten, wurde aber

auch spöttisch von denen, die nicht Geist genug besaßen, um Mitglieder zu werden, thé philosophique genannt. Regelmäßige Theilnehmer waren Brockmann, Hammer, Schweder, eine zeitlang auch Ernst Förster und Sand. Wir brachten gewöhnlich die Abende mit einander auf einem Privatzimmer zu, oder auf Spaziergängen. Brockmann war einer der liebenswürdigsten Jünglinge, die ich jemals kannte, sprudelnd von Geist und dabei voll Herzensgüte. Ich sah ihn nachher in mehr als zwanzig Jahren nicht wieder, bis er mich einmal in Stuttgart besuchte. Kaum erkannte ich in dem etwas steifen und zurückhaltenden Oberlandesgerichtsrath meinen alten fröhlichen Freund wieder, und noch mehr erschrak ich einige Jahre später, als ich von seinem schrecklichen Ende hören mußte.

Professor Fries war ein vortrefflicher und allgemein geachteter Mann, aber als Philosoph zu einseitig. Auch trug er nicht gut vor und hatte in seinen Begriffsspaltereien etwas Geschmackloses. Sein „oberer und unterer Gedankenlauf" wurde unter uns Studenten sprichwörtlich. Diese seine Form war umsomehr zu beklagen, als er eigentlich von einem poetischen Grundgedanken ausging, sofern er das Wesen der Gottheit hauptsächlich im Schönen erkannte. Sein philosophischer Roman „Julius und Evagoras" enthielt wirklich viel Schönes, doch konnte man bei der Lectüre, wie bei seinen Vorlesungen nicht recht warm werden. Und wenn uns der Philosoph das Paradies öffnen könnte, sobald der Schuldämon der Dialektik davorstände, würden die Engel und Seligen selbst nicht mehr hinein wollen. Alle philosophischen Systeme der Aesthetik machen, anstatt für das Schöne zu begeistern, nur Langeweile.

Ungleich mehr sprach Oken an mit seinem klaren, warmen und in jeder Beziehung musterhaften Vortrag. Auch der Gegenstand, worüber er sprach, seine berühmte Naturphilosophie, interessirte uns sehr. Was man auch mit Grund gegen sie eingewendet hat, sie gewährte doch eine großartige Orientirung in den Naturgebieten und regte den Geist an. Zudem versammelte Oken seine eifrigsten Schüler alle Donnerstag Abend in seiner Wohnung bei einem Glase Bier

und einer Pfeife Tabak, wo jeder zwanglos und nach Herzensluſt mit ihm disputiren konnte. Ich erlaubte mir daher, ihm lebhaft zu oppo-niren, und er wurde mir niemals darüber böſe, ſondern zeigte mir eine groſze Liebe, die er mir bis an ſeinen Tod bewahrt hat.

Ich fand in ſeinem naturphiloſophiſchen Syſteme den Sprung aus dem Nichts ins Etwas und aus den abſtracten Zahlen in die Ma-terie zu kühn und ging davon aus, daſz die Abſtractionen überall hin beſſer paſzten, als in die Naturwiſſenſchaft. Ich zweifelte damals ſchon an der Unendlichkeit des Raums, der Zeit und der Materie, ſo wie an der Möglichkeit des Untheilbaren in der Materie oder den Atomen. Ich hielt alle dieſe Vorausſetzungen für leere Abſtractionen, da die Wirklichkeit nichts Unendliches und auch nichts Untheilbares kennt. Ich fand übrigens dieſelbe Abſtractionswuth auch in der Kan-tiſchen und Fichteſchen Philoſophie wieder, wie in der Naturphilo-ſophie Schellings, Okens und der andern und wie ſpäter bei Hegel. Sie ſchien mir die allgemeine Krankheit der Philoſophie zu ſein und ich vertheidigte gegen ſie ſowohl Gott als die Natur und den Menſchen. Es ſchien mir widerſinnig, daſz ſämmtliche Philoſophien ohne Aus-nahme dem lieben Gott vorſchreiben wollten, was er habe thun müſſen und noch immer thun müſſe. Die Philoſophie wollte der gött-lichen Allmacht verwegener Weiſe eine Art von Zwangsjacke anlegen. Weil der Philoſoph ſich einbildet, der Raum ſei unendlich und ganz mit Materie erfüllt, ſollte der liebe Gott *gezwungen* ſein hinter allen Milliarden Sternſyſtemen immer noch neue ins Endloſe fort-zuſchaffen. Weil der Philoſoph Denken und Sein völlig unberechtigt und willkürlich identificirt, ſollte auch Gott gewungen ſein, das was er denkt, auch ſelbſt zu ſein. So kam damals ſchon Oken auf die pantheiſtiſche Einverleibung Gottes in die Natur.

Die geoffenbarte chriſtliche Religion ſchien mir die Gottheit nicht nur ungleich ehrfurchtsvoller und mit kindlicherer Pietät aufzufaſſen, ſondern auch ihr diejenige Freiheit zu laſſen, ohne die wir uns über-haupt keinen Geiſt, am wenigſten den höchſten denken können. Die Philoſophie, welche die göttliche Freiheit ausſchlieſzt und aus dem

Weltganzen nur einen Mechanismus macht, der sich nach ewiger Nothwendigkeit ableiert, schien mir tief unter dem Offenbarungsglauben zu stehen, und nicht nur in Beziehung auf die richtige Würdigung Gottes, sondern auch des Menschen, weil auch ihm keine wahre Geistesfreiheit mehr übrig bleibt, wenn sie Gott abgesprochen wird. Wir können ein für uns und die Natur durch Gott bestimmtes Gesetz nicht entbehren. Aber wir sollen uns nicht anmaßen wollen, Gott selbst ein Gesetz vorzuschreiben. Ich opponirte also nicht blos aus religiöser Pietät, sondern auch im Namen der Freiheit gegen alle philosophischen Abstractionen und Schablonen und gab das Studium der Philosophie auf, um mich dem der Geschichte und Natur zu widmen.

Auch war mir die philosophische Sprache, die dialectische Form zuwider. Nicht nur die heil. Schrift, sondern auch die Werke der größten Menschengeister beweisen, daß man auch das Tiefsinnigste klar ausdrücken kann. Wozu die künstliche Begriffsspalterei und die Verdunklung der einfachsten Wahrheit durch die vermeintlich wissenschaftliche Phraseologie? *) Wozu die sophistische Advocatenmanier, in der man beweisen will, was sich von selbst versteht, oder was nie bewiesen werden kann? Die Philosophie, wie sie im Gegensatz gegen die geoffenbarte Wahrheit getrieben wird, ist eine Danaidenarbeit, ein ewig vergeblicher Versuch, die ewigen Dinge in den gemeinen irdischen Prozeßweg zu verweisen.

Unter den damaligen Notabilitäten der Universität Jena glänzte Hofrath Kieser, der berühmte Arzt und Magnetiseur, den ich als sehr liebenswürdigen Mann kennen lernte. Nicht dasselbe kann ich von Luden rühmen, obgleich ich seine Vorträge über allgemeine Geschichte fleißig anhörte und auch in Bezug auf politische Beurtheilungen

*) Eine Wahrheit, die sehr viele Gelehrte beherzigen dürften. Es ist wahrhaft entsetzlich, wie man oft in deutsch geschriebenen Büchern einen Satz fast ein Dutzend mal lesen muß, bis man daraus klug wird, was er eigentlich sagen will. Auch hier begegnen wir wieder dem Widerwillen des Verf. gegen alle Unnatur.

Anm. des Herausg.

manches von ihm lernte. Allein er hatte nicht so viel Geist und noch weniger Charakter, als mein früherer Geschichtslehrer Menzel in Breslau. An eine große Auffassung der Weltgeschichte war bei ihm nicht zu denken, wie seine Schriften heute noch beweisen. Auch erzürnte ich mich völlig über die Gemeinplätze und schlechten Witze, durch die er die Studenten zu locken und seinen Hörsaal zu füllen bemüht war. Am meisten Popularität verschaffte er sich damals durch den Handstreich gegen Kotzebue. Daß er diesen elenden Komödienverfertiger und russischen Spion an den Pranger stellte, war in der That ein großes Gaudium für die Jenaer Burschenschaft.

Wie heiter wir auch diese Angelegenheit auffaßten, so ging doch eine Ahnung durch die Zeit, dem Patriotismus drohte Gefahr. Einerseits war wirklich schon in den Cabinetten Alexanders und Metternichs die Vernichtung des deutschen Patriotismus beschlossen und andererseits fühlte mancher Heißsporn unter den Patrioten, mit dem Reden und Singen, Hoffen und Wünschen sei es nicht gethan, man müsse bestimmte politische Zwecke verfolgen und Thaten vorbereiten. Der Student Witt, zubenannt von Döring, kam damals aus Paris zurück, wo er in das System der geheimen Gesellschaften und der liberalen Agitation eingeweiht worden war, und suchte nun dasselbe auch der allgemeinen deutschen Burschenschaft einzuimpfen. Dieser diplomatische Student hatte ein weiches Fleisch, schwatzte zwar viel, imponirte aber nicht. Für ihn indeß handelte Karl Follenius, der damals als Privatdocent in Jena mit vielem Beifall die Pandecten las.

Die kurhessischen Brüder Adolf Ludwig und Karl Follenius machten zu jener Zeit viel von sich reden. Der erstere, den ich erst später persönlich kennen lernte, dichtete flammende Kriegs- und Freiheitslieder, die von Studenten und Turnern jubelnd gesungen wurden. Sie sind damals und noch später in Liederbüchern gedruckt erschienen. Das wilde Lied, welches den Sieg an der Katzbach feiert, war am beliebtesten. Es war wirklich Poesie in diesen Liedern, aber auch Ueberspannung und etwas Krampfhaftes. Der Dichter galt für sehr

hochmüthig. Man erzählte, er habe sich als Student in Heidelberg nach dem Modell der alten Kaiserkrone eine von Goldpapier machen lassen und vor dem Spiegel probirt. Sein Bruder Karl dichtete ebenfalls Freiheitslieder, die hauptsächlich gegen die Fürsten gerichtet waren und in denen sich ein merkwürdiger republikanischer Stolz kundgab. Dieser Karl war kleiner von Person als sein Bruder, aber gedrungener, sein etwas breites Gesicht, seine feine vorstrebende Nase und ein gewitterhafter Zug in der Stirn gaben ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit Robespierre, mit dem er auch nach Geist und Charakter verwandt war. Wie Robespierre trug er sich auch immer sehr sauber, kämmte sich sorgfältig und unterschied sich, da die damaligen deutschen Röcke durchgängig schwarz waren, durch einen blauen Rock mit Perlmutterknöpfen. Ein Demokrat vom reinsten Wasser hatte er zugleich etwas Patriotisches und Salbungsvolles, gewissermaßen etwas Priesterliches. Hervorgegangen aus dem Bunde der sog. Schwarzen in Gießen fand er die Burschenschaft als eine offene und harmlose Verbindung aller Studenten ungenügend und gründete innerhalb derselben eine engere geheime Gesellschaft von sog. Unbedingten. Das Wort „unbedingt" führte er nämlich immer im Munde und verstand darunter theils das jesuitische Princip unbedingter Hingebung an die Idee und ihre Träger, theils die strikte Durchführung der Idee, ohne jemals eine Concession zu machen. Seine Idee aber war die Gründung einer Republik, zu der sich alle nach freier Selbstbestimmung vereinbaren sollten, nichts anderes als der alte contrat social Rousseaus. Er glaubte aber, niemand könne sich frei selbst bestimmen, der von schwachem Charakter und von sinnlichen Bedürfnissen abhängig sei. Deshalb forderte er und übte an sich selbst die strengste Sittenzucht. Deshalb achtete ihn auch jedermann, allein es sammelte sich doch nur ein kleiner Kreis von Unbedingten um ihn, weil sein Rigorismus die muntere Jugend zurückstieß, und noch mehr, weil eine geheime Gesellschaft dem Grundsatz und der Gewohnheit sowohl in der Burschenschaft, als auf den Turnplätzen widersprach. Man glaubte hier das Tageslicht nicht scheuen zu dürfen

und that alles öffentlich. Ein engerer geheimer Club ſchien ſich entweder ariſtokratiſch überheben oder Dinge treiben zu wollen, die nicht mit den Tendenzen der Burſchenſchaft übereinſtimmten. Nur aus Achtung vor der bekannten Biederkeit Follens ließ man ihn gewähren, aber die hervorragendſten Mitglieder der Burſchenſchaft mißbilligten ſein Geheimthun. Ich kam oft mit ihm zuſammen, theilte viele ſeiner Anſichten, ſtritt über andere mit ihm, ließ ihm ſeine Unbedingtheit nicht gelten und ſchloß mich von ſeinem engern Kreiſe aus.

In dieſem engern Kreiſe nun wurde die ſittliche Kraft als das Höchſte geprieſen und die Jugend für den ſtoiſchen Muth begeiſtert, welcher unſern Freund Sand zu ſeinem verzweifelten Entſchluſſe trieb. Man hat die Unbedingten verleumdet, ſie hätten gelooſt, wer von ihnen den verhaßten Kotzebue ermorden ſolle. So geartet waren jene Jünglinge nicht. Sand allein faßte den Entſchluß, nachdem er in Follens Club ſeinen ſtoiſchen Muth überhaupt geſtählt, keineswegs aber eine Inſtruction in Bezug auf eine beſtimmte Mordthat erhalten hatte. Nur das bezweifle ich nicht, daß er ſeinen Entſchluß einer oder zwei Perſonen mitgetheilt hatte, die ihm nicht nur nicht davon abriethen, ſondern ihm auch noch einen Paß unter fremdem Namen verſchafften. Sand war allein eines ſolchen Entſchluſſes fähig. Er faßte ihn in einer religiöſen Schwärmerei. Wenn man ihn dazu hätte überreden wollen als zu etwas, was nicht aus ihm ſelbſt entſtanden wäre, würde er ſich verſagt haben.

Am 24. März machten wir, eine kleine Anzahl Studenten, mit dem liebenswürdigen Schirmer, einem Studenten aus Berlin, der zum Beſuch gekommen war, bei ſchönem Wetter einen fröhlichen Gang in die Berge und kamen auf dem Rückwege bei den ſ. g. Sandhöhlen vorüber. Das ſind Stollen, welche tief in den Berg hinein gehen und aus denen ſich die Einwohner von Jena ihren Bedarf an gutem Sande holen. Wir gingen tief hinein und ſcheuchten eine Menge Fledermäuſe auf. Brockmann fing eine und nahm ſie in ſeinem Taſchentuche mit. Abends entwiſchte die Fledermaus in Brockmanns Zimmer und indem wir ſie wieder einfangen wollten, wurde ſie durch

einen Schlag getödtet. Es fiel einem Anwesenden ein, sie nebst dem Portrait Kotzebues, welches Brockmann besaß und das wir uns eben besehen hatten, ans schwarze Brett zu schlagen, was wir auch am andern Morgen bei hellem Tage und öffentlich ausführten und was viele lachende Zuschauer herbeilockte, denn Kotzebue war in Jena von jedermann verabscheut. Nun war aber derselbe Kotzebue noch nicht zweimal vierundzwanzig Stunden vorher, am 23. Nachmittags in Mannheim von Sand erstochen worden, und die Nachricht davon gelangte jetzt nach Jena. Die Universitätsbehörde ließ sogleich das Bild mit der todten Fledermaus vom schwarzen Brett entfernen und uns alle, die wir bei der Anheftung derselben thätig gewesen waren, ins Verhör nehmen. Allein der Universitätsrichter war ein vernünftiger Mann und begriff, daß, wenn wir von einem mörderischen Attentat auf Kotzebue etwas gewußt hätten, wir gewiß nicht so unvorsichtig gewesen wären, die todte Fledermaus und das Bild am hellen Tage anzuschlagen, da wir voraussetzen mußten, daß den Mörder und seine etwaigen Mitschuldigen die schwerste Strafe treffen würde. Auch der Großherzog von Weimar sah den Fall unter diesem Gesichtspunkt an. Wir wurden als gerechtfertigt entlassen und nicht weiter behelligt.

Nur der sonst ganz wackere Zeune in Berlin glaubte seinen Scharfsinn vor der Welt leuchten lassen zu müssen, indem er in einem Zeitungsartikel die Vermuthung äußerte, es habe unter den Studenten in Jena eine geheime Vehme bestanden, dieselbe habe im geheimnißvollen Dunkel einer Höhle über Kotzebue Gericht gehalten und die gedachte Höhle sei nach dem Studenten Sand genannt worden. Diese Denunciation war uns indeß nicht gefährlich, weil Jedermann in Jena wußte, daß die Sandhöhlen diesen Namen schon längst führten. Als ich aber einige Jahre später den Herrn Zeune zufällig bei einem Gastmahl in Heidelberg antraf, konnte ich doch nicht umhin, ihm einen ernsten Vorwurf zu machen, und er sah auch sein Unrecht ein.

Die Ermordung Kotzebues machte ungeheures Aufsehen in der Welt, weil sie, wie Görres allein richtig erkannte, im Namen einer

neueren beſſern Generation das Verdammungsurtheil über die ältere ſchlechte Generation ausſprach. Wie unbedeutend immer jener Komödienverfertiger war, ſo konnte man ihn doch in der That ſo ziemlich als Repräſentanten aller undeutſchen, unſittlichen und unchriſtlichen Frivolität und charakterloſen Niederträchtigkeit anſehen, die ſeit dem vorigen Jahrhundert mit der ſ. g. Bildung und Aufklärung Hand in Hand gegangen war und am meiſten dazu beigetragen hatte, uns der Fremdherrſchaft zu überliefern. So faßte man nun auch faſt überall die Mordthat auf, daher nicht der Ermordete, ſondern der Mörder beklagt wurde. Die Sympathie im deutſchen Volke für Sand war außerordentlich, wenn man auch mißbilligte und mißbilligen mußte, daß ein ſtarker Jüngling einem wehrloſen Greiſe Gewalt angethan hatte. Obgleich man in Berlin auf dem Theater eine Todtenfeier Kotzebues veranſtaltete, wobei eine Schauſpielerin als Germania ſeine Büſte bekränzen mußte, ſo blieb das eine unpopuläre Hofdemonſtration. Germania hat für einen Kotzebue keinen Lorbeer, ſondern nur einen Fußtritt.

Man muß übrigens in Erwägung ziehen, daß die auswärtige Diplomatie die Hauptſchuld an dem burſchenſchaftlichen und turneriſchen Treiben, überhaupt an der fortgeſetzten deutſchthümlichen Agitation Preußen beimaß, weil im Jahr 1813 die Begeiſterung für die Wiedergeburt Deutſchlands von dort ausgegangen war. Nachdem ſich nun König Friedrich Wilhelm III. bereits dem Metternich'ſchen und ruſſiſchen Syſtem angeſchloſſen hatte, mußte es ihm natürlicherweiſe ärgerlich ſein, immer noch Vorwürfe zu hören, als habe er die von der ganzen europäiſchen Diplomatie verurtheilte deutſchthümliche Partei ſeinerſeits noch nicht genug gemaßregelt. Um nun dieſer Diplomatie Genüge zu leiſten und ſich ſelbſt weiteren Aerger zu erſparen, befahl der König zunächſt, alle in Jena ſtudirenden preußiſchen Unterthanen hätten ſofort Jena zu verlaſſen und ſich nach einer preußiſchen Univerſität zurückzuziehen. Weitere Maßregeln, die Verhaftung aller verdächtigen Profeſſoren und Studenten, die Beſeitigung der akademiſchen Senate, an deren Stelle auf jeder Univerſität ein

Regierungsbeamter mit dictatoriſcher Gewalt treten ſollte, und die radicale Ausrottung ſowohl der Burſchenſchaften, als der Turngenoſſenſchaften wurden einer gemeinſamen Berathung ſämmtlicher deutſcher Regierungen vorbehalten und kamen noch im Herbſt desſelben Jahres mittelſt der berühmten Karlsbader Beſchlüſſe zur Verwirklichung.

Meine näheren ſchleſiſchen Freunde mußten nun gleich mir Jena verlaſſen. Haake entſchloß ſich, nach Berlin zu gehen. Aufgeſchreckt durch den königlichen Befehl ſchrieb mir mein Vormund, der ſich ſonſt nie um mich bekümmerte, ich ſolle nach Breslau zurückkehren, ſchickte mir aber nicht einmal Geld. Wie gern ich es nun auch vermieden hätte, überhaupt nach Preußen zurückzukehren, durfte ich doch nicht wagen, auf eine nicht preußiſche Univerſität zu gehen, wo man mich entweder nicht aufgenommen, oder von wo man mich reclamirt hätte. Da ich nun aber in keinem Fall nach der Heimath zurückkehren, ſondern ein wenig die Welt ſehen wollte, entſchloß ich mich an den Rhein, nach Bonn zu gehen, wo in demſelben Jahre die neue preußiſche Univerſität eröffnet wurde. Auch Hammer, Schweder, Haupt und einige andere Jenenſer gingen dahin. Mönnich und ich wollten gemeinſchaftlich und zwar zu Fuß und auf einem großen Umweg dahin gehen, um uns erſt den Thüringerwald, Franken, den Odenwald und Heidelberg zu beſehen und von da die ſchöne Rheinfahrt abwärts zu machen. Aber wo Geld hernehmen, da ich meinem Hauswirth ſogar noch die Miethe ſchuldig war? Dieſer wackere Mann erbot ſich freiwillig, auf die Bezahlung zu warten, bis ich bei Gelde ſein würde, und gab mir noch ſoviel mit, daß ich die Reiſe davon beſtreiten konnte. Ich habe ihm alles binnen wenigen Monaten heimgezahlt, indem ich von Bonn aus meinem Vormund ſchrieb, wo ich ſei, und daß er mir hundert Thaler ſchicken ſollte, die er mir nun auch ſchickte.

Nachdem ich noch von einem ſchönen Mädchen, welches ich herzlich liebte und welches mich wieder liebte, einen rührenden Abſchied genommen hatte, zog ich im Anfang des Mai an einem ſonnenhellen Morgen mit Mönnich und noch eine gute Strecke von guten Freun-

den begleitet aus dem freundlichen Städtchen hinaus, in welchem ich so viele frohe Stunden erlebt hatte.

Alles stand in voller Blüthe. Wir kamen am ersten Tage bis nach Erfurt und hatten den lieblichsten Anblick der goldenen Au und jenseits derselben des Harzgebirges mit dem finstern Blocksberge. In Erfurt bewirthete uns der Müller Salomon, der stärkste unter allen deutschen Turnern, die mir vorgekommen sind, den herrlichen Athleten Rappo nicht ausgenommen. Wir sahen den berühmten Dom, die große Glocke, das Grabmal des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen. Am zweiten Reisetage kamen wir noch bis in ein Dorf vor Gotha, am dritten nach Eisenach, wo unser Jenaer Freund Haberfeld uns bewirthete. Von hier aus bestiegen wir die Wartburg und sahen ihre Merkwürdigkeiten. Dann wanderten wir durch die Wälder, in deren grüne Farbe sich dort auch die Landleute kleiden, über Liebenstein zur Werra. Dort trugen alle Bauermädchen niedliche Strohhüte, wie sie erst dreißig Jahre später in Paris Mode wurden. In dem freundlich gelegenen Meinungen bewirthete uns der Bibliothekar Schenk, der das große Loos gewonnen hatte und mit seiner freundlichen Frau höchst behaglich lebte. Weiter zogen wir durch das Werrathal nach Hildburghausen und von hier durch dunklen Tannenwald nach Coburg. Ich weiß nicht, was mich an dem Thüringerlande, obgleich es arm ist, so besonders anzog. Ich verließ es ungern.

Indem wir das lange Itschthal hinunter gingen, öffnete sich schon von fern das fruchtbare Frankenland. Man behält hier das hohe Kloster Banz zur Linken, welches man auf der Eisenbahn, welche jetzt vom Fichtelgebirge nach Franken hinab führt, zur Rechten hat. In Rathelsdorf tranken wir das erste bayrische Bier, was mir mit Recht im Gedächtniß geblieben ist, denn welcher gute Deutsche ehrte nicht das bayrische Bier? In der heitersten Laune schlenderten wir vollends nach Bamberg hinein, dessen Thürme das weite schöne Thal beherrschen. Wir blieben hier einen Tag und besuchten die alte Burg, wo einst Callot-Hofmann häufig weilte und witzige Zeichnungen an

die Wände malte. Nachher ſetzten wir unſern Wanderſtab weiter und durchſchritten das geſegnete Frankenland, an den großen Klöſtern Eberach und Schwarzach vorüber. Als wir Abends in der herrlich gelegenen Stadt Würzburg ankamen, wurden wir auf das Freundlichſte von den Studenten aufgenommen, denn obgleich ſie Landsmannſchafter waren, hatten ſie doch damals vor den Jenenſern einen großen Reſpect. Von hier gingen wir weiter durch die Wälder nach Wertheim, nahmen hier einen Kahn und fuhren bei dem ſchönſten Wetter den Main hinab an den ſchönen Waldbergen und Burgen vorüber bis nach Miltenberg. Dann wandten wir uns ſüdlich durch den Odenwald und gelangten nach dem gräflichen Schloſſe Erbach, wo wir uns an einer reichen Sammlung altrömiſcher und mittelalterlicher Waffen erfreuten. In den umliegenden Wäldern trafen wir ganz ungewöhnlich viele Schlangen auf dem Wege. Auf einem langen Höhenzuge, von dem aus wir nach beiden Seiten den Odenwald überſehen konnten, ſtiegen wir endlich bei der Burg Hirſchhorn zum Neckar hinab und gingen an den reizenden Ufern deſſelben an vielen Burgruinen vorüber bis nach Heidelberg, wo wir einige Tage blieben. Ich fand hier meinen Vetter Guſtav Waagen wieder und hörte mit ihm eine Vorleſung bei Creuzer an. Auch wurde ich ſehr herzlich von den in Heidelberg ſtudirenden Schleſiern begrüßt. Es war ein Haugwitz und ein Prittwitz dabei und bei einem Czettritz nahmen wir ein fröhliches Souper ein. Sehr vergnügt wanderten wir dann auf der ſchönen Bergſtraße weiter und hielten in Zwingenberg an bei dem Gaſtwirth Tiefenbach, der trotz ſeiner Haſenſcharte im Geſicht ſehr liebenswürdig und ein bekannter Burſchenfreund war. Hier fanden wir Stahl, einen der erſten liberalen Oppoſitionsmänner im Großherzogthum Heſſen. Auf unſerer weitern Reiſe beſahen wir in Darmſtadt die Bildergalerie. In Frankfurt am Main fanden wir ſehr gute Aufnahme, aber ich weiß wahrhaftig nicht mehr, bei wem? Es war in einem ſehr noblen Hauſe, wo man uns auch Cartons von Cornelius zeigte, deſſen Ruhm damals noch jung, aber ſchon groß war. Nachdem wir uns einen Tag hier aufgehalten hatten, fuhren

wir mit dem Marktſchiff bis zur majeſtätiſchen Mündung des Main in den Rhein und landeten an den gaſtlichen Ufern von Mainz, wo ich ein überaus luſtiges Abenteuer erlebte, von wo wir aber ſchon am andern Morgen mit dem Yachtſchiff weiter fuhren. Ein reicher Kaufmann aus Frankfurt, der ſich auf das Wärmſte für uns intereſſirte, wußte ſich von den beſten Weinen, die in der Umgegend wuchſen, zu verſchaffen und ſetzte ſie uns vor, ſo daß wir in großer Fröhlichkeit auf dem Verdeck der Yacht ſitzend beim heiterſten Wetter und günſtigem Winde zum erſtenmal die ſchöne Rheinfahrt machten. Nachdem wir in Coblenz übernachtet hatten, machten wir eine ganz ungewöhnlich ſchnelle Fahrt, weil der Südwind unſer Segel ſchwellte, flogen am Siebengebirge vorüber und waren ſchon zu Mittag in Bonn.

V. In Bonn.

Bonn, fünf Stunden oberhalb Köln, war früher die Reſidenz der Kölner Kurfürſten geweſen und hatte kurz vor der Revolution auch ſchon eine katholiſche Univerſität beſeſſen, auf der aber wie in Mainz nur Aufklärerei getrieben wurde. In der franzöſiſchen Zeit war dieſelbe eingegangen, jetzt aber wurde ſie als paritätiſche Univerſität wieder errichtet, reich dotirt und neu organiſirt, damit die Rheinprovinzen auch ihren eigenen Muſenſitz hätten, wie die altpreußiſchen Provinzen. Es waren erſt wenige Studenten dort und erſt zum Winterſemeſter kamen ſie in größerer Zahl an. Die Rheinlande lieferten eine große Menge ſ. g. Füchſe, aber an älteren

Studenten, die den Ton angeben sollten, war großer Mangel. Unter den letztern befanden sich mehrere alte Landsmannschafter, die ihr Glück auf der neuen Universität versuchen wollten. Allein ihre Pläne, die rheinländische Jugend an sich zu ziehen, mißlangen. Diese Jugend hing sich vielmehr an uns Burschenschafter. Wir gründeten sogleich eine Burschenschaft, deren Vorstand unser alter Jenenser Freund Haupt wurde. Dieser gutmüthige Riese wollte in Bonn Wein trinken, wie er in Ziegenhain Bier getrunken hatte, kam aber bald davon zurück und wurde sogar auf einmal galant. Wie er einer kleinen Dame den Shawl nachtrug, war sehr ergötzlich anzusehen. Wir verglichen ihn einem Elephanten, der auf dem Seile tanzt. Um jeden Streit von vorn abzuschneiden, erklärte die Burschenschaft, auf der Universität Bonn keine Landsmannschaft dulden zu wollen. Die nun eine solche gründen wollten, hätten sich mit uns älteren Studenten pro patria herumschlagen müssen, was sie klüglich bleiben ließen. So wurde Friede und Einigkeit erhalten und die Einwohner von Bonn hatten ihre Freude an der blühenden Jugend, die so plötzlich ihre kleine Stadt erfüllte, Geld in dieselbe brachte und so heiter und friedlich lebte. Auch die Studenten, insbesondere die aus dem Osten, gewannen mit dem rheinischen Weine bald auch die freundlichen und lebenslustigen Rheinländer selber lieb.

Der Zufall wollte, daß meine erste Wohnung in Bonn ein Zimmer in einem Gartenhause war, welches zu dem Hause gehörte, wo damals noch Ernst Moritz Arndt wohnte, ehe sein eigenes Haus am Rheine fertig war. Dieser berühmte Mann, der die Biederkeit selbst war und mich wohlwollend empfing, machte doch eigentlich nur einen schwachen Eindruck auf mich. Ich vermißte in seiner Unterhaltung den Geist. Vielleicht würde ich doch aus seinen Lebenserfahrungen und von seinem edlen Sinne manches und gewiß gern gelernt haben, wenn ich Vorlesungen bei ihm gehört hätte, aber ehe ich dazu kommen konnte, wurden sie ihm verboten.

Von August Wilhelm von Schlegel erwartete ich viel, fand mich jedoch getäuscht. Man hatte diese Berühmtheit nach Bonn

verſetzt, um der neuen Univerſität mehr Glanz zu geben. Aber er war damals nicht mehr in ſeiner Blüthezeit. Wir ſtrömten zahlreich und mit großem Eifer in ſeine Vorleſungen über Sprache und Literatur, allein obgleich er immerhin viel Wiſſen zu Tage legte und auch ſcharfſinnige und geiſtreiche Bemerkungen machte, fehlte es ihm doch an Tiefe und hauptſächlich an Würde. Er machte, wie Luden, ſchlechte Witze auf dem Katheder und nicht ſelten von ſo frivoler Art, wie es ſich geſitteten Jünglingen gegenüber nicht geziemte. Als er uns z. B. einmal die romantiſche Sage vom Venusberge vortrug, ſchloß er, indem er uns mit einem wahren Satyrgeſicht anſah, mit den Worten: „Wenn Sie einmal beim Venusberg vorbei kommen, ſo grüßen Sie mir den treuen Eckart, ich hab manche Lanze mit ihm gebrochen.“ Auch prahlte er viel zuviel mit ſeinen vornehmen Bekanntſchaften, brachte bei jeder Gelegenheit den Namen eines engliſchen Herzogs oder franzöſiſchen Pairs an, die ſeine guten Freunde ſeien, und war ſo naiv, die Frau von Staël, mit der er eine zeitlang umhergezogen war, immer ſeine „Gönnerin und Beſchützerin“ zu nennen. Obgleich er ſich durch ſeine Heirath in Heidelberg (ſeine junge Frau hatte ſich gleich nach der Hochzeit wieder von ihm getrennt) vor der ganzen Welt lächerlich gemacht hatte, ſpielte er auch in Bonn noch den Don Juan und lorgnettirte zum Fenſter einer verheiratheten ſchönen Frau hinauf. Dabei fiel er auf einen Stein und konnte ſich, weil er ſeinen magern Leib immer mit Kleidern dick auspolſterte, nicht wieder aufrichten. Wir Studenten, die wir grade aus dem Collegium kamen, hoben ihn lachend auf. Auch die Dame oben am Fenſter lachte, und er zog ſich mit einem ſchlechten Witz aus der Affaire. Die Studenten, wenn ſie auch ſeinem Geiſt und Wiſſen alle Ehre widerfahren ließen, hatten doch keine Achtung vor ihm und nannten ihn monsieur le Parisien. In ſeiner eleganten Wohnung war Vorkehr getroffen, daß wir Studenten, wenn wir auch von der Hausflur durch die nächſte Thür in ſein Empfangzimmer hätten gelangen können, doch, um dahin zu kommen, auf einem langen Umwege, erſt die ganze Reihe ſeiner glänzenden Zimmer paſſiren

mußten. Wir bemerkten, die Haare ſeiner Perücke wüchſen von Monat zu Monat, bis ſie im Frühjahr wieder abgeſchnitten erſchien. Man ſagte, er trage jeden Monat eine andere Perücke, um dieſe Täuſchung hervorzubringen.

Ich hörte auch Vorleſungen des ausgezeichneten Philologen Welcker, doch habe ich mehr aus ſeinen Schriften, als aus ſeinem mündlichen Vortrage gelernt, weil der letztere nicht eben fließend und klar war. Da ich ſchon die Werke Winkelmanns und manches andere über antike Kunſt geleſen hatte, war es mir Bedürfniß geworden, mich in dieſem Gebiete helleniſcher Schönheit, in dem der Geſchmack ſich am feinſten ausbildet, noch mehr zu orientiren.

Da war auch ein alter halb blinder Profeſſor Radlof in Bonn, bei dem wir um Gotteswillen ein Collegium hörten, nur um ihn zu unterſtützen. Er trug einige gute, aber auch einige confuſe Dinge über deutſche Sprache vor.

Ein philoſophiſches Collegium hörte ich noch bei dem Privatdocenten Doctor Steingaß, einem aufgeweckten Rheinländer. Er, der junge Profeſſor, Calcar, Mönnich, Hammer, Schweder und ich bildeten wieder einen Club, wie früher in Jena, indem wir gemeinſame Spaziergänge machten und gewöhnlich Abends beiſammen blieben, wiſſenſchaftliche Geſpräche führten und hin und wieder aus guten Büchern uns vorlaſen. Auch Hoffmann von Fallersleben trat dieſem Club bei und wurde ſehr dadurch aufgeheitert, denn er war etwas kopfhängeriſch und ſo mädchenhaft ſanft, daß es ſich gewiß niemand hätte träumen laſſen, er würde noch einmal ein berühmter Revolutionär werden. Wir nannten ihn unter uns immer nur das Haideblümchen. Auch der junge Hengſtenberg, damals noch ein Fuchs, ſchloß ſich an uns an. In der ſchönen Sommerzeit brachten wir gewöhnlich Nachmittags in Poppelsdorf zu und waren oft auf dem Kreuzberg, auf dem Godesberg und auf dem Drachenfels. Es waren ſchöne Tage. Das Studentenleben iſt reizend, wenn man die Freiheit nicht auf Koſten der Geſundheit und des Gewiſſens mißbraucht. Einmal mußte Hoffmann von Fallersleben, indem wir uns

bei ſchönem Wetter, wie wir gingen und ſtanden, plötzlich zu einer Landpartie entſchloſſen, in Schlafrock und Pantoffeln und ſeine lange Tabakspfeife in der Hand, mit uns ins Siebengebirge wandern. Dort auf dem verwitterten Gemäuer der alten Löwenburg brach Hofmeiſter, welcher ſpäter über Erziehung geſchrieben hat, in ſolchen Enthuſiasmus aus, daß er mich ſtürmiſch umarmte und ich alle meine Turnkunſt anwenden mußte, um uns im Gleichgewicht zu halten, daß wir nicht mit einander hinunter ſtürzten.

Die Heiterkeit jener Tage wurde durch einen Unglücksfall unterbrochen. Wir ſaßen einſt in Poppelsdorf bei Tiſche, als bemerkt wurde, es habe unter den Studenten in Bonn noch kein Duell gegeben. Da verabredeten ſich ein Baron Hompeſch und der junge Proſector der Univerſität, Doctor Braun, welche die beſten Freunde waren, ſie wollten ſich mit einander duelliren, bloß um die Ehre zu haben, die erſten zu ſein, die es auf dieſer neu errichteten Univerſität einführten. Ein Zweikampf von guten Freunden und mit Hiebern ſchien nichts Gefahrdrohendes zu haben. Braun aber rannte ſich auf den Schläger ſeines Gegners auf, bekam einen tiefen Stich in die Bruſt und wurde nur mit Mühe nach einem langen Krankenlager am Leben erhalten.

Im Juni machte ich allein eine kleine Fußreiſe über Köln nach Elberfeld. Es war ein ſehr heißer Tag. Ich machte auf meinen damals kaum zu ermüdenden Beinen einen Dauerlauf, ließ mich aber verleiten, unterwegs einen guten Schoppen zu trinken, und bekam nun, indem ich raſch immer weiter lief und ſtark ſchwitzte, immer mehr Durſt, trank immer mehr und vertilgte an dieſem einzigen Tage vierzehn Schoppen Rheinwein, ohne im mindeſten davon beläſtigt zu werden, denn ich ſchwitzte alles wieder aus. Doch habe ich nie wieder ein ähnliches Experiment gemacht. Meine Gewohnheit war vielmehr, wenn ich einen weiten Weg zu Fuß zurückzulegen hatte, in der Frühe nur eine Taſſe ſchwarzen Kaffee zu trinken und dann den ganzen Tag weder etwas zu eſſen noch zu trinken, bis ich ins Nachtquartier kam. Dabei befand ich mich am beſten und behielt am

meiſten Elaſticität. Damals nun eilte ich nur eben durch Köln über Opladen, wo die Gegend ſchon wieder ſandig iſt, über Solingen ins Wupperthal. In Elberfeld lernte ich den ſchon früher erwähnten Ludwig Follen kennen, der dort eine Zeitung redigirte und mit dem ich bald näher befreundet wurde. Er war durch und durch eine poetiſche Natur, doch überſchätzte er ſich. Ich gab ihm den guten Rath, ſich bei Zeiten davon zu machen, weil die Verfolgung der Patrioten bald beginnen werde. Er war jedoch ſo unvorſichtig, zu bleiben, und wurde einige Monate ſpäter gefaßt und gefangen nach Berlin abgeführt. Auf dem Rückweg von Elberfeld beſuchte ich in Köln den damals dort angeſtellten Herrn von Mühlenfels, an dem jeder Zoll noch ein Student und Burſchenſchafter war, und gab ihm denſelben Rath, wie Follen, allein auch er benutzte die Friſt nicht, die ihm noch blieb, wurde daher gleichfalls ergriffen und nach Berlin abgeführt. Dort ſaß er in der Hausvogtei, hatte aber viele gute Freunde und ſo entkam er aus dem Gefängniß und eilte mit untergelegten Pferden nach Stralſund. Hier am Ufer ſuchte er ſich unter den Geſichtern der pommeriſchen Fiſcher das entſchloſſenſte aus, ſchüttete ihm den Hut voll harter Thaler und ſagte: „Fahre mich nach Stockholm hinüber.“ Der Fiſcher holte geſchwind den nöthigen Bedarf von Lebensmitteln für die weite Reiſe herbei, nahm den Flüchtling in ſeinen Kahn und ruderte keck in die Oſtſee hinein, welche glücklicherweiſe nicht ſtürmte. So kamen ſie wohlbehalten nach der ſchwediſchen Hauptſtadt.

Ich bemerke, daß Köln damals noch ſchwach bevölkert war, noch leere Straßen und viele Spuren ſeiner Verkümmerung unter der franzöſiſchen Herrſchaft zeigte. Die neuen Bonner Studenten waren dort nicht beliebt, weil die Kölner gehofft hatten, die Univerſität werde in ihre Mauern verlegt werden.

Am 15. Auguſt wurde das Feſt der Himmelfahrt Mariä in Bonn in der lieblichen Weiſe begangen, die noch am Rhein wie auch in Bayern herrſcht. Ein Kräuterfeſt auf der Schneekoppe, ein Blumenfeſt in Bayern, iſt es am Rhein zugleich ein Weinfeſt. Das köſt-

lichſte Erzeugniß der Pflanzenwelt iſt die Weintraube. In Bonn hielt damals die in feierlicher Proceſſion durch die Stadt getragene Madonna die erſte reife Traube in der Hand. In dieſem Jahre ſtand auch ein ziemlich anſehnlicher Komet mit ſenkrecht aufgerichtetem Schweif am weſtlichen Himmel.

Als am Ende des Auguſt unſere Ferien begannen, lud mich mein Freund Hammer ein, dieſelben auf ſeinem Landgut zu Ley an der Moſel mit ihm zuzubringen. Ich begleitete ihn dahin. Ley liegt ein paar Stunden oberhalb Coblenz. Landhaus und Garten meines Freundes wurden von den Wellen der Moſel beſpült. Auch beſaß er einen ſchönen Weinberg. Nach der dortigen Sitte aber durfte, ſobald die Trauben reiften, der Beſitzer ſelbſt nicht in ſeinen Weinberg gehen. Wir mußten uns alſo unſern Traubenbedarf nächtlicher Weile rauben. Die Karthauſe, an deren Befeſtigungswerken man damals noch ſtark arbeitete, erhebt ſich zwiſchen Coblenz und Ley, und dem letztern Ort näher liegt ein enges Mühlenthal. Da nun mein Freund Hammer mit Sophie, der Tochter des berühmten Görres von Coblenz, verlobt war, pflegten wir Abends in der Mühle des gedachten romantiſchen Thälchens mit Sophie und ihrem jüngern Bruder Guido zuſammenzutreffen. Auch kam Guido zu uns nach Ley und half uns Fiſche angeln und Trauben eſſen. Er war ein bildſchöner, feiner und gutherziger Knabe. Auch ſeine Schweſter Sophie war ein hübſches Mädchen. Ihren Vater, der damals politiſch ſehr beſchäftigt war, lernte ich erſt ſpäter perſönlich kennen.

Ich machte mit Hammer auch einmal einen ſehr angenehmen Ausflug über Berge und Thäler der Eifel nach dem alterthümlichen Städtchen Boppard am Rhein zu dem Fabrikanten Doll, der ſeine Fabrik in einem alten maleriſchen Kloſter auf dem Berge angelegt hatte. Die Familie war mit Hammer befreundet und nahm uns ſehr herzlich auf. Wir brachten hier einige recht vergnügte Tage zu. Doch machte der Mißbrauch der ehrwürdigen Kloſter- und Kirchenmauern zur Fabrikarbeit einen unheimlichen Eindruck auf mich, und ich hätte die nützlichen Maſchinen lieber anderswo aufgeſtellt geſehen.

Allein ich ſollte noch oft den Triumph der Induſtrie über die Kirche erleben.

Nachdem wir nach Bonn zurückgekehrt waren, um das Winterſemeſter zu beginnen, hatten ſich dort viele neue Studenten eingefunden und waren andere abgegangen. An die Stelle Haupts wurde nun ich am 7. November zum Vorſtande der Burſchenſchaft gewählt und nahm dieſes Amt an, um den beſſern Geiſt auf der Univerſität, beſonders unter den vielen jungen Rheinländern und Weſtphalen noch ſo lange zu nähren, als es möglich ſein würde: denn ich wußte voraus, es würde nicht lange mehr dauern. Der Karlsbader Congreß war zu Ende gegangen und ſeine Beſchlüſſe drohten der patriotiſchen Partei gänzliche Vernichtung. Bereits waren Arndt und Welcker in Unterſuchung gezogen, ihre Papiere mit Beſchlag belegt. Es koſtete uns einige Mühe, einen Studententumult zu verhindern, der die verehrten Lehrer nur noch mehr compromittirt haben würde. Görres, welcher gerade damals ſeine berühmte Schrift „Deutſchland und die Revolution" hatte drucken laſſen, konnte ſich dem Gefängniß, das ſeiner wartete, nur durch eine ſchnelle Flucht nach Frankreich entziehen. Da die Burſchenſchaft aber damals noch nicht aufgehoben wurde und gegen mich perſönlich keine Beſchwerde vorlag, die mich hätte in Gefahr bringen können, zog ich es vor, einſtweilen noch in Bonn zu bleiben, wo mich die Liebe und das Vertrauen der Burſchenſchaft feſſelte. Ich wurde zwar auch in Unterſuchung gezogen, aber mein damaliger Unterſuchungsrichter, der berühmte Profeſſor Mittermaier, fand mich rein von jedem Verdacht. Unter meinen Bonner Freunden glaubte nur Steingaß nicht ganz ſicher zu ſein und verſchwand. Erſt ſpäter erfuhren wir, er ſei nach der Schweiz gegangen.

Wenn auch in der bangen Erwartung, es werde nicht lange mehr dauern, genoſſen wir doch in dieſem Winter innerhalb der Burſchenſchaft noch die volle Freude eines jugendlichen Zuſammenlebens in jener edlen und reinen Geſinnung, welche die alte Burſchenſchaft überhaupt auszeichnete. Unter den vielen Jünglingen, die ſich

um mich drängten, gaben sich, ohne daß ich es wünschte, besonders zwei viele Mühe um mich, nämlich der kleine Jude Heinrich Heine, der einen langen dunkelgrünen Rock bis auf die Füße und eine goldene Brille trug, die ihn bei seiner fabelhaften Häßlichkeit und Aufdringlichkeit noch lächerlicher machte, weshalb man ihn unter dem Namen Brillenfuchs vielfach verspottete. Aber er war geistreich und wurde daher von uns Aelteren gegen die Spötter geschützt. Der andere war Jarke, ein protestantischer Ostpreuße, welcher einige Jahre später katholisch geworden ist und als Publizist seine Rolle in Wien gespielt hat. Eines der hübschesten Mädchen in Bonn, das Trinettchen Karth, das auch mir wohlgefiel, obgleich ich ihre Bekanntschaft nicht suchte, und in das sich Jarke verliebte, hat er nachher geheirathet. Dieser Jarke hing sehr an mir und zwar aus andern Gründen, als Heine, dem es bloß darum zu thun war, sich meines Schutzes zu erfreuen, da er so viel verhöhnt wurde. Damals ahnte noch niemand, daß in diesen beiden, die man oft meine Leibfüchse nannte, das destructive und conservative Extrem des Zeitalters auseinander treten würden.

Ein Hauptvergnügen unseres Winterlebens waren die Masken. Von Neujahr an liefen sie schon in den Straßen herum bis zur eigentlichen Fastnacht und neckten die Leute in den Häusern. Besonders die lustigen Bonner Mädchen unterließen nicht, uns Studenten sogar in unsern Zimmern zu überfallen, und sie liefen dabei keine Gefahr, weil aufs strengste darauf gesehen wurde, daß die Maskenfreiheit nicht verletzt werde. Wenn die Lustigkeit so volksthümlich ist und so alle Stände ergreift, wie am Rhein, so führt sie auch ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Decenz mit sich, denen sich dann auch jeder Fremde fügen muß. In diesem allgemeinen Volksjubel liegt daher etwas Unschuldiges, und die Länder sind zu beklagen, in denen eine sauertöpfische Altklugheit dem Volke verbietet, sich einmal recht wie die Kinder zu freuen.

Die Rheinländer ließen es sich indeß nicht nehmen, unter dem Schutz der Maskenfreiheit ihrer damaligen Antipathie gegen Preußen

Luft zu machen, wobei man berücksichtigen muß, daß es grade die erste Zeit der Reaction nach den Karlsbader Beschlüssen war und daß die von Görres verfaßte Adresse der Rheinländer, in welcher sie den König an sein Versprechen, eine Verfassung zu geben, erinnerten, sehr ungnädig zurückgewiesen worden war. In der Fastnachtslust kam es daher einmal vor, daß aus einem großen Menschengedränge eine hohe Stange mit einem von einem Lorbeerkranz umgebenen Stockfisch auftauchte und der bekannte Gesang „Heil dir im Siegerkranz!“ anhub. Es gab einen großen Spectakel. Als die Polizei endlich in den Menschenknäuel eindrang, verschwand der Stockfisch. Während aber die Polizei noch herumsuchte, begann an einer andern Straßenecke schon wieder der nämliche Gesang und ragte der bekränzte Stockfisch wieder hoch empor.

Die Neujahrsnacht, mit der das Jahr 1820 anhub, war zwar sehr kalt, aber wunderschön mondhell, weshalb ich mit einer Anzahl Freunden hinaus ging auf den Kreuzberg, um von hier aus das schöne Glockengeläut zu hören, mit dem nach altem Gebrauche hier in allen Städten und Dörfern zugleich das neue Jahr begrüßt wird. Deutlich unterschieden wir unter dem mannigfaltigen Geläute, das von allen Himmelsgegenden herübertönte, den tiefen fernen Ton der Kölner Domglocke. Obgleich erst lange nach Mitternacht heimgekehrt, schlief ich doch sanft und hatte einen angenehmen Traum, der mich am andern Morgen lebhaft und freudig aufregte. Ich sah nämlich im Traum von einem dunklen Berge aus das ganze Amphitheater der Alpen deutlich mit allen Gipfeln, wie ich sie nachher so oft in der Wirklichkeit gesehen habe, und über ihnen den Mond. Nichts natürlicher, als ein solcher Traum, wenn man eben auf einem Berge gestanden ist und eine Winterlandschaft im Mondschein gesehen hat. Dazu kam, daß ich am Abend vorher mit Schweizern zusammengekommen war und wir von der Schweiz gesprochen hatten, und daß meine Gedanken überhaupt schon seit einiger Zeit nach der Schweiz gingen, wo sich mein Freund Steingaß bereits befand und wo auch ich eine Zufluchtstätte zu finden hoffte, wenn ich einmal Bonn ver-

laſſen mußte. Trotz alledem war jener Traum wunderbar, weil das Alpenbild, was er mir darſtellte, doch von der Bonner Winterlandſchaft gänzlich verſchieden und auf das genaueſte dasſelbe war, in welchem ſich mir die Alpen nur wenige Monate ſpäter in der mondhellen Nacht darſtellten, in der ich ſie zum erſtenmal wirklich geſehen habe.

Ich erlebte gegen das Frühjahr hin noch ein großartiges Naturſchauſpiel in Bonn, nämlich den Eisgang und die große Ueberſchwemmung des Rheins. Die Gegend verwandelte ſich zwiſchen Bonn und Siegburg und vom Siebengebirge an bis in eine unabſehliche Ferne in einen einzigen See, aus dem die Dächer und Baumwipfel der Dörfer hervorragten. Im Fahrwaſſer des Rheines ſchoß das Eis pfeilſchnell vorüber und viele kleine Häuſer am Ufer wurden von demſelben eingeſtoßen.

Im März erfolgte endlich, was ſchon lange gedroht hatte, das Verbot der Burſchenſchaft und die Siſtirung des akademiſchen Senats, deſſen bisherige Autorität auf einen königlichen Immediatcommiſſär überging. Das war der durch eine Schrift über Spanien und durch Romane bekannt gewordene Herr v. Rehfues, ein geborener Württemberger in preußiſchen Dienſten. Als derſelbe mich am Abend des 27. März durch den Pedell einladen ließ, zu ihm zu kommen, um als Vorſtand der Burſchenſchaft ſeine Befehle entgegen zu nehmen, ließ ich ihm eine unhöfliche Antwort geben und wanderte ein paar Stunden ſpäter zum Thore hinaus, um nicht wiederzukommen, denn ich wußte ſchon, um was es ſich handelte. Herr v. Rehfues würde mich zuerſt, wie nachher alle andern Mitglieder der Burſchenſchaft, aufgefordert haben, durch Handgelübde dieſer Verbindung zu entſagen. Da ich das nicht thun wollte, ein ohnmächtiger Trotz aber nur lächerlich geweſen wäre, zog ich es vor, zu verſchwinden. Ich war dazu ſchon lange entſchloſſen, denn ich durfte nicht hoffen, wenn ich länger auf der Univerſität blieb und mich nachher um eine Anſtellung in Preußen bewarb, von der damals herrſchenden Partei ſonderlich begünſtigt zu werden. Ich will es nur geſtehen, ich hatte

einen Ekel vor solchen Beamten, wie sie mir namentlich früher in Breslau und auch in Berlin, viel weniger am Rhein, vorgekommen waren, von denen Befehle anzunehmen mir absolut unerträglich gewesen wäre. Auch hat mich mein guter Genius recht geführt. Denn was ich auch in Preußen damals erstrebt hätte, nicht nur der politische Servilismus und die in der Russenliebe und Russenfurcht entarteten Staatslenker, sondern auch der Schulterrorismus, den Professor Hegel unter dem Protectorat des Minister von Altenstein auszuüben begann, würde mir alles Wirken in Preußen gehemmt oder verleidet haben. Wäre ich dort geblieben, so hätte ich zehnmal für einmal doch wieder auswandern müssen. Deswegen war nichts vernünftiger, als daß ich gleich anfangs fort ging.

Als ich Bonn in der Nacht verließ, konnte ich meiner guten Wirthin die Miethe so wenig bezahlen, wie früher meinem Wirth in Jena; allein sie gab mir gern Kredit und ich konnte sie nach kurzer Zeit von der Schweiz aus befriedigen. Mit wenigen Thalern, ohne einen Paß und ohne irgend eine Empfehlung wanderte ich in die Dunkelheit hinaus, um nicht wiederzukommen. Aber ich war frohen Muthes. Ich erfreute mich immer einer fast phlegmatischen Sorglosigkeit, grade wenn ich am wenigsten wußte, wie ich aus einer drückenden Lage herauskommen würde. Ebenso unbesorgt war ich schon früher in Breslau gewesen. Ich wollte nach der Schweiz gehen, wo ich keinen Menschen kannte, außer Steingaß, von dem ich nur obenhin gehört hatte, er lebe in Aarau. Obgleich man damals ein scharfes Auge auf reisende Studenten hatte, so konnte ich doch hoffen, da es grade um die Osterfeiertage war und viele Studenten heim reisten, auf einer Straße durchzukommen, auf welcher zwei Universitäten lagen, Heidelberg und Tübingen. Wo ich gefragt wurde, sagte ich bis Heidelberg, ich komme von Bonn und wolle in Heidelberg studiren. Weiterhin sagte ich, daß ich von Heidelberg komme und in Tübingen studiren wolle. Um nicht nach dem Paß gefragt zu werden, übernachtete ich zuerst in Coblenz bei meinem dort erkrankten Freunde Hammer, dann in der zweiten Nacht in einem nassauischen

Dorfe. Es war eine Mondfinſterniß und der Himmel ſehr rein. Ich brach daher am andern Morgen frühe auf und ging bei herrlichem Wetter über den Taunus nach Wiesbaden. Ich wollte ſowohl Frankfurt als Mainz vermeiden und bei Höchſt über den Main gehen, allein dieſer Fluß hatte ſich in den letzten Tagen weit über ſeine Ufer ergoſſen. Ich konnte nirgends überſetzen und mußte alſo nach Mainz gehen, wo bereits die berüchtigte Centralunterſuchungscommiſſion Platz genommen hatte, um aus den armen Studenten Geſtändniſſe von Verſchwörungen auszupreſſen, die in der That nicht exiſtirten. An der äußerſten Barriere der Feſtung wurde ich von einem Piquet Oeſtreicher angehalten. Ein wohlbeleibter Feldwebel frug mich aus, wurde aber bald außerordentlich freundlich und zuthulich, da er in mir einen Landsmann erkannte. Auch die gemeinen Soldaten waren Oberſchleſier und gruppirten ſich um mich. Zufällig waren mir einige Perſonen bekannt, die auch ſie kannten. Ich verhehlte nun dem alten Feldwebel nicht, daß ich lieber um die Stadt Mainz, als durch dieſelbe gehen möchte, und er war ſo gütig, mir einen Soldaten mitzugeben, der mich um die Feſtungswerke herum zu einer Fähre bei Caſtel führte, wo ich überſetzte und durch das auch hier noch halb überſchwemmte Ackerland querfeldein Darmſtadt zulief. Es war ſchon Dämmerung, als ich dieſe Stadt durcheilte. Jenſeits derſelben aber holte ich einen Spaziergänger ein, der mich wiedererkannte und anrief. Es war Stahl, derſelbe liberale Advocat, mit dem ich im vorigen Jahre in Zwingenberg zuſammen getroffen war. Man hatte ihn verdächtigt und verhaftet, nach langer Inquiſition aber erſt heute wieder freigelaſſen und er war eben auf dem Wege nach Zwingenberg, um dort bei Freund Tiefenbach ſeine Befreiung zu feiern. Da auch ich dort übernachten wollte, freuten wir uns beide ſehr über unſer glückliches Zuſammentreffen, und noch mehr der alte Tiefenbach, als wir ſo unverhofft unter ſein gaſtliches Dach traten. Wir waren außerordentlich luſtig.

Ich eilte jedoch ſchon am andern Morgen weiter, die ſchöne Bergſtraße hinauf, deren Fruchtbaumalleen und rebenumkränzte

Berge und Burgen man immer mit Freuden wiederſieht. Bei guter Zeit in Heidelberg angelangt, wollte ich auch dort nicht verweilen. Zwei Studenten aus Mecklenburg aber, Sobeck und Stumpp, welche das Oſterfeſt in Stuttgart zubringen und das dortige Theater beſuchen wollten, luden mich ein, am nächſten Tage, welches der Oſterſonnabend (1. April) war, in einem Einſpänner mit ihnen dahin zu fahren. Ich nahm das gern an und wir kutſchirten bei heiterer Sonne fröhlich den Neckar hinauf bis Fürfeld, nicht ohne unterwegs die hübſchen ſchwäbiſchen Mädchen zu grüßen, die von Wieſe und Feld herüber uns anlachten. Von da kamen wir erſt am Oſtertage nach Stuttgart; aber das Wetter wurde ſchlecht, es regnete in Strömen. Ich ſah daher auch von der Stadt Stuttgart nur wenig, und da ich hier nicht verweilen wollte, gaben mir meine Mecklenburger Freunde noch mitten im Regen das Geleite auf der alten Steige, welche das ſchwäbiſche Unterland vom Oberlande trennt und von wo ich trotz des Regens die Stadt und das reizende Thal von Stuttgart genug überſehen konnte, um es in angenehmer Erinnerung zu behalten. Nachdem ich mich oben auf dem Berge von meinen Reiſegefährten getrennt hatte, ſchritt ich rüſtig bergab und bergauf über Waldenbuch Tübingen zu und hatte das Vergnügen, bald die Sonne durch das Gewölk brechen und über dasſelbe triumphiren zu ſehen, ſo daß ich die ſchöne Ausſicht auf das ganze Panorama der Alb genoß. In Tübingen fand ich der Ferien wegen nur wenige Studenten, die mich aber ſehr liebreich aufnahmen. Ein Heigelin, der ſpäter Regierungsrath wurde, und ein Siebenbürger Student faßten den Entſchluß, einen Einſpänner zu miethen und mich bis zum Rheinfall bei Schaffhauſen zu begleiten. So kamen wir dem maleriſchen Hohenzollern vorüber durch den Jahrmarktslärm, der grade in Balingen herrſchte, nach Tuttlingen. Vieles an dem ſchwäbiſchen Volke heimelte mich an, am meiſten die alemanniſche Mundart. Doch hätte ich mir damals nicht träumen laſſen, daß das Landvolk grade in dieſen Gegenden mir einmal noch viel genauer bekannt werden, und daß ich ſpäterhin zweimal für Balingen

und einmal für Tuttlingen zum Abgeordneten in die württembergiſche Kammer gewählt werden würde.

Es war am 5. April früh um zwei Uhr, als wir noch bei tiefer Dunkelheit in Tuttlingen aufbrachen, um zu Fuß über den hohen Berg (Witthoch) zu gehen, der das obere Donauthal vom obern Rheinthal trennt, während der Wagen uns langſam nachfuhr. Als ich nun oben auf dem Berge angekommen war, ſah ich meinen Bonner Traum vor mir, die ſilberglänzende Kette der Schweizer Alpen bis tief nach Tirol hinein und darüber den Mond am klaren Nachthimmel. Ich fühlte mich tief von dieſem Anblick ergriffen und konnte kaum den Tag erwarten, um vollends durch das Hegau in die Schweiz zu kommen. Der ferner ſchimmernde Bodenſee, die herrlichen Baſaltfelſen und Burgen des Hegau intereſſirten mich weniger, als die mit ihren Firnen mächtig gen Himmel aufſtrebende Schweiz, in der ich Land und Volk gründlich kennen lernen wollte. Nachdem ich am Rheinfall bei Schaffhauſen von meinen Tübinger Freunden Abſchied genommen hatte, eilte ich noch einmal durch badiſches Gebiet nach Zurzach, in deſſen Nähe die Aare in den Rhein mündet, welcher entlang ich nunmehr über Brugg noch bis Aarau zu gehen hatte. Als ich vom badiſchen auf das ſchweizeriſche Rheinufer übergeſetzt war, nahm mich ein Landjäger in Empfang und verlangte meinen Paß. Ich verlangte dagegen, indem ich mir grade meine Reiſepfeife ſtopfte, Feuer von ihm, welches er mir bereitwillig gab, und von dem Paſſe war nicht mehr die Rede. Ich erinnere mich noch, mit welchem Vergnügen ich an dieſem Nachmittag und Abend die ſchönen Profile des Juragebirges, an dem ich dicht vorüber ging, in ſeiner unüberſehlichen Perſpective betrachtete, denn der Jura ſtreift in ſchnurgrader Richtung von der Mündung der Aare in den Rhein bis an die Rhone in der Nähe von Lyon. Das Thal der Aare trennt den Jura von den Alpen. Der erſtere gleicht einer großen Mauer, welche gleichſam den äußerſten Feſtungswall der Schweiz bildet. Das Thal iſt reizend, indem es ſich bald verengert und von maleriſchen Felſen und Burgen umdrängt wird, bald wieder erweitert und frucht-

bare Landſchaften und freundliche Städtchen trägt. Ich hatte einen weiten Weg gemacht, lief aber bis in die Nacht fort. Als ich nun endlich nach Aarau kam, war es ſchon zwiſchen neun und zehn Uhr. Ich erkundigte mich in der Vorſtadt bei jungen Leuten, die mir begegneten, nach Doctor Steingaß aus Bonn. Da zeigten ſie mir einige helle Fenſter an einem gegenüber ſtehenden Hauſe, dort wohne er und ſei ihr Lehrer, denn er ſei als Profeſſor an der Cantonsſchule angeſtellt worden. Ich ſprang die Treppe hinauf und wurde von meinem Bonner Freunde und einigen ſeiner Collegen, die grade bei ihm waren, auf das herzlichſte empfangen.

VI. In der Schweiz.

Ich kam wie gerufen nach der Schweiz, obgleich ich nicht gerufen worden war. In die ſtudirende Jugend der Schweiz war nämlich etwas von dem Geiſte übergegangen, den man damals auf den Univerſitäten der deutſchen Bundesſtaaten unterdrückte. Vor allem wollte man turnen, und da Clias in Bern, den ich noch in demſelben Jahre beſuchte, mit ſeiner gymnaſtiſchen Methode und ſeinem franzöſiſch geſchriebenen Lehrbuch die deutſchen Schweizer nicht anſprach, war ich als ausgelernter Turner aus Jahns Schule hoch willkommen. Auch erkannten die Behörden der kleinen ſouverainen Republiken der Schweiz in den Flüchtlingen, die von den deutſchen Univerſitäten zu ihnen kamen, tüchtige Lehrkräfte, die ſie für ihre Schulen benutzten. Ich wurde in dieſer Beziehung nicht nur von Steingaß, ſondern auch von einflußreichen Aarauern ſogleich in Anſpruch genommen. Auf nächſten Mai war nach Schweizer Sitte eine Concursprüfung nach

Aarau ausgeschrieben. Wenn ich diese bestand, sollte ich nicht nur die betreffende Lehrerstelle erhalten, sondern auch einen Turnplatz in Aarau gründen und die Turnübungen leiten. Weil ich aber bis dahin noch sechs Wochen Zeit übrig hatte und man auch in Zürich sehr nach einem deutschen Turnmeister verlangte, so blieb ich nur wenige Tage in Aarau und brach schon am 12. April wieder auf, um eine der fröhlichsten Fußtouren beim schönsten Wetter auf dem nächsten Wege über die Berge und durch Mellingen nach Zürich zu machen. Der Himmel und das Land waren so schön, meine Aussichten so günstig, das Herz lachte mir.

Wenn man damals durch die Schweiz reiste, empfing man andere und, ich darf es wohl sagen, um vieles reizendere Eindrücke, als man sie heute empfängt. Die Berge und Landschaften sind zwar gleich schön geblieben. Damals aber herrschten noch überall die bunten und malerischen alten Volkstrachten, welche jetzt beinahe bis auf die letzte Spur verschwunden sind, um einer viel einförmigeren und geschmacklosern Allerweltskleidung Platz zu machen. Wenn das Volk immerhin als Staffage der Landschaft gelten muß, so war jene ältere ungleich schöner. Ein Volk, so gekleidet, wie es jene frühern Schweizer und Schweizerinnen waren, verschönert die Gegend wie ein Blumenflor des Frühlings. Jetzt sind diese festlichen Farben verschwunden und alles sieht winterlich, kahl und gewöhnlich aus.

Mit der alten Romantik der schönen, noch aus dem Mittelalter stammenden Trachten des Landvolks contrastirten noch auf eine merkwürdige Weise Perücke, Puder und Zopf des vorigen Jahrhunderts in den Städten. Aarau war damals schon eine der vorgerücktesten Städte in der Schweiz, im Gegensatz gegen Bern und Zürich, die alten Bollwerke der Aristokratie, ein Zufluchtsort und Hauptherd alter und neuer Demokratie. Man sah hier noch alte Größen der Helveter Partei vom Jahr 1798, wie Zschokke, Rengger ꝛc., und zugleich auch schon die eben aufwachsenden Größen des spätern Radicalismus, z. B. den nachherigen Seminardirector Keller, den ich unter meinen Schülern zählte. Genug, Aarau war schon

eine ganz moderne Stadt. Man ſah dort nur noch wenig Zöpfe und es gab nur noch einen Regierungsrath nach der alten Mode, welcher ſtark gepudert auch von allen, die ſeine Gunſt nachſuchten, gepudertes Haar verlangte, indem er zu ſagen pflegte: „I luge numen, ob a Ma puderet iſcht.“ Dagegen fand ich in Mellingen, wie auch in Bremgarten damals noch faſt alle Stadtbürger in Puder und Zöpfen, und als ich Abends nach Zürich kam und ohne vorher meine offiziellen Beſuche zu machen, wozu es ſchon zu ſpät war, in einen Concertſaal ging, in welchem ſich der berühmte Romberg auf dem Violoncell hören ließ, ſah ich nicht ohne Erſtaunen den hell erleuchteten Raum erfüllt mit weißem Puder und Zöpfen, welche die alten Herrn hier faſt noch durchgängig trugen. Als Zeichen eines dritten Zeitalters drängte ſich nun auch noch der deutſche Rock und die deutſche Studentenmode ein, was eine nicht unintereſſante Miſchung gab. Jetzt ſind die romantiſchen Volkstrachten, iſt der claſſiſche Zopf und iſt auch der deutſche Rock mit dem offenen Hemdkragen verſchwunden.

Ich fand in Zürich viele freundliche Gönner, unter denen mir noch Chorherr Schultheß, der berühmte Philologe Hans Caspar von Orelli und der eben ſo berühmte Ornithologe Schinz am meiſten erinnerlich ſind. In des letztern Familie war ich bald wie zu Hauſe. Er hatte eine zierliche kleine Tochter, die dem Vater an Munterkeit glich. Damals lebte auch noch der durch ſeine Beſchreibung der Schweiz bekannte Ebel, dem ich vorgeſtellt wurde. Auch lernte ich den „langen Hirzel“ kennen, der ſpäter als Landammann der Schweiz eine traurige Rolle ſpielte, indem er es hauptſächlich war, der die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich beförderte und deshalb durch eine Revolution der chriſtlich geſinnten Bauern geſtürzt wurde. Er beſaß eine ungewöhnliche Körperlänge bei großer Magerkeit und hatte die feine dünne Stimme eines noch unreifen Mädchens. Dabei war er ein äußerſt gutmüthiger Menſch mit ſchwärmeriſchen Ideen, wie ich dergleichen damals und auch noch ſpäter viele kennen gelernt habe, durchaus wohlwollende und uneigennützige Enthuſiaſten, die nur das Unglück hatten, in ihrem beſchränkten Geiſte ſich einzubilden, ſie ver-

möchten etwas gutes und großes Neues zu bauen, wo sie nur einreißen und zerstören halfen.

Unter den jüngern Männern hingen mir ganz besonders zwei Enkel des berühmten Salomon Geßner an. Der eine von ihnen, Eduard, war Buchhändler. Ich übernahm den Turnplatz und organisirte die Uebungen rasch nach Jahns System, wobei mich der Student Jakob Mayer später Professor in Chur am tüchtigsten unterstützte und mir der gute Wille der Jugend überhaupt aufs erfreulichste entgegenkam.

Aber welche Contraste drängten sich in jener Zeit zusammen. Da saß unfern von Zürich zu Mariahalden am See ein Graf Benzel-Sternau, weiland Minister des Fürsten Primas, Großherzog von Frankfurt, in der schmählichen Rheinbundzeit. Von Unpopularität gedrückt und besonders im rheinischen Merkur übel mitgenommen, hatte er Deutschland verlassen und sich einen reizenden Ruhesitz in der Schweiz ausgesucht. Es wäre mir nicht eingefallen, mit diesem Herrn bekannt werden zu wollen, aber sein Sohn, ein munterer Knabe, und dessen Hofmeister Röder, ein mir schon bekannter Turner und Burschenschafter, luden mich im Namen der Gräfin so freundlich ein, nach Mariahalden zu kommen, daß ich mir diese Leute doch ansehen wollte. Man konnte nicht liebenswürdiger empfangen werden, als mich die Gräfin empfing, welche für Kunst und Wissenschaft schwärmte und viel gesehen und gelesen hatte. Die Schönheit ihres Landsitzes konnte nicht verhindern, daß sie sich hier einsam fühlte. Sie empfing daher gern Besuche. Ihr Gemahl war mir als Verfasser des „goldenen Kalbes" schon bekannt, ein ältlicher, etwas ausgetrockneter aber feiner Mann, der sich bald für mich interessirte, weil er so viele Belesenheit, als ich sie damals schon besaß, bei einem Turner nicht vorausgesetzt hatte. Im Uebrigen legte er Werth darauf, sich bei den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz beliebt zu machen, um die verlorene Popularität wieder zu gewinnen, denn er schriftstellerte noch fort. Außer dem Sohn hatten sie noch ein zweijähriges Töchterchen, die kleine Leopoldine, mit so schönen Gold-

locken, wie sie je ein Kind gehabt hat. Sie gefiel mir ausnehmend und schloß sich auch auf das Zärtlichste an mich an. Um dieses lieblichen Kindes willen wäre ich gern wieder nach Mariahalden gekommen, aber schon wenige Tage nach meiner Rückkehr erhielt ich die Trauerkunde, es sei ertrunken.

Am 2. Mai bestand ich in Aarau die Concursprüfung und wurde als erster Lehrer der mit der Kantonsschule verbundenen Stadtschule, in der ich 13 bis 15jährige Knaben Griechisch und Lateinisch zu lehren hatte, und zugleich als Turnlehrer angestellt. Ich bekam dafür jährlich tausend alte Schweizerfranken. Statutenmäßig sollte auch noch ein Lehrer für die deutsche Sprache angestellt werden, den man sich aber ersparte, indem man mir dessen Functionen auch noch auflud, wofür mich der damalige Präsident der Schulpflege, der sog. alte Tanner, besonders zu entschädigen versprach. Dieses Versprechen gab er mir nur mündlich. Ich nahm es aber für ehrlich an und voll Jugendkraft, wie ich war, gab ich wöchentlich 36 Stunden. Ich griff den Unterricht mit Ernst und Feuer an, setzte durch, daß einige zum Studiren ganz unfähige Knaben zurückgezogen wurden, um sich einem andern Beruf zu widmen, und hatte die Freude, mit den Uebrigen desto besser fortzukommen. Die Jugend liebte mich, die Behörden dankten mir für meinen guten Eifer. Auch am Turnen hatten die Alten und Jungen Freude. Mein Turnplatz war einer der schönsten, die man sehen konnte, die sog. Telle, ein von hohen Bäumen rings umschlossener zirkelrunder Platz unterhalb der Stadt am rechten Ufer der Aare. An meinem Geburtstage schmückten mir die Knaben die Schulstube mit Blumen aus.*)

Soviel es mir meine Zeit erlaubte, machte ich mit meinen neuen Aarauer Freunden, unter denen sich auch der beim Forstwesen an-

*) Ein Schüler brachte zum Geburtstag ein Päckchen mit sechs Paar Socken; seine Mutter, berichtete er, habe sie Herrn Menzel gestrickt und gesagt: „Es luegid im Niemed!" — Ein andrer hübscher Zug aus jener Zeit ist folgender. Einmal fand mein Vater an der Thür des Schulzimmers die Worte angeschrieben: „Herr Menzel ist bös", und darunter von andrer Hand: „aber nur, wenn man ihn bös macht."
Anm. des Herausg. nach mündlicher Mittheilung.

geſtellte ſanfte und liebenswürdige Gehret befand, kleine Ausflüge in die ſchöne Umgegend. Da ich den Tag über zuviel zu thun hatte, ſtieg ich einmal Abends im Juni mit Gehret auf die Gyſulaflue hinauf, die ſchöne Felſenzacke des Jura, welche Aarau überragt und von wo aus man nach Süden das ganze Panorama der Alpen, nach Norden das Rheinthal bis tief nach Schwaben hinein überſieht. Wir blieben, um die Sonne unter- und wieder aufgehen zu ſehen, die ganze Nacht oben. Nach einem herrlichen Sonnenuntergang lagerten wir uns unter einem überhängenden Felſen. Ueber Nacht aber fing es ſanft zu regnen an, und wir verzichteten bereits auf den Sonnenaufgang, aber im Oſten blieb zwiſchen dem Horizont und den Regenwolken noch ein lichter Streifen übrig, und als die Sonne heraufkam, blitzte ſie plötzlich in die dämmernde und trübe Landſchaft hinein und erfüllte ſie mit einmal ringsum mit einem tiefen Purpurſchein. Während wir entzückt nach ihr hinblickten, wölbte ſich hinter uns ein majeſtätiſcher Regenbogen, aber kaum hatten wir dieſen bewundert, ſo wurde die Sonne ſchon wieder von Wolken bedeckt, die ganze Farbenpracht war verſchwunden, und alles wieder grau und trübe. Dieſe Gyſulaflue blieb mein Lieblingsberg, auf den ich ſeitdem im Sommer faſt jede Woche einmal hinauf ſtieg. Ich beſitze noch ein halbes Dutzend ſchöner Apolloſchmetterlinge, die dort nur am höchſten Gipfel vorkommen und die ich mir zum Andenken einfing.

In der Honoratiorenwelt von Aarau herrſchte die ſchon ältere und nachahmungswürdige Sitte, daß junge Leute beiderlei Geſchlechts ohne Zulaſſung von Verheiratheten, ſich zu anſtändigen Sommer- und Wintervergnügungen, Landpartieen, Spielen und Bällen vereinigen durften. Ich wurde dazu eingeladen und nahm immer mit großem Vergnügen daran Theil. Man ſollte der geſitteten und gebildeten Jugend dieſe Freude nicht aus übertriebener Furcht, es könnte etwas Unſchickliches dabei vorkommen, verkümmern. Die Jugend ſelbſt übte in dieſer Beziehung eine ſtrenge Controle. Wehe dem, der ſich die geringſte Unanſtändigkeit erlaubt hätte! Jünglinge und Mädchen lernten ſich dabei auf eine zwangloſe Weiſe kennen,

und aus unſerer harmloſen Geſellſchaft iſt manches glückliche Ehepaar hervorgegangen. Ich dachte dabei oft an die Minneſänger aus der Schweiz und Oberſchwaben, die ſchon vor ſechs Jahrhunderten die Maienluſt der Jugend und den ungezwungenen Verkehr beider Geſchlechter in denſelben Gegenden anmuthig beſungen haben. Auch freute mich die alterthümliche Sitte, nach welcher in der Schweiz auch das vornehmſte und reichſte Mädchen nur Jungfer und nicht Mamſell oder Fräulein angeredet wurde.*)

Im Juli bekam ich Ferien und betheiligte mich bei einem Studentenfeſt in Zofingen, wo der erſte Verſuch gemacht wurde, die Studenten der verſchiedenen Schweizer Univerſitäten nach Art der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft zu vereinigen. Von hier unternahm ich mit Jakob Mayer von Zürich und zwei andern jungen Zürichern meine erſte Alpenreiſe über Bern. In dieſer prächtigen Bergſtadt erfreute mich am meiſten der kräftige und ſchöne Volksſtamm. Nirgends iſt die alte Schweizerrace ſo treu bewahrt wie hier. Wie in der Stadt, ſo auf den Dörfern des großen Cantons ſah man vorzugsweiſe große und herrlich gewachſene Männer und Frauen. Etwas Aehnliches findet man außer in Graubündten bei einer größeren Bevölkerung nur im ſchwäbiſchen Allgäu. Ich ſuchte hier Elias auf und turnte mit ihm um die Wette. Nachher aber wanderte ich mit meinen treuen Zürichern bei großer Hitze noch rüſtig nach Thun, von wo wir am Abend auf einem Kahne über den ſchönen See fuhren, das finſtere Stockhorn und die Pyramide des Niſen, noch mehr aber das reizende Spiel des an der glänzenden Schneewand der Blümlisalp vorüber fliehenden Gewölks bewundernd. Als es auf dem See ſchon ganz dunkel war, ragten noch über das nahe Waldgebirge die ſchneeigen Gipfel der Jungfrau und der beiden Eiger hoch zum klaren Himmel empor und gaben uns das ſchöne Schauſpiel des Alpenglühens, des bei Sonnenuntergang allmählichen Abfärbens aus ſilberweiß in goldgelb, orange, roſenroth und tiefe Purpurgluth, die dann

* Dieſe Sitte beſteht heute noch. Anm. des Herausg.

plötzlich, sowie der letzte Sonnenstrahl verschwunden war, in ein sanftes Milchblau überging.

Wir übernachteten in Unterseen und gingen am andern Morgen durch das reizende Thal, welches den Thuner- vom Brienzer See trennt, nach Interlaken. Hier scherzten wir mit ein paar allerliebsten Mädchen in der Landestracht, die aber Engländerinnen waren, welche sich nur aus Muthwillen verkleidet hatten. Dann gingen wir weiter in das berühmte Thal von Lauterbrunnen, vor uns die glänzende Schneespitze der himmelhohen Jungfrau. Gegenüber dem Dorfe Lauterbrunnen fällt der Staubbach so hoch herunter, daß er sich unterwegs in eine von einem Regenbogen durchzogene Staubwolke auflöst. Im Wirthshaus machte ich vor einem Schmetterlingkasten die Bekanntschaft eines schlichten Reisenden, der die bunte Alpenfauna mit mir betrachtete. Es war Ludwig Uhland, dessen Gedichte ich schon kannte und der mich durch seine große Bescheidenheit doppelt angenehm ansprach. Wir sollten uns später näher kennen lernen. Damals gingen unsere Wege auseinander, denn er kam von der Wengern Alp, auf die wir denselben Abend noch hinaufstiegen. Es war ein warmer, heller, windstiller Abend. Hoch über uns stand unverrückt die weiße Jungfrau. Wenn sie uns aber einen Augenblick bei einer Umbiegung des steilen Fußpfades entrückt wurde, glaubten wir, sobald wir sie wiedersahen, sie sei noch höher geworden. Es liegt ein eigener Reiz in der Verfolgung der verticalen Perspective, wenn man mehr nur an die horizontale gewöhnt war.

Wir übernachteten, denn damals gab es auf der Wengern Alp noch keine Hotels, in einer rauchigen Sennhütte, blieben aber noch lange im Freien, um die grade vor uns emporragende Jungfrau im Mondschein zu betrachten und dem Donner ihrer Lawinen zuzuhören, welche in dieser Jahreszeit häufig niederfallen. Wir hörten nicht nur die Lawinen der uns zugekehrten Bergseite, sondern auch das dumpfe Rollen der andern, welche auf der entgegengesetzten Seite nach dem Wallis hinüberfielen. Meine Züricher Freunde stimmten nun frohen Herzens Studentenlieder an und unsere gastfreundlichen Sennen

bemerkten, daß auch sie zu singen verstünden. Wir baten sie, zu singen, und ich wurde tief ergriffen und beschämt, als diese heroischen Jünglinge sanfte Romanzen anstimmten, uralte Volkslieder von rührendem Inhalt und von so edler Einfachheit der Sprache, daß sie ganz das Gegentheil von der maulvollen und windigen Prahlerei unserer Studenten- Turner- und Freiheitslieder waren. Ich hatte an der hochtrabenden Poesie, die in den Freiheitsliedern Follens sogar in krampfhafte Zuckungen gerieth, als an etwas Unnatürlichem, niemals Freude gehabt.

Schon am Abend hatten sich von den benachbarten Sennhütten mehrere junge Hirten eingefunden, welche die Neugier um uns versammelte. Nachdem wir bis tief in die Nacht mit ihnen verkehrt hatten, schliefen wir ein wenig, standen aber schon frühe wieder auf, um den Sonnenaufgang zu sehen. Von allen Seiten kamen die schönen Kühe herbei, um sich vor der Hütte melken zu lassen. Nachdem dieses Geschäft vorüber war, kamen nach und nach zwanzig bis dreißig Sennhirten an, unter denen der älteste nicht viel über 30 Jahre zählen konnte, die jüngsten aber noch Knaben waren. Sie setzten sich auf dem noch thauigen Grase und fingen zu schwingen an, nicht etwa, weil wir zugegen waren und für ein Trinkgeld, sondern einzig zu ihrem eigenen Vergnügen, denn zu gewissen Zeiten im Jahre kamen die Hirten benachbarter Alpengebiete zusammen und hielten Wettkämpfe zur Erprobung, welches Volk der Thäler stärker sei, die von Lauterbrunnen, von Grindelwald, oder vom Haslithal, oder die von Obwalden. Es war der landesübliche Ringkampf, Schwingen genannt, weil jeder Schwinger den andern mit der rechten Hand an der linken Hüfte bei den kurz aufgeschlagenen Hosen faßt und beide gegen einander schwingen und sich wiegen, bis einer den andern in die Höhe zu lupfen vermag. Die jüngsten und kleinsten fingen an und der Sieger mußte auf dem Platze bleiben und immer wieder mit einem neuen Gegner kämpfen, bis er selbst besiegt wurde. So kam endlich die Reihe an die größten und stärksten. Der vorletzte war ein breitschulteriger Riese mit strotzenden Muskeln wie ein Her-

kules. Wie er aber mit dem letzten, einem ſchlanken Jüngling, der ihm auch an Größe nicht gleichkam, kämpfen ſollte, bat er denſelben im Voraus gutmüthig, er möge ihn nicht zu hart niederwerfen. Daraus erkannten wir, daß der Schlanke ſtärker als alle andern ſein müſſe, wie denn auch ſeine Glieder feſt wie Eiſen waren. Nach wenigen Minuten hob er den Rieſen auf, hielt ihn eine Weile auf beiden Händen hoch über ſich in der Luft und legte ihn dann ganz ſanft nieder, womit unter allgemeinem Lachen der heitere Wettkampf ſchloß. Wir hörten noch ſchöne Kuhreigen, die weit hinaus in die Berge ſchallten, und nahmen dann von den Hirten Abſchied. Aber eine Anzahl Kühe und Kälber folgten uns nach, indem ſie ſanft unſere Hände leckten, des ſalzigen Geſchmacks wegen. Die Ausſicht beim Hinabſteigen nach Grindelwald iſt eine der ſchönſten in der Schweiz, beſonders durch den Contraſt des düſtern und furchtbaren Schreckhorns mit den glänzenden Schneeſpitzen der Wetterhörner. Die Gletſcher reichen hier bis tief zum grünen Thal hinab, und der größte gießt einen Bach aus unter einem natürlichen Thore von tiefblauem Eiſe. Von Grindelwald aus führt der Weg über die Scheideck zum Waſſerfall des Reichenbach. Wenn man oben ſteht, ſieht man in ſeinem Schaum den ſchönen Regenbogen in beinahe vollem Zirkel unter ſich. Von hier ſteigt man ins Haslithal hinab nach Meyringen. Es war Sonntag und wir hatten das Vergnügen, das ſchön gewachſene Landvolk dort in ſeinem beſten Putze zu ſehen. Wir nahmen einen Kahn und fuhren auf dem nahen Brienzer See zum Gießbach, deſſen Waſſerfall eben ſo ſchön und berühmt iſt wie der des Reichenbach. Das Wetter war uns immerfort günſtig. Wir erſtiegen in Begleitung eines zwölfjährigen Mädchens voll Naivetät und doch frühzeitiger Klugheit, wie man ſie in den Gebirgen nicht ſelten findet, den ſteilen Brünig. Auf der Höhe desſelben, wo der Weg nach Unterwalden führt, ſteht eine Capelle, rings umgeben von Wieſenblumen, um welche unzählige Schmetterlinge gaukelten, darunter auch wieder der ſchöne ſanft ſchwebende Apollo. Dann kamen wir hinab zum Lungernſee, deſſen hellgrünes Waſſer damals noch nicht abgelaſſen war. Weiter

unten im Thale kamen wir dem See von Sarnen vorüber und nach Sachseln, einem berühmten Wallfahrtsort, wo wir mit Pilgern aus Tirol zusammentrafen. Man verehrt hier den seligen Bruder Niclas von der Flue. Sein Grab, wenn man es so nennen darf, ist der Altar der Kirche selbst, sein Gerippe das Altarbild. Wenn dieses Bild enthüllt wird, erblickt man nicht ohne Schrecken das lange, beinahe riesenhafte Gerippe aufrecht stehend, ohne Hülle und nur mit Juwelen geschmückt. Wir gingen dann weiter das Thal hinab und sahen in Stans, dem Hauptort des Cantons, drei schlanke Landmädchen in Strohhüten mit Rechen auf der Schulter. Sie gingen ins Heu, es waren aber Fräuleins von der Flue aus der uralten Familie des seligen Bruders. Hier sieht man auch eine Gedenktafel, auf welcher die vier- bis fünfhundert Einwohner verzeichnet sind, die 1798 hier gegen die Uebermacht der Franzosen kämpften und fielen. Darunter waren auch viele Frauen und Mädchen, welche tapfer mitgefochten hatten. Man erzählte uns manchen interessanten Zug aus jener Zeit. In einem abgelegenen Hause im Thale war nur eine Magd zurückgeblieben und eben beschäftigt, das Essen für die abwesende Familie zu bereiten, als statt derselben zwei französische Soldaten eintraten. Sie gab denselben gutmüthig zu essen, wehrte ihnen aber ab, als sie unartig wurden. Endlich wurde sie böse, und da sie groß und stark war, griff sie beiden Franzosen ins Haar und schlug ihre Köpfe so hart aneinander, daß beide augenblicklich todt waren. Diesem Mädchen geschah nichts. Der französische General pries ihre Tugend und bewunderte ihre Stärke.

Nachdem wir ganz Unterwalden durchschritten hatten, fuhren wir von Stansstad aus quer über den Vierwaldstätterse nach Küßnacht, wo wir übernachteten. Wir wollten auf den Rigi, allein es fing zu regnen an, das ganze Gebirge war in Wolken getaucht. Wir besuchten also nur Tells Capelle in der sog. hohlen Gasse, die wir nicht eben hohl fanden, und gingen dann über den Zuger See nach Zug. Das Wetter hellte sich wieder auf, und vom Albis hatten wir fast dieselbe schöne Aussicht wie vom Rigi. Abends waren wir in

Zürich, wo wir noch einige frohe Tage zubrachten. Dann kehrte ich über Baden, das Bad Schinznach, und die alte Habsburg nach Aarau zurück.

Ich hatte nun die echten Schweizer in ihren Alpen kennen gelernt und fand daher um so größeres Mißfallen an der literariſchen Affectation ſchweizeriſcher Natürlichkeit, wie in Claurens berüchtigter Mimili, wovon ſich aber auch der ſonſt treffliche Hebel nicht ganz freigehalten hat. Unter den Schweizer Dichtern ſelber war die Verkehrtheit in die Mode gekommen, und man hatte einen Erwerbszweig daraus gemacht. Die Spielerei mit mundartlichen Naivetäten, wie ſie Hebel im Schwarzwald mit ſeinen alemanniſchen Gedichten in die Mode gebracht hatte, graſſirte, während ich in der Schweiz lebte, auch hier. Es machte den unangenehmſten Eindruck auf mich, wenn ich die modernſte Empfindelei der claſſiſchen Kunſtpoeſie in die naive Sprache der echten Volkslieder übertragen ſah, wodurch eben ihre Naivetät verloren ging. Ich mußte mich aus dieſem Grunde ſchon in meinen früheſten kritiſchen Schriften gegen Hebel ausſprechen, der nur ſelten den echten Volkston getroffen und deſto öfter nur Reflexionen und Sentiments, deren kein Schwarzwälder Bauer jemals fähig iſt und die nur dem claſſiſch gebildeten Culturphiliſter natürlich ſind, in die Bauernſprache übertragen hat. Bei alledem hatte Hebel ein feineres poetiſches Gefühl, als die Schweizer, die aus ſeiner Nachahmung bald eine Induſtrie machten. Mit unausſprechlichem Ekel mußte ich in jenen zwanziger Jahren faſt bei jedem Feſteſſen oder ſonſt in geſelligen Kreiſen, wenn ſich Geſang erhob, das ſcheußliche ſog. Volkslied mit anhören, welches kurz vorher ein reformirter Pfarrer gedichtet hatte und worin es hieß:

Chor. „Was bruucht me=n=i der Schwyz?
Was bruucht me ſuſcht im Schwyzerland?
He! heyßaßa o Vatterland!
Was bruucht me=n=i der Schwyz?“
E guete=n=alte Chääs
Im Schwyzerpuur i's Gfrääs;

Daß 's Lyb und Seel hübſch zämme bindt,
Am jüngſchte Tag im Buuch noch ſindt:
Das bruucht me=n=i der Schwoyz.

Ein Pfarrer freute ſich alſo, daß ſeine Landsleute am jüngſten Tage nicht das Herz voll Tugend, ſondern den Bauch voll Käſe haben würden. Und dieſe gräßlichen, damals ſehr populären Gemeinheiten mußte ich oft von hundert Schweizerkehlen brüllen hören. Andere Schweizer, die in Hebels Manier dichteten, fielen nicht in dieſe Roheit, deſto mehr aber in eine lyriſche Empfindſamkeit, die nur bei Stubengelehrten und niemals beim Landvolke vorkommt. So namentlich Minnich. Wie Hebel einen Schwarzwälder Bauer den Morgenſtern fragen läßt, ob er ſeine Augen ſo klar und blau im Morgenthau gewaſchen habe? ſo läßt Minnich einen Hirtenbuben in den Alpen ſingen: Ich ſtehe hier am Felſenhang und ſehe, wie ſo ſtill und bang das Wölkchen zieht ꝛc.

Die Aufnahme des Mundartlichen in die Literatur der ausgebildeten Schriftſprache ſchloß keineswegs eine würdige Anerkennung oder auch nur richtige Erkenntniß des eigentlich Volksthümlichen in ſich, ſondern war nur ein Mißbrauch und eine Mißhandlung des Volksthümlichen, ein neuer Triumph der claſſiſchen Bildung über die nationale Natur, eine neue Ohrfeige, welche die Gebildeten dem Volke gaben.

Im Juni 1820 kam Görres nach Aarau, nachdem er ſich vorher in Straßburg aufgehalten hatte. Seine Familie konnte ihm erſt im Herbſt nachkommen. Er wohnte vor dem Stadtthore in einem hübſchen Hauſe mit Garten, und ich war oft bei ihm und ſeinen Kindern. Sophie und Guido waren mir von Ley her wohl bekannt, die jüngſte Tochter Marie, noch ein halbes Kind, lernte ich jetzt kennen und neckte mich gern mit dieſem muntern Mädchen. Der alte Görres war damals noch ein ſtattlicher Mann, ſeine Züge waren voll Geiſt und Energie. Seine röthlichen Haare hatten etwas Wildes, aber Geniales. Ich ſchätzte ihn ſehr hoch wegen ſeines bewährten Patriotismus. Nur ſeine Ausdrucksweiſe fand ich hin und wieder

etwas zu derb. Confessionelle Anfechtungen erlebte ich nicht von ihm. Der Kirchenstreit war damals noch nicht ausgebrochen.

Eines schönen Tages kam auch mein alter Jenenser Freund Karl Follen in Aarau an. Er war, nachdem er von Jena hatte flüchten müssen, Professor in Chur geworden, hatte aber vor seinen Schülern Verachtung des Christenthums blicken lassen, wurde deshalb von der Cantonsbehörde abgesetzt und war im Begriff, nach Nordamerika auszuwandern. Seine Ansichten waren noch dieselben wie früher, womöglich noch schroffer. Ich rieth ihm, sich etwas mehr zu moderiren, sonst würde er nirgends mit den Menschen auskommen. Ich begleitete ihn bis auf die Schafmatt, einen Jurapaß, der nach Basel hinüberführt. Es war ein trüber Septembermorgen, und ich trennte mich von dem kräftigen Menschen mit Wehmuth und schlimmen Ahnungen. Es ging ihm schlecht in Amerika. Er mußte sich, um fortzukommen, an eine Sekte anschließen, ging eine unpassende Heirath ein und ist auf einer Flußreise mit einem Dampfschiff, auf welchem Feuer ausbrach, verbrannt.

Im Herbst kam Hammer von Coblenz, um seine Braut Sophie Görres zu besuchen. Mit ihm und Guido ging ich noch spät im Herbst auf den Rigi. Es war der letzte September, aber helles Wetter, und die Alpen zeigten sich in der klarsten Beleuchtung. Wir stiegen von Arth aus auf der steilsten Seite den Berg hinauf und ruhten unter einer Felsennase aus. Hier ging der Traum in Erfüllung, den ich einst in Bonn geträumt hatte. Ich besaß eine hübsche Porzellanpfeife, aus der mein Freund Hammer immer gern geraucht hatte, wenn er in Bonn bei mir auf dem Zimmer war. Als er dieselbe Pfeife nun wieder in Aarau bei mir sah, wünschte er sie auf die Bergreise mitnehmen zu dürfen. Wie er sie aber unter jener Felsennase auf dem Rigi anzünden wollte, war sie weg, denn er hatte sie unterwegs verloren. Ein Jahr vorher aber hatte mir geträumt, er säße mit mir an derselben Felsennase, rauche aus meiner Pfeife und lasse sie aus Versehen in den Abgrund hinunterfallen.

Wir übernachteten auf dem Rigi, sahen Abends die Sonne

unter- und am Morgen wieder aufgehen. Aus dem Zuger See ſtiegen Wölkchen empor und färbten ſich, wenn ſie hoch genug gekommen waren, in der Morgenſonne roſenroth. Auf dem Rückwege zum Vierwaldſtätterſee trafen wir in Wäggis eine große Zahl Tiroler mit Frauen und Mädchen an, die hierher gewallfahrtet waren. Wir fuhren mit ihnen über den See nach Luzern und ſie erzählten uns viel von der Noth, die ſie daheim durch die öſterreichiſchen Beamten auszuſtehen hätten, von denen ſie mißbraucht und gedrückt würden, obgleich ſie 1809 dem Kaiſer ſo große Treue bewieſen hätten.

Vierzehn Tage ſpäter begannen unſere Herbſtferien, und ich unternahm mit Oehler von Frankfurt, der damals Profeſſor in Aarau war, noch in dieſer ſpäten Jahreszeit eine Fußreiſe nach Genf, denn ich hatte eine brennende Begierde, noch mehr von der Schweiz zu ſehen. Wir eilten zunächſt nach Bern und beſuchten hier den alten, einſt berühmten Idyllendichter Wyß, deſſen Gedichte und Reiſeſchilderungen auch viele alte Volksſagen der Schweiz aufgenommen haben. Der noch ſtattliche Mann empfing uns mit vieler Güte. Auch beſuchten wir das nahe Hofwyl, wo ich Vollrath Hoffmann wieder fand, der von Jena als Lehrer hieher gekommen war. Er fing damals ſchon an, ſich als Geograph auszuzeichnen, aber auch viel zu trinken. Wir reiſten dann weiter über Murten, das uralte Avenches, Payerne und Moudon nach Lauſanne. Unterwegs hatten wir Regen gehabt, hier aber klärte ſich der Himmel wieder auf, und wir genoſſen die herrlichſte Ausſicht über den Genferſee und die gegenüber liegenden Alpen. Wir befanden uns in einer ſehr gehobenen Stimmung, und da es gerade am 18. October war, beſchloſſen wir zu dreien, es hatte ſich nämlich ein Apotheker aus Landshut in Bayern zu uns geſellt, als gute Deutſche dieſen Tag im welſchen Lande zu feiern. Dies geſchah in einer großen Weinſtube, wo man uns feurigen Lacote vorſetzte. Anfangs blieben wir allein; als aber unſere Gläſer klangen, kam ein Waadtländer nach dem andern zu uns, um mit auf den 18. October anzuſtoßen. Am

Ende rückte man alle Tische zusammen und jubelte bis tief in die Nacht. Denn die Waadtländer, obgleich sie nur französisch sprachen, wollten doch nur freie Schweizer sein und hegten noch einen alten Groll gegen Napoleons Despotismus.

Am andern Morgen besuchten wir in Lausanne Professor Monnard, der damals noch jung, aber doch schon ein hellleuchtendes Gestirn der dortigen Akademie war. Niemand hätte geglaubt, daß er ein viertel Jahrhundert später, durch die Demokratie vertrieben, in demselben Bonn würde Schutz suchen müssen, von wo ich damals herkam. — Wir spazierten an den reizenden Ufern des Genfer See's, vielen paradiesischen Schlössern, Landhäusern und Gärten vorüber nach Genf, welches damals noch eine ganz aristokratische Stadt war und den Luxus des Reichthums mit einer gewissen akademischen Vornehmigkeit des Geistes paarte; denn man bildete sich ein, in Genf ein besseres Französisch zu sprechen, als in Paris, und war sehr stolz auf die großen Gelehrten, welche Genf hervorgebracht hat. Alle diese Vornehmigkeiten wurden repräsentirt von dem alten Herrn v. Bonstetten, der einem Berner Geschlecht angehörend, doch hier lebte. Er nahm mich mit besonderer Güte auf, da es ihn interessirte, zum erstenmal einen von der echten Race jener norddeutschen Turner und Burschenschafter kennen zu lernen, welche durch die Verfolgung einen Ruhm erlangt hatten, nach welchem sie nicht strebten. Bonstettens Schriften sind nicht übertrieben geistreich. Viel anziehender als diese Schriften war er selbst, wie Alexander v. Humboldt ein kleiner aber lebhafter, feiner, freundlicher und äußerst elegant gekleideter Greis. Sonst bot uns Genf nicht viel Merkwürdiges dar. Als wir es verließen und durch das Ländchen Gex wanderten, kamen wir an Ferney vorüber, dem berühmten Landsitze Voltaires, der im Nest seiner Perücke so viel Unheil für die Welt ausbrütete. Wir thaten ihm nicht die Ehre an, seine Reliquien zu besehen. Dort kommt man der französischen Grenze ganz nahe, und wir waren erstaunt, auf jedem Hause jedes französischen Dorfes die weiße Fahne der Bourbons flattern zu sehen. Wir gingen dem See entlang zu-

rück über das schöne Nyon nach Rolle und wandten uns von dort nordwärts durch das sanft aufsteigende Weingelände über Coffonex nach der alten Schloßruine Lasarra, die uns an den Ritter von Lasarra in Kotzebues Johanna von Montfaucon erinnerte, ein geistloses Spectakelstück, welches gleichwohl im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts Mode war und über alle deutschen Bühnen ging. Unfern von jener Ruine erreicht man einen Gebirgssattel, auf welchem ein kleiner vom noch höhern Juragebirg herabfließender Bach sich so theilt, daß das Wasser zur rechten in den Genfer See und durch die Rhone ins Mittelmeer, das Wasser zur linken aber in den Neuenburger See und durch diesen in die Aare, den Rhein und die Nordsee fließt. Liebende pflegten oberhalb der Gabelung zwei Blumen in den Bach zu werfen und ängstlich zu beobachten, ob sie sich von einander trennen oder einen Weg zusammen fließen würden. Die Aussicht ist von hier aus, wie ich glaube, die großartigste und schönste in der ganzen Schweiz. Der Bergrücken, auf dem man steht, trennt den Genfer vom Neuenburger See und schlägt zugleich eine leichte Brücke hinüber vom Jura zu den Greyerser Alpen. Man hat hier die ganze lange Wand des Jura hinter sich, vor sich aber den freiesten Ueberblick zunächst über die Seen, dann über die drei mächtigsten Gebirgsgruppen, zu denen die Alpen von den Niederungen Ungarns aus allmählich immer höher emporsteigen, um von hier aus wieder gegen die Niederungen Frankreichs plötzlich abzufallen. Jene drei höchsten und westlichsten Gruppen der Alpenwelt sind die sog. Berner Alpen oder der Grundstock des St. Gotthard mit der Jungfrau, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn ꝛc., sodann die Walliser Alpen, die sich um den Monte Rosa gruppiren, endlich die Savoyer Alpen, über welche sich der glockenförmige schneeweiße Montblanc erhebt, der höchste Berg in Europa. Diese drei Gruppen übersieht man hier von der alten Ruine von Lasarra aus alle zugleich, jede der andern nahe und doch wieder jede scharf gesondert.

Entzückt von dieser Aussicht, wie es wohl keine großartigere auf unserm ganzen Festlande gibt, eilten wir durch Orbe und stiegen

hinab zum Neuenburger See, um in Yverdon den berühmten Peſtalozzi zu beſuchen, deſſen Muſterſchule damals noch in ihrer Blüthe ſtand. Es war ſchon ſpät Abend, er hatte einen Ausflug nach Grandſon gemacht und war noch nicht zurückgekehrt. Wir konnten ihn daher nur grüßen laſſen, gingen in einen Gaſthof und legten uns ſchlafen, da wir ziemlich müde waren. Nach elf Uhr aber weckte uns Schmid, jener Tiroler, der beim alten Peſtalozzi in der höchſten Gunſt ſtand und für ihn eigentlich die ganze Anſtalt leitete. Er hieß uns raſch wieder aufſtehen, denn ſein Alter wollte uns in der Nacht ſehen und ſprechen, da wir hinterlaſſen hatten, wir würden morgen in aller Frühe wieder abreiſen. Wir warfen alſo den Schlaf hinter uns, gingen zu Peſtalozzi und wurden die ganze Nacht bei ihm aufgehalten, denn er ließ uns nicht los, überhäufte uns nach ſeiner Art mit Liebkoſungen und belehrte uns, ohne einen Augenblick zu ermüden, über ſeine Anſtalten und ihre Zwecke. Er war nicht groß, aber ſehr breitſchultrig und hatte etwas auffallend Bäuriſches in ſeinem ganzen Weſen, dem übrigens ſeine ſprudelnde Lebendigkeit zu widerſprechen ſchien. Ich habe niemals einen unruhigeren alten Mann geſehen, aber man mußte ihn lieb gewinnen wegen ſeines raſtloſen Eifers für das, was er für das Wohl der Menſchheit hielt, und wegen ſeiner kindlichen Hingebung und Argloſigkeit. Wenn je wo, ſo mußte man hier den Mann von ſeinem Schwindel unterſcheiden. Der edle Menſch wurde hier von einer falſchen und übertriebenen Vorſtellung, die er ſich von einer Menſchheitsreform durch Erziehung gemacht hatte, und durch den Egoismus ſeiner Schüler, in offenbare Thorheit, Schmach und Unglück fortgeriſſen. Als er ſpäter bankrot wurde, hat er noch die Irrthümer ſeines Lebens eingeſehen und offen bekannt, insbeſondere aber den Irrthum, daß er in ſeinem Erziehungsſyſtem nicht genug auf die Religion geachtet habe. Dieſe ſeine letzte öffentliche Beichte macht ihm die größte Ehre.

Da wir uns heimzukehren beeilen mußten, weil die Schulſtunden wieder begannen, nahmen wir einen Wagen bis Neuenburg, wo wir bei Tagesgrauen ankamen, und gingen dann am See hin wieder

zu Fuß über das freundliche Montmirail bis Neuſtadt am Bieler See. Hinter uns von Südweſten her tobte der Sturm. Wir beſtiegen daher ein Solothurner Schiff, welches Wein aus dem Welſchland abgeholt hatte, und fuhren mit geſchwelltem Segel über den See. Aber die Wellen gingen immer höher und unregelmäßiger, da ſie von der Brandung der nahen Ufer immer wieder gegen die Mitte des Sees zurückgeworfen wurden. Jetzt erſt erfuhren wir, vor wenigen Tagen ſei ein anderes Weinſchiff im Sturm auf dem See untergegangen. Unſere drei Schiffer konnten das Schiff nicht mehr regieren, zogen das Segel ein und knieten auf dem Hintertheil des Schiffes nieder, um eifrig zu beten. Die vollen Weinfäſſer, obgleich gut feſtgemacht, rüttelten ſich doch dermaßen, daß ich, um nicht von ihnen zerquetſcht zu werden, den ſchwankenden Maſt hinaufkletterte und an ihm in der Luft hängend den tobenden See und die ſchönen Ufer umher bewundern konnte, aber nicht bewunderte, denn ich dachte, wir würden kaum mit dem Leben davonkommen. Wir wurden aber endlich glücklicherweiſe vom Sturme in den ſchilfreichen Sumpf geworfen, den das feuchte Ufer unmittelbar vor dem alten Schloſſe Nidau bildet. Hier blieben wir ſtecken und waren gerettet. Die ganze ſchwindelnde Fahrt hatte kaum eine Stunde gedauert. Da wir aber um jeden Preis heute noch bis Solothurn kommen mußten, wenn wir übermorgen in Aarau eintreffen wollten, konnten wir nicht abwarten, was weiter mit dem Schiffe geſchah, arbeiteten uns durch den Sumpf an das Ufer und eilten, bis an den Gürtel ſchwer mit Schlamm bedeckt auf die Landſtraße. Der Schlamm trocknete uns an den Kleidern und fiel nach und nach ab. Aber die Straße war von früherem Regen entſetzlich kothig und wir kamen nur langſam vorwärts. Vergebens ſahen wir uns nach einem Wagen um. Es wurde dunkel und da der Himmel verhängt war, bald rabenſchwarze Nacht. Wir verirrten und gingen einem fernſchimmernden Lichte nach. Es kam aus einem kleinen Bauernhauſe und wir ſahen durch das Fenſter in ein Stübchen, in dem eine junge Mutter ihr Kind ſtillte. Wir klopften, ſie öffnete und wies uns auf den rechten Weg.

Der ſüße Wohllaut ihrer alemanniſchen Mundart erfreute uns in der Seele, nachdem wir ſo viele Tage her das Landvolk nur franzöſiſch hatten reden hören. Als wir endlich nach Solothurn kamen, konnten wir nicht mehr in die Stadt hinein, weil ſie ſich damals nach alter Sitte des Nachts hermetiſch verſchloß. Wir mußten vor dem Thor übernachten, bekamen aber einen Wagen, um am andern Tage unter ſtrömendem Regen nach Aarau zurückkehren zu können.

Den Winter über war ich nicht nur an der Schule ſehr beſchäftigt, ſondern hielt auch noch Vorleſungen im ſog. Lehrverein. Ich muß hier einiges über die damaligen Verhältniſſe des Canton Aargau bemerken. Derſelbe hatte ſich erſt 1798 vom großen Canton Bern abgeriſſen und im Gegenſatz gegen dieſen ariſtokratiſchen Muttercanton von Anfang an ein ſtreng demokratiſches Syſtem eingehalten. Der eigentliche Demos freilich hatte hier ſo wenig etwas zu bedeuten, wie anderswo. Die reformirte Bevölkerung des alten berniſchen Aargau wurde von einigen reichen Fabrikanten, namentlich dem reformirten Bürgermeiſter Herzog, geleitet, denen etwa noch ein paar Advocaten an die Hand gingen. Die katholiſche Bevölkerung in den vormaligen ſog. freien Aemtern und im Frickthal wurde theils vom Kloſter Muri aus, theils durch den geiſtvollen katholiſchen Stadtpfarrer Bock in Aarau geleitet, welcher ſpäter Domherr in Solothurn wurde. Man nahm damals noch Rückſicht auf einander. Die reformirte Mehrheit wollte die Katholiken noch nicht unterdrücken und die letzteren waren befriedigt, da einer der beiden Bürgermeiſter, welche dem regierenden kleinen Rath des Cantons präſidirten, ein Katholik war. Die paritätiſche Regierung erhielt ſich durch das im Lande ſelbſt herrſchende Gleichgewicht, daher die meiſten Regierungsräthe ſchon lange regierten und alte Herrn waren. Sie hatten aber keine große Macht, hauptſächlich weil ſie über kein irgend erhebliches Staatsvermögen verfügen konnten. Nicht nur die reichen Klöſter Muri, Wettingen ꝛc. beſtanden noch, ſondern auch die kleinen Städte Brugg, Baden, Zofingen, Zurzach, Bremgarten, Lenzburg, Aarburg ꝛc. waren eiferſüchtig auf das gleichfalls kleine Aarau und be-

haupteten fortwährend eine gewisse Unabhängigkeit. Mit Steuern ließ sich das Volk nicht drücken. Der Staat war also arm. Sogar die Cantonsschule war nur eine Privatstiftung aus der Stadt Aarau; die Cantonsregierung hätte, sie zu gründen, keine Mittel gehabt. Wer Geld und dadurch einigen Einfluß im gemeinen Volk hatte, brauchte sich um die Regierung wenig zu bekümmern. Es kam vor, daß ein reicher Müllerssohn, der in der reitenden Miliz diente, als Oberst Schmiel ihn vor der Front tadelte, denselben auf die Kirchweih lud und heimritt.

Die Kirche hatte nirgends viel Ansehen, desto mehr die sog. Bildung. In dieser Beziehung hatte Zschokke sich nach seiner Weise bereits manches Verdienst um den Canton erworben, indem er eine Freimaurerloge leitete und sich eifrig bei einer Gesellschaft für vaterländische Cultur betheiligte. Er stand nicht in allgemeiner Achtung. Ein geborener Preuße war er abenteuernd nach der Schweiz gekommen, hatte in der Revolution von 1798 den wüthenden Republikaner gespielt und wurde später der eifrigste Lobredner Napoleons und des bayrischen Montgelas, so daß sein politischer Charakter sehr zweideutig war. Niemand aber sprach ihm ein bedeutendes Talent und große Rührigkeit ab, und da es in seinem Interesse lag, sich populär zu machen und er jedenfalls mehr Bildung und Kenntnisse besaß als die regierenden Fabrikanten, so verdankte man ihm in der That mancherlei Gutes, was für die Bildung geschah. So war er denn auch bei der Gründung des obgenannten Lehrvereins thätig, welcher den Zweck hatte, den Winter über Jeglichem, der zuhören wollte, Vorlesungen über allgemein wissenswürdige Materien zu halten. Gern nahm ich die Einladung an, mich dabei zu betheiligen und docirte im freien Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit die Weltgeschichte vor einem ziemlich zahlreichen Auditorium. Denn auch viele schon erwachsene Männer vom Lande waren den Winter über in die Stadt gekommen, um von den Vorlesungen etwas zu lernen.

Meinen näheren Umgang bildeten außer Steingaß und der Familie Görres der oben genannte Stadtpfarrer Vock, einer der ein-

flußreichsten und gescheidtesten Männer des Cantons, der mich sehr lieb hatte und mit dem ich viel Schach spielte, der Professor Ernst Münch, der mir viele Gefälligkeiten erwies und damals noch nicht die servile Rolle ahnen ließ, die er später gespielt hat, Rudolf Tanner, ein Advocat, der überaus zarte Lieder dichtete, später aber sehr radical wurde, und Rudolf Meyer, der Naturkundige, der zuerst die Jungfrau bestiegen hatte und ein sehr biederer Mann war. Zu den merkwürdigen Menschen in Aarau gehörte auch der alte Professor Bronner, der einmal im vorigen Jahrhundert viel von sich reden gemacht hatte. Er war nämlich als Mönch durch verliebte Lectüre verführt worden und aus dem Kloster entsprungen, hatte Geßners Idyllen in sog. Fischeridyllen nachgeäfft, war durch die Freimaurer, namentlich Feßler, nach Rußland empfohlen worden, eine Zeit lang Professor in Kasan gewesen, dann zurückgekehrt und Professor in Aarau geworden. Noch im hohen Alter verführte er eine Küchenmagd und mußte sie heirathen. Es war ein gebückter, dickköpfiger und finster blickender Greis. Interessant war mir immer eine alte politische Größe aus der helvetischen Zeit, der Regierungsrath Rengger, ein kleines graues lebhaftes Männchen voll Verstand. Sein Neffe, der später einmal eine ganze Woche bei mir in Stuttgart zubrachte, einer der liebenswürdigsten jungen Männer, war der berühmte Reisende Rengger, der mit Bonpland jahrelang in Paraguay vom dortigen Tyrannen Doctor Francia zurückgehalten wurde, aber dort als dessen Leibarzt lebte, das interessante Land genau kennen lernte und in einem trefflichen Werke beschrieb. Leider ist er bald nach seiner Rückkehr gestorben.

Im Beginn des Jahres 1821 befand ich mich einmal Abends im Gasthof zum Ochsen, wo ich gewöhnlich aß, mit zwei jungen Neuenburgern, welche mir sagten, sie würden diese Nacht noch einen seltenen musikalischen Genuß haben, denn sie hätten den alten Zaneboni, dessen Schüler sie früher gewesen waren, zu sich in den Gasthof geladen, wo er ihnen ein kleines Concert geben wolle. Ich hatte schon oft von diesem Zaneboni gehört, ihn aber noch nie gesehen.

weil er ganz zurückgezogen lebte. Er ſollte einer der größten Meiſter der Violine ſein, aber keinen Gebrauch mehr davon machen. Er war jetzt ein Greis, hatte aber vor vierzig oder fünfzig Jahren als Jüngling eine italieniſche Fürſtentochter entführt und war mit ihr nach der Schweiz geflüchtet, wo ihn allein ſeine Geige ernähren mußte. Er heirathete die Prinzeſſin und bekam zwei Töchter. Nach einiger Zeit wagte die Prinzeſſin, nach Italien zurückzureiſen, um wo möglich ihre Eltern zu verſöhnen, wurde aber unterwegs in den Alpen von einer Lawine verſchüttet. Von den beiden Töchtern ſtarb die eine ſchon als Kind an giftigen Pilzen, die andere ſoll ſittlich verkommen ſein. So lebte nun der Alte allein, dürftig, aber ſtets den Künſtlerſtolz und die Nobleſſe des Unglücks bewahrend, daher faſt niemand zugänglich. Jene beiden friſchen burgundiſchen Jünglinge, die mir von ihm erzählten, hatte er lieb gewonnen und deshalb that er ihnen den Gefallen ihrer Einladung Folge zu leiſten. Aber er wollte erſt Nachts nach zehn Uhr kommen und in einem verſchloſſenen Zimmer nur vor jenen Beiden allein ſpielen. Er kam, ein kleiner magerer Greis in einem alten grauen Fracke und wollte ſich ſogleich wieder entfernen, als er mich ſah, ließ ſich jedoch erbitten. Ich durfte dableiben, die Thüre wurde geſchloſſen und er begann zu ſpielen und ſpielte ununterbrochen bis nach Mitternacht fort, ohne Noten, frei phantaſirend. Ich habe etwas Aehnliches nie wieder gehört, außer von Paganini, dem er in den bizarren, capricieuſen und verzweiflungsvollen Tönen nahe kam, während er im Ausdruck der ſüßeſten Wehmuth und des tiefſten Schmerzes ihn und alle, die ich je hörte, übertraf. Er ſpielte ſo mit ganzer Seele, daß er ſich nach und nach vom Stuhl aufrichtete, immer höher hob und endlich nur noch auf den Zehen ſtand, als ob er auffliegen wollte, während er immer leidenſchaftlicher und wilder ſpielte, bis er plötzlich zuſammenſank. Wir ſtärkten ihn mit einem Glaſe Wein, dankten, bewunderten und liebkoſten ihn und brachten ihn glücklich wieder nach Hauſe. Es war am 17. Februar. Drei Wochen ſpäter überraſchte der alte Zaneboni die Stadt durch einen großen Anſchlagzettel, worin er ankündigte, er

werde am 16. März nach langer Zeit wieder einmal ein Concert geben und zwar sein letztes. Musikfreunde aus der ganzen Umgegend, auch aus Bern und Zürich kamen herbei, und das Lokal war gedrängt voll. Zaneboni spielte zu allgemeinem Entzücken, aber auch wieder so aufgeregt, daß man fürchtete, er werde die Anstrengung nicht aushalten. Am andern Morgen hörten wir, er sei tödtlich erkrankt, und sechs Tage später starb er. Aus seiner Hinterlassenschaft kaufte ich eine altmodische goldene Taschenuhr mit musikalischen Emblemen in getriebener Arbeit von verschiedenfarbigem Golde. Sie ging sehr gut und ich trage sie heute noch.

Unter den interessanten Männern, die damals gelegentlich nach Aarau kamen, befand sich auch der treffliche Freiherr von Laßberg, der mit einer Prinzessin von Thurn und Taxis umherreiste. — Einer der merkwürdigsten Gäste war der vertriebene Schwedenkönig Gustav IV. Adolf, der unter dem Namen eines Obersten Gustavson in Basel lebte, aber zuweilen nach Aarau herüberkam. Er glich einem abgedankten und unzufriedenen Offizier. Seine Haltung war durchaus militairisch, sein Anzug etwas ärmlich. Ein wohlgewachsener Mann schritt er immer kerzengrade umher in einem bis an den Hals zugeknöpften, knappen und abgeschabten blauen Rocke. Man wurde bei seinem Anblick ein wenig an alte Bilder Karls XII. erinnert. Ich sah ihn öfter im Kaffeehause, wo er sich ungenirt, doch immer in gemessener Haltung mit den andern Gästen unterhielt.

Eine der seltsamsten Figuren, die ich damals in Aarau sah, war der längst verschollene, jedoch seiner Zeit im südwestlichen Deutschland nicht unberühmte sog. Philosoph Pittschaft. Er war, wenn ich nicht irre, aus Mainz gebürtig, aber eine Zeit lang Offizier in einem württembergischen Cavallerieregiment gewesen, hatte wegen überspannter Ideen den Dienst verlassen müssen und fing in Frankfurt am Main an, philosophische Vorlesungen zu halten, in denen er hauptsächlich gegen jede Art von Luxus eiferte und den nicht unrichtigen Satz verfocht, der Luxus sei ein Feind des weiblichen Geschlechts, und ohne ihn würde es mehr und glücklichere Ehen geben.

Er übertrieb aber nun seinen Haß gegen den Luxus so sehr, daß er dem Diogenes nachahmen wollte. Natürlicherweise vertrieb ihn die Polizei und er wurde in einem Wagen, von einem Polizeiagenten begleitet, nach Mainz geschafft, wo er zu Hause war. Als aber der Polizeiagent wieder in Frankfurt anlangte, sprang Pittschaft hinten vom Wagen herunter und war wieder da, denn er hatte sich unvermerkt in Mainz wieder hinten aufgesetzt. Nach solchen Vorgängen war seines Bleibens nicht mehr lange weder in Frankfurt noch in Mainz; er verlegte nun den Schauplatz seiner Thaten nach der Schweiz und kam eines schönen Tages nach Aarau. Die lustige Gesellschaft im Gasthof zum Ochsen beschloß, ihm eine Deputation zu schicken mit der Bitte, eine Vorlesung zu halten, wofür man ihm ein gutes Honorar zusicherte. Ich wurde zum Sprecher ausersehen und begab mich an der Spitze der Deputation nach seinem Zimmer. Da stand der Mann, indem er nur ein schwarzes Tuch malerisch um den halben Leib geschlagen hatte. Man hätte ihn zum Modell einer Statue wählen können, so schön war er gestaltet. Dazu trug er einen vollen blonden Bart höchst kokett in Zöpfe geflochten. Ich begrüßte ihn und trug ihm unsere Wünsche vor, aber er blieb wie aus Erz gegossen unbeweglich stehen und gab mir keine Antwort. Große Pause der Verlegenheit. Ich ergriff das Wort wieder und sagte ihm, wenn er auf eine so höfliche und wohlwollende Anfrage keine Antwort habe, so müsse der große Philosoph es sich lediglich selbst zuschreiben, wenn er hier keine Schüler fände. Da ließ er die Augen rollen und begann im Prophetenton: „Als Gott die Schweiz schuf, verschwendete er alle seine Gaben so ganz an die Natur, daß ihm für die Menschen nichts übrig blieb. Deshalb bin ich gekommen, um die Menschen zu erheben, zu bessern, zu veredeln ꝛc.“ Die Vorlesung kam nur mit Mühe zu Stande, weil er sie durchaus zu Pferde halten wollte und zwar vor Damen. Wir stellten ihm vor, daß das letztere nicht thunlich sein würde, wenn er sein Kostüm nicht nach dem der andern Menschenkinder modificiren wolle. Er protestirte und versuchte das Gegentheil zu beweisen, die Damen würden seiner Mei-

nung ſein. Ueberhaupt ſei er der Retter und Erlöſer des weiblichen Geſchlechts. Endlich ließ er ſich aber herbei, in anſtändiger Kleidung nur vor Herren eine Abendvorleſung zu halten, die ein merkwürdiger Gallimathias war. Er dauerte mich, da ſein Wahnſinn doch von manchem guten Gedanken durchleuchtet war. Als er ſich aber, der vorher gegen alles Weintrinken geeifert hatte, doch noch an demſelben Abend betrunken machen ließ, wollte ich nichts mehr von ihm wiſſen. Er ließ ſich in den folgenden Tagen in einem Floß auf der Aare als Diogenes in einer Tonne für Geld ſehen und fuhr, als ihn die Polizei auswies, auf dem Floſſe die Aare hinab. Er iſt nicht lange nachher geſtorben.

In der luſtigen Geſellſchaft im Ochſen fand ſich zuweilen auf der Durchreiſe ein reicher, aber äußerſt dummſtolzer und ſchwatzhafter Schneider aus Baſel ein, der allen zuwider war. Da in einem heitern Humor ſah ich ihn an der Wirthſchaftstafel plötzlich wie erſchrocken an und rief: „Sie ſind's — ja Sie ſind's!“ Der Schneider fuhr auf und frug, wer er denn ſein ſolle? — „Der Pferdedieb, rief ich, der berüchtigte Pferdedieb, dem man in Zürich ein Hufeiſen auf den — gebrannt hat.“ Unter unermeßlichem Gelächter der ganzen Tiſchgeſellſchaft proteſtirte der Schneider, der ganz außer ſich war, und wollte durch den Augenſchein beweiſen, daß ihm kein Hufeiſen ꝛc. Den waren wir los.

Damals kam auch eine Schauſpielertruppe nach Aarau und ſpielte in einer Scheune. Es war eine armſelige Truppe, der mittelmäßige Schauſpieler aber, der die Böſewichter darſtellte, war Karl Spindler, den ich ſpäter genauer kennen lernen ſollte. Damals hätte noch niemand geglaubt, daß aus ihm einer der beliebteſten Romandichter werden würde.

Zu den komiſchen Originalen in Aarau gehörte ein Krämer, der zugleich den Wunderdoctor ſpielte und vom gemeinen Volk ſehr reſpectirt wurde. Er pflegte ſich krank zu ſtellen und empfing die Leute im Schlafrock vor einer Theekanne ſitzend, woraus er angeblich einen Kräuterthee trank. Es war aber guter Wein. Wenn er den

Bauern Geld auszahlte, zählte er laut die einzelnen Stücke nach, bethörte aber die Bauern, indem er raſch ein paar Stücke überſprang. Er zählte nämlich: Achtzig, ein und achtzig, zwei und achtzig, drei und achtzig — Bauer gieb Acht! — iſt acht und achtzig, neun und achtzig, neunzig.

Ein Original war auch der alte Oberſt Bär. Als 1815 Waadtland und Aargau beſorgten, ſie würden dem Canton Bern wieder unterworfen werden, verbanden ſie ſich mit dem Berner Oberlande und Solothurn zu einem gemeinſchaftlichen Ueberfall der Stadt Bern. In der beſtimmten Nacht zogen die Aargauer unter Oberſt Bär an die Berner Grenze, warteten aber dort vergebens auf die Solothurner und erfuhren, auch die andern Verbündeten zauderten. Nun war Bär compromittirt, erſann aber ſchnell eine Liſt, alle Verantwortung auf die Berner ſelbſt zu werfen; er ließ nämlich die benachbarten Berner Dörfer plötzlich allarmiren, indem er ſie das wiſſen ließ, was ihnen noch vor Mitternacht auf das ſorgfältigſte verborgen worden war, daß nämlich ein Aargauer Aufgebot gegen Bern anrückte. Während nun das Berner Landvolk in allen Dörfern Sturm läutete und ſich bewaffnet zuſammen ſchaarte, zog Bär mit den Seinigen in aller Stille wieder heim und ſprengte aus, die Berner hätten in ſelbiger Nacht den Aargau überfallen wollen.

Im Mai kam ein ganz veralteter und abgeriſſener Menſch zu mir. Es war Gräter, den ich in Jena bei der Gründung der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft kennen gelernt hatte. Dieſe gute Seele konnte nirgends Ruhe finden. Ein eigener Unſtern ſchwebte über dem armen Gräter. Voll Talent und liebenswürdiger Gemüthlichkeit beſaß er doch die Stätigkeit nicht, ohne die man im praktiſchen Leben nicht fortkommt. Da er im Vaterlande nur ſchlechte Ausſichten hatte, war er nach Italien gegangen und hatte dort die kurze Revolution mitgemacht. Als fremder Freiſchärler entging er mit genauer Noth dem Kriegsrecht und kam ganz hülflos nach der Schweiz. Erſt in Aarau konnte er ſich erholen, und ich gab ihm beſſere Kleider. Einen andern Flüchtling begleitete ich damals nach Baſel. Er hieß

Dittmar und ging nach Griechenland, nachdem er durch Zschokke um eine Anstellung in Aarau betrogen worden war. Er ist in Griechenland umgekommen.

Ich lernte damals auch in Brugg zum erstenmal den Pfarrer Fröhlich kennen, den liebenswürdigen Schweizer Fabeldichter. Ich schlief hier in dem Zimmer, in welchem einst Zimmermann sein berühmtes Werk über die Einsamkeit geschrieben hatte. In Zürich hatte ich in Salomon Geßners Arbeitszimmer gewohnt.

Im Juli bekam ich einen Ruf nach Luzern, um auch dort einen Turnplatz anzulegen. Staatsrath Pfyffer empfing mich und führte mich in mein Amt ein. Der Turnplatz befand sich auf der Schanze nahe bei der Stadt, aber zu nahe an einem Nonnenkloster, als daß die jungen Nonnen immer ihre Neugier hätten überwinden können, zu uns herauszuschauen. Das gab nun den Feinden des Turnens erwünschten Anlaß zu Protesten, und wir mußten den Turnplatz weiter hinaus verlegen. In Luzern regierten damals noch die Junker, eine souveraine Aristokratie, die einige sehr achtbare Männer, aber auch viele lüderliche Müßiggänger zählte. Nach der Restauration fühlte diese Aristokratie recht wohl ihre Unfähigkeit auf eigenen Füßen stehen zu können, schloß sich daher eng an die wieder auf den Thron gelangte ältere Linie der Bourbons an. Das äußere Zeichen dieser Verbindung war der kolossale Löwe, welcher zum Andenken der für Ludwig XVI. am 10. August 1792 in Paris gefallenen tapfern Schweizergarden bei Luzern aus dem natürlichen Felsen gehauen wurde. Es war ein schöner Gedanke, die Treue jener todesmuthigen Männer zu ehren, allein es wurde eine reactionaire Demonstration daraus gemacht, so daß sich die Herzen vieler Schweizer dagegen verschlossen. Es war die Zeit der europäischen Congresse. Die Pentarchie der Großmächte unterdrückte überall die Freiheit. Rußland höhnte der polnischen Verfassung, der deutsche Bund faßte die Karlsbader Beschlüsse. Die Erhebungen in Griechenland und Italien wurden unterdrückt, die spanische sollte unterdrückt werden. Das Toryministerium in England ließ alles zu, was der Absolutismus

auf dem Festland verfügte, denn Canning war noch nicht am Ruder. Es war die Zeit, in der Lord Byron den Klagen und dem Zorn der von einer geschmacklosen Tyrannei gefesselten Völker den edelsten Ausdruck lieh. In diese Zeit muß man sich zurückversetzen, um zu begreifen, warum der Löwe von Luzern in der Schweiz nicht populär war. Man vergaß die schöne welthistorische That der rothen Garden über dem politischen Druck und der Schwüle der Gegenwart. Doch ist der Löwe nicht für jene Tage allein ausgehauen worden. Er wird noch kommenden Jahrhunderten von Schweizer Treue erzählen. Das Modell zu ihm rührte von Thorwaldsen her, dessen Schüler Adler die Ausführung übernahm. Hinter einem kleinen See war der Fels, unmittelbar aus dem Wasser aufsteigend, nothdürftig abgeglättet und man sah den Löwen in einer angemessenen Höhe wie in einer niedern Höhle ruhen, den Kopf sterbend auf den Schild mit den drei Lilien gesenkt. Es war wenige Wochen vor der angekündigten Enthüllung des Denkmals, Adler beeilte sich daher, den Löwen fertig zu machen, auf dem ich damals öfters mit ihm herumgeklettert bin.

Am 10. August 1821 wurde der Löwe feierlich enthüllt. Es hätte von Rechtswegen ein Nationalfest der ganzen Schweiz sein sollen, allein es betheiligte sich dabei nur die alte Aristokratie. Von allen Seiten strömte dieselbe herbei, und die Straßen von Luzern wimmelten von Greisen in den altmodischen rothen Uniformen der früheren Schweizer Garden und von alten Damen mit grünen Brillen und häßlichen Hüten. Man glaubte sich einen Augenblick an den aus den Gräbern wieder auferstandenen Hof Marie Antoinettens versetzt. Die Studenten nahmen keinerlei Theil an dem Feste, ich fuhr vielmehr mit ihnen über den See nach Küßnacht. Es war eine ganze kleine Flotille. Sobald wir gelandet waren, begaben wir uns in die hohle Gasse, umlagerten Tells Capelle, feierten sein Andenken mit einer Rede und mit einem Festmahl und wünschten ganz Europa einen Befreier, wie es Tell für die Schweiz gewesen war. Diese Gegendemonstration in Küßnacht gegen die bourbonische Demonstration in Luzern bekam uns aber übel. Ich blieb zum Glück nur noch einen

Tag in Luzern, sonst wäre ich, wie man mir zugedacht hatte, in die Reuß geworfen worden. Am Abend des elften, nachdem ich schon fort war, lauerten die Metzgerknechte und anderes von den Junkern gedungene Volk den Studenten auf, die von meiner Begleitung zurückkehrten und so wenig als ich etwas von dem ganzen Anschlag gewußt hatten. Unvorbereitet und unbewaffnet, wie sie waren, erlitten sie Mißhandlungen. Auch Professor Troxler war solchen ausgesetzt und mußte sich in seinem Hause absperren.

Dieser Naturphilosoph, ein Schüler Schellings, war ein Mann von viel Geist, und man darf ihn durchaus nicht als einen Vorläufer der spätern Radicalen betrachten, wenn er auch der damaligen Junkerschaft entgegentrat. Er war ein schlichter Bürger und Unterthan der souverainen Aristokratie, und da er in Deutschland, namentlich auch in Berlin studirt und sich mit dem Wissen auch die ganze Feinheit, ja selbst die Sprache eines norddeutschen Professors angeeignet hatte, konnte man ihm nicht übel nehmen, daß er einen Werth darauf legte, von der studirenden Jugend geehrt und geliebt zu sein und sie für höheres Wissen zu begeistern, für welches die Mehrheit der Junker keinen Sinn hatte. Man muß diese Junker gesehen haben, wie sie bei schönem Wetter den ganzen Tag vor den Kaffeehäusern oder vor ihren eigenen Thüren müßig saßen, die Beine ausstreckten und jeden Vorübergehenden, insbesondere die Frauenzimmer mit schlechten Witzen hänselten. Wie schwer auch der spätere Radicalismus sich versündigt hat, jenes Junkerregiment war eines längeren Bestandes nicht werth und ein Extrem, das eben nur ein anderes hervorrufen konnte.

Unter den jüngeren Leuten, welche sich in Luzern am meisten an mich anschlossen, war ein gewisser Herzog und der Maler Disteli, welcher später mit seinem radicalen Kalender großes Aufsehen in der Schweiz gemacht hat. Damals war er noch nicht radical, sondern zeigte nur die liebenswürdigen Seiten eines genialen Künstlers. Er malte mich in Oel.

In Bezug auf Luzern muß ich noch bemerken, daß ich daselbst

einen interessanten Franziskanermönch, Pater Walker, der dort einer der beliebtesten Prediger war, kennen lernte. Ich war ihm auf einer Reise begegnet, ohne zu ahnen, daß er ein Mönch sei, denn er trug bürgerliche Kleidung und ich hielt ihn für einen gebildeten jungen Kaufmann. Wir versprachen uns, in Luzern zusammenzutreffen, und ich lud ihn zum Frühstück ein. Da kam er in seiner schwarzen Franziskanertracht und trank mit mir Kaffee. Nachher führte er mich in sein Kloster, wo immer nur neun Patres die hübschen Einkünfte theilten, jeder aber ein besonderes Studium trieb. Auch herrschte die Gewohnheit im Kloster, den Nachlaß eines jeden im großen Bibliothekſaale unvermischt als ein Ganzes beisammenzulassen, Bücher, Instrumente, Naturalien ꝛc. Mich interessirte besonders eine ausgezeichnete Sammlung älterer deutscher Druckwerke poetischen Inhalts bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Wo mag sie wohl hingekommen sein, als die Klöster in Luzern aufgehoben wurden?

Nach meiner Rückkehr traten in Aarau bedeutende Veränderungen in dem mir befreundeten Personale ein. Die Familie Görres reiste ab. Zu meinem Bedauern war damals Sophie meinem Freunde Hammer untreu geworden und hatte sich mit Steingaß verlobt, welcher bei vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens doch mit seiner kleinen Gestalt und seinem kahlen Kopfe mir nicht berechtigt schien, den gleichfalls wackern und heroisch schönen Hammer auszustechen. Indessen ging mich die Sache nichts an, und ich bin sämmtlichen Betheiligten befreundet geblieben. Ernst Münch, der wegen seiner plumpen Unbehülflichkeit bei gänzlichem Mangel an pädagogischer Begabung der Spott der Cantonsschüler geworden war, hatte sich mit seiner Feder dem einflußreichen Hofrath von Rotteck dienstbar gemacht und erhielt durch denselben einen Ruf an die Universität Freiburg im Breisgau. Dagegen kamen ein geborener Aargauer, Rauchenstein von Brugg, ein ausgezeichneter Philologe, mit dem ich auf's herzlichste befreundet wurde, und Adolf Ludwig Follen als Professoren an die Cantonsschule. Der letztere war endlich auch seiner Gefangenschaft in Berlin entronnen, wie früher Mühlen-

fels, aber auf keine sehr ehrenhafte Art. Man hatte ihm auf seine Bitte erlaubt, zur Herstellung seiner Gesundheit in ein Bad zu gehen, nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er sich in Berlin wieder stellen werde. Kaum aber war er frei, so kam er zu uns nach der Schweiz. Die lange Haft scheint ihn moralisch geschwächt zu haben. Er hatte durchaus die Elasticität nicht mehr wie früher und brachte auch kein rechtes Gedicht mehr zu Stande. Oft zwar kam ihm noch der alte Kaiserwahnsinn, und er trug den Kopf sehr hoch, dann aber war ihm wieder angst und bange, der preußische Gesandte in Bern, Herr v. Arnim, werde ihn reclamiren und die Schweiz werde ihn ausliefern, weil sie einem Flüchtling, der sein Ehrenwort gebrochen habe, weniger Rücksicht schuldete als einem andern. Die Einheimischen nahmen ihm am meisten übel, daß er, ohne Vermögen zu besitzen, immer nur das Beste essen und trinken wollte und in einem Kaffeehause in einem Jahre mehr als tausend Franken blos für Dejeuners schuldig blieb. Er sah sich daher genöthigt, sich bald nach einer reichen Frau umzusehen. Das Glück führte ihm eine sehr reiche Müllerstochter zu, die zugleich sanft und liebenswürdig war.

Im September kam auch mein alter Freund Mönnich nach Aarau. Nachdem wir in Bonn von einander Abschied genommen hatten, war er nach Breslau zurückgekehrt, hatte sich aber dort bald überzeugt, wie ungünstig man in Preußen die jungen Leute behandelte, die ein Amt suchten, nachdem sie Turner oder Burschenschafter gewesen waren. Wir hatten brieflich immer mit einander verkehrt. Man brauchte in Hofwyl, wo ich mich schon im vorigen Herbst umgesehen hatte, noch Lehrer, und so hielt es nicht schwer, daß Herr v. Fellenberg ihn nach Hofwyl berief. Welche Freude hatte ich, den treuen Freund wiederzusehen. Ich konnte ihn meines Amtes wegen nicht sogleich begleiten; sobald aber die Herbstferien begannen, besuchte ich ihn. Ich ging auf der großen Berner Straße bis tief in die Nacht hinein und hatte den seltenen Anblick der Venus, die in ihrer Erdnähe in jener Nacht so hell strahlte, daß sie gleich dem Monde Schatten warf. Ich habe das später nur noch einmal wieder-

geſehen. In Hofwyl brachte ich einige vergnügte Tage bei Mönnich zu. Unter ſeinen Schülern befanden ſich die jungen Grafen von Württemberg und Graf Neipperg, der ſpäter die älteſte Tochter des Königs von Württemberg geheirathet hat und damals ein bildſchöner blondgelockter Knabe war. Auch ſah ich hier den häßlichen Lord Maitland, berüchtigten Gouverneur der joniſchen Inſeln. Bei der Rückkehr nach Aarau verſpätete ich mich und frug in einem großen Berner Dorfe, ob ich nicht einen Wagen bekommen könne, da lud mich ein hübſches Mädchen in der reizenden Tracht der Bernerinnen in ihr ſtattliches Haus ein, um zu warten, bis ihr Vater vom Felde zurückkommen werde. Er habe ſchöne Roſſe und auch ein Wägelchen. Weil aber der Vater lange ausblieb, frug ſie mich um alles, woher, wer und was ich wäre, und machte mir vom Flecke weg einen Heirathsantrag, ich gefalle ihr, und wenn ſie mir auch gefalle, ſo könne die Sache gleich fertig ſein, denn ſie ſei die einzige Tochter ihres Vaters, der 200,000 Schweizerfranken beſitze. Sie gefiel mir wohl, aber ich dachte zu erobern, nicht erobert zu werden. Der Vater kam, die Pferde wurden eingeſpannt und flogen mit mir davon. Ein Buch, das ich unterwegs verlor, brachte mir der Knecht ſchon in ein paar Tagen nach Aarau mit einer zärtlichen Beſtellung ſeiner jungen Gebieterin. Aber ich machte keinen Gebrauch davon.

Am Ende des Jahres kam ich unerwartet in den Fall, mein Lehramt freiwillig wieder niederzulegen. Wöchentlich 36 Stunden zu geben und allein für zwei Lehrer zu arbeiten, wurde mir doch zu viel. Nachdem das erſte Jahr zu Ende war, hatte ich den alten Präſidenten Tanner gefragt, wo denn die Zulage von 800 Franken bliebe, die er mir verſprochen habe. Er hielt mich mit leeren Ausflüchten hin, bis ich endlich die Geduld verlor. Da erklärte er mir lachend, ich bekomme gar nichts, denn er habe mir keine ſchriftliche Verſicherung gegeben und werde die ganze Sache ableugnen. Ich verklagte ihn nun beim kleinen Rath, der höchſten Cantonalbehörde, von der ich mein Anſtellungsdecret erhalten hatte. Hier erhielt ich volles Recht; weil aber nicht der Canton, ſondern die Stadt den Säckel in

der Hand hatte, aus dem die Besoldungen bezahlt wurden, und ich kein schriftliches Versprechen aufweisen konnte, bekam ich nichts und der alte Tanner verfehlte nicht, mich nochmals auszulachen. Die Regierungsräthe widmeten mir persönlich die größte Theilnahme und entschuldigten sich mit ihrer Ohnmacht. Ich erklärte nun, daß ich um meinem Anstellungsdecret zu folgen, nur die alten Sprachen, nicht auch die deutsche zu lehren habe, also von Stund an mich nur auf die ersteren beschränken werde, gab aber zugleich meine Entlassung ein und versprach, nur um der mir sehr anhängenden Jugend willen den Unterricht noch bis zu dem Tage fortsetzen zu wollen, an den ihn ein anderer neu angestellter Lehrer übernehmen könnte. Dieser wurde nun gesucht, aber erst nach einigen Monaten gefunden. So lange lehrte ich noch, dann übergab ich ihm die Schule und trat ab. Ich behielt übrigens meine Thätigkeit auf dem Turnplatz und im Lehrverein bei, blieb in allen freundlichen Beziehungen wie bisher, und dachte auch nicht daran, Aarau zu verlassen, sondern fing an, mich literarisch zu beschäftigen.

Tanner und Zschokke waren politische Gegner. Ich war einmal Zeuge, wie beide bei einem Festessen in nicht mehr ganz nüchternem Zustande einander alle ihre Laster vorwarfen. Als mich Zschokke bemerkte, rief er mir zu: ja, junger Mann, von der Verruchtheit, die in uns Alten steckt, haben Sie noch keine Idee. Der alte Tanner nahm ein böses Ende. Ich hatte Aarau schon verlassen, als man große Unterschleife und Betrügereien desselben entdeckte, die ihn ins sog. Schellewerk (Zuchthaus) gebracht hätten, wenn er nicht noch kurz vorher gestorben wäre. Sein einziger Sohn, ein guter Junge, der mein Schüler gewesen war, verlor sein ganzes Erbe und zog als Buchdruckergeselle in der Welt umher. Ich hatte noch Gelegenheit, ihm in Stuttgart Liebesdienste zu leisten, wo er sich als Setzer verheirathete, aber bald starb.

Indem ich eine literarische Thätigkeit beginnen wollte, hatte ich nur einen Lieblingsgedanken, nämlich eine Geschichte des deutschen Volks zu schreiben, da mir die bisherigen Auffassungen und Darstel-

lungen derſelben durchaus nicht genügten. Meine Vorleſungen im Lehrverein führten mich ohnehin zu hiſtoriſchen Studien, zu denen ich von früher Jugend an einen Trieb hatte. Ich fühlte indeß wohl, wie ſchwierig es ſei, eine deutſche Geſchichte zu ſchreiben, wenn man in intereſſante und charakteriſtiſche Einzelheiten eingehen wolle. In ſolche einzugehen, iſt durchaus nothwendig, weil es ſich nicht um eine oberflächliche Kaiſergeſchichte, ſondern um die ſehr verwickelte Geſchichte vieler einzelner Volksſtämme, Provinzen, Stände und Stämme handelt. Ohne noch zu wiſſen, wie weit ich kommen würde, fing ich doch meine deutſche Geſchichte vorzubereiten an und konnte, wo die Aarauer Cantonsbibliothek nicht ausreichte, die reiche, ſog. Waſſerbibliothek in Zürich benutzen.

Ich hatte gelegentlich Aphorismen in bunter Unordnung niedergeſchrieben, die ſich dadurch charakteriſirten, daß der Gedanke in der Regel in einem poetiſchen Bilde ausgedrückt war. In vielen dieſer Aphorismen ſprach ſich übrigens ſchon eine ſcharfe Kritik mancher vorherrſchenden Zeitrichtung und auch mancher damals hochgefeierten literariſchen Größe aus. Meine Freunde fanden dieſe Sammlung intereſſant genug, um ſie zum Druck zu befördern. Ich wäre lieber mit etwas Geſchloſſenerem vor das Publikum getreten; da ich aber mein Amt und mithin auch meine Beſoldung aufgegeben hatte, brauchte ich Geld und verkaufte die Aphorismen unter dem von Jean Paul entlehnten Namen „Streckverſe" um 500 Schweizerfranken an den Buchhändler Winter in Heidelberg, bei dem ſie 1823 erſchienen ſind. Winter ſchickte in meinem Namen ein Exemplar an Jean Paul und dieſer ſchrieb mir folgenden ſehr herzlichen Brief:

„Baireut den 11. Auguſt 1823. Durch die Faulthierpoſt der ſog. Buchhändlergelegenheit, erhielt ich Ihr reiches Maigeſchenk erſt am 8. Auguſt; daher mein ſpäter Dank für daſſelbe. Ich freue mich über die Fülle Ihres Witzes und Ihrer Phantaſie und über den richtigen Geiſt Ihrer meiſten Urtheile. Eine ſolche Ueberzahl von Treffern entſchuldigt leicht das Mitlaufen einiger Nieten; doch ſolche wie S. 185 über die Krankheit Gottes, wünſchte ich herzlich hinweg.

Hinein wünſchte ich wenigſtens die Form einiger Zuſammenreihung unter Rubriken, damit aus den auseinanderliegenden Glanzhautropfen ein Regenbogen würde. Aber künftig wird Ihre Kraft ſich eine Form, welche dieſen Moſaikſtiftchen durch Zuſammenſetzung in ein Gemälde, erſt den größern Werth vermittelſt des Ortes verleiht, zu wählen wiſſen. Denn was wirkt ein ſchönes, vereinzeltes, blitzendes Auge in einem Ringe gegen eines in einem ganzen Geſichte? Leben Sie recht glücklich und Ihr Schickſal ſei Ihres Talentes würdig. Jean Paul Friedrich Richter."

Im Frühjahr kam der ſchöne Weſtphale, Graf Bochholz, mein alter Jenenſer Freund, zu uns, flüchtig aus Piemont, wo er ſo thöricht geweſen war, die Revolution mitzumachen. Er blieb monatelang bei uns, bis ihm wegen ſeines frühern trefflichen Benehmens im Kriege erlaubt wurde, frei nach Preußen zurückzukehren. Oft ſaß er in den warmen Sommerabenden unter uns Aarauer Freunden im Zimmermann'ſchen Garten am linken Ufer der Aare, wo man bei köſtlichem Wein die ſchönſte Ausſicht auf das Aarthal, das ſie umkränzende Waldgebirge und drüber hinaus auf die Schneeberge genoß.

Von Zimmermanns Garten muß ich noch erwähnen, daß wir daſelbſt an einigen Sommerabenden den Kampf der großen Todtenkopfſchmetterlinge, deren Raupen häufig in den benachbarten Kartoffelfeldern vorkamen, mit den Bienen belauſchten. Der Gärtner ſagte uns, die Schmetterlinge gingen dem Honig nach, würden aber von den Bienen vertrieben. Wir ſahen bei Licht allerdings die großen Schmetterlinge und hörten ſie ſchwirren, und auch die Bienen, vor deren Grimm wir uns aber zurückziehen mußten, ſo daß wir der Sache doch eigentlich nicht auf den Grund kamen.

Im hohen Sommer begegnete mir auch, daß ich bei großer Hitze des Nachts das Fenſter meines Schlafzimmers offen gelaſſen hatte, als ein ſchweres Gewitter kam und der Blitz an dem Blitzableiter hinab fuhr, welcher draußen vor dem Fenſter nur wenige Fuß von

meinem Kopfkiſſen an der Mauer hinablief. Ich war augenblicklich bewußtlos und konnte, als ich wieder zur Beſinnung kam, nur ſchwer athmen, denn das ganze Zimmer war voll Schwefeldampf. Doch roch er nicht wie gemeiner gelber Schwefel, ſondern glich den electriſchen Funken, die man aus Kieſelſteinen ſchlägt.

In dieſem Sommer fand ſich auch in der Maske eines ſehr anſtändigen Vergnügungsreiſenden ein ausländiſcher Spion ein, der die in Aarau anweſenden Flüchtlinge ein wenig aushorchen und überwachen ſollte. Er war uns bald verdächtig und ich übernahm es, ihn auf eine unſchuldige Art zu vertreiben. Ich lud ihn nämlich zu einer Partie auf die Waſſerflue ein, welche der Giſulaflue gegenüber liegt und von wo aus man ebenfalls eine ſehr ſchöne Ausſicht genießt, führte ihn aber die ſteilſte Seite hinauf, einen wirklich lebensgefährlichen Weg. Ich als Turner kletterte behende und ſicher an den Felſenritzen hinauf und ſah mit Schadenfreude hinter mich, wie der unglückliche Diplomat ſich abarbeitete und in Todesangſt ſchwebte, da er nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte. Nun wurde mir aber ſelber angſt um ihn und ich kletterte nicht ohne Gefahr zurück, um ihm die Hand zu reichen und ihn hinauf zu ziehen, denn das allein war noch möglich. Jeder Felſenkletterer weiß, daß man an ſteilen Abhängen eher hinauf als hinunter kommt. So brachte ich ihn endlich auf die hohe Flue hinauf, aber er hatte ſeinen Hut verloren, ſeinen eleganten Frack an Dornen zerriſſen, ſeine Hände an Steinen blutig geritzt und war halb todt. Er dauerte mich und ich warf mir vor, einen ſo grauſamen Spaß mit ihm getrieben zu haben, da er leicht hätte ſein Leben dabei einbüßen können. Aber der Zweck war erreicht, er hatte an unſerer Geſellſchaft genug und reiſte ab.

Im Juli kam wieder ein intereſſanter Flüchtling zu uns, der berühmte Nationalökonom Friedrich Liſt, der als Profeſſor in Tübingen in die württembergiſche Kammer gewählt worden war, wegen formwidriger Agitation aber zur Unterſuchung gezogen wurde und ſich der Verhaftung durch die Flucht entzog. Er hatte ſich zunächſt in Baſel niedergelaſſen und kam zuerſt von dort aus nur zum Beſuch

nach Aarau. Follen, Mönnich, Rauchenſtein und ich machten mit ihm eine Partie nach dem Vierwaldſtätterſee und nahmen unterwegs in Luzern den Profeſſor Troxler mit. Während wir nun über den ſchönen See fuhren, erzählte uns Liſt ſeine Schickſale und brach in einen Strom von Verwünſchungen gegen die württembergiſche Schreiberei aus. Indem er ſich zornig im Kahn erhob, die geballten Fäuſte ausſtreckte und zähneknirſchend ſchrie: „O Schreiber, Schreiber!“ ſchwankte der Kahn und Liſt fiel um, ſo daß er bald ertrunken wäre, wenn wir ihn nicht gehalten hätten. Er war der leidenſchaftlichſte Menſch, der mir je vorgekommen iſt, damals noch jung, aber ſchon dick. Wer ihn einmal geſehen hatte, vergaß ihn gewiß nie wieder, denn auf ſeiner kurzen und bequemen Figur erhob ſich ein unverhältnißmäßig großer löwenartiger Kopf. Seine Augen funkelten umher. Immer ſpielten Gewitter um ſeine breite Stirne, und ſein Mund flammte beſtändig wie der Krater des Veſuv.

Wir fuhren über den ganzen Vierwaldſtätterſee bis zum berühmten Grütli, wo wir ausſtiegen, und dann nach Fluelen. Von hier kehrten wir wieder um und wollten in Brunnen übernachten. Es war ſchon ſpät und der Mond ſchien hell auf den See und die Felſenufer. Aber ein böſer Wind erhob ſich und wir kamen in nicht geringe Gefahr, namentlich am kleinen Axen, ſo daß ich in Verſuchung kam, den Tellenſprung zu machen. Doch kamen wir glücklich nach Brunnen.

Am andern Tage trennte ich mich von der Geſellſchaft, da die andern durch ihre Geſchäfte heimgerufen wurden, ich aber noch freie Zeit hatte. Ich fuhr über den See nach Stansſtad, wanderte das mir liebgewordene Unterwaldener Land hinauf und ließ mich in einem behaglichen Dorfwirthshaus in Lungern an dem wunderſchönen ſmaragdgrünen See nieder, der ſpäter abgelaſſen worden iſt. Von hier aus beſtieg ich täglich den Berg Brünig, wo ich ſchon früher ſo gern verweilt hatte, konnte mich nicht ſatt ſehen an dem Anblick der Alpen, beſonders der hier ganz nahen ſilberweißen Wetterhörner. Daneben

fing ich manchen schönen Alpenschmetterling, den ich noch in meiner Sammlung bewahre. Mein Ruheplatz war die Bank vor einer Kapelle, die oben auf der Höhe die Wasserscheide bezeichnet und das Unterwaldener Land vom Haslithale trennt. Hier brachte ich halbe Tage in poetischen Träumen zu, unter Blumen und Schmetterlingen, die in der Mittagssonne ringsum gaukelten. Unter den bunten flüchtigen Psychen schwebte langsam und majestätisch wie der Schwan unter dem kleineren Wassergevögel, der schneeweiße große Alpenschmetterling Apollo. Das Madonnenbild in der Kapelle schien an dieser reichen Naturumgebung, die das Erhabenste mit dem Lieblichsten vereinigte, sich lächelnd zu freuen.

An einem heißen Mittag hatte ich mich im Schatten der Kapelle ins Gras gelegt und war eingeschlafen, da weckte mich die freundliche Stimme einer jungen, schlanken Haslithalerin und warnte mich, denn es sei ein finsteres Gewitter im Anzug. Sie kam aus Lungern und wollte nach Meiringen in ihr Thal zurückkehren. Der Weg bergab dorthin ist viel länger, als der nach Lungern. Ich konnte mich daher nicht entschließen, das schöne Mädchen allein dem Gewittersturm entgegengehen zu sehen und gab ihr Geleit. Bald war das Gewitter herangekommen und der Regen ergoß sich in Strömen unter furchtbarem Krachen des Donners. Je weiter wir den Felsenpfad hinunterkamen, um so großartiger wurde das Schauspiel, denn die kleinen Wasserfälle, die von dem Brünig und den benachbarten und gegenüberliegenden Bergen herabrinnen, waren durch den Regen mächtig angeschwollen und ganz neue, zahlreiche Wasserfälle hatten sich gebildet, die durch den Wald und über die Felsen dahertobten. Die ganze Gegend war mit Cascaden dekorirt.

Ich kehrte schon am andern Morgen nach Lungern zurück und verweilte noch länger dort. Ich hatte mich mit dem Unterwaldner Volke rasch befreundet. Es vereinte auf eine merkwürdige und echt altdeutsche Weise männlichen Stolz mit kindlicher Demuth. Bekanntlich ist das ganze Ländchen katholisch. Ich befand mich einmal beim

Pfarrer in Lungern. Es war Sonnabend Nachmittag und eine Menge Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen kamen und baten ihren Seelenhirten, sie vom Kirchenbesuch am folgenden Sonntag zu dispensiren, weil einer dieses, der andere jenes Wichtige zu thun, die meisten aber Heu einzuernten hatten. Der Pfarrer gab nun denen, die er wegen ihrer sonstigen Frömmigkeit lobte, die Erlaubniß, andern aber nicht, indem er ihnen ihre Fehler vorhielt. Keiner widersprach, alle gehorchten. Als ich nachher einen Bauern frug, warum sie dem Pfarrer so unterworfen seien, da ihnen doch sonst überall Stolz und Trotz aus den Augen blitzten, antwortete er nur, wenn der Pfarrer nicht so gebieterisch mit ihnen umginge, würden sie ihn fortjagen. Sie selber wählten ihre Pfarrer und durchgängig Männer von starkem Körperbau und starkem Charakter, weltliche Herrn leiden sie nicht, aber um Gotteswillen gehorchten sie gern. Einen Herrn müsse das Volk haben, sonst verderbe es in Uebermuth.

Im Herbst kam List mit seiner Familie nach Aarau, um einstweilen hier zu bleiben, denn er hatte in Basel schlechte Geschäfte gemacht. Immer daherbrausend und den Dreizack schwingend wie Neptun, wenn er sein Quos ego über das Meer donnern ließ, hatte List auch öffentlich allerlei Sitte, Gewohnheit und Recht in der Stadt Basel getadelt und mit so göttlicher Grobheit, daß man endlich böse auf ihn wurde. Man verbot ihm die Stadt. Als er nun aber doch wieder kam und sogar einen Flüchtlingsball gab, wurde er am andern Tage zu 24 Stunden Haft verurtheilt und zwar bei Wasser und Brod. Das brachte den Lebemann in Verzweiflung; ein Arzt aber half ihm aus, indem er ihm per Recept aus der Apotheke eine große Wurst und eine Flasche Wein verschrieb. Nach 24 Stunden mußte er Urphede schwören, daß er die Stadt nie wieder betreten werde, kam zu uns nach Aarau und erzählte uns die ganze Geschichte mit köstlichem Humor, indem Lachen und Zorn bei ihm wechselten. Seine ganze Wuth war gegen den damaligen Baseler Bürgermeister gerichtet, der ihn hatte einstecken lassen, aber für nicht sehr begabt galt. Man er-

zählte von ihm eine hübsche Anecdote. In Basel lebte ein alter unverheiratheter Fürst von Hohenlohe, als pensionirter preußischer General, der einmal bei einer Theurung im Winter den Armen Holz schenkte. Man machte nun den Bürgermeister darauf aufmerksam, es werde sich schicken, daß man auch von Seiten der Stadt dem Fürsten irgend eine Aufmerksamkeit erweise. Ein Festessen stand bevor und es wurde ausgemacht, daß der Fürst dazu sollte eingeladen werden und daß der Bürgermeister einen Trinkspruch auf ihn ausbringen sollte. Das Essen wurde abgehalten, der Bürgermeister übereilte sich aber nicht, aufzustehen. Als nun die Zeit der Toaste gekommen war, erhob sich der Fürst, hielt eine kleine Rede zum Lobe der gastlichen Stadt und schloß mit den Worten: Es lebe die Stadt Basel und ihre Einwohner! Nun stupfte man den Bürgermeister, er solle auch aufstehen und dem Fürsten danken. Da erhob er sich endlich und stammelte: Es lebet au der Herr Fürst vu Hohelo und sine Inwohner.

Auch Professor Troxler kam, von Luzern vertrieben, mit seiner Familie nach Aarau. Dieser liebenswürdige Gelehrte, mit dessen feinem Geiste ich gern Umgang pflog, war von Körper ziemlich klein und entstellte sich ein wenig durch einen hahnenkammartig hoch über die Stirn vorragenden Haarschopf. Dagegen war seine junge wunderschöne Frau eine wahre Riesin, wie sie denn auch, aus Potsdam gebürtig, von der alten preußischen Garde zu stammen schien. Eine vollkommenere Vereinigung von Körpergröße und Formenschönheit sah ich nie wieder, außer an der kolossalen Flora von Marmor in Florenz.

Mönnich hatte Hofwyl verlassen und eine Zeit lang eine Lehrstelle in Lenzburg angenommen, während welcher Zeit wir sehr oft in einem Dorfe zwischen Aarau und Lenzburg Abends zusammen kamen. Endlich kam auch er ganz nach Aarau und hier entwarfen wir gemeinsam Pläne für die Zukunft, denn wir waren alle wie der Vogel auf dem Zweige. Das erste Ei, welches wir gemeinschaftlich

ausbrüteten, war eine periodiſche Zeitſchrift unter dem Namen der „Europäiſchen Blätter.“ Der Aargauer Regierung war nicht wohl dabei zu Muthe, ſie wollte daher den Druck innerhalb des Cantons nicht geſtatten. Der Canton Zürich dachte großmüthiger, mein Freund Eduard Geßner durfte unſere Blätter in Zürich erſcheinen laſſen. Leider beſtand unſere kleine Geſellſchaft aus allzu heterogenen Geiſtern, es ließ ſich alſo keine rechte einheitliche Tendenz in die Blätter bringen. Noch viel weniger konnten ſie pecuniär etwas abwerfen, was den Familienvätern unter uns genügt hätte. Jeder mußte deshalb in der nächſten Zeit ſein Glück anderswo verſuchen. Die Blätter konnten daher keinen langen Beſtand haben. Follen heirathete ſeine reiche Müllerstochter und wurde vollends faul. Troxler bekam eine Profeſſur in Baſel. Auch wir andern konnten nicht lange mehr brodlos in Aarau ſitzen bleiben.

Man kann ſich denken, welches Conglomerat von Artikeln die Europäiſchen Blätter enthielten, indem Liſt darin ſeiner Leidenſchaft Luft machen, Troxler ſeinen philoſophiſchen Anſichten Geltung verſchaffen wollte. Ohne unbeſcheiden zu ſein darf ich wohl als Thatſache anführen, daß meine kritiſchen Artikel das meiſte Aufſehen erregten und unſern Blättern einigen Namen machten. Ich begann nämlich mit einer Galerie unſerer berühmteſten Dichter und unterwarf zum erſtenmal die Werke des großen Goethe einer ſcharfen Kritik, von dem Standpunkt aus, den meine Kritik auch ſpäter und bis auf dieſen Tag niemals verlaſſen hat. Ich erklärte nämlich, ein gegen die Religion ſo indifferenter, gegen das Unſittliche ſo nachſichtiger und ſo viel mit ausländiſchen Geſchmäcken und Formen kokettirender, weibiſch eitler Mann, der auch durch ſeine Beſchmeichelung Napoleons bewährte, wie wenig Herz er für ſein Vaterland habe, könne und dürfe nicht als erſter und einziger Genius der Nation angeſehen werden. Ohne ihm ſeine großen Talente zu beſtreiten, ohne das Liebenswürdige und Verführeriſche in ſeiner Koketterie wie in ſeiner Natürlichkeit zu verkennen und ohne einen Stein auf den werfen zu wollen, der als Kind ſeiner Zeit ein Recht hatte zu ſein, wie er eben war, trat ich

nur dem Cultus entgegen, den man mit ihm trieb. Man begriff auch die Bedeutung meiner Opposition. Ich erregte einen großen Grimm bei denen, welche damals die öffentliche Meinung lenkten, während ich auch viele Freunde und Anhänger fand.

Mönnich übernahm die Redaktion der Blätter und ging zu diesem Behufe nach Zürich. Es schien ihm nützlich, gegenüber der deutschen Philisterwelt, die nur vor Titeln Respekt hat, sich zum Doctor machen zu lassen, was der gute Philologe Dedekind in Erlangen besorgte. Ich ahmte seinem Beispiel nach, was ich aber hinterdrein bereute, denn da ich immer unabhängig blieb, brauchte ich auch keinen Titel und es hätte sich gar nicht übel ausgenommen, wenn ich in der Gelehrtenwelt etwas Erkleckliches geleistet hätte auch ohne irgend einen Titel. Ich wählte übrigens zu meiner Dissertation ein Thema, welches die uralte Racenkraft des deutschen Volks hervorhob „über den freiwilligen Tod der alten Deutschen." Nur einen Auszug daraus ließ ich in den Europäischen Blättern I. S. 197. 280 f abdrucken.

Als leidenschaftlicher Turner hatte ich von jeher auf die deutsche Volkskraft, auf die Tüchtigkeit der Race hohen Werth gelegt, und es war mir schmerzlich zu erleben, wie man diese Volkskraft doch einigermaßen sich abzehren ließ. Dazu veranlaßten mich drei Wahrnehmungen, einmal das Ueberhandnehmen der Fabriken, unzertrennlich von dem wachsenden Elend der Arbeiterfamilien, zweitens die Uebertreibung der Stubenhockerei in den Schulen, die Ueberhäufung junger Schüler mit Lehrstunden, drittens die socialen Aenderungen in den Mittelclassen, das Mißverhältniß zwischen geringen Besoldungen und hohen Preisen der nöthigsten Lebensbedürfnisse, daher die Ueberhandnahme alter Junggesellen, welche nicht die Mittel besaßen, um zur rechten Zeit heirathen zu können und daher auch das Sitzenbleiben so vieler wohlgerathener Mädchen, aus denen tüchtige Frauen und Mütter hätten werden können.

Da ich zu meiner damals begonnenen „Geschichte der Deutschen"

nicht Quellen genug in den mir zunächſt zugänglichen Schweizer Bibliotheken fand, verließ ich Aarau im Frühjahr 1824 und ging über Stuttgart nach Heidelberg, deſſen reiche Bibliothek mir vorerſt genügte.

VII. In Heidelberg.

Meine Reiſe von Aarau nach Stuttgart bot wenig Intereſſantes dar. Auf dem Tuttlinger Berge, wo ich vor vier Jahren die Schweiz zum erſtenmal begrüßt hatte, nahm ich jetzt wieder von ihr Abſchied und zwar einen wehmüthigen. Ich hatte bisher alles, was das Schickſal über mich verhängte, mit leichtem Sinne hingenommen. Jetzt war ich zum erſtenmal in meinem Leben recht traurig, denn ich hatte verloren, was ich niemals wiederfinden ſollte. Die ſchönen Alpen ſtellten ſich mir noch einmal in ihrem hellen Glanze dar, von Schwaben her wehte mir aber ein kalter, häßlicher Schneeſturm entgegen. Indeſſen ermannte ich mich, das Wetter wurde wieder beſſer, und ich unterhielt mich mit dem dicken Conducteur von einer ſchon lange vergangenen Zeit, nämlich vom Jahr 1806. Er hatte unter den württembergiſchen Chevaux légers gedient und die Plünderungen in Schleſien mitgemacht. Es gereichte ſeinem Herzen zur Ehre, was er darüber ſagte. Ich hatte ſpäter noch öfter Gelegenheit, ſolche alte Soldaten zu hören, die entweder bereuten, was damals geſchehen war, oder lieber gar nicht davon reden wollten. Alle aber lobten das gute Volk der Schleſier, das damals ſo ungerecht von ihnen mißhandelt worden war.

Am 14. April 1824 kam ich in Stuttgart an und gab einige Briefe von List an dessen Bekannte ab. Im Hause des Procurator Schott wurde ich auf das liebevollste aufgenommen. Er war damals noch ein blühender Mann von feinen Manieren und ausgezeichneter Bildung und genoß großes Ansehen als Landtagsabgeordneter, der mit unerschütterlich festem Charakter früher am alten Recht festgehalten, die beiden octroyirten Verfassungen verworfen und bei der zwischen Regierung und Ständen verabschiedeten und beide gleich sehr verpflichtenden neuen Verfassung mitgewirkt hatte. Im Uebrigen war er eine Zeitlang in Paris gewesen, liebte außer den Classikern vorzugsweise die französische Literatur und befand sich viel weniger mehr auf dem Standpunkt des alten deutschen ständischen Rechtes, als auf dem der französischen, das moderne Repräsentativsystem ausbildenden liberalen Doctrin, auf demselben Standpunkte, den auch bereits v. Rotteck und Welcker in der badischen Kammer eingenommen hatten. Es war mir auffallend, wie in den vier Jahren, die ich außerhalb des deutschen Bundes zugebracht hatte, die politische Stimmung verändert, das christlich deutsche Programm der Burschenschaft, die großartige Reichsidee von Görres vergessen war. Niemand träumte mehr von deutscher Einheit und Größe. Die Carlsbader Beschlüsse und die Hegelei in Berlin hatten desfalls ihren Zweck vollkommen erreicht. Eine Patriotenpartei gab es nicht mehr. Dagegen war eine französisch gefärbte liberale Partei aufgekommen, welche mit denselben Mitteln wie die liberale Partei in Frankreich, politische Freiheit erkämpfen wollte. Man abstrahirte so sehr von der deutschen Nationalität, daß man sich mit Vorliebe für fremde Nationen begeisterte. So war mein neuer Freund Schott bei einem Griechencomité betheiligt und schwärmte für die Freiheit der Neugriechen.

Schotts Gattin war eine sehr liebenswürdige, feingebildete und ideenreiche Dame, ihr Haus äußerst gastlich. Auch von Uhland, der damals noch in Stuttgart wohnte, und seiner freundlichen Frau wurde ich auf das beste aufgenommen, wie auch von Gustav Schwab,

dem Uhland innig befreundeten Dichter, der Professor am Gymnasium in Stuttgart war und in seinem gleichfalls sehr gastlichen Hause täglich Einheimische und Fremde sah. Außer ihnen lernte ich Samuel Gottlieb Liesching kennen, einen im Vermögen herab gekommenen Kaufmann, der aber voll Geist war, schöne Kenntnisse, besonders im Gebiet der bildenden Künste besaß, daher auch mit Gemälden handelte und damals ein freisinniges Blatt, den „Deutschen Beobachter" redigirte. Ferner den Hauptmann a. D. Seybold, List's Schwager, dem ich in seine Neckarzeitung, um nebenbei etwas zu verdienen, Miscellen schrieb. Ich will dabei nicht verfehlen, zu bemerken, daß seine Schwester, List's Frau, sehr schön war. — Auch Börne kam nach Stuttgart, wo er mit Cotta wegen politischer Correspondenzen unterhandelte, und besuchte mich. Ich kannte ihn nur von seiner „Waage" her, in die sogar Görres Artikel geliefert hatte, achtete ihn also als einen guten Patrioten und fand in ihm auch etwas Sinniges und Bescheidenes, so daß ich nicht geglaubt hätte, er würde später in Paris sich über die Deutschen lustig machen und sich dafür vom französischen Publikum honoriren lassen. Doch der Jude bleibt Jude.

Eine große Erquickung war mir die Boisseréesche Sammlung altdeutscher Gemälde, die in Stuttgart aufgestellt war.

Ich hatte schnell so viele Freunde in Stuttgart gefunden, daß ich länger dort verweilte, als ich anfangs im Sinne gehabt hatte, und dadurch meine Weiterreise nach Heidelberg verzögerte. In Schott's Hause sah ich zum erstenmal ein junges schönes Mädchen aus Cannstadt, ohne noch daran zu denken, daß sie meine Frau werden würde. Die Stadt, die noch nicht die Hälfte so groß war wie jetzt, gefiel mir in der schönen Sommerzeit ausnehmend wohl, hauptsächlich wegen der reizenden Umgebung von Weinbergen und malerischen Waldbergen. Ich blieb hier bis in die Mitte des Juli, brach aber dann endlich rasch ab und war am 23. Juli in Heidelberg.

Hier kannte ich nur den Buchhändler Winter, der meine Streckverse verlegt hatte und überdieß ein spezieller Freund von Schott und Liesching war. Er machte damals ein Haus in Heidelberg und

war ein um ſo angeſehenerer Mann, als er auch als badiſcher Landtagsabgeordneter gegen die damalige ſchlechte Regierung des Großherzog Ludwig freimüthig geſprochen hatte. Er war auch ein Kunſtfreund und beſaß einige ſchöne alte Gemälde. Aber auch ein eifriger Freimaurer, und ich hatte meine liebe Noth mit ihm, da er beſtändig in mich drang, ich ſolle mich in eine Loge aufnehmen laſſen. Dasſelbe that der alte Kirchenrath Paulus, der ſich ſehr um mich bemühte und mir viele Bücher über die Freimaurerei ins Haus ſchickte, um mich dafür zu gewinnen. Durch ihn ließ mich auch der alte Voß zum Kaffee einladen, ich ging aber nicht hin, weil ich dieſen Pedanten ſchon von der Schule her nicht leiden konnte. Ich kannte die Schriften des alten Paulus noch nicht und war von der verderblichen Rolle, die er als Haupt der Rationaliſten in Baden ſpielte, nicht unterrichtet, ſonſt würde ich von vorn herein wie mit Voß, ſo auch mit ihm jede Begrüßung vermieden haben.

Ich erfreute mich, wie jeder Andere an der reizenden Lage der Stadt Heidelberg. Doch machte ich eine Erfahrung, welche andere Fremde, die ſich länger hier aufhielten, gleichfalls gemacht haben. Im erſten Monat nämlich war ich täglich auf dem alten Schloſſe, nachher weniger oft, und unvermerkt richtete ich mit meinen Freunden unſere Spaziergänge gegen Mannheim in die Ebene hinaus. Jachmann, der geiſtreiche und melancholiſche Livländer, deſſen Nachlaß ſpäter Zſchokke herausgegeben hat und mit dem ich in Heidelberg öfters Spaziergänge machte, beobachtete an ſich ganz dieſelbe Neigung, nach einiger Zeit lieber ins Flache hinauszugehen, als auf den Berg. Der Grund davon war nicht etwa Ueberſättigung an den Reizen des alten Schloſſes, ſondern vielmehr das Bedürfniß, aus der ſchmalen Gaſſe des Thales mehr ins Freie und Lichte hinauszukommen. Ich machte übrigens in der guten Jahreszeit viele ſchöne Partieen in der Umgegend, nach Neckarſteinach, auf den Heiligenberg, auf den Kaiſerſtuhl, nach Mannheim und Karlsruhe, unter andern auch einmal mit dem berühmten Maler Rottmann von München, der ſeine junge und ſchöne Frau bei ſich hatte, zur Kirmeß nach Ziegelhauſen.

Ich benutzte sehr fleißig die Bibliothek, denn ihretwegen war ich nach Heidelberg gekommen. Der damalige Bibliothekar, der berühmte Mythologe und Historiker Mone, leistete mir dabei die freundschaftlichsten Dienste. Dieser liebenswürdige Gelehrte machte mich auch mit dem alten Creuzer bekannt, der als einer der ersten Philologen und Mythologen Deutschlands glänzte und in dessen Vorlesungen ich schon vor fünf Jahren einmal hospitirt hatte. Er war mit Görres sehr befreundet und empfing mich auf das herzlichste. Ich mußte ihn öfters besuchen und jedesmal mit ihm eine Flasche trefflichen Wein trinken. Dabei ließ er sich ganz gehen und pflegte im Eifer des Gesprächs seine rothe Perücke mit der Hand herumzudrehen, daß oft hinten vorn wurde. Er war äußerst lebhaft und geistreich und man mußte ihn liebgewinnen. Ich fand bei ihm nicht den mindesten Professorenhochmuth, sondern die anmuthigste Natürlichkeit und die seltenste Bescheidenheit. Unter andern rühmte er den Einfluß, den Görres auf ihn geübt, von dem er mehr gelernt habe, als von vielen Andern. Das war nun damals nicht Mode, im Gegentheil wollten viele gelehrte Schafsköpfe den großen Görres kleinmeistern. Ich wohnte ganz nahe bei Creuzer, links von ihm, und hinter meinem Hause stand in einem Garten das Haus des alten Voß, den ich oft in Schlafrock und Nachtmütze mit der Pfeife gravitätisch herumspazieren sah, eine lange hagere Figur mit einem Gesicht, das aus einiger Entfernung einer gebackenen Birne glich. Noch nicht lange vorher hatte es Reibungen unter den Studenten gegeben, von denen ein Theil durch Voß und Paulus gegen Creuzer gehetzt wurde und demselben auch einmal die Fenster einwarf. Ich lernte auch den Professor Thibaut kennen, einen Mann von sehr würdigem Aussehen, dem ich nicht lange nachher bei seinem literarischen Kampfe für die alte Kirchenmusik beizustehen Gelegenheit hatte.

Zu meinem Erstaunen wurde einmal in meiner Abwesenheit mein Zimmer von der Polizei geöffnet und wurden alle meine Papiere durchstöbert; hätte man das Geringste darin gefunden, was mich verdächtigt hätte, so würde ich Noth haben ausstehen müssen. Ich erfuhr,

der alte Paulus habe mich verdächtigt, wie er mich später auch in Württemberg bei der Regierung als Demagogen anzuschwärzen versuchte.

Ich beschloß, nur noch eine Zeitlang die Heidelberger Bibliothek zu benutzen und dann nach München zu gehen. Dieser mein Plan wurde hauptsächlich durch Maßmann veranlaßt, der denselben Winter in Heidelberg zubrachte, nach München gehen wollte und wirklich im nächsten Jahr dahin gegangen ist. Mit Maßmann war ich täglich zusammen. Unsere Abende brachten wir theils in einem Gasthof in der Stadt, theils auf dem alten Schlosse zu. In der Stadt verkehrten wir viel mit dem jungen Grafen Leon, der hier studirte, einem natürlichen Sohn Napoleons, dem er auch auffallend ähnlich sah. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Auf dem alten Schlosse wohnte Karl Barth, ein ausgezeichneter Kupferstecher, und da eine gemüthliche Wirthschaft und guter Wein oben zu finden war, brachten wir viele Winterabende in der schönen und berühmten Ruine zu. Es bildete sich da ein kleiner Kreis, dem außer Maßmann und mir auch noch ein gewisser Kirchgeßner und der Maler Keller angehörte, welcher später als Restaurateur nach Berlin berufen wurde. Barth zeichnete mich. Dieser muntere Künstler soll sich später entleibt haben.

Oft gesellte sich auch Julius Treutler zu uns, der in Heidelberg studirte und mein Vetter war, denn sein Vater war der Bruder meines guten Stiefgroßvaters, und sein eigener älterer Bruder Karl der Mann meiner älteren Schwester Emilie. Ich hatte diesen Julius schon als kleinen Knaben in Waldenburg immer gern gehabt, weil er so hübsch, anstellig und nicht ohne Geist war. Er dichtete auch und seine Lieder sind später gedruckt worden. Ich hatte ihn immer noch lieb und er hing sich auch an mich mit einer wahren Innigkeit wie an einen älteren Bruder an. Aber er hatte durch das üppige Leben, welches reiche Studenten und ganz besonders das Corps Borussia in Heidelberg führten, seine Gesundheit zerrüttet und ist im folgenden Jahre, nachdem er nach Schlesien zurückgekehrt war, gestorben.

In jener Zeit studirte ein junger Livländer in Heidelberg, der sich einmal in Baden-Baden an die Spielbank setzte und an einem

Abend 40,000 Gulden gewann. Sein Bedienter mußte ihm das Geld in den Gasthof tragen, und er schlief sehr vergnügt ein, mit der Absicht noch länger in Baden zu bleiben und noch mehr zu gewinnen. Als er aber am andern Morgen erwachte, war das Geld verschwunden und auch der Bediente konnte nirgends aufgefunden werden. Alle Nachforschungen der Polizei blieben fruchtlos, und der Student kehrte verdrießlich nach Heidelberg zurück. Nach vier Wochen aber bekam er von seinem Vater einen Brief, welcher anfing: „Du Schlingel, wenn der treue Johann nicht wäre!" Der Bediente hatte nämlich vorausgesehen, sein junger Herr werde den Gewinn bald wieder verspielen, war daher noch in derselben Nacht auf und davon gefahren, um das Geld dem Vater zu bringen.

Heidelberg ist seit langer Zeit immer von reichen Studenten besucht worden, und da sie sowohl den Professoren als der Stadt Geld brachten, hat man ihre, zuweilen kolossale Lüderlichkeit immer geduldet und ihnen ein Monopol gegönnt, wie der Spielhölle in Baden-Baden.

Ich muß hier noch einige Bemerkungen über die badischen Zustände überhaupt anknüpfen, wie ich sie damals fand. Die Rheinbundzeit wirkte noch nach. Freimaurerei und seichter Rationalismus hatten hier, wie in der Schweiz, stets dem Napoleonismus gedient. Das war die echte Rheinbundpolitik, wie sie dem Kaiser Napoleon wohlgefiel. Auch der alte Voß wurde nicht seiner Hexameter wegen nach Heidelberg berufen, sondern um in dem antikirchlichen Geiste zu wirken, welcher durch die Studirenden und Beamten im Volke verbreitet werden mußte, damit es die kleinen Despoten der Rheinbundzeit bequem hätten zu regieren. So diente Voß als Wächter und Angeber. So belauerte und verfolgte er den armen Stolberg. So wüthete er mit Händen und Füßen im Jahre 1806 gegen die Romantiker in Heidelberg: Görres, Achim von Arnim, Clemens Brentano. Als Deutscher hätte er das Streben dieser edlen Männer, die inmitten der tiefsten Schmach des Vaterlandes an die Herrlichkeit der Vorzeit erinnerten, ehren und unterstützen sollen. Aber gerade weil

ſie den vaterländiſchen Sinn weckten, bekämpfte ſie Voß im Dienſt der Rheinbundpolitik und verleumdete ſie als Ultramontane. Auf die gleiche Weiſe verleumdete er den edlen Creuzer, als wolle derſelbe durch Erklärung der uralten griechiſchen und orientaliſchen Myſterien katholiſche Myſtik einführen.

Der proteſtantiſchen Gläubigkeit erging es nicht beſſer in Baden, wie der katholiſchen. Der Rationalismus war freilich nichts Neues mehr, durch Paulus aber wurde er bis zum Fanatismus geſteigert. Wehe dem Pfarrer oder auch nur Schulmeiſter, der die Evangelien hätte anders verſtehen wollen, als Paulus in ſeinem berüchtigten Buche vom Leben Jeſu! Die aufgeklärte Geiſtlichkeit war ganz mit dem weltlichen Beamtenthum verſchmolzen, ein Werkzeug der Staatsgewalt.

So waren denn die Zuſtände hier dem chriſtlich deutſchen Programm, welches wir nach dem Befreiungskriege als das allein heilbringende aufſtellten, ſchnurſtracks entgegengeſetzt. Statt des Chriſtenthums hatte man eine windige Aufklärerei mit viel Unſittlichkeit verbunden, und ſtatt der Ehrfurcht vor der großen vaterländiſchen Idee nur das Erbtheil der Rheinbundpolitik, badiſchen Sondergeiſt und Staatsomnipotenz mit einer wohldreſſirten Bureaukratie. Dieſer ſchlechte Geiſt erreichte ſeine Höhe unter der Regierung des tief unſittlichen Großherzog Ludwig. Aber das Uebel gebar ſich ſeine Strafe ſelbſt. Die Regierung war es, welche die Gottesfurcht und den ſittlichen Ernſt verbannt hatte und nun für ihre kleine Autorität den Glauben nicht mehr in Anſpruch nehmen konnte, den ſie höheren Autoritäten zu verſagen das Volk abgerichtet hatte. Daher die raſche Ueberhandnahme des Liberalismus ſelbſt im Beamtenſtande und die Revolution, die 1848 das ſchöne Baden zu verwüſten drohte.

Es war eine ſehr unerquickliche Zeit, und ich fühlte ihren ſchweren Druck. Die Deutſchen ſchienen ihren glorreichen Krieg und Sieg vergeſſen zu haben, oder ſich deſſelben ſogar zu ſchämen, denn ſie ließen ſich nicht nur die Infamie gefallen, mit welcher der Jude Heine

alles Heilige, was in unſerer Nationalehre wie in unſerer Religion liegt, verſpottete, ſondern ſie bewunderten ihn ſogar deshalb. Die Popularität dieſes witzigen, aber ſittenloſen Juden, verbunden mit der damaligen Alleinherrſchaft der Hegelſchen Philoſophie waren Früchte der Zeit, wie man ſie ſich nicht fauler und unſerer großen Nation unwürdiger denken kann, nachdem kaum ein Jahrzehent ſeit der todesmuthigen Erhebung dieſer Nation gegen Napoleon verfloſſen war. Wo man auch an den beſſern Geiſt der Nation zu appelliren verſuchte, man ſtieß faſt überall nur auf Gleichgültigkeit, Frivolität und Particularismus, ſo daß der wenn auch ganz franzöſiſch gefärbte politiſche Liberalismus faſt der einzige Troſt blieb, weil in demſelben wenigſtens eine treibende Kraft vorhanden war, mit der man hoffen konnte, eine Breſche in die geiſtloſe Bundestagspolitik zu legen.

Es herrſchte damals eine fürchterliche Gemeinheit in der Welt, eine Flucht vor allem Heiligen, Großherzigen und Schönen, jenes „geſpenſtige Philiſterthum," vor dem ſich Callot-Hoffmann bis zum Wahnſinn entſetzte und Lord Byron lieber in den barbariſchen Orient flüchtete. Dieſe Gemeinheit ging von den Thronen aus. Es war noch der alte fürſtliche Abſolutismus, aber abgeſchwächt, ohne Geiſt, ohne jene Grazie, die einſt die Laſter Ludwigs XIV. und Auguſts II. von Sachſen noch liebenswürdig gemacht hat. Es war da in den obern Regionen der regierenden Gewalten nirgends mehr ein Feuer, ein Genie, eine große Leidenſchaft, eine Thatkraft. Alles war ordinair, langweilig, geſchmacklos, ſogar die Trachten. Man konnte dieſen badereiſenden Majeſtäten und Hoheiten nur mit Achſelzucken nachſehen. Daneben die diplomatiſchen Kreiſe aus Metternichs Atmoſphäre! Wo hier noch einiger Witz und Geiſt war, wurde man doch immer an die beiden Klingsberge erinnert. Der Adel vegetirte in derſelben Sorgloſigkeit wie die Fürſten und verſäumte alles, um ſich populär zu machen. Von ihm konnte man verlangen, daß er der alten Ritterlichkeit der Nation hätte eingedenk bleiben ſollen. Es gab auch wirklich noch einige echte Ritter, aber ſie verloren ſich in der

Maſſe der Hofſchranzen und jener Klaſſe, deren Wappenhelm ein Branntweinhelm wurde.

Die eigentliche Gewalt war bei der Bureaukratie. Dieſe Schreibergeſichter, die zwiſchen lächerlich hohen Civiluniformskragen gewöhnlich entweder zu mager oder zu dick herausguckten und in der Regel genau das Gegentheil von plaſtiſcher Schönheit darſtellten und deren hölzernes und karikirtes Weſen das Gegentheil aller Mannhaftigkeit und Ritterlichkeit war, beherrſchten doch die ganze übrige Menſchheit und waren ſich deſſen wohlbewußt.

In der trägen und ſchwülen Luft jener Reſtaurationsperiode begann es übrigens von Weſten her zu wehen. In Frankreich waffnete ſich nach und nach die liberale Oppoſition gegen die Bourbons, und in England mahnte Lord Byron an die alte romantiſche Welt und ſprach ſeinen poetiſchen Fluch über die Gemeinheit und Proſa der Gegenwart aus. Das fand nun Anklang auch bei den Mißvergnügten in Deutſchland; indem aber dieſe Mißvergnügten nur das Ausländiſche überſetzten und nachahmten, bewieſen ſie damit wieder den Mangel an eigenem Geiſt und Urtheil. Es war doch kläglich, daß alle franzöſiſchen Memoiren, in denen zum Hohn der Bourbons die Revolution und das Kaiſerreich verherrlicht wurden, auch in Deutſchland unzählige Leſer und Bewunderer fanden, während um die große Vorzeit der deutſchen Nation ſich nur ganz Wenige bekümmerten, die man noch dazu häufig verlachte. Von einer Wiederbelebung des deutſchen Nationalbewußtſeins, des ureigenen deutſchen Geiſtes und Geſchmackes, von Herſtellung des deutſchen Bauſtyls, der deutſchen Nationaltracht, der deutſchen Hanſa, wovon man in den Befreiungsjahren ſoviel geträumt hatte, war nicht mehr die Rede. Görres war nicht nur in Preußen verfolgt, ſondern wurde auch dem ganzen gebildeten Publikum als Finſterling verhaßt gemacht. In allen Schulen wurde unſere glorreiche Kaiſerzeit, in welcher wir die Herren Europas waren, als finſteres Mittelalter geläſtert, und die letzten Jahre unſerer Zerriſſenheit, in denen wir eine Provinz nach der andern ans Ausland

verloren und endlich völliger Fremdherrſchaft anheimfielen, als das goldne Zeitalter der Aufklärung und Bildung geprieſen.

Wie war es möglich, frug ich mich oft, daß eine ſo große Nation, wie die deutſche, zu ſo kleinlicher und erbärmlicher Denkungsart herabſinken konnte?

VIII. Meine Anſiedelung in Stuttgart.

Nachdem ich noch einen ſehr vergnügten Abend mit meinen Heidelberger Freunden zugebracht hatte, fuhr ich in der Nacht des 21. März 1825 mit dem Eilwagen ab. Die Eilwagen waren damals noch eine neue Erfindung und wurden im Vergleich mit den früheren Poſtwagen als ein großer Fortſchritt der Zeit bewundert. Ich wollte nach München, hielt mich aber, als ich am folgenden Morgen in Stuttgart anlangte, dort bei meinen Freunden wieder länger auf. Der arme Liſt, der unvorſichtig aller Warnungen ungeachtet nach Württemberg zurückgekehrt war, büßte auf dem Asperg, wurde aber bald nach Nordamerika entlaſſen. Auch Lieſching war als Redakteur des freiſinnigen Beobachters eine Zeitlang gefangen geſetzt. Sonſt fand ich alles wie im vorigen Jahre.

Stuttgart liegt ſehr ſchön in einem einer Venusmuſchel gleichenden Thale, aus dem ſich ringsum die Berge hinaufziehen. Es wurde ſchon vor faſt 200 Jahren von einem franzöſiſchen Dichter wegen der ſchönen Weinberge geprieſen, von denen die Stadt rings umgeben iſt. Der Dichter ſagt, wenn man die Trauben hier nicht abpflückte, ſo würde die Stadt von Wein überſchwemmt werden:

Si on ne cueillait de Stutgard le raisin
La ville irait se noyer dans le vin.
(Berckenmeyer, cur. Antiqu. I. 521).

Ich verfehlte nicht, mich bald mit der ſchönen Umgegend bekannt zu machen. Zu Oſtern (am 3. April) machte ich mit Schott, ſeinen älteren Knaben und Maßmann beim ſchönſten Wetter eine Fußpartie über Fellbach, den Capellenberg, die Katharinenlinde und die Filiale nach Eßlingen und durch das Neckarthal zurück. Einer der reizendſten Ausflüge in der an Naturſchönheiten ſo reichen Umgebung der ſchwäbiſchen Hauptſtadt. Als wir nun Abends vor dem Dorfe Wangen an einer grünen Wieſe vorüberkamen, ſahen wir dort eine Geſellſchaft Cannſtatter fröhlich im Freien tanzen. Eine Blondine in lichtblauem Kleide reizte mich durch ihre ſchöne Figur, und ſiehe da, es war daſſelbe Mädchen aus Cannſtatt, was ich ſchon einmal im vorigen Jahre bei Schotts geſehen hatte. Es fügte ſich, daß ich ſchon am folgenden Abend an ihrer Seite im Stuttgarter Theater ſaß, wo Mozarts Don Juan vortrefflich aufgeführt wurde. Während mich nun dieſe Bekanntſchaft noch in Stuttgart feſſelte, da ich aber immer noch an nichts dachte, als nach München zu gehen, auf deſſen Kunſtſchätze ich mich ſchon lange freute, hatte bereits der alte Herr v. Cotta alles veranſtaltet, um mich in Stuttgart zurückzuhalten und überraſchte mich am 11. April mit ſeinem Antrage. Er war durch meine Streckverſe und durch meine Aufſätze in den Europäiſchen Blättern auf mich aufmerkſam geworden und hatte bereits ſeine bisherige Verbindung mit Müllner, welcher das mit dem vielgeleſenen Morgenblatt verbundene Literaturblatt redigirte, gelöſt, um mir deſſen Redaction anzuvertrauen, wenn ich dazu Luſt hätte. Er verſprach mir, mich pecuniär ſo günſtig zu ſtellen, daß ich, wenn ich Luſt hätte, auf der Stelle heirathen könne. Er bemerkte mit Recht, daß Stuttgart für eine literariſche Thätigkeit ein weit günſtigerer Platz ſei, als München. Schon wegen der verhältnißmäßig größeren Preßfreiheit in Württemberg. Da ich nun in der That in Stuttgart etwas Gewiſſes gefunden hatte, zog ich es dem Ungewiſſen in München vor und blieb.

Cotta war ein außerordentlich verſtändiger und wohlwollender Mann, damals ſchon ergraut, aber noch von großer Lebhaftigkeit des

Körpers und Geiſtes. An wahrer Genialität hat er wohl alle Buchhändler in Deutſchland übertroffen. Er war ein königlicher Kaufmann, wie Shakeſpeare geſagt haben würde. Nach ſeinem Tode fand man in ſeinen Büchern Poſten von mehr als 200,000 Gulden ausſtehen, Vorſchüſſe, die er jungen Gelehrten und Künſtlern gemacht hatte und die ihm nie zurückbezahlt worden ſind. Ich war öfters Zeuge, wie großmüthig er junge Talente unterſtützte und ihnen durch ſeine Geldſpenden ihre weitere Ausbildung, namentlich auf Reiſen möglich machte. Er kümmerte ſich auch nicht um die Leute, die ihm einredeten, er als Verleger Goethes ſolle ſich mit mir, als einem Feinde Goethes, nicht einlaſſen. Ebenſo wenig dachte er daran, mich in der Freiheit meiner Redaction beſchränken zu wollen, da es meine erſte Contractbedingung war, daß dies nicht geſchehen dürfe. Er unterhielt ſich viel und gern mit mir, insbeſondere über Politik und Literatur, wobei ich viel von ihm lernte, denn er kannte die Welt und urtheilte ebenſo ſcharfſinnig als freimüthig. Er lud mich oft zu Tiſche und hatte die liebenswürdige Gewohnheit, ſeltener große Tafel zu halten, deſto häufiger aber nur wenige geiſtreiche Leute bei ſich zu ſehen, beſonders wenn ſich ein intereſſanter Fremder eingefunden hatte.

Am 9. Mai wurde mir die Ehre zu Theil, die Feſtrede beim erſten in Stuttgart gefeierten Schillerfeſte zu halten, dem nachher ſo viele andere in und außerhalb Stuttgart nachgefolgt ſind. Unter den Sängerinnen befand ſich auch mein ſchönes Mädchen von Cannſtatt, und zwei Tage ſpäter war ich mit ihr verlobt. Johanna Bilfinger war die jüngſte von drei Schweſtern, damals neunzehn Jahre alt, die Tochter einer Pfarrerswittwe. Ihr Vorfahr war der berühmte Geheimrath Bilfinger, Mentor des Herzog Karl in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und durch ſeine philoſophiſchen Schriften ausgezeichnet. Wenige Tage nach unſerer Verlobung ſaß ich bei meiner Braut auf dem Sopha, als ihre Mutter mit Thränen aus ihrem Weinberg zurückkehrte, denn ein grimmiger Maifroſt hatte die ganze Hoffnung auf den diesjährigen Herbſt vernichtet. Aber die

gute Mutter trocknete ihre Thränen und lachte wieder, als ſie uns ſo traulich beiſammen ſitzen ſah.

Ich beſchäftigte mich mittlerweile mit einer Flugſchrift „Voß und die Symbolik", worin ich Creuzer gegen das unvernünftige Gebell des alten Voß vertheidigte, und mit der Herausgabe eines poetiſchen Taſchenbuchs, welches unter dem Titel „Moosroſen" noch in demſelben Jahre erſchienen iſt. Guſtav Schwab und Friedrich Rückert in Coburg, Adalbert v. Chamiſſo in Berlin, meine Heidelberger Freunde Maßmann, Karl Barth, meine Schweizer Freunde Fröhlich und Tanner, auch mein Schulfreund Hermes aus Breslau gaben Beiträge dazu, nur Ludwig Follen ließ mich, gegen ſeine Zuſage, aus gewohnter Faulheit im Stiche, ſo daß ich, um zu rechter Zeit das Büchlein fertig zu bringen, auch einiges Unpaſſende aufnehmen mußte. Das berühmte Lied Chamiſſos „Der Zopf der hängt ihm hinten" wurde hier zum erſtenmal gedruckt.

Die Europäiſchen Blätter hatten aufhören müſſen, Mönnich kam zu mir nach Stuttgart und verlobte ſich nach kurzer Zeit mit der ältern Schweſter meiner Braut. Cotta übergab ihm die Redaction des Inlands, eine Zeitung, die er im nächſten Jahre in München erſcheinen ließ. Der alte König von Bayern, Max Joſeph, ſtarb noch 1825. Sein Nachfolger Ludwig galt damals allen jungen Leuten, die nach etwas Höherem und Edlerem ſtrebten, als der einzige Rettungsanker, als der wahre princeps juventutis. Er war als Patriot bekannt, er hatte einmal die deutſche Tracht getragen, er dichtete, er liebte die Kunſt und die deutſche Vorzeit. Er verlegte die Univerſität Landshut nach München. Mit ihm begann ein neues großartiges Leben in Bayern. Deßhalb gründete auch Cotta dort ein bedeutendes Etabliſſement. Mein Freund Maßmann erhielt eine Profeſſur in München, die ich wahrſcheinlich auch erhalten haben würde, wenn ich nicht in Stuttgart geblieben wäre. Das letztere aber ließ ich mich nicht reuen, und die Folgezeit hat beſtätigt, was mir Cotta ſagte. Ich beſaß nicht Biegſamkeit genug, um es allen Miniſterien recht zu machen, die von 1825 an in München gewechſelt

haben. Mönnich kam von München nach Nürnberg, wo er viele Jahre lang als Rector der höhern Bürgerschule wirkte.

Im Herbst 1825 besuchte mich meine gute Mutter mit ihrem zweiten Manne, der damals als berühmt gewordener Schafzüchter große Geschäfte machte, später aber wieder bedeutende Verluste erlitt. Der mütterliche Besuch erfreute mein Herz, und ich hätte ihn gern in den nächsten Jahren erwidert, aber was damals alles von Seiten der verblendeten Regierung Friedrich Wilhelms III. und des gottlosen Consistoriums in Breslau zur Unterdrückung der Lutheraner in Schlesien geschah, ekelte und erbitterte mich in solchem Grade, daß ich meinem Gelübde, mein Vaterland in fünfzig Jahren nicht wiederzusehen, treu blieb.

Da ich in Stuttgart bleiben und heirathen wollte, zog ich es vor, mich hier auch einzubürgern. Ich forderte also und erhielt aus Schlesien meine Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande und suchte um das Bürgerrecht in Stuttgart nach. Zu meinem Erstaunen aber verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Mittlerweile ließ Paulus in Heidelberg einen infamen Schmähartikel gegen mich in der Speierer Zeitung abdrucken und übergab 100 Exemplare des Blattes einem Kaufmann, um sie in Stuttgart zu verbreiten. Der Kaufmann war aber so ehrlich, das ganze Paket mir zu übergeben. Paulus warnte die Württemberger, sie sollten mich nicht unter sich aufnehmen, ich komme aus der Schweiz, habe dort mit Flüchtlingen in Verbindung gestanden und sei ein gefährlicher Mensch. Im Stuttgarter Publikum schadeten mir diese Verdächtigungen nichts, denn man kannte mich schon, und ich hatte mir vielseitige Liebe erworben.

Der alte Paulus war erbost darüber, daß Procurator Schott in Stuttgart sich so warm mit mir befreundet hatte. Schott hatte nämlich nicht lange vorher seinen Namen zu einem Buche hergeliehen, welches Paulus in der Stolbergschen Angelegenheit zur Vertheidigung seines Freundes Voß geschrieben hatte und das in Stuttgart gedruckt worden war. Schott hatte das in gutem Glauben gethan, sofern er

immer die Partei ergriff, die ihm die freisinnige zu sein schien. Da ich nun gegen Voß geschrieben hatte und dennoch im Schottischen Hause aus- und einging, erkannte die Heidelberger Clique von Seiten Schotts eine Mißachtung ihrer Autorität und wollte mich daher um jeden Preis in Stuttgart discreditiren und womöglich meine Ansiedlung daselbst hintertreiben.

Paulus hatte zahlreiche Verbindungen, hauptsächlich durch die Freimaurerei und durch die damals auf allen protestantischen Universitäten vorherrschenden, ihm gleichgesinnten Rationalisten. Wie angesehen und einflußreich er nicht nur im Großherzogthum Baden, wo er als ein kleiner Papst galt, sondern auch im Auslande war, bewies der Umstand, daß sich der König der Niederlande durch ihn zuverlässige Kirchenfeinde bezeichnen und bestellen ließ, um sie als Professoren an der katholischen Universität Löwen anzustellen. Man vergleiche über diese Intrigue des Professor Dr. Wiese vortreffliche Briefe über die englische Erziehung, 1852. Paulus also, der in seinem Leben Jesu die Gottheit Christi geleugnet, die Wunder desselben als fromme Betrügereien und Taschenspielerkünste erklärt hat, sollte nicht nur die Religiosität im protestantischen Baden unterwühlen dürfen, sondern war auch ausersehen, die katholische Jugend in Belgien durch kirchenfeindliche Lehrer zu verderben. Doch mißlang der Plan. Die von Paulus nach Löwen geschickten Lehrer, unter denen sich auch Ernst Münch befand, konnten sich in ihrer gänzlichen Unpopularität nicht behaupten, und der unwürdige Angriff von Heidelberg aus hat die katholische Kirche in Belgien nicht geschwächt, sondern nur gestärkt.

Paulus war Doctor aller Facultäten. Es gehörte zur akademischen Mode jener Zeit, daß sich die rationalistischen Machthaber, wie einst die lateinischen poetae laureati, gegenseitig priesen und mit Ehren überhäuften. Insbesondere ertheilte man den höchsten Ehrentitel eines Doctors der Theologie geflissentlich nicht blos ungläubigen Theologen, sondern auch Philosophen, Literar-Historikern ꝛc., wenn sie sich durch widerkirchliche Schriften bei der herrschenden Partei in Gunst gesetzt hatten. Hast du meinen Juden zum Doctor gemacht,

ſagte eine ſcheinheilige Facultät ſpöttiſch zur andern, ſo mache ich nun auch deinen Juden zum Doctor. Es leben jetzt noch ſolche Schandflecke der ſog. evangeliſchen Theologie.

Was der ehrliche Eilers in ſeiner „Wanderung durchs Leben" von der damaligen Glaubensverachtung geſchrieben hat, kann ich nur durch alle meine Erfahrungen beſtätigen. Geſenius in Halle pflegte durch ſeine ſchlechten Witze über die h. Schrift bei den jungen Theologen, die ihm zuhörten, ein wieherndes Gelächter hervorzurufen. Ich befand mich in jenen zwanziger Jahren einmal in einem öffentlichen Garten, als ein alter Herr, den ich nicht kannte, mit einer wahren Satyrmiene der Religion ſpottete. Trotz meiner Jugend fiel ich ihm ins Wort und ſagte ihm, das ſei ſchändlich geredet. Er ſah mich groß an, lachte und ging weg. Nachher erfuhr ich, es ſei ein Conſiſtorialrath geweſen, und als am folgenden Tage in einer Geſellſchaft davon die Rede war und man den Namen des Conſiſtorialraths nicht wußte, wurden nicht weniger als drei genannt, denen man ſolche Reden zutraute, wie ſie jener geführt hatte.

Irgend einen Einfluß muß die Verdächtigung, die von Heidelberg ausgegangen war, doch in Stuttgart geübt haben, weil ich ſo ſehr lange auf die Ertheilung des Bürgerrechtes warten mußte. Ich dachte anfangs, es ſei der gewöhnliche ſchleichende Canzleigang, den die allmächtige Bureaukratie nun einmal zu ihrem Privilegium gemacht hatte. Endlich aber erfuhr ich, mein Geſuch ſei vom Stuttgarter Magiſtrat, von der königlichen Stadtdirection, von der Kreisregierung, vom Miniſterium des Innern und ſogar vom Geheimen Rathe genehmigt worden, liege aber immer noch dem König vor, der noch nicht unterſchrieben habe. Das erfuhr ich durch den Miniſter Schlayer, und es wurde mir von Cotta beſtätigt. Ich ſetzte mich nun augenblicklich hin — es war am 28. Januar 1826 — und ſchrieb einen humoriſtiſchen Brief an den König, worin ich ihm inſinuirte, ich ſei aus dem preußiſchen Unterthanenverbande entlaſſen und in den württembergiſchen noch nicht aufgenommen, alſo gegenwärtig ſouverain, ein Souverain mehr in Deutſchland ohne Land und Leute könne ſich nicht halten.

Ich wolle sein Unterthan werden; die beste Bürgschaft, daß ich ihm nicht gefährlich sein könne, gebe ich ihm, indem ich in seinem Lande bleiben wolle. Da könne er mich ja jeden Augenblick haben und zur Rechenschaft ziehen. — Der König soll bei Lesung des Briefes sehr gelacht haben. Am andern Tage aber hörte ich schon, meine Sache sei erledigt, der König habe unterschrieben und auf dem rückläufigen Canzleiwege wurde mir richtig die Urkunde zugestellt, welche mich der Ehre würdigte, mit meiner präsumtiven Nachkommenschaft das Bürgerrecht in der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart auf ewige Zeiten zu genießen.

Unterdeß war die Aussteuer meiner Braut fertig geworden, außer welcher sie mir kein Vermögen beibrachte. Ich selbst hatte damals nichts und war noch 400 Gulden schuldig. Wir traten aber ganz sorglos am 9. März 1826 in die Ehe und ich fing mit meiner jungen Frau gar einfach in einer Miethwohnung an der Ecke der Rothen- und Lindenstraße zu hausen an. Stuttgart zählte damals erst 26,000 Seelen, und es war hier noch verhältnißmäßig kleinstädtisch und gemüthlich, das Leben außerordentlich wohlfeil, um mehr als die Hälfte wohlfeiler, als vierzig Jahre später.

Mein Hausherr war ein Oberamtsrichter Zeller, dessen Sohn als Irrenarzt in Winnenthal einen großen Ruhm erlangt und verdient hat.

Im Hause des alten Zeller noch im Jahre 1826 wenige Tage vor dessen Schluß wurde mein ältester Sohn Rudolf geboren. Bald darauf wurde das Haus verkauft und ich mußte eine andere Wohnung beziehen, diesmal bei Medicinalrath Plieninger. Dieser wurde mein Hausarzt und ist es vierzig Jahre geblieben. In seinem Hause wurde 1828 meine älteste Tochter Klara geboren. Im Jahre 1830 bekam ich einen zweiten Sohn Ludwig, 1831 den dritten, Paul, der aber so schnell nach der Geburt starb, daß ich ihm selbst die Nothtaufe geben mußte, 1832 meine zweite Tochter Anna. In demselben Jahre kaufte ich einen mehr als zwei Morgen großen Garten vor dem Büchsenthor und im folgenden Jahr ein nettes Haus in der Kasernen-

straße, welches wir am ersten Mai 1833 bezogen. Es lag ganz frei im Hintergrunde eines sonnenhellen Gartens, und Reben rankten sich am Hause hinauf bis zu den Fenstern meines Studierzimmers, im Herbst fast immer voll von süßen Trauben. Im Besitze dieses Hauses sah ich in Erfüllung gegangen, was mir fünfzehn Jahre vorher in Müncheberg geträumt hatte. In dem neuen Hause wurden mir noch vier Söhne geboren, 1834 Konrad, 1836 Friedrich, 1839 Otto, 1841 Adolf.

Bevor ich meine und meiner schwäbischen Familie Schicksale weiter verfolge, muß ich noch einmal nach meiner schlesischen Heimat zurückblicken. Meine gute Mutter lebte in äußern Glücksumständen, bis ihr zweiter Mann in Schäfereien unglücklich spekulirte, und starb lebensmüde 1849 in Münsterberg. Meine ältere Schwester Emilie heirathete den Kaufmann Karl Treutler und stand ihrem Manne mit umsichtiger Klugheit in Geschäften bei. Durch den Erwerb der einträglichsten Steinkohlengruben und anderartigen Betrieb gelangten sie in den größten Wohlstand, richteten sich in Neu-Weisstein bei Waldenburg eine prächtige Villa ein, in der sie die jährlich von Berlin nach Erdmannsdorf durchreisende Familie des Königs von Preußen, wie auch des russischen Kaisers zum öftern bewirtheten. Auch kauften sie die große Herrschaft Leuthen bei Breslau, wo sie nicht verfehlten ein Denkmal zur Erinnerung der großen Schlacht zu errichten.

Mein jüngerer Bruder Rudolf ging schon mit 15 Jahren zum Bergfach und schadete bei der rauhen Arbeit, der sich die Anfänger unterziehen müssen, seiner Gesundheit. Er zeichnete sich nachher in seinem Fache so aus, daß er im Jahre 1843 den ehrenvollen Auftrag erhielt, mit Professor Nöggerath zugleich die russischen Bergwerke zu inspiciren und dem russischen Kaiser in Betreff derselben Verbesserungsvorschläge zu machen. Auch brachte er als Ober-Inspector in Königshütte an der polnischen Grenze dieses großartige und berühmte Eisenhüttenwerk in einen Schwung wie nie zuvor. Ihm verdankte man auch die erste Einführung der Fabrikation des Cadmium. Zugleich war er ein ausgezeichneter Mineralog und

hinterließ eine ſo große Mineralienſammlung, daß ihrer zwei daraus gemacht werden konnten. Obgleich er nur den Titel eines Ober-Inſpectors führte, war er doch der höchſte Beamte jener großartigen Hüttenwerke, mußte daher auch die Honneurs machen und die zahlreich zum Beſuch der Werke eintreffenden Fremden und großen Herrn empfangen und bewirthen. Man hätte ihm daher längſt einen höhern Rang und Titel, ſo wie entſprechende Repräſentationsgelder gewähren ſollen, was aber nicht geſchah. Es zu verlangen, war er zu ſtolz, Jüngere, namentlich von Adel, die an Kenntniſſen und Erfahrung weit unter ihm ſtanden, wurden ihm vorgezogen, ohne daß er ſich je beſchwerte. Jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, mit Miniſtern oder andern hohen Herrn zu verkehren, ließ er unbenutzt, ohne je perſönliche Beſchwerden oder Geſuche anzubringen. Dieſe Uneigennützigkeit und dieſer Stolz, die ihm Ehre machen, mußten ihm natürlicherweiſe in Bezug auf ſeine Beförderung und ſein Vermögen ſchaden. Nach ſeinem und ſeiner Frau Tode nahm ich ſeine Töchter Emma und Johanna zu mir, 1860, und behielt ſie als eigene Kinder.

Mein jüngſter Bruder Oswald blieb noch ein paar Jahre im Hauſe der Mutter zurück und war nachher ſo glücklich, zu dem berühmten Oekonomen Thaer zu kommen, der ihn bald wie einen Sohn liebgewann und zu ſeinem Privatſekretär machte. Oswald hatte angeborenes Talent für die Oekonomie und beſonders für Pferdezucht, ſo daß er in der Folge der erſte Hippologe Deutſchlands wurde. Kaum zwanzig Jahre alt erhielt er ſchon die Verwaltung einer großen königlichen Domäne, und kaum dreißig Jahre alt wurde er ins Kriegsminiſterium nach Berlin verſetzt, und man ordnete ihm ſämmtliche Stutereien der preußiſchen Monarchie unter. Ziemlich im Gegenſatz gegen ſeine ältern Brüder war er von Jugend auf fügſam und verſäumte die Gelegenheit nicht, Carriere zu machen. Doch hat er im Amt, wenn es darauf ankam, Feſtigkeit bewieſen und iſt mit Energie denen entgegengetreten, die dem König das Vollblut empfahlen. In dem Buch „Die Remontirung der preußiſchen Armee“,

Berlin 1845 äußert er ſich ausführlich über die Reform in der Pferdezucht.

Meine jüngſte Schweſter Karoline blieb bei der Mutter, bis ſie nach einander ihren beiden Brüdern vor deren Verheirathung die Wirthſchaft führte und ſpäter den Superintendenten Lock in Nimbſch heirathete. Derſelbe war Wittwer und brachte ihr drei Kinder zu, aber keinen Reichthum. Da ſie ſelbſt noch viele Kinder bekam, hätte ſie ſorgen müſſen, wenn ihre unverwüſtlich gute Laune und Arbeitskraft nicht die Sorgen verſcheucht hätten. Da aber ihr Mann ſtarb, ehe die Kinder verſorgt waren, kam ſie in wahrhaft große Noth, in der ſie von uns Geſchwiſtern, namentlich von der ältern Schweſter Emilie unterſtützt wurde.

Unter den neuen Verwandten, die mir meine Frau zubrachte, ſtand ihr trefflicher Bruder Bernhard voran, der im Lauf der Jahre Oberamtmann, Oberfinanzrath und Eiſenbahndirector wurde. Dann folgten deſſen Oheime, der einſichtsvolle Regierungsdirector v. Klett, der den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht hatte und noch im acht und achtzigſten Jahre eifrig wiſſenſchaftliche Bücher las, und der fromme Oberjuſtizrath Klett, der dem Zuchthaus in Ludwigsburg vorſtand und ſich durch Anſtalten der Wohlthätigkeit insbeſondere um verwahrloſte Kinder ein bleibendes Verdienſt erwarb. Ferner die etwas minder nahen Verwandten, der alte Boley, Obertribunalrath, eine Celebrität der Württembergiſchen Geſetzgebung und wahrer Ehrenmann, zugleich fromm, wie er denn in der Beichtpredigt am Oſterſonnabend im Kirchenſtuhl ſanft ins andere Leben hinüber entſchlafen iſt. Mit einem andern Verwandten, dem alten Oberfinanzrath Nördlinger wurde ich ſehr vertraut. Dieſer Ehrenmann von armer Herkunft war als Knopfmachergeſelle durch die Welt gewandert, hatte aber ein ſo angeborenes Talent für das Verſtändniß des Waldes, daß er während der franzöſiſchen Revolution in Frankreich, durch Umſtände begünſtigt, jenes Talent praktiſch zu üben anfing und nicht lange nachher durch einen Aufſatz über Waldcultur in ſeiner württembergiſchen Heimat Aufſehen erregte. König Friedrich I. rief ihn ins

Land zurück, ließ ihn große Reisen machen, um überall die Forstculturen zu vergleichen und darüber Bericht zu erstatten. Seine Berichte waren so meisterhaft abgefaßt, daß ihn der König zum Professor an der Universität Tübingen ernannte, bald aber von dort ins Ministerium versetzte, in welchem er dem Forst-Departement rühmlich vorstand. Er war der merkwürdigste Fußgänger. Schon 82 Jahre alt lief er noch, ohne unterwegs auszuruhen, von Stuttgart bis nach Reutlingen. Er hat nie in seinem Leben Strümpfe getragen.

Unter meinen nähern Freunden nahm Schott die erste Stelle ein. Sodann Liesching, der vom Asperg glücklich wieder heruntergekommen war und das wunderbare Glück hatte, in der Frankfurter Lotterie das große Loos zu gewinnen. Da er früher über der Kunst und Politik sein kaufmänniſches Geschäft versäumt und Bankerott gemacht hatte, konnte er sich nunmehr oekonomisch wieder arrangiren. Mit seltener Gewissenhaftigkeit zahlte er allen Gläubigern jetzt nachträglich aus, was er ihnen noch schuldig geblieben war, gab seinem Kunsthandel einen neuen Schwung, reiste zu diesem Behuf öfter nach Frankreich und England und gründete später für seine heranwachsenden Söhne eine Verlagshandlung, welche sich vorzugsweise die Herausgabe christlicher Werke angelegen sein ließ. Ich war sehr eng mit ihm befreundet und wir sahen uns sehr oft. Je älter er wurde, um so mehr kam er von seinen frühern aesthetischen Passionen ab und kehrte zur tiefen Frömmigkeit seiner ersten Jugendjahre zurück. — Nebenbei sei bemerkt, daß Liesching einen wunderlichen Stiefbruder hatte, Namens Enslin, eins der damaligen Stuttgarter Originale. Man nannte ihn nur den Anlagenbesitzer, weil er sich einbildete, die s. g. Anlagen, d. h. der große königliche Schloßgarten, gehören ihm. Er brachte deshalb auch den ganzen Tag darin zu, und da er keinen Schaden that, befahl der König den Portiers, seinen stillen Wahnsinn zu schonen und ihn gewähren zu lassen.

Ich konnte mich in geselliger Beziehung nirgends wohler befinden, als in Stuttgart. Der Volksstamm im Neckarthal ist nicht sehr anschmiegend und gewandt, auch nicht sehr mittheilsam und red-

ſelig, aber ſolid von Charakter, gut geſchult und daher reich an Kenntniſſen. Man kommt dem Fremden nicht gleich entgegen, aber man nimmt ihn an, wenn er ſich natürlich gibt und nicht unbeſcheiden iſt. Die Hauptſtadt Stuttgart war ſchon zu groß, als daß die Leute vom Hofe und der Hofton hätten vorherrſchen können, wie noch im badiſchen Karlsruhe. Auch das Militair war nicht zahlreich genug, um die Geſellſchaft zu beherrſchen, und König Wilhelm I. ſah mit beſonderer Strenge darauf, daß ſich die Offiziere jedes Uebermuths gegen das Civil enthielten, weshalb man nirgends einen ſo unbefangen freundlichen Verkehr zwiſchen Militair und Civil fand, wie hier. Auch die Kaufmannſchaft herrſchte nicht vor. Große Fabriken gab es erſt wenige, auch damals nur wenige Juden, und ſie waren beſcheiden. Die Civilbeamten und der Lehrerſtand brachten mit ihrer Intelligenz einen guten Sauerteig in die Geſellſchaft, ohne auch ihrerſeits anmaßend auftreten zu können, da es an Gegengewichten nicht fehlte. Somit war die gebildete Geſellſchaft in ſo vortrefflicher Weiſe gemiſcht, daß keine Klaſſe das Uebergewicht hatte und alle ihre ſcharfen Kanten aneinander abſchliffen. Da entſchied nicht der Rang, noch das Geld, ſondern der reichern Kenntniß und Erfahrung, dem biedern Charakter, dem überlegenen Geiſte, dem liebenswürdigen Benehmen blieb der Vorzug geſichert.

Dem Bedürfniß einer ſolchen Geſellſchaft entſprach ein ebenſo eigenthümliches als großartiges Inſtitut, nämlich das ſ. g. Muſeum. Die Muſeumsgeſellſchaft umfaßte alle gebildeten Männer und Familien der Stadt, ſo daß die Zahl der ordentlichen Mitglieder im Jahre 1865 bereits auf 1162, die der außerordentlichen auf 298, ungerechnet die Ehren- und Sommergäſte, und das Activvermögen der Geſellſchaft auf mehr als 153,000 Gulden geſtiegen war. Die Geſellſchaft beſaß ein großes Haus in der Stadt nebſt mehreren kleinern Nachbarhäuſern und einem großen Garten vor der Stadt. Die Räume des Haup:hauſes theilten ſich in große Säle für Bälle, Conzerte und Verſammlungen, in eine lange Reihe von Leſezimmern, worin über hundert Zeitungen auflagen und in Converſations-,

Spiel-, Billard- und Wirthſchaftszimmer. Auch beſaß die Geſellſchaft eine große Bibliothek; jährlich wurden 2000 Gulden auf Anſchaffung neuer Bücher verwendet. Ich war lange Jahre Mitglied des Ausſchuſſes, auch des literariſchen Comités und hatte zugleich die Billardpolizei unter mir, die ich ſtreng handhabte. Ich ſelbſt ſpielte gern und gut Billard, bis 1851 ein Gichtanfall meine rechte Hand ein wenig ſchwächte. In ganz Süddeutſchland beſtand kein ſo umfaſſendes, zweckmäßiges und reiches Privatinſtitut wie dieſes.

Die mittlere Bürgerklaſſe, die kleinen Kaufleute und Handwerker, hatten ſich in ähnlicher Weiſe in einer anfangs nur kleinen Geſellſchaft vereinigt, das Bürgermuſeum genannt. Ich war Mitglied auch dieſer Geſellſchaft und wurde zu ihrem Vorſtand gewählt, als es ſich 1834 darum handelte, den großen Gaſthof zum König von Württemberg in der Mitte der Stadt anzukaufen und zum Vereinslokale paſſend auszubauen. Dazu bedurfte es einer Aktiengeſellſchaft, die nicht zu Stande kam, weil ſich zwei Parteien im gegenſeitigen Mißtrauen feindlich entgegengeſetzt hatten. Der damalige Vorſtand, Rechtsconſulent Murſchel, hatte die Geldmänner gegen ſich, ohne deren guten Willen die Aktien nicht beſchafft werden konnten, entſagte deshalb freiwillig der Vorſtandſchaft und trat ſie mir ab. Es gelang mir, eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, ehe ich meine Reiſe nach Italien machte; in Neapel aber empfing ich Briefe von beiden Parteien, worin mir gemeldet wurde, daß ſie nach meiner Abreiſe ſchon wieder uneinig geworden waren. Indeſſen gelang es mir nach meiner Rückkehr 1835, zum zweitenmal die Gemüther zu verſöhnen und das Eigenthum des Hauſes einem Aktienverein zu übergeben.

Im Uebrigen bildete der Schillerverein und der Ausſchuß, der die Errichtung eines Schillerdenkmals beſorgen ſollte, einen natürlichen Mittelpunkt, um den ſich Dichter, Künſtler, Gelehrte vereinigten. In dieſen Kreis gehörten außer Schwab, Reinbeck ꝛc. der Oberhofprediger Grüneiſen und der erſt von Rom zurückgekehrte Geheime Legationsrath v. Kölle. Der letztere war lange Geſchäftsträger in Rom und ein höchſt merkwürdiges Mittelweſen zwiſchen

einem altwürttembergiſchen Juriſten und einem modernen Diplomaten. In Tübingen geboren, theilte er noch ganz das Rechtsgefühl und den Stolz der alten bürgerlichen Landſchaftariſtokratie, und von Jugend auf ſchon unter dem alten König einer Geſandtſchaft attachirt, hatte er ſich auch wieder ganz in die Feinheiten und Genüſſe eines Diplomaten eingelebt und in Paris und Rom überdieß viel von Kunſt geſehen und gelernt. Ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen und biederem Charakter kam er doch in den Fall, zuweilen von jüngeren Leuten beſpöttelt zu werden, weil er die Schwachheit hatte, ſich jedermann mitzutheilen, immer allein das Wort führen und alles beſſer wiſſen, alles endgültig entſcheiden zu wollen. Sodann auch, weil er mit den Jahren vergaß, was er erſt vorgeſtern, erſt geſtern denſelben Leuten geſagt hatte. So konnte man in der nämlichen Geſellſchaft von ihm die nämliche Anekdote in einem Jahr zwanzigmal erzählen hören. Ich ergriff immer ſeine Partei gegen den Uebermuth der Jugend und vergaß ſeine unſchuldigen Schwächen über den großen Vorzügen, die ihn auszeichneten und von denen ſeine verſtändigen Schriften noch heute Zeugniß geben.

Der Ton auf dem Muſeum war ein jovialer. Zwiſchen ernſten Geſprächen überließ man ſich gern einem gutem Humor, ohne daß Beleidigungen vorkamen. Man hatte darin einen ſehr guten herkömmlichen Takt. Als in den Zeiten der Landtage und ſeitdem ſchon in den dreißiger Jahren endloſe Debatten über die erſt zehn Jahre ſpäter wirklich angefangenen Eiſenbahnen an die Tagesordnung kamen, ſammelten ſich etwa ein Dutzend Muſeumsmitglieder, denen das ewige Wiederkäuen deſſelben Themas unerquicklich war, um einen Tiſch, an welchem, wie wir ausmachten, nicht vom Landtage und nicht von den Eiſenbahnen geſprochen werden durfte und an den wir niemand zuließen, der nicht einigen Geiſt und Witz hatte. Die Neidiſchen nannten uns daher den Ariſtokratentiſch. Wir verlebten an ihm ſehr luſtige Abende und ich will hier nur eines Schwanks erwähnen. Ein junger Herr aus Frankfurt a. M. wurde an den Tiſch zugelaſſen, nicht weil er witzig war, ſondern weil er Stoff zum Witze darbot.

Wir hatten am Tiſch einen Freiherrn und einen Grafen, an welche der junge Frankfurter ſich ſo auffallend und geſchmacklos andrängte, daß wir ihm eine gute Lehre zu geben beſchloſſen. Einer aus unſerer Geſellſchaft, den der Frankfurter noch nicht kannte, weil derſelbe eben erſt von einer Reiſe zurückkehrte, wurde von uns beſtimmt, ſich Durchlaucht nennen und als Fürſt behandeln zu laſſen, um den Frankfurter irrezuführen. Auch der Kellner wurde zu dieſem Behufe inſtruirt. Als wir nun am Abend uns freimüthig, aber anſtändig mit der angeblichen Durchlaucht unterhielten, drängte ſich der Frankfurter gleich wieder herbei, um ſich ſpäter dieſer vornehmen Bekanntſchaft rühmen zu können, und überhäufte unſern Freund mit Complimenten. Das ging nun zu unſerm höchſten Ergötzen eine gute Weile fort, bis ein zufälliger Verrath und ein allgemeines Gelächter dem Spaß ein Ende machte. Der enttäuſchte Frankfurter ging wüthend fort, kam aber nach einigen Tagen doch wieder an unſern Tiſch. Nun war durch einen reinen Zufall der liebenswürdige und geſcheidte, jedoch von Geſtalt durchaus nicht imponirende und ſehr einfach gekleidete Fürſt v. Waldburg-Wurzach damals als Mitglied der erſten Kammer in Stuttgart anweſend und hatte ſich, wie immer, wenn er ins Muſeum kam, an unſern Tiſch geſetzt. Als der Frankfurter an dieſem Abend hörte, daß wir abermals einen von uns als Fürſten behandelten, kochte der Zorn in ihm und er platzte endlich gegen den Fürſten heraus: „Sie mögen mir auch eine ſaubere Durchlaucht ſein, Sie!“ Man kann ſich denken, welch neues Gelächter ausbrach, in welches der Fürſt herzlich einſtimmte, als er den Zuſammenhang erfuhr. Der Frankfurter aber, ſeinen Irthum erkennend, war wie angedonnert und konnte nicht genug Entſchuldigungen ſtammeln.

In den zwanziger und dreißiger Jahren ſah man auf dem Muſeum noch eine Menge Excellenzen aus der Rheinbundzeit, da der alte König Friedrich manchen ſeiner Lieblinge zum General gemacht hatte, der nie in einer Schlacht geweſen war. Die aber, welche die großen Feldzüge mitgemacht hatten, waren höchſt reſpektabel. So vor allen der Kriegsminiſter, General v. Franquemont. Ein natür-

licher Sohn des Herzog Karl, war er mit einem Capregiment nach Oſtindien gekommen und hatte ſich dort in den Mahrattenkriegen rühmlich ausgezeichnet. Nach ſeiner Rückkehr hatte er das württembergiſche Contingent im Feldzug von 1813 commandirt, wenn nicht mit Glück, doch mit großer Umſicht und Sorgfalt für die Truppen. Als er in der Schlacht bei Bautzen ſich gegen den Marſchall Ney mißfällig über die von Napoleon befohlenen Forcirungen und Stellungen, die man zweckmäßiger hätte umgehen können, und über die ungeheuere Verſchwendung von Menſchenleben äußerte, gab ihm Ney kein Gehör. Franquemont mußte die preußiſchen Schanzen erſtürmen und binnen wenigen Minuten lagen 4—5000 Württemberger von Kartätſchen zerſchmettert auf dem Boden. Ebenſo unnütz wurde ſpäter der Reſt der Württemberger bei Wartenburg aufgeopfert auf Befehl des General Bertrand, der noch höhniſch zu Franquemont ſagte: Ihr mögt wohl alle zu Grunde gehen, damit ihr nicht zu den Alliirten übertretet! Franquemont beſaß einen ſchönen Garten hinter dem großen Bibliothekgebäude, und da ich das letztere ſehr oft beſuchte, kam ich auch mit ihm zuſammen und er lud mich zuweilen zu ſich in den Garten. Ein alter, kleiner, ſehr ruhiger und trockener Mann, war er doch freundlich und bewies mir viel Wohlwollen. Als Mitglied der erſten Kammer kam er auch, ſeitdem ich in der zweiten Kammer ſaß, in Geſchäften mit mir zuſammen, denn wir achteten ihn ſehr hoch und wählten ihn, da die zweite Kammer mit der erſten zu ſtimmen hatte, jedesmal in den ſtändiſchen Ausſchuß. Dieſer alte General hatte die Eigenheit, mich immer Wolfgang zu nennen.

Das nämliche that auch der gleichfalls ſchon bejahrte General v. Theobald, der eine gute Schrift über die Vertheidigung des Schwarzwalds geſchrieben und Segurs Werk über den ruſſiſchen Feldzug überſetzt hatte. Er beſuchte mich ſehr oft und war ein angenehmer Greis mit ſchönem weißem Haar und von vielen Kenntniſſen. Sein einziger Sohn fiel als öſterreichiſcher Hauptmann lange nach des Vaters Tode bei der Erſtürmung von Wien im Jahr 1848. Seine ſchöne und im höchſten Grade liebenswürdige Tochter heirathete den

ohne Anstellung mit literarischen Arbeiten sich beschäftigenden und mir befreundeten Doctor Notter auf dem Bergheimerhofe unter der Solitude, wo ich ihn in schöner Sommerzeit zuweilen besuchte auf einem reizenden Waldwege.

Einen ältern Bekannten von der Schweiz her, den Freiherrn v. Laßberg, sah ich einigemal auch in Stuttgart wieder; durch ihn wurde ich mit mehreren trefflichen Edelleuten aus Westphalen bekannt. Er heirathete nämlich noch in späten Jahren eine westphälische Dame, die Schwester des Fräulein Annette v. Droste-Hülshoff, deren fromme Lieder wohl die seelenvollsten der ganzen Neuzeit sind. Sein romantischer Wohnsitz, die alte Mersburg am Bodensee, wurde nun im Sommer jährlich von westphälischen Freunden besucht. Unter diesen näherte sich mir der treffliche Freiherr v. Brencken am meisten, Erbherr auf Erpernburg bei Paderborn, ein Edelmann von altem Schrot und Korn und dabei fein gebildet. Er besuchte mich, solange Laßberg lebte, unterwegs auf seiner Reise nach Mersburg fast jedes Jahr und seine nicht minder biedern Söhne von außerordentlicher Körperlänge thaten es nach einander ebenfalls. Einmal brachte er den ihm nahe verwandten Grafen Bochholtz mit, meinen alten Freund von Jena und der Schweiz her. Derselbe war in Trauer, denn eben war seine Gemahlin gestorben. Zehn Jahre lang hatte er mit ihr gelebt, aber sie war immer kränklich gewesen und hatte dem schönen Mann, in welchem der stolze Cherusker auferstanden zu sein schien, keine Kinder geboren. Zufällig war an jenem Tage, als mich Bochholtz in Stuttgart besuchte, der alte König Jerome angelangt und sollte mit seinem Schwager, dem König von Württemberg, ins Theater kommen. Als es Bochholtz erfuhr, forderte er mich auf, mit ihm ins Theater zu gehen, früher hätte er den Anblick des „Kerls" (nämlich des vormaligen Königs von Westphalen) nicht ertragen können, jetzt aber sei er ruhiger geworden. Graf Bochholtz heirathete noch einmal, blieb aber kinderlos und starb 1861.

Noch einen andern alten Freund sah ich in Stuttgart wieder, der einem noch traurigeren Schicksal entgegen ging Friedrich

Liſt, der National-Oekonom, kam aus Amerika zurück. Er hatte dort gute Geſchäfte in Steinkohlen gemacht, allein er glühte von Eifer, die Eiſenbahnen in Deutſchland einzuführen, und träumte ſich, er werde Generaldirector ſämmtlicher Eiſenbahnen in Deutſchland werden. Zugleich vertheidigte er das Schutzzollſyſtem gegen England und bekam dadurch einen großen Anhang unter den Millionären der Induſtrie im Zollverein. Allein ſeine Heftigkeit und Unduldſamkeit erweckten ihm ebenſo einflußreiche Feinde, und ſeine Hoffnungen wurden zu Waſſer. Wer ihn kannte, verzieh ihm gern alles. Aber er war vielen Leuten neu und ſtieß ſie doch gar zu ſehr vor den Kopf. In Mainz, wie mir Herr v. Haber aus Karlsruhe erzählte, hielt er einſt vor den reichſten Fabrikanten des Mittelrheins, die ihn dazu aufgefordert hatten, eine Vorleſung über ihre Intereſſen und die Mittel wie ſie dieſelben am beſten durch gemeinſames Handeln wahren konnten. Als er ſich gravitätiſch geſetzt hatte, machte er ein grimmiges Geſicht und rief: „Wißt ihr, wie ihr mir vorkommt? Wie ein Haufen Hunde, von denen jeder mit ſeinem Knochen in eine andere Ecke läuft und den andern, der ihm nahe kommt, anknurrt.“ Ein andermal ſtellte ihn Herr von Haber dem Fürſten von Fürſtenberg vor, einem Herrn, der ſich für alles Gemeinnützige intereſſirte und deſſen ehrwürdige und zugleich liebenswürdige Perſönlichkeit jedem imponiren mußte. Zudem hatte der Fürſt mehrere hundert Gulden beigeſteuert, da die Induſtriellen damals eine Summe zuſammenlegten, um Liſt in ihrem Intereſſe nach England reiſen zu laſſen. Der Fürſt äußerte ſich auf das verbindlichſte gegen Liſt, freute ſich einen ſo berühmten Mann kennen zu lernen, ſagte ihm, er habe alle ſeine Schriften geleſen, und ſprach den beſcheidenen Wunſch aus, bei ſo günſtiger Gelegenheit über eine Stelle, die er nicht ganz verſtanden habe, von ihm belehrt zu werden. Liſt aber fuhr ihn an: „Wenn Sie mich nicht gleich verſtanden haben, könnte ich ſechs Wochen an Sie hinſchwätzen und es würde nichts helfen.“ Und mit dieſen Worten kehrte er dem Fürſten den Rücken. Ich wiederhole nur, was mir Herr v. Haber erzählt hat; aber ich glaube es, wie wenn ich es ſelbſt

gehört hätte, denn List war ein Urgrobian und nahm niemals persönliche Rücksichten. Das und nichts anderes stürzte ihn eben ins Unglück.

Auch ich war bei ihm in Ungnade. In meinem Literaturblatt hatten irgend einmal ein paar Worte gestanden, die er übel nahm, und gleich, noch von Amerika aus, schrieb oder veranlaßte er einen Schmähartikel gegen mich. Ich bekümmerte mich weiter nicht um ihn und glaubte, seine Angelegenheiten ständen gut. Da kam er, nachdem seine Hoffnungen in Bezug auf die Eisenbahn gescheitert waren, nach Württemberg zurück und hoffte dort wieder placirt zu werden und zwar durch seinen alten Freund Schlayer. Dieser war ein einflußreicher Minister geworden, dem König unentbehrlich. Allein er sagte mir selbst, wie gern er auch etwas für List thun möchte, so sei es bei der bekannten Persönlichkeit desselben doch absolut unmöglich. Da verbreitete sich plötzlich eines Sonnabends das Gerücht, List habe zu Cannstadt beim Baden das Bein gebrochen. Ich eilte sogleich zu ihm. Da lag er mit dem verbundenen Fuß, und sein wohlbekannter großer und glühender, durch die Jahre noch wenig veränderter Kopf starrte mich an. „Du kommst? du? — Nun das freut mich. Du bist der erste, der an mich gedacht hat.“ Von Stunde an waren wir wieder gute Freunde, ich besuchte ihn fast alle Tage, bis er wieder gehen konnte. Auch er besuchte mich nachher, so oft er von Augsburg nach Stuttgart kam, und er blieb mir ein guter Freund bis an seinen Tod. In seiner letzten Zeit hörte ich manche bittere Klage von ihm über die Zeit und die Menschen, glaubte jedoch nicht, daß es so schlimm mit ihm stehe. Auf einmal kam die Trauerkunde, er habe sich wegen zerrütteter Vermögensumstände bei Kufstein in Tirol durch einen Pistolenschuß getödtet. Ich forderte sogleich durch die Allgemeine Zeitung zu Beiträgen zur Unterstützung seiner Hinterbliebenen auf. Zu diesem Zweck bildeten sich drei Comités, eins in Augsburg, wobei hauptsächlich Doctor Kolb, Redacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Lists Freund mitwirkte; ein zweites in Karlsruhe, bei dem sich Herr v. Haber am lebhaftesten betheiligte; das dritte und Hauptcomité, dem die beiden andern sich unterstellten, in Stuttgart, unter

meinem Vorſitz. Ich hatte die Ueberſicht über das Ganze und erlebte die Freude, daß wir 22,000 Gulden zuſammenbrachten. Später wurde Liſt vielfach geehrt, wie er es verdiente, und wurde ihm in ſeiner Vaterſtadt Reutlingen ein Denkmal geſetzt. Da ich Mitglied des Denkmalcomité war, mußte ich mehreremale nach Reutlingen fahren und wohnte auch der feierlichen Enthüllung bei, an einem ſehr ſchönen Tage des Auguſt 1863.

Einen nicht ſo tragiſchen aber ſehr elenden Ausgang nahm das Leben und Wirken meines alten Freundes Franz Gräter. Seit er als abgeriſſener Flüchtling aus Piemont, gleichſam recta vom Galgen zu uns nach Aarau gekommen war, und wir ihn wieder bekleidet und mit Reiſegeld verſehen hatten, erfuhr ich nichts von ihm, bis ich ihn im Frühjahr 1824 auf meiner Durchreiſe durch Stuttgart in Tübingen zu meinem Erſtaunen in forſcher Burſchentracht wiederfand, denn er war noch einmal Student geworden. Später wurde er Soldat. Sein guter Humor blieb ihm überall treu. Als ihn der nachmalige, von Geſtalt ziemlich kleine General Lenz, ſein damaliger Vorgeſetzter, in Arreſt ſchickte, ſchrieb Gräter an die Wand:

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur,
An meiner Wiege Freude zugeſchworen,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Da Gräter in der Heimat keine rechte Stätte finden konnte, auch ſich immermehr dem Trunk ergab, wanderte er nach Amerika aus, wurde dort mit gutem Gehalt von der Unionsregierung angeſtellt, um als geſchickter Zeichner die Grenzen auszumeſſen, blieb aber Wochen- und Monatelang liegen, wo es ihm gefiel, und wurde wieder entlaſſen. Er heirathete, kam aber immer mehr herunter, und da die Yankee unbarmherziger ſind als die Deutſchen, ſehnte er ſich nach Schwaben zurück, hatte kein Reiſegeld, benutzte aber mich, um es ſich zu verſchaffen. Er ſchrieb mir nämlich, er habe ſich mit einem Buchhändler verabredet, meine Geſchichte der Deutſchen ins Engliſche zu überſetzen,

der Buchhändler aber wolle nur darauf eingehen, wenn ich ihm die Aushängebogen der eben unter der Presse befindlichen neuesten Auflage meines Buchs schicke. Ich sandte ihm die Bogen, aber das erste Geld, was er vom Buchhändler empfing, benutzte er, um nach Europa zurückzukehren. Er kam mit einer Frau und ein paar Kindern in kläglichem Zustande an. Es war nicht mehr möglich, ihn der Gesellschaft zurückzugeben, denn seine ursprünglich edle Natur war durch die Trunksucht ganz ruinirt. Wir, seine alten Freunde, deren es viele im Lande gab, sorgten für seine Frau und Kinder, mußten ihn selbst aber dem Hospital seiner Vaterstadt Hall überlassen, von wo er später in das letzte Asyl der Asoten nach Vaihingen an der Enz versetzt worden ist.

Ebenso elend endete mein alter Freund Vollrath Hoffmann. Er war von Hofwyl nach Stuttgart gekommen, von Alexander von Humboldt empfohlen, und erhielt im Cottaschen Verlag für seine geographischen Arbeiten ungeheuer große Honorare, ergab sich aber im Uebermuth, wie früher schon dem Trunke, so jetzt dem Spiel und vertrank und verspielte alles. Nachdem er eine reiche Bäckerstochter geheirathet hatte, übersiedelte er mit seinem geographischen Institute nach München, wirthschaftete aber so schlecht, daß Cotta ihn um 30,000 Gulden einklagen mußte. Da war seine Rolle zu Ende gespielt. Er kam nach Stuttgart zurück, aber seine Frau verließ ihn, und seine Freunde vermochten ihn nicht mehr auf einen bessern Weg zu führen. Er starb in einem unmöblirten Zimmer, von einem alten Weibe bedient, aber bis zum letzten Augenblick heroisch, witzig und lustig.

Als ob alle meine alten Schweizer Freunde dem Mißgeschick erliegen sollten, trug es sich zu, daß Braun, der blonde kraftvolle Schwabe, den ich in Hofwyl kennen gelernt, den ich in Cannstadt als Präzeptor wiedergefunden, der mich in der Kirche daselbst mit meiner Frau getraut hatte und später Professor am Seminar in Maulbronn wurde, wegen eines Fehltritts sich selbst das Leben nahm.

Kurz nach meiner Verheirathung schloß sich mir ein liebenswürdiger Jüngling an, Julius Fröbel, der damals in Verbindung

mit Vollrath Hoffmann für Geographie thätig war. Er war oft in meinem Hause und wir machten Spaziergänge zusammen. Seinen sanften Zügen hätte damals niemand angesehen, welche politische Rolle er zwanzig Jahre später spielen würde. Er blieb nicht lange in Stuttgart, sondern übersiedelte nach Zürich, wo er in die Strömung des Radicalismus fortgerissen wurde. Im Sturmjahr 1848 trat er an die Spitze der demokratischen Vereine in Deutschland, war mit Robert Blüm in Wien, als Windischgrätz diese Stadt einnahm, und wäre beinahe gehenkt worden. Wie weit auch unsere politischen Rollen auseinander lagen, hat er mich doch 1849 in Stuttgart besucht und gerührt der alten Tage gedacht. Aus seinem von Leidenschaften durchfurchten Gesicht war die schöne Ruhe und Unschuld der Jugend verschwunden.

Eine merkwürdige Persönlichkeit war Sir Francis Grund, der in den vierziger Jahren eine Zeitlang in Stuttgart lebte, einige keineswegs geistlose Bücher über Nordamerika und England schrieb und mit dem man sich sehr angenehm unterhalten konnte. Er war eigentlich ein Wiener Jude, aber frühzeitig nach Amerika gekommen, hatte sich eine Consulstelle verschafft, verdiente viel Geld mit Zeitungsartikeln und poussirte sich in Washington selbst durch engen Anschluß an die lange dort herrschende demokratische Partei. Er spielte vortrefflich den Gentleman, wenn auch mit etwas yankeemäßiger Ausschreitung und jüdischer Betonung. Aber er war so drollig, daß man ihn gern haben mußte. Er hat ein tragi-komisches Ende genommen. Er hielt nämlich auch noch nach Lincolns Ernennung zum Präsidenten zur Partei der Demokraten, und erst nach Meades Sieg über Lee traute er der Stärke seiner Partei nicht mehr und ging zur republikanischen über. Wenige Tage nachher stürmte zufällig eine Schaar Demokraten, die dem abgesetzten General Mac Clellan eine Ovation brachten, unter Grunds Fenstern vorbei und stieß Drohungen gegen ihn aus. Da verließ ihn der Witz, und seine arme Judenseele erschrak dermaßen, daß ihn der Schlag rührte.

Im Jahr 1834 fand sich ein Doctor Baldamus in Stuttgart

ein, ein Fünfziger von ſchöner Geſtalt. Derſelbe hatte einmal eine Sammlung längſt vergeſſener Gedichte herausgegeben. In Hannover gebürtig war er mit Adam Müller bekannt worden, nach Wien gegangen und dort katholiſch geworden. Was er dort für Schickſale erlebte, iſt mir unbekannt geblieben. Zuletzt hatte ſich die Tochter eines reichen Wiener Arztes, die bereits mehr als vierzig Jahr alt war, in ihn verliebt und war, da ihr Vater die Verbindung nicht zugeben wollte, mit dem Geliebten durchgegangen. So kam das alte Liebespaar nach Stuttgart und klagte mir ſeine Noth. Sie konnten nicht heirathen, es fehlte ihnen an Geldmitteln. Indeſſen empfahlen ſie ſich den eifrigen Proteſtanten dadurch, daß er wieder zur evangeliſchen Kirche zurücktreten und auch ſie, eine geborene Katholikin, dieſem Beiſpiel folgen wollte. Sodann wandte ſich die viel bedrängte Wienerin an den König von Württemberg und erbat von ſeiner Gnade die Heirathserlaubniß mit Dispenſation von der väterlichen Zuſtimmung. Der König ertheilte ihr dieſelbe und die Hochzeit wurde gefeiert. Ich war nicht dabei und fand überhaupt keinen Anlaß, mich mit Herrn Baldamus weiter einzulaſſen, nachdem ich ihm in ſeiner erſten Nothzeit meine Theilnahme bezeugt hatte. Er ging auch bald wieder fort, und es vergingen nahe an zwanzig Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Da erhielt ich einmal einen Brief von ſeiner Wittwe, datirt aus Wien. Ihr Vater, der alte Arzt, war geſtorben, ſie hatte ein ſchönes Vermögen ererbt und war mit Baldamus nach Wien zurückgekehrt. Jetzt aber war auch Baldamus geſtorben, den ſie noch immer ſchwärmeriſch liebte und zu deſſen Andenken ſie beſchloſſen hatte, eine Stiftung zu machen, und zwar in Stuttgart. Hier war ſie ſo glücklich geweſen und immer dachte ihr dankbares Herz an Stuttgart zurück. Sie ſetzte daher eine Summe aus, von deren Zinſen jährlich zwölf arme Leute und zwar ſechs verheirathete Paare am Tage ihrer Hochzeit (1. November) ein Gaſtmahl genau mit denſelben Speiſen, wie bei ihrer Hochzeit, feiern ſollten. Sie ſtiftete dazu einen ſilbernen Becher, aus dem auf das Wohl des „liebenswürdigen Königs" getrunken werden ſollte, und ernannte den Ober-

hofprediger v. Grüneisen, die Frau Kaufmann Frasch (ihre vormalige Hauswirthin) und mich zu Exekutoren der Stiftung. Das war 1853. Alles wurde ihrem Willen gemäß angeordnet, und ich wohnte seitdem jedes Jahr der Armenhochzeit bei, an welcher die armen alten Leute immer eine große Freude hatten.

Einmal bekam ich einen Brief aus Moskau von einer alten deutschen Gouvernante. Sie schrieb mir, sie habe Deutschland vor langen Jahren verlassen und kenne dort niemand mehr. Sie habe aber Gelegenheit gehabt, in Moskau Jahrelang mein Literaturblatt zu lesen, und Vertrauen zu mir gefaßt. Sie habe in Deutschland einen jungen Mann geliebt, von dem sie nur durch ihre eigene Schuld getrennt worden sei. Jetzt fühle sie ihr Ende herannahen und wünsche ihr gesammeltes Vermögen jenem Manne zu hinterlassen, wenn er noch lebe. Sie bitte mich also, ihr Auskunft über ihn zu geben. Ich erkundigte mich sogleich und erfuhr, jener Mann, ein Pfarrer im Badischen, sei vor etwa acht Tagen gestorben mit Hinterlassung von Frau und Kindern und in guten Vermögensumständen. Ich antwortete nun der Moskauer Dame, was ich erfahren hatte, legte ihr den Brief des Freundes, der mir die Nachricht gegeben und das Zeitungsblatt bei, in welchem die Traueranzeige gedruckt stand, erhielt aber keine Antwort mehr.

Ich will noch einiger seltsamer Besuche gedenken, die ich empfing. Einmal kam mein Landsmann Knie zu mir, Vorsteher einer Blindenanstalt und selber blind, der ganz allein durch die Welt reiste und der lustigste Gesellschafter von der Welt war.

Mehreremal besuchte mich in den dreißiger Jahren der Wiener Klaviervirtuose Horzalka, ein Mann von unbeschreiblich liebenswürdiger Naivetät. Er ging nach London, um dort Concerte zu geben. Ich hatte ihn bei mir zu Tisch und begleitete ihn nachher zum Eilwagen. Da hatte er in der Zerstreuung sein schon gelöstes Eilwagen-Billet in den Koffer gepackt, den wieder zu öffnen keine Zeit mehr war. Ich verbürgte mich indeß für ihn. Im nächsten Jahre kam er wieder und erzählte mir von seinen Abenteuern in London.

Als er ſein erſtes Concert angekündigt hatte und Abends dahin fuhr, merkte der Kutſcher, daß er es mit einem unerfahrenen Fremden zu thun habe und führte ihn ein paar Stunden lang ſpazieren. Endlich merkte Horzalka, daß er irre gefahren ſein müſſe, ſchrie und ſchalt, mußte aber den Kutſcher bezahlen und nahm einen andern an. Dieſer aber wurde geſchwind vom erſten unterrichtet und führte den armen Wiener wieder ein paar Stunden umher. Vergebens blieben alle Proteſtationen des verzweifelten Klavierſpielers. Der dritte Kutſcher der ihn nach Hauſe bringen ſollte, führte ihn ebenfalls in die Irre und ſo wurde er die ganze Nacht hindurch gehänſelt, bis er erſt am lichten Tage ſich in ſeinen Gaſthof zurückfand. — Ich hatte diesmal den Künſtler wieder bei mir zu Tiſche und begleitete ihn wieder auf die Poſt. Nun diesmal, frug ich ihn, haben ſie doch ihr Billet nicht wieder vergeſſen? Aber ſiehe da, es war ſchon wieder im Koffer verſchloſſen.

Ein ſehr origineller Beſuch war auch der des Regierungspräſidenten Lichtenberg aus Mainz. Dieſer Enkel des berühmten Phyſikers und Satirikers gleichen Namens war der höchſte Civilbeamte in der Bundesfeſtung und erzählte mir viel von der Schwierigkeit ſeiner Stellung, die er jedoch mit gutem Takt und Humor zu überwinden wiſſe. Er hatte ſich von ſeinen vielen Geſchäften losgemacht, um ganz allein nach Italien zu reiſen, zu welchem Behufe ſich der alte und vornehme Mann noch leicht, locker und phantaſtiſch wie ein Student gekleidet hatte. Er war von erſtaunlicher Lebhaftigkeit und köſtlicher Laune. Seinen Beſuch verdankte ich der italieniſchen Reiſebeſchreibung, die ich kurz vorher hatte drucken laſſen.

Ein gar merkwürdiges Original war auch der alte Freiherr von Hallberg, zubenannt der Eremit von Gauting, der mich öfter beſuchte. Am Niederrhein zu Hauſe hatte er ſich 1813 zum General eines Landſturms aufgeworfen und wollte eigenmächtig in Frankreich einfallen, wurde aber noch glücklich zurückgehalten. Dann hauſte er in Gauting bei München und äußerte ſich öffentlich, als die liberalen Kammeroppoſitionen auftauchten, ſo unhöflich gegen ſie, daß

man ſeitdem alle Unterzeichner loyaler Adreſſen und Wähler miniſterieller Landtagscandidaten ſprüchwörtlich Gautinger nannte. Eremit hieß er, zunächſt wahrſcheinlich nach ſeiner Capuze, denn er hatte ſich aus Lappland, wohin er einmal gereiſt war, einen vollſtändigen lappländiſchen Pelzanzug mitgebracht, den beſonders die ſehr zugeſpitzte Mütze auszeichnete. In dieſer Tracht ſah ich ihn zum erſtenmal an der table d'hôte im Stuttgarter Waldhorn ſitzen. Er reiſte auch nach Italien und ſpäter nach Perſien. Seine gedruckten Reiſebeſchreibungen ſind ſo originell, wie er ſelbſt war. Zuweilen trug er auch einen Kaftan mit rothem Gürtel und kam deshalb mit der Polizei in Baden-Baden in Conflict. Als er einmal nach ſeiner perſiſchen Weiſe zu mir kam, zeigte er mir den großen mit Diamanten beſetzten Sonnen- und Löwenorden, den ihm der Schah geſchenkt hatte. Der alte Eremit war übrigens ſehr unangenehm, denn ſein ganz mit Bart überwachſener Mund überfloß von Zoten und war ſo unreinlich, daß ich jedesmal das Mundſtück der Tabakspfeife, die ich ihm als Gaſt anbot, nachdem er ſie geraucht hatte, wegwarf.

Der berühmte Buchhändler Friedrich Perthes in Gotha ſchenkte mir gleich dem alten Herrn v. Cotta ſeine Gunſt, wodurch ich als ein junger Mann mich ſehr geehrt fühlte. Perthes ſchickte mir Jahrzehnte lang alle ſeine Verlagsartikel zur Anzeige, ſchrieb mir jedesmal dabei, machte mir richtige Bemerkungen und gab mir zuweilen einen väterlichen Wink. Am 29. Januar 1834 ſchrieb er mir: „Ihr literariſches Blatt leſe ich mit höchſtem Intereſſe, obwohl meine Anſichten mit den Aufſtellungen darin nicht immer übereinſtimmen. Die Aufnahme, die Eintheilung, die Reihenfolge in Collectivrecenſionen ſcheint mir die einzige Art und Form zu ſein, unter welcher bei jetzigem Stande der Literatur ein kritiſches Blatt nützlich werden kann. — Ihrem ſtändiſchen Vortrag betreffend den Nachdruck gebe ich vollen Beifall. Die wichtigſten Punkte ſind wahrhaft, kernig, eindrucksfähig aufgeſtellt, vielleicht erlaube ich mir, Ihnen noch einige Bemerkungen zu machen — jetzt iſt meine Zeit peinlich beſchränkt.“ — Ein ſehr ausführliches Schreiben erhielt ich am 30. Juli desſelben

Jahres von Perthes: „Eben kommt mir Nr. 74 des Literaturblattes, enthaltend „das Unrecht der Schriftsteller" zu Handen und erfreut mich sehr, daß auch Sie gegen die Frankfurter Eingabe eines Regulativs für den literarischen Rechtszustand Ihre Stimme erhoben haben." Da indeß die damaligen Kämpfe gegen die Preßbeschränkungen in ihren Details für die heutige Zeit nicht mehr genug Interesse darbieten, so will ich das Weitere hier übergehen.

Im Jahre 1839 bat ich Perthes, mir den noch ungedruckten Theil von Reimar Cooks Chronik aus Bremen zu verschaffen, und zugleich um eine Notiz, ob im nordwestlichen Deutschland niemand lebe, der etwas zur Geschichte des westphälischen Contingents in der napoleonischen Zeit gesammelt habe. Hierauf verschaffte mir Perthes durch die Güte des Senator Claudius in Bremen das gewünschte Manuscript. Ich fand es so interessant, daß ich es nicht nur als Quelle für meine deutsche Geschichte benutzte, sondern es auch herauszugeben wünschte. Man behielt sich jedoch die Herausgabe in Bremen selbst vor, ohne daß sie, so viel mir bekannt wurde, bisher erfolgt ist. In Bezug auf meine zweite Bitte antwortete Perthes: „Von den Westphälingern, Hessen, Bergern ꝛc. ist auch mir nichts bekannt geworden; ich habe deshalb an den Buchhändler Bohne in Cassel, einen sehr verständigen Mann, geschrieben. Er machte als Offizier unter der westphälischen Garde den Feldzug nach Rußland mit — vielleicht kann durch ihn angeregt werden." Ich konnte jedoch auf diesem Wege nichts weiter ermitteln. Dagegen schrieb mir ein Hauptmann Hellrung 1840, er beabsichtige Memoiren zur Geschichte der westphälischen Armee zu schreiben.

Im Jahre 1840 schickte mir Perthes die Schriften des Maler Runge und schrieb dazu am 28. Februar: „Runge hatte seine tief eingreifende Wirksamkeit zu der Zeit, wo sich die sog. romantische Schule begründete und ausbreitete — aber ihm war Poesie und Kunst kein Spiel, diese waren das Wesen seines reinen Gemüthes und reichen Geistes. Für die Anschauungen, die ihm aus dem Grunde tiefer Religiosität zukamen, durch Bild und Wort Ausdruck zu gewinnen,

war ſein Streben und Ringen. Dabei war er ein einfacher, heiterer Menſch, ein naiver, derber Pommeraner. Aber ſein Name iſt verſchollen, ſeine Wirkſamkeit im Fortgange der Dinge verſchwommen und unſere Zeit iſt eine ganz andere. Nur Wenige wollen ſich jetzt Muße gewähren, Laute aus dem Innern eines tiefen Menſchen zu vernehmen. Will ich den Zweck der Wohlthätigkeit erreichen, den ich im Anfang meiner Anzeige angegeben habe, ſo muß ich die Theilnahme meiner Gönner und Freunde in Anſpruch nehmen. An Sie nur die Bitte, Runges Schriften ernſte Aufmerkſamkeit gönnen zu wollen." — Im Juni ſchrieb mir Perthes wieder über denſelben Gegenſtand, in Runges Schriften fände ſich freilich viel Phantaſtiſches und Anderes gehe eigentlich nur die Familie an. Deswegen habe er lange gezaudert, dieſen Nachlaß ſeines ſeligen Freundes herauszugeben. Es galt aber, Runges verwaiſten Enkel zu unterſtützen und „Intereſſantes genug findet ſich in den Briefen von Goethe, Tieck, Arnim, Brentano, Görres, Steffens ꝛc. — Wie ſo vieles was erſtrebt und belebt wurde vor den vierzig und dreißig Jahren, iſt jetzt verſchollen — doch der Kern des Geiſtigen und Wahren iſt nicht erſtorben in der Zeit — aus ihm erwachſen immer wieder Geſtaltungen — dafür ſorgt Gott!"

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Im Mannesalter.

I. Literaturblatt. Verkehr mit Dichtern.

Ich habe mich immer mit einer angeborenen Heiterkeit und Unbefangenheit in die Menschen und in die Verhältnisse gefunden, mir daher überall wo ich verweilte, Freunde erworben, das Leben genossen, meine bürgerlichen Pflichten erfüllt und eine zahlreiche Familie gegründet. Ich gehörte also nicht zu den Eigensinnigen, zu den Sonderlingen, noch zu den Weltverbesserern, Stürmern und Drängern, die da verlangen, daß alles nach ihrem Kopfe gehen soll. Wenn ich mich nun auch im Widerspruch mit den mächtigsten Zeittendenzen befand, so war mir doch wohl bewußt, daß man, was historisch geworden ist, nicht mit einem kritischen Machtwort ändern kann und daß man nicht einmal den Personen zum Vorwurf machen darf, was in dem gesammten Bildungsgange der Zeit liegt.

Aber als ein freier Geist erlaubte ich mir zu vergleichen, zu urtheilen und meine Meinung offen auszusprechen.

Ich muß gestehen, obgleich das Leben überall und immer schön ist, wenn man es zu erkennen und zu genießen weiß, fand ich doch in der Gesammtphysiognomie Deutschlands zu meiner Zeit überaus viel, was mich abstieß, was mich, wenn es auch nur den Charakter der gemeinsten Alltäglichkeit hatte, doch fast dämonisch anfremdete.

Welchen Anblick gewährte das deutsche Volk? Es hatte ja nicht

einmal ſeine eigene Tracht. Der deutſche Mann, die deutſche Frau kleideten ſich nach franzöſiſcher Mode, gleichviel ob dieſe häßlich oder ſchön, praktiſch oder unpraktiſch war. Ungeheuere Summen ſtrömten jährlich aus Deutſchland nach Paris, um von dort den Modeflitter einzutauſchen. In der Regel iſt die Mode in Paris ſchon paſſirt, wenn ſie unſere Kleinſtädter erſt kennen lernen. Was der Pariſer und die Pariſerin als ihre eigene Erfindung immer noch mit einer gewiſſen Natürlichkeit und Grazie tragen, wird erſt bei uns zur Karikatur. Das iſt nicht ſo gleichgiltig wie man glaubt. Wer die abgetragenen Kleider eines Andern anzieht, ordnet ſich ihm unter, wie der Bediente dem Herrn. Auch hängt mit der Modetracht die ganze geſellige Sitte zuſammen und das übt tiefen Einfluß auf den Charakter. Durch fremde Tracht und Sitte wird der angeſtammte Nationalcharakter nothwendig verfälſcht. Die Phyſiognomie unſerer neumodiſchen Stutzer iſt nicht die deutſche, ſondern die von Menſchen, welche Franzoſen zu ſein affectiren. Die untern Stände ahmen ſchon die obern nach. Bald wird die letzte Spur einer Volkstracht ſelbſt bei unſern Bauern verſchwunden ſein. Ueberall ſieht man nur als Franzoſen verkleidete, nur durch ihre größere Eckigkeit, Plumpheit und Geſchmackloſigkeit ſich verrathende Deutſche. Dieſe Maskerade einer ganzen Nation hat etwas Geſpenſtiſches. Wenn man nicht daran gewöhnt wäre, würde man davor erſchrecken.

Die maskirte Nation wollte aber überhaupt gar keine Nation ſein. Das hat mich immer am meiſten verwundert, daß ſich die Deutſchen alle ſcharf von Franzoſen, Italienern, Ungarn, Slaven ꝛc. als Race unterſchieden und mit geringen mundartlichen Ausnahmen alle dieſelbe Sprache redeten und doch keine Deutſchen ſein wollten, ſondern Franzoſen (Lothringer, Elſäſſer), Dänen (Holſteiner, Schleswiger), Ruſſen (Livländer, Kurländer, Eſthländer), Holländer, Belgier, Schweizer, Oeſterreicher, Preußen, Sachſen, Hannoveraner, Mecklenburger, Heſſen, Bayern, Württemberger, Badener ꝛc. ꝛc. Eine Nation von 50 Millionen Seelen, von gleicher Abſtammung und Sprache, wollte keine Nation ſein. Viele Theile derſelben wurden

andern Nationen unterthan und der geschwächte Rest spaltete sich wieder unter sich. Das Wunderbarste war für mich, daß dieselbe Nation doch wirklich einmal eine Nation gewesen war und es auch hatte sein wollen, eine große mächtige Nation, die erste in Europa.

Ich suchte in der deutschen Sprache und Literatur den nationalen Geist, aber ich fand ihn nicht. Die s. g. Gebildeten in ganz Deutschland standen unter der Herrschaft eines fremden Geistes, und das war in den mannigfachsten Ausstrahlungen doch immer nur der romanische Geist. Der deutsche Geist war ausgewechselt mit dem antik heidnischen der s. g. classischen Schule oder mit dem neurömischen des Papstthums, oder mit dem Geiste der französischen Philosophie, der französischen Mode, des französischen Liberalismus. Alle diese Ausstrahlungen des süd- und westeuropäischen oder romanischen Geistes hatten den schlafenden deutschen Michel magnetisirt und verzaubert, daß kein deutsches Gefühl mehr in ihm wach werden konnte, und zum Ueberfluß wedelte ihn der Judendämon mit Vampyrflügeln an und sog ihm sanft das Blut aus. Obgleich mir die ganze schreckliche Wahrheit der Selbstvergessenheit unserer großen Nation erst im Verlauf eines langen Lebens immer klarer geworden ist, lernte ich doch schon in früher Jugend den patriotischen Schmerz empfinden und die fremde Waffe kennen, welche die Wunde bohrte, in der schweren Zeit der Fremdherrschaft unter Napoleon. Ich erlebte auch das Ende dieser Zeit und die große nationale Erhebung von 1813. Ein Riese, schrecklich und schön, hatte damals das deutsche Volk sich erhoben und siegte, aber nach dem Siege sank es wieder zurück in tiefen, dummen Schlaf. Ich konnte nicht mitschlafen, ich gehörte zu den Wenigen, welche der großen Sache des Vaterlandes treu bleiben wollten bis zum Tode.

Mein Literaturblatt sollte nun in diesem Sinne auf die deutsche Lesewelt einwirken und Saaten für die Zukunft ausstreuen, die patriotische Gesinnung stärken, wo sie noch vorhanden war und wecken, wo sie schlief. Die Politik durfte ich freilich nicht voranstellen, das erlaubte die Censur nicht. Doch habe ich keine Gelegenheit versäumt, in der

Form von Bücherrecenſionen politiſche Wahrheiten auszuſprechen und ſchlechte Tendenzen zu bekämpfen. Erſt ſpäter war es mir vergönnt, in die politiſchen Bewegungen einigermaßen thätig einzugreifen.

Damals in den zwanziger Jahren blieb mir auch außerhalb der eigentlichen Politik immer noch ein weites Feld des literariſchen Wirkens offen in der Bekämpfung zahlreicher böſer Dämonen, die im Bunde mit der ruſſiſchen und Metternich'ſchen Bevormundung Deutſchlands den Geiſt der deutſchen Nation ſyſtematiſch niederhielten oder corrumpirten. Auf dem religiöſen Gebiete war es nöthig, die alte deutſche Frömmigkeit und die Wärme der religiöſen Empfindungen nicht verſchwinden zu laſſen im modernen Heidenthum, Cultus des Genius, Hegel'ſcher Selbſtvergötterung, theils im ſeichten und doch ſo eitlen und anmaßenden Rationalismus, theils in witzelnder Religionsſpötterei und Emancipation des Fleiſches.

Im Gebiet der Schule war gegen den Schuldämon zu kämpfen, gegen den akademiſchen Pedantismus, den ſcholaſtiſchen Formalismus, die Schablone, gegen die philoſophiſche Hoffahrt, gegen die übertriebene Humanitätsſchwärmerei und gegen den pädagogiſchen Optimismus, der ſich vermaß, aus jedem Kinde ein Menſchheitsideal herauskünſteln zu wollen, und dabei die nächſte praktiſche und natürlichſte Aufgabe vergaß, den Nationalcharakter ſchon in der Jugend zu ſtärken und zu pflegen.

Wenn ich mir anmaßte, auch im Gebiet der Naturwiſſenſchaft manches herrſchende Vorurtheil zu beſtreiten, ſo glaubte ich dazu berechtigt zu ſein, weil jene Vorurtheile weſentlich darauf hinausliefen, das deutſche Volk zu entchriſtlichen, das ſittliche Ideal aus ſeiner Seele zu reißen und ihm dafür einen groben Materialismus einzupflanzen. Was ich in dieſer Beziehung im Widerſtreit mit der Mode der Zeit niedergeſchrieben habe, iſt wenig beachtet worden, aber jede Wahrheit braucht Zeit zu reifen und ich zweifle nicht im geringſten, daß mein Grundgedanke von der Zweckmäßigkeit der Schöpfung als materielles Mittel für einen höhern ſittlichen Zweck noch einmal zur allgemeinen Geltung kommen wird.

Großes Gewicht legte ich auf die Geſchichtskunde und zwar hauptſächlich auf die deutſche. Der Menge bleibt dieſelbe ſo gut wie unbekannt, obgleich es ebenſo möglich als nützlich wäre, in Volksſchulen, Sonntagsſchulen und Vereinen auch der ländlichen Jugend und dem Volke klarere Begriffe vom Werth der deutſchen Nation und vom großen Inhalt ihrer zweitauſendjährigen Geſchichte beizubringen. Die gebildeten Klaſſen haben ſich bisher mehr für die allgemeine Weltgeſchichte oder für die Geſchichte der tonangebenden Völker, Griechen und Römer, Franzoſen und Engländer intereſſirt und lange nicht genug für die deutſche. Auch haben es die vielerlei Souveränetäten in Deutſchland dahin gebracht, daß es den Genoſſen einzelner Stämme, den Unterthanen einzelner Territorialherren ſchwer wird, ſich in das Ganze der deutſchen Nation hineinzudenken. Selbſt kleine Theile der großen deutſchen Nation halten ſich für eine beſondere Nation, nicht blos die deutſchen Schweizer, Holländer und Belgier, ſondern ſehr häufig auch die Bayern, Württemberger, Sachſen, Hannoveraner und Heſſen. Wie die Landsmannſchaften auf den Univerſitäten über die allgemeine Deutſche Burſchenſchaft, ſo herrſchen auch die Spezialgeſchichten deutſcher Staaten und Regentenhäuſer gegenüber der Geſchichte der Geſammtnation vor. Endlich hat die einſeitige Pflege des Claſſicismus auf Schulen und Univerſitäten die älteſte deutſche Vorzeit entweder ganz in Schatten geſtellt, oder das in das Dunkel hineinfallende Licht falſch gefärbt, und immer noch herrſcht durch die Schule auch in Deutſchland ſelbſt das altgriechiſche und römiſche, von den Italienern und Franzoſen nur adoptirte Vorurtheil, die alten Deutſchen ſeien rohe Barbaren geweſen. Da ich altdeutſche Studien ſchon in jungen Jahren trieb, bekämpfte ich dieſes Vorurtheil nicht nur gelegentlich in meinem Literaturblatt, ſondern ſpäter auch in größern Werken. Daß ich während meines Lebens auch in dieſer Beziehung das Vorurtheil und den Stumpfſinn der Zeitgenoſſen nicht habe überwinden können, fand ich ebenſo natürlich, als ich überzeugt war, wenn ſich je das deutſche Volk noch einmal tüchtig zuſammenfaſſen, ſich ſelber erkennen, in ſeiner Vorzeit wiedererkennen wird, werden meine faſt

unbeachtet gebliebenen Aufklärungen über unsere altdeutsche Märchenwelt und Heidenreligion noch zu Ehren kommen.

Für das größere Publikum hatte ich in meinem Blatte vorzugsweise die schönwissenschaftliche Literatur zu besprechen. Freilich hätte es da eines Herakles bedurft, um den Augiasstall auszuräumen. Die Stallfütterung gedieh in der politischen Stagnation nach den Befreiungskriegen in erschreckendem Uebermaß. Da man von der Politik kaum reden durfte, zerstreute man sich mit Modelektüre, meist mit Uebersetzungen französischer und englischer Modeartikel, mit Eitelkeiten deutscher Epigonen Goethes, Schillers ꝛc., mit romantischen Faseleien, langweiligen Damenromanen, lyrischen Empfindsamkeiten ꝛc., worunter nur wenig wirklich Geistreiches und Tiefes vorkam. Der Büchermarkt war ein Waarenlager von wohlassortirten Modeartikeln geworden. Die Unterhaltungsliteratur wurde zum großen Theil den Buchhändlern auf Bestellung geliefert und durch Reclame ins Publikum gebracht. Die deutsche Literatur, früher die Schöpfung aristokratischer Geister, wurde demokratisches Gemeingut und zugleich ein Geschäft, um zu gewinnen, ein Geschäft, wozu sich jeder für berechtigt, also auch für befähigt hielt.

Ein summarischer Abriß meiner Ansichten kam 1828 in dem Buche „die deutsche Literatur" heraus, welches bald in zweiter Auflage erschien und ins Englische, Italienische, Russische und Holländische übersetzt wurde. Dieses Buch und mein Literaturblatt machten damals ziemlich viel Aufsehen. Der alte preußische Minister Stein empfahl es in seinem Briefwechsel mit Gagern. Daß König Ludwig von Bayern und Fürst Metternich in Wien mein Blatt regelmäßig lasen, hat mir der alte Cotta wiederholt mit Selbstzufriedenheit erzählt. Noch kurz vor seinem Tode ließ mich Metternich durch einen Herrn vom Stuttgarter Hofe grüßen und mir sagen, er habe sich immer für mich interessirt, obgleich ich sein Feind gewesen sei. Am meisten frappirte mich, daß mir Bismarck, den ich im Frühjahr 1866 kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Berlin sprach, beiläufig erzählte, er habe als neunjähriger Knabe oft noch spät am Abend seiner Mutter

mein Literaturblatt vorlesen müssen, damals sehr zu seiner Unlust, später jedoch habe er sich sehr mit dem Blatte befreundet.

Mein Literaturblatt erschien anfangs noch als Beiblatt des Morgenblattes und war mehr der poetischen und unterhaltenden, als der wissenschaftlichen Literatur gewidmet, und weil es sehr verbreitet war, kam ich natürlicherweise in einen ausgedehnten Verkehr mit den damaligen Dichtern. Der neue Ton, den ich in den „Europäischen Blättern" angeschlagen, hatte die einen erfreut, die andern erschreckt und in Unruhe versetzt. Unter den letztern befanden sich außerordentlich viel Schwächlinge, Epigonen, matte Romantiker, Blaustrümpfe ꝛc. Je großartiger der Geist der Nation sich in den schrecklichen, den Nationalfeind zerschmetternden Gewittern der letzten Kriegsjahre geoffenbart hatte, um so widerlicher fiel die Schwächlichkeit und Kleinlichkeit des Geistes auf, der sich in so kurzer Zeit schon wieder der Literatur bemeistert hatte.

Ein glücklicher Zufall hatte mich nach Schwaben geführt, denn die damals alle noch in der Blüthe stehenden Dichter der sog. schwäbischen Schule waren nicht nur poetisch begabt, sondern auch charaktervoller, sittlich reiner und deutscher von Gemüth, als die große Mehrzahl der andern. Das Haupt dieser Schule war Ludwig Uhland, ohne Neid von jedermann als solches anerkannt. Da er damals nach Tübingen übersiedelte, sahen wir uns seltener, blieben aber ohne Unterbrechung bis an seinen Tod befreundet. Von 1833 an saßen wir auch im Landtag zusammen als Parteigenossen. Sein Gesicht nahm erst im Alter mehr Ausdruck an. In jüngern Jahren ist es ihm oft begegnet, für einen gewöhnlichen Handwerksmann gehalten zu werden. Auch fehlte ihm eine geläufige Zunge, doch konnte er im vertrauten Kreise sehr heiter und auch gesprächig werden. Sein bescheidenes Wesen trug nicht wenig dazu bei, die Achtung für ihn zu erhöhen, die seine Dichtungen einflößten.

Ihm zunächst stand Gustav Schwab, damals Professor am Gymnasium in Stuttgart. Sein Haus, kaum mehr als hundert Schritt von dem meinigen entfernt, war gastlich allen Fremden offen,

er ſelbſt der freundlichſte und liebenswürdigſte Geſellſchafter und eine durchaus ehrliche und treue Seele, eine anima candida. Ein ſtattlicher Mann, wohlgenährt, aber von lebhaften Geberden, zeichnete er ſich bis in die fünfziger Jahre durch jugendlich rothe Wangen, ſchöne, freundliche und zugleich feurige Augen und blendend weiße Zähne aus. Als Dichter ſtand er nicht ſo hoch wie Uhland, doch hat er manches ſchöne Lied geſungen und dem böſen und lüderlichen Zeitgeiſt niemals gehuldigt, obgleich ihm Goethes Ruhm noch viel zu ſehr imponirte. Erſt als der Briefwechel Goethes mit Zelter herauskam, worin Goethe auf die unwürdigſte Weiſe über Uhland und Guſtav Pfizer ſpottet, kam beim guten Schwab die Goetheanbetung mit der Freundestreue und dem Rechtsgefühle in Conflict, und damals drückte er mir krampfhaft die Hand mit den Worten: Menzel, du haſt doch Recht gehabt! Wir ſahen uns viel und oft als Nachbarn, im Schillerverein, in befreundeten Geſellſchaften ꝛc.

Guſtav Pfizer gehörte noch zu den jüngern Dichtern, beſaß eine vorzügliche Begabung und theilte mit ſeinem ältern Bruder Paul den ſittlichen und patriotiſchen Ernſt, konnte aber eben deshalb dem ſchlechten Zeitgeſchmack nicht genügen. Heine, dem damals das ganze gebildete Publikum nachlief, warf ſeinen Koth auch auf Guſtav Pfizer.

Eine der vorzüglichſten Zierden des ſchwäbiſchen Dichterkreiſes war der Oberjuſtizrath Karl Mayer, des edlen Uhland lebenslänglicher fidus Achates, ſo wie auch Schwabs und Kerners bewährteſter Freund. Er ſelbſt dichtete meiſt nur kurze Verſe, in denen er aber mit Meiſterſchaft nur durch wenige Worte dem Leſer ganze Landſchaften vorzauberte. Das achtungswürdigſte an ihm jedoch war die Feſtigkeit und Treue der Freundſchaft. Ich ſah ihn zwar nur ſelten, weil er in Tübingen lebte, aber wir waren früh befreundet und blieben es. Als ich 1835 nach Italien reiſte, ſagte er mir in Verſen mit der liebenswürdigſten Herzlichkeit Lebewohl.

Kein Abſchiedswein, kein trauter Punſch
Entflammt mich zu Toaſt und Wunſch;
Früh, nüchtern ſteh ich in dem Zimmer,
Heimtreibend und beeilt, wie immer.

Doch ein Gemiſch von Ernſt und Scherz,
Wie ein Toaſt, erfüllt das Herz,
Wenn wir auf eine Reih' von Tagen
Dem Freunde ſollen Abſchied ſagen.

Als mein älteſter Sohn in Tübingen ſtudirte, wohnte er in Mayers Hauſe. Meines alten Freundes gleichnamiger Sohn wurde ſpäter ein demokratiſcher Wühler und machte ſich als Redacteur des „Beobachters" einen mehr berüchtigten als berühmten Namen.

Zu den freundlichſten Erſcheinungen in Stuttgart gehörte der Kanzleirath Bührlen, ein geborener Ulmer, der in engen Verhältniſſen lebte und durch ſeine Romane und Erzählungen ſich ein geringes Honorar verdiente, aber ſeine Armuth und Zurückſetzung mit einem liebenswürdigen Humore ertrug. Er hatte die einzige Schwachheit, ein Philoſoph ſein zu wollen, kam jedoch nie über aphoriſtiſche Betrachtungen hinaus, für die ſich niemand intereſſirte. Dagegen fand man in ſeinen Erzählungen eine idylliſche Auffaſſung ſeines eigenen Familienlebens und eine Selbſtironiſirung von hohem Liebreiz. In dem beſten ſeiner Romane, dem „Enthuſiaſten", ſchildert er ſich ſelbſt ganz ſo, wie er war. Er hatte nämlich, trotz ſeiner Armuth, einen unwiderſtehlichen Hang zu alten Gemälden und legte ſich auch wirklich eine kleine Galerie an. Dieſe Liebhaberei charakteriſirte er nun in ſeinem Roman in allerliebſt komiſchen und rührenden Scenen. Ich halte dieſen Roman für einen der beſten, die je geſchrieben wurden, und zweifle nicht, daß er, obgleich er zu ſeiner Zeit keinen Anklang gefunden hat, in hundert Jahren wieder gedruckt und der Sammlung unſerer claſſiſchen Nationalwerke einverleibt werden wird.

Ein recht hübſches Talent für Gelegenheitsgedichte beſaß der Stadtrath Ritter, deſſen Frühlingslied, reizend von Lindpaintner componirt, allgemein beliebt und mehr ſchwäbiſches Volkslied geworden iſt, als kaum eins von Schiller und Uhland. Da das ſeit 1825 eingeführte Schillerfeſt jährlich im Beginn des Mai gefeiert wird, fehlt auch Ritters Frühlingslied niemals und kann man ſich das ſchöne Feſt ohne dasſelbe nicht denken. Als ich einſt mit einem auswärtigen

Diplomaten auf einen nahen Berg ſpazieren ging, tönte das Frühlingslied aus dem Thale herauf. Da blieb der Fremde, der es nie gehört hatte, wie bezaubert ſtehen und hörte mit Staunen und Entzücken zu. — Als Ritter geſtorben war, in den vierziger Jahren, wurde ich aufgefordert, bei dem jährlichen Gaſtmahl der Württembergiſchen Weinverbeſſerungsgeſellſchaft mit ein paar Worten ſeiner zu gedenken, da er ein ſehr eifriges Mitglied des Vereins geweſen war und an jedem Feſttage ein paar artige Reime zum beſten gegeben hatte. Ich hielt eine kleine Rede mit einem paſſenden Bonmot und Reimen ganz nach ſeiner Manier. Der Präſident des Vereins, ein ungemein ſtolzer Herr, ſagte, als ich allgemeinen Beifall gefunden hatte. „Nun, Sie haben ſich ja ſchon recht in die ſchwäbiſche Art und Sitte gefunden.“ Ich erwiderte mit lauter Stimme: „Sie werden mich doch für einen Württemberger halten, nachdem ich ſieben Altwürttemberger gezeugt habe. Haben Excellenz das auch vermocht?“ Ein ungeheures Gelächter beſchämte den Mann, der krebsroth wurde.

Wer hätte in Schwaben gelebt und nicht Juſtinus Kerner gekannt? Der liebenswürdige Dichter der „Reiſeſchatten“ und ſo vieler ſchöner Lieder wurde mir bald nach meiner Niederlaſſung in Stuttgart durch ſeine Freunde Uhland und Schwab bekannt. Er war damals noch nicht alt, doch ſchon ziemlich corpulent, aber die Feinheit der Züge, das Geiſtvolle in Augen und Lippen ließen ſich bei ihm auch im Alter nie unterdrücken. Er war ſehr geiſtreich und trotz ſeiner ſchwäbiſchen Gemüthlichkeit und des Myſteriöſen, was ihm von der Geiſterſeherei her anklebte, von einer Schalkhaftigkeit, wie ich ſie nur bei Ludwig Tieck wiedergefunden habe. Er handhabte die Selbſtironiſirung mit einer ungemeinen Gewandtheit als Waffe, wenn man ihm ein wenig zuſetzte. Wir behandelten uns gegenſeitig immer mit dem beſten Humor. Nur als er mir 1829 zumuthete, das Buch, welches er über die berühmte Seherin von Prevorſt geſchrieben hatte, alles Ernſtes zu loben und die darin geoffenbarten Wunder anzuerkennen, lief das gegen mein kritiſches Gewiſſen. Es war wirklich gewagt, daß Juſtinus Kerner uns nöthigen wollte, an Bier trinkende

Geiſter zu glauben, oder wenn er uns einmal eine Geiſtin mit ihrem Wickelkind, die vor mehreren Jahrhunderten gelebt haben ſollte, und ein andermal wieder eine Geiſtin, die vor vier Jahren gelebt haben ſollte, mit einem Knaben, der unterdeß nach dem Tode gewachſen war, vorführte. Meine Recenſion ſetzte dergleichen Widerſprüche in Kerners Buch auseinander und hob zugleich Nachläſſigkeiten hervor, die einem gewiſſenhaften Arzt nicht hätten begegnen ſollen. Er hatte nämlich während der Krankheit der Seherin ein Tagebuch geführt, deſſen Genauigkeit er ſogar rühmte, die auch nöthig war, weil es bei den Verordnungen und Verheißungen der Seherin auf Stunde und Minute ankam. In dieſem Tagebuch aber hatte der Monat September einen Tag zu viel, ſo daß ich fragen durfte, ob es im Geiſterreich einen 31. September gebe? Kurz es war mir bei aller Achtung vor Kerner doch nicht möglich, das Unſinnige und Leichtfertige in ſeinem Buche ungerügt paſſiren zu laſſen.

Darüber nun machte mir Kerner in einem Briefe vom 23. Januar 1830 die bitterſten Vorwürfe. Während er und ſein Freund Eſchenmeier ſich zur Abwehr rüſteten und öffentliche Ewiderungen drucken ließen, blieben wir gleichwohl in einer freundſchaftlichen und vertraulichen Correſpondenz.

Im Jahr 1834 gab Kerner eine Geſchichte von Beſeſſenen heraus, alſo fünf Jahre nach dem Erſcheinen der Seherin von Prevorſt. Da er nun fünf Jahre vor dieſer ein famoſes Buch über Vergiftung durch Würſte geſchrieben hatte, konnte ich nicht umhin, in meiner Recenſion auf die fünfjährigen Neuerungen in Weinsberg aufmerkſam zu machen. Erſt wimmelte es dort von vergifteten Würſten, dann von Geiſtern mit Grabesgeruch und endlich von Beſeſſenen mit ihren Teufeln, und an alledem ſollte Juſtinus Kerner nicht ſchuld ſein? In der ganzen übrigen Welt ſpürte man von dieſen Seltſamkeiten nichts, die ſogar in Weinsberg ſelber nur vorkamen, wenn Kerner ein Buch darüber ſchrieb und ſonſt nicht. Gegen dieſe meine Auffaſſung proteſtirte nun Kerner wieder in einem langen, nicht ſehr logiſchen Briefe.

In einem Briefe vom 28. April 1836 kam Kerner auf die Seherin und auf die Geiſter zurück und fing an: „Verehrter Freund, ich muß wieder mit Ihnen zanken. Wenn wir gar nichts von Affen wüßten und es käme ein Reiſender, der behaupten würde, er habe Thiere geſehen, die halb Thier halb Menſch ſeien, Arme hätten, aber keine Hinterbacken und Waden und man würde ſchreiben: wir wollen nicht noch einmal auf die Frage, ob es Affen gäbe, zurückkommen, es iſt uns im Grunde ſehr gleichgiltig, denn da dumme und affenmäßige Menſchen mit Armen und ohne Hinterbacken und Waden auf der Planie in Stuttgart in Menge herumlaufen, ſo liegt wohl wenig daran, ob nach der Behauptung jenes wunderſüchtigen Reiſenden es noch andere wirkliche Affen gäbe. So ſagen Sie: Es giebt unter den lebenden Menſchen Geſpenſter genug. Aber damit widerlegen Sie die Exiſtenz von wahren Geiſtern ſo wenig, als jenes Gerede die Exiſtenz von wahren Affen.“ Man ſieht hieraus, welche humoriſtiſche Wendung unſer Streit nahm. Ich frug einmal Kerner, ob er denn jemals einen Geiſt geſehen habe? da er immer nur von Geiſtern berichte, die Andere geſehen haben. Er geſtand mir, er habe noch keinen geſehen, nur einmal eine Art von Schatten, doch könne er nicht behaupten, daß es ein Geiſt geweſen ſei. Ich theilte ihm zu ſeiner Genugthuung mehrere hübſche Geiſtergeſchichten mit, die er auch in ſeinen Blättern aus Prevorſt und in ſeinem Magikon abdrucken ließ. Aber vergebens appellirte ich an ſeinen feinen Geſchmack als Dichter, den ſeine Weinsberger Geiſter ebenſo anwidern müßten als mich, denn wo das Geiſterreich ſich aufthut, beginnt auch Poeſie. Dagegen behauptete er, grade in der unpoetiſchen Gemeinheit jener Bier trinkenden Geiſter liege ein Beweis ihrer Wirklichkeit und wo die Poeſie nichts gewinne, da gewinne doch die Wiſſenſchaft.

In einem Briefe vom 19. Auguſt 1839 ſchrieb mir Kerner in Bezug auf einige Mittheilungen, die ich ihm gemacht hatte: „Die Stelle im Plutarch iſt merkwürdig und es wäre mir ſehr lieb, wenn Sie mir den Ort, wo ſie ſteht, bezeichneten. Die Cirkel der Frau Hauffe (der Seherin von Prevorſt) finden ſich auffallend im Plato,

den ſie aber nicht einmal dem Namen nach kannte. Ich fand die Stelle einmal zufällig, als die Cirkel ſchon längſt von ihr gemacht und erklärt waren und freute mich ſehr. Das iſt das Schauen der Natur, das Plato auch beſonders hatte und keine Gehirnphiloſophie, aber eben deswegen das wahre. Es iſt mir unbegreiflich, wie jene Cirkel, in denen eine ganze Naturphiloſophie liegt, ſo wenig von andern gewürdigt werden konnten. Ob den Geiſtern ließ man dieſe ganz liegen. Auch ſchrieben Viele ſie dem Eſchenmeier zu, z. B. der Eſel von Pfarrer W., was mich immer ganz raſend macht."

Das Haus, welches Kerner in Weinsberg beſaß, iſt eins der berühmteſten in Schwaben. Man ſteigt von dieſem freundlichen Hauſe durch Gärten hinauf zur alten Burgruine der ſog. Weibertreue, in deren Fenſtern Kerner Aeolsharfen angebracht hatte. Hier war ſeine Heimath, hier allezeit ſein gaſtlicher Tiſch gedeckt. Hier entfaltete der Dichter die ganze Grazie ſeines Geiſtes und die Fülle der Liebe, die in ſeinem Herzen wohnte. Im Jahr 1840 hatte ich meine älteſten beiden Knaben von 13 und 10 Jahren allein eine Fußreiſe ins Unterland machen laſſen und ihnen geſagt, ſie ſollten in Weinsberg den Oberamtsarzt freundlich von mir grüßen. Hierauf erhielt ich von Kerner folgendes Schreiben, woraus man ſeine ganze Liebenswürdigkeit erkennen mag: „Verehrteſter Freund! Ihre lieben Kinder kamen wohl bei uns an und erfreuten uns innigſt. Sie wollten mich glauben machen ſie ſeien Geiſter: denn ſie ſagten (Nachmittags 2 Uhr) ſie hätten zwar ſeit dem Frühſtück noch nichts gegeſſen, können ſich aber nicht aufhalten, müſſen immer weiter laufen, allein ich unterſuchte ſie, wie ich immer thue, genau und erkannte, daß ſie noch leibhafte Menſchen ſind und zwar ſehr liebe. Sie wollen nun nach Langenbeutingen weiter wandern in das daſige Pfarrhaus, welches vor hundert Jahren einmal durch einen Geiſt abbrannte. Dies zur Nachricht und Beruhigung Ihnen und der lieben Gattin. Herzlichſt Ihr Kerner. Weinsberg, 6. October 1840." Mein kleiner Sohn ſchrieb darunter: Wir gingen vorgeſtern noch bis Kirchheim am Neckar, wo uns der Herr Pfarrer Drück zu übernachten nöthigte. Geſtern,

als wir hierher kamen, wurden wir von Herrn Doctor Kerner außerordentlich freundlich aufgenommen und genöthigt einen Tag dazubleiben.

In die wilde Revolutionszeit 1848 taugte der gute Kerner nicht hinein. Sein Sohn wurde damals Demokrat. Er selbst ließ sich hinreißen, ein ziemlich revolutionäres Lied zu Gunsten eines Schlossermeisters zu dichten, mit dem die Demokraten damals kokettirten, wie die Pariser mit ihrem Blousenmann Albert, und den sie auch richtig ins Frankfurter Parlament brachten. Später wurde Kerners Sohn äußerst legitim, bald auch Hofrath, der alte Kerner aber empfing in seinem Hause in Weinsberg das Fräulein Stubenrauch und küßte sie. Dieser Kuß und jenes Revolutionslied paßten nun freilich nicht zusammen und offenbarten die ganze Schwäche des Dichters. Daher es an harten Seelen nicht fehlte, die ihm das Mitleid versagten und ihn ebenso heruntersetzten, als er vorher hoch gepriesen worden war; doch blieben ihm seine alten Freunde treu. Er war auch älter geworden, hatte die Elasticität verloren und kränkelte, kokettirte aber auch mit dieser Kränklichkeit, was man wieder seiner Dichternatur zu gute halten mußte. Als ich ihn einmal in seinem Weinsberg besuchte, lag er noch im Bette, und kam, nachdem er sich angekleidet hatte, wie ein Blinder tappend herein und frug mit tonloser Stimme: Wer isch? Ich nannte laut meinen Namen. Hierauf Accolade und obligater Kuß. Ach, i seh ebe gar nimmer. Ich bedauerte ihn sehr, daß es sich mit seinen Augen so bedeutend verschlimmert habe, aber noch war keine Viertelstunde vergangen, als er einen Brief herbeiholte, den ihm unlängst König Ludwig von Bayern geschrieben hatte und mir denselben ohne Brille frischweg vorlas. Es ist erstaunlich, sagte ich, wie man diesen König Ludwig als ultramontanen Finsterling verleumdet, da er doch überall nur Licht verbreitet. Denn kaum hatten Sie seinen Brief vor Augen, so konnten Sie wieder ganz gut sehen. — Dasselbe Wunder, wie König Ludwigs Brief, bewirkten aber auch die Augen eines hübschen Kindes; denn als er sich einst, als der gar nichts mehr sehen könne, vom Dekan D. über die Straße führen ließ,

blieb er plötzlich ſtehen, um ein junges Mädchen, das aus dem Fenſter des zweiten Stocks herunterſah, freundlich zu begrüßen und ein wenig mit ihr zu plaudern.

Mit Bezugnahme auf das, was ich eine Reihe von Jahren hindurch gegen das junge Deutſchland, das junge Hegelthum, Judenthum, Straußenthum ꝛc. geſchrieben hatte, ſchickte mir 1848 Kerner das von ſeiner Hand geſchriebene kleine ſinnige Gedicht, welches damals auch in die Allgemeine Zeitung überging.

An die Jungen.

Oft pflegt das Alter ihr zu ſchelten
Ihr Jungen! nennt es dumm und ſchwach.
Nur ihr, ihr ſeid die ſtarken Helden,
Schlagt Gott und Teufel auf das Dach.
O ſchaut, ihr Helden mit der Feder,
O ſchaut, ihr Helden mit dem Maul,
Vorſchielend unter dem Spritzleder,
Den Held Radetzky auf dem Gaul,
Wie er ein Cid vom hohen Roſſe
Schaut, zählend drei und achtzig Jahr
Und trägt zu Mailands Marmorſchloſſe
Siegreich zurück den deutſchen Aar.
Dies Bild beſchaut euch, liebe Jungen
Und denkt, daß ihr (ſeht's ein und ſchweigt!)
Wenn ihr dies Alter einſt errungen
Nicht einen Eſel mehr beſteigt!

Indem er mir ſeine letzten Gedichte ſchickte, ſchrieb mir Kerner 1852: „Es kommt hier ein welker Blüthenſtrauß. Behalten Sie ihn nicht, ſondern legen Sie ihn zum Weihnachtsgeſchenk Ihrer liebenswürdigen Frau, oder lieben Tochter, oder ſonſt einem warmen Frauenherzen, ans Herz, daß er dort, wie verwelkte Blüthen, die man in den naturwarmen Born des Wildbades bringt, friſch erblüht. So möchte ich denſelben Ihrem Schutze empfehlen und Sie und alle Ihre Lieben innigſt grüßen, auch die in Baſel. Mit Liebe Ihr alter Kerner.“ Als ich ſeine Gedichte angezeigt hatte, ſchrieb er mir wieder: „Verehrteſter! Tauſend Dank für Ihre Nachſicht mit meinem armen Blüthen-

ſtrauß. Sie gingen ihm mit guter Empfehlung voraus und erfreuten dadurch auch bereits mehrere meiner Freunde. Wäre nur meine Geſundheit beſſer. Aber ich habe viel, viel zu leiden. Ich bin eben ſehr alt und da geht die Poeſie auch fort.

Strauß Kritikus ſchrieb einſt von meinen Liedern
„„Eintheilen möcht' ich ſie (ich konnte nichts erwiedern)
In goldne, ſilberne und die von Eiſen.““
Wie würd' er nun die allerneuſten heißen?
Du lieber Gott! ich fürchte, daß er ſage:
„„Das ſind die ledernen der alten Tage.““

Es hat alles ein Ende. Aber geſund bleiben Sie doch und mir freundlich. Mit Liebe und Verehrung Ihr alter J. Kerner."

In ſeinem letzten Briefe meldete mir Kerner in kaum zu leſenden Zeilen den Tod unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Paſſavant und ſchloß „Deſſen kranker, verlaſſener, ihm bald nachfolgender Freund, auch der Ihrige J. Kerner." Paſſavant war der ausgezeichnete Arzt in Frankfurt a. M., der mehrere geiſtvolle Schriften über die dunklern Gebiete der Seelenkunde herausgegeben hat. Leider kam ich nicht nach Frankfurt, er ſchickte mir aber immer ſeine Bücher zu und beſuchte mich mehreremale in Stuttgart. Wir machten auch kleine Partien zuſammen, und er gehörte zu den ſeltenen Menſchen, mit denen man ſich viele Stunden hinter einander unterhalten kann, ohne zu merken, wie viele Zeit vergangen iſt, und ohne ein Ende herbeizuwünſchen. Bei ſeinem letzten Beſuche kurz vor ſeinem Tode ſaß ich faſt einen ganzen Nachmittag mit ihm allein in der Kaſtanienallee, die von Cannſtatt nach dem Kurſaal führt, und unterhielt mich mit ihm über Unſterblichkeit, denn er wußte, daß er nicht mehr lange leben würde. Im Anfang befremdete es ihn ein wenig, daß ich mich für die Zukunft nach dem Tode nicht ſo lebhaft intereſſirte, als er vorausgeſetzt hatte, daß ich es thun würde. Aber er gab mir zu, daß ich bei meiner literariſchen Productivität mehr gegen die Gegenwart Front machen und in Bezug auf das Naheliegende zu viele Pflichten erfüllen müſſe, als daß ich viel über das Jenſeits grübeln könne.

Endlich aber befriedigte ich ihn ganz, indem ich die Unſterblichkeit, wie er ſelbſt, nicht als ein Ausruhen, ſondern als ein Fortwirken auffaßte.

Unter den ſchwäbiſchen Dichtern der damaligen Zeit war Alexander, Graf von Württemberg, einer der ausgezeichnetſten. Seine „Lieder des Sturms" gereichen ihm ſehr zur Ehre. Er ſang wie ein echter Ritter und trug das Vaterland im Herzen. Kein Deutſcher mit einziger Ausnahme Schenkendorfs, hat ein ſo ſchönes Lied auf Andreas Hofer gedichtet wie Graf Alexander. Mein Lob freute ihn und er dankte mir mit einem ſehr freundlichen Beſuch. Es war ein ungewöhnlich großer und ſchöner junger Mann, raſch und leidenſchaftlich und doch auch wieder ſanft. Der Tod raffte ihn frühe dahin. Daran knüpft ſich Poeſie. Er war noch Jüngling und blühend geſund, als er einmal auf einer Tour durch den Schwarzwald im Wildbad badete und im Waſſer ſeinen goldenen Ring verlor. Da rief er ſcherzend: Die Nymphe der Quelle hat mir den Ring genommen und wird mich nicht mehr laſſen, ſondern mich zu ſich ziehen, als der ihr für immer verlobt iſt. In ſeiner letzten Krankheit riethen ihm die Aerzte das Wildbad an. Er ging dorthin und iſt dort geſtorben.

Unter den älteren Notabilitäten Stuttgarts nahmen mich mehrere mit großer Güte auf. Vor allen Hofrath Reinbeck, Profeſſor am Gymnaſium, ein geborener Berliner und Nachkomme des unter Friedrich dem Großen berühmten Probſtes Reinbeck. Er hatte lange in St. Petersburg gelebt und dort eine reiche Ruſſin geheirathet, mit der er noch die ſilberne Hochzeit feierte, ehe ſie ſtarb. Nachher heirathete er eine Stuttgarterin, Emilie, Tochter des Geheimrath Hartmann, einer der ſanfteſten und vorzüglichſten Frauen, die ich kennen lernte. Auch mit dieſer hat er die ſilberne Hochzeit gefeiert. Jedoch hatte er kein Kind. Es war ein äußerſt gutmüthiger Mann, dem es aber nie recht gelingen wollte, ſich in die ſchwäbiſche Art zu ſchicken, der immer noch berliniſch ſprach und ſich gerade durch ſeine Bemühungen, ſeinen Schülern zu imponiren, vor denſelben lächerlich machte. Die böſe Jugend ging arg mit ihm um, und man

erzählte ſich viele Anekdoten von ihm. Unter andern ſoll er beim Vortrag über Literaturgeſchichte geſagt haben: „Deutſchland hat nur drei große Dichter, Goethe, Schiller und — den dritten verbietet mir die Beſcheidenheit zu nennen," was ich für Verleumdung halte. Reinbeck hatte eine ſtark geröthete Naſe. Deshalb gaben ſich die Schüler das Räthſel auf: was iſt ein Floh auf Reinbecks Naſe? Antwort: ein Kupferſtecher. Als wir uns zu einem Comité für Schillers Denkmal vereinigten, wurde der alte Reinbeck unſer Präſident, wodurch er ſich ſehr geehrt fühlte.

Eben ſo freundlich war der alte Hofrath Haug, damals Oberbibliothekar, der berühmte Epigrammendichter. Als ein Freund Matthiſſons ſah er mich zwar anfangs ſcheel an, nachdem wir aber einmal im Königsbade bei großer Kälte in einem geheizten Zimmerchen zuſammengetroffen waren, verſöhnte ich ihn vollſtändig bei einem guten Glaſe Wein, und er kam allen meinen Wünſchen bei Benutzung der Bibliothek zuvor. Es war ſehr witzig, aber dabei die harmloſeſte Natur von der Welt. Seine beſten Witze waren übrigens die cyniſchen, die nicht gedruckt worden ſind. Damals lebte auch noch der großnaſige Stahl, den Haug durch ſeine Epigramme (auf Wahls große Naſe) unſterblich gemacht hat. Ich ſaß öfter neben ihm im Theater.

Was Matthiſſon anlangt, ſo hatte ich denſelben in den Europäiſchen Blättern wegen ſeines ſervilen „Dianenfeſtes von Bebenhauſen" ſehr verächtlich behandelt. Darin hatte er den dicken König mit dem fernhintreffenden Apollo verglichen und ein Jagdfeſt geprieſen, zu dem die Bauern von den weiteſten Grenzen des Landes her als Treiber requirirt wurden, ſich dabei ſelbſt beköſtigen mußten und von den brutalen Jägern Mißhandlungen erlitten. Ueberhaupt war die Jagdliebe des alten Königs und der dadurch verurſachte Wildſchaden eine Hauptbeſchwerde des Landes geweſen, weshalb der neue wohlwollende König den Jagdunfug ſogleich abgeſtellt hatte. Matthiſſons Dianenfeſt war mir in Heidelberg zufällig in die Hände gekommen, und ich hatte nicht umhin gekonnt, ihm einen kritiſchen

Fußtritt zu geben. Es war nicht zu ertragen, daß die Deutſchen fort und fort Poeten bewunderten und als hohe und edle Genien gelten ließen, die ſo niederträchtig vor der Gewalt krochen. Ich verglich die berühmten claſſiſchen Wehmuthsthränen Matthiſſons mit den Thränen, die einem allzu fettgefütterten Mops aus den Augen treten. Man erzählt von ihm folgende Anekdote. Matthiſſon war einmal in Ludwigsburg bei König Friedrich zur Tafel geladen und fiel nach Tiſch, als der König mit dem Grafen Dillen im Garten ſpazieren ging, dem Könige durch ſeine Zudringlichkeit läſtig. Da frug ihn Dillen: „Matthiſſon, wären Sie wohl im Stande, hier auf der Stelle eine Elegie zu dichten? aber es muß Mondſchein darin vorkommen.“ Matthiſſon bejahte devoteſt. „Nun ſo bleiben Sie hier ſtehen, ſagte der König und dichten geſchwind, bis wir wiederkommen; dann wollen wir ſehen, was Sie für ein großes Genie ſind.“ Sie entfernten ſich, kamen aber nicht wieder, ſondern fuhren nach Stuttgart, und Matthiſſon ſtand den ganzen Nachmittag in der heißen Sonne auf demſelben Fleck und ſchwitzte Verſe, bis ihn ſpät am Abend die Dienerſchaft belehrte, man habe ihn zum Narren gehabt.

Auch der alte Schlotterbeck lebte damals noch, der nur Gelegenheitsgedichte ſchrieb. Von ihm, wenn ich nicht irre, rührte das Lied her, mit welchem der aus dem Feldzug von 1815 heimkehrende Kronprinz am Königsthor angeſungen wurde: Hängt ihn auf an Stuttgarts Thoren — Hängt ihn auf an Stuttgarts Thoren — — Dieſen grünen Lorbeerkranz!

Ein alter Kanzleirath Wagner machte ebenfalls Gelegenheitsgedichte und matte Witze. Doch hat er ſich durch ſein aktenmäßiges Buch über die hohe Karlsſchule ein Verdienſt erworben. Schillers Name hat einen Glanz auf dieſe Schule geworfen. Die Hauptſache zu betonen, hat man aber immer vergeſſen. Herzog Karl wollte ſich von den alten Landſtänden losmachen und ſich als Dienerin ſeines Despotismus eine neue aufgeklärte Büreaukratie heranbilden, durch welche die alte, die immer in Tübingen zugeſchult wurde, allmählich verdrängt werden ſollte. Deshalb gründete er ſeine Karlsſchule in

Stuttgart und ließ sie durch den aufgeklärten Despoten, Kaiser Josef II. zum Range einer Universität erheben. Tübingen, die Landstände und das alte Recht in Württemberg hatte seinen Protector in Berlin, nicht in Wien.

In nahe Berührung kam ich mit dem talentvollen jungen Dichter Wilhelm Hauff, der aber schon 1827 starb. Ich hatte nur eins an ihm zu tadeln, daß er mit seiner angenehmen Schreibart nicht immer eine richtige Auffassung des Gegenstandes verband. In seinem Roman „Lichtenstein" erschien mir der Charakter des Herzog Ulrich durch eine völlig unhistorische Idealisirung gänzlich verfehlt. Der Roman war in der Manier Walter Scotts geschrieben, die damals Mode wurde. Walter Scott selbst würde aus einer so höchst originellen Figur, wie sie jener Herzog in der wirklichen Geschichte darbietet, etwas ganz anderes gemacht haben. Auch mit dem früh verstorbenen Wilhelm Müller, Dichter der Griechenlieder, wurde ich bekannt, da er eine Zeitlang bei Schwab wohnte. Er war ein liebenswürdiger junger Mann.

Große Erwartungen erregte ein Tübinger Student, Wilhelm Waiblinger, der mich öfter besuchte, groß von Gestalt, etwas cynisch im Anzug, mit buschigem Haar und heroischen Geberden. Von Bescheidenheit keine Spur. Er sah sich im Geist schon als Deutschlands ersten Dichter. Er besaß wirklich ein schönes Talent und Cotta bot ihm 2000 Gulden an, um nach dem schönen Italien zu reisen, wohin er sich sehnte. In seiner eitlen Thorheit aber, in der ihn, wie er mir nachher selber gestand, der boshafte und tödtlich gegen Cotta erbitterte Müllner bestärkt hatte, forderte er patzig von Cotta eine schriftliche Verpflichtung, daß er ihm die 2000 Gulden in Raten nach Italien nachschicken werde. Cotta antwortete ihm ganz einfach: „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gehabt, wenn Sie keins zu mir haben, brechen wir ab." Verzweiflungsvoll stürzte Waiblinger zu mir herein. Da er schon überall mit seiner italienischen Reise geprahlt und Abschied genommen hatte, aber keinen Heller Geld besaß, war er in großer Noth, so daß Cotta sich seiner noch erbarmte und ihm wenigstens

ein paar hundert Gulden ſchenkte. Er zog nun nach Rom, ſchrieb von dort aus nicht für Cotta, ſondern für andere Verleger kleine Sachen, verfiel in Trunk und Aſotie und ſtarb nach wenigen Jahren. Eine römiſche Courtiſane ſoll ihn mit ſeltener Treue bis zum Tode gepflegt haben. Seine cyniſche Erſcheinung gehörte zu den Karikaturen der Stadt Rom. Als ich mich im Jahre 1835 dort aufhielt, ſah ich ſolche Spottbilder von ihm noch häufig in den Bilderläden. Ein Bilderhändler lud mich ein, eins, das ich eben betrachtete, zu kaufen. Ich ſah ihn, da er höhniſch lächelte, ſcharf an und frug, ob das Bild ein Deutſcher oder ein Italiener gemalt habe? Ein Deutſcher, war die Antwort. Wohlan, rief ich aus, indem ich ihm das Bild verächtlich zuwarf. Ich würde es gekauft haben, wenn es ein Italiener gemacht hätte, denn ihr habt ein Recht, in eurem Lande über ſolche Gäſte zu ſpotten. Von Deutſchen aber iſt es ſchändlich, vor Euch Italienern über ihre Landsleute zu ſpotten.

Auch Eduard Mörike kam damals von Tübingen und bewährte in ſeinen Dichtungen eine ſolche Feinheit des Gefühls für das Seelenſchöne, daß man ihn nur lieb gewinnen konnte. Er hatte keine rechte Luſt, bei dem geiſtlichen Stande zu bleiben, und Buchhändler wollten ihn als literariſchen Handlanger ausbeuten. Er holte meinen Rath darüber ein und ich beſchwor ihn, doch lieber Pfarrer zu werden. Auf dem Lande werde er geſammelt ſein und Zeit haben, den Gruß der Muſe zu empfangen, während er als Redakteur, Artikelſchreiber, Ueberſetzer im kargen Solde der Buchhändler gar nicht zur Ruhe kommen würde. Ich hatte die Freude, ihn meinem Rathe Folge leiſten zu ſehen. Als er ſpäter ſein ländliches Pfarramt aufgab und Profeſſor am Katharineninſtitut für Mädchen wurde, blieben wir im alten freundſchaftlichen Verhältniß, er lieh oft Bücher von mir, wir ſahen uns aber ſelten, denn er war oft kränklich und ſehr menſchenſcheu. Ludwig Tieck, der feinfühlende Dichter, hatte Mörikes Schriften geleſen und eine ſeltene Liebe zu ihm gefaßt. Als er einmal einige Tage bei Juſtinus Kerner in Weinsberg zubrachte, lud dieſer den unfern von ihm wohnenden Mörike dringend zu ſich ein mit dem aus-

drücklichen Bemerken, wie sehr Tieck sich nach ihm sehne. Aber Mörike kam nicht.

Diese Erinnerung stellt mir Ludwig Tieck wieder so lebhaft vor das Auge, daß ich auf ihn übergehen muß. Ich habe schon erwähnt, daß wir durch die Familie Alberti miteinander verwandt waren und daß seine älteste Tochter Dorothea sich längere Zeit bei den Verwandten in meiner Vaterstadt aufhielt. Seine Werke hatte ich erst in Breslau kennen lernen, ihn selbst nie gesehen. Nun gab ich im Anfang des Jahres 1828 mein früher genanntes Buch über „Deutsche Literatur" heraus, worin ich mich in einem größern Zusammenhange als früher in den „Europäischen Blättern" und in den zerstreuten Artikeln des Literaturblatts über unsere sog. classische Literatur aussprach. Fast gleichzeitig gab Tieck die Werke von Lenz heraus und schrieb eine lange, einen Band füllende Vorrede dazu, worin er sich ebenfalls über die schöne Literatur Deutschlands aussprach. Nachdem sein Buch schon gedruckt war, las er das meinige und wurde von meiner Auffassung Goethes und dessen ganzer Stellung zur deutschen Nation so frappirt, daß er mir am 29. Juni 1828 aus Baden-Baden schrieb, er werde noch mehrere Wochen dort verweilen und bitte mich dringend, weil er als Gichtkranker nicht leicht zu mir kommen könne, aus dem nahen Stuttgart zu ihm herüberzukommen, „da er mein Buch gelesen habe, und es ihm seitdem zum Bedürfniß geworden sei, sich mit mir in Verbindung zu setzen." Er schloß: „Ihr Buch wird, eben weil es geistreich ist, weil es des Trefflichen und Treffenden so viel enthält, vorerst in Deutschland nicht verstanden werden. Von Kritik ist bei uns jetzt nicht mehr die Rede. Und doch kritisire ich ebenfalls. Freilich Stimmen in der Wüste. Wenn ich recht gelesen habe, sind Sie wohl mit den meisten meiner Poesien, aber nicht mit meinen kritischen Schriften einverstanden. — Verzeihen Sie, daß ich Sie als ein Unbekannter so angerannt habe. Durch Ihre Schriften schienen Sie mir ein alter Bekannter. Ich hoffe, wir kommen uns näher und in dieser Hoffnung bin ich ꝛc."

Nichts konnte mir erwünschter sein, als das mir schon lange

theure Haupt der romantiſchen Schule kennen zu lernen. Ich fuhr alſo raſch hinüber nach Baden, fand Tieck im badiſchen Hof an der table d'hôte und ſetzte mich gleich zu ihm. Es war herrliches Wetter, ich blieb acht Tage und wir waren äußerſt vergnügt zuſammen. Obgleich von der Gicht ganz gekrümmt, befand ſich Tieck doch wohl, hatte vortrefflichen Appetit, (er war ein wenig ein Eßkünſtler) und konnte kleine Spaziergänge und größere Vergnügungsfahrten in die ſchöne Umgegend des Bades machen. Wir brachten die meiſte Zeit im Freien zu und unterhielten uns aufs lebhafteſte. Man konnte nicht in Tiecks ſchöne Augen blicken und von ſeinem feinen Munde nicht die Worte wie Perlen fließen hören, ohne ihn liebzugewinnen. Und doch entſprach ſeiner gebrochenen Geſtalt auch etwas wie ein Bruch im Muthe. Er geſtand mir unter bittern Thränen, wie ihm ſein ſonſt angenehmes Leben in Dresden durch Theodor Hell und Conſorten verleidet werde, wie die Gemeinheit und Bosheit ihn von der Oberleitung der Bühne vertrieben habe ꝛc. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich kaum mehr über jenes Dresdener Coterieweſen, wie es in jeder größeren Stadt vorkommt, als über Tiecks eigenen Kleinmuth empört war. Ein hoher Geiſt, ſagte ich ihm, muß durch ſolche Spinnweben, die im Spätſommer die Stoppeln überziehen, hindurchſchreiten, ohne ſie zu bemerken. Schon dadurch, daß Sie ſind, der Sie ſind, haben Sie von vorn herein alle jene erbärmlichen Feinde geſchlagen. Kurz ich erhob ſeinen Muth, wofür mir ſeine Damen unendlich dankbar waren, nämlich ſeine ſchöne fromme Tochter Dorothea und ſeine liebevolle Pflegerin, die alte Gräfin von Finkenſtein. Sie fanden, daß ich einen erfriſchenden und ſtärkenden Einfluß auf Tiecks Gemüth übte, der deſſen eben ſo bedürfe, wie ſein gelähmter Körper des Bades. Ich wurde veranlaßt, ſeinen Muth auch gegenüber von Goethe zu ſtärken, denn die Damen vertrauten mir, Tieck übertreibe ſeine Huldigungen in Weimar und werde eben deshalb von Goethe vornehm von oben herunter und geringſchätzig behandelt. Ich hatte davon nichts gewußt; als ich es aber erfuhr, gab es mir eine natürliche Waffe mehr an die Hand, indem ich mit Tieck über Goethe ſtritt. Ich warf ihm mit voller

Ueberzeugung und gewiß auch mit vollem Rechte vor, daß er sich zu Goethe dränge. Wenn Goethe selbst keinen Werth darauf lege, so handele Goethe seiner Natur gemäß, Tieck solle auch der seinigen gemäß handeln. Die romantische Poesie, wie sie sich von Novalis an entwickelt habe, sei das Wiedererwachen des Geistes, um den das deutsche Volk durch die Renaissance und durch die Fürstenpolitik gebracht worden sei. Die deutsche Natur habe sich wieder zu regen angefangen und wolle von sich stoßen, was ihr fremd sei, die Fesseln brechen, in die sie so lange geschlagen war. Die romantische Poesie sei nicht blos als eine poetische Spielerei oder als ein witziger Kampf gegen die Philister zu betrachten. In ihr habe die erste Ahnung einer Gesammterhebung der Nation gelegen. Deswegen sei ihr unmittelbar die nationale Begeisterung des Jahres 1813 gefolgt und habe Görres prophetisch auch den Wiederaufbau unseres großen deutschen Reichs verkündet. Er selbst, Ludwig Tieck, habe sogar noch vor Görres im Prologe zu seiner Genovefa den h. Bonifacius dasselbe verkünden lassen. Er nun als anerkannt größter Dichter der romantischen Schule weise auf eine Zukunft hin, welche die ganze moderne Bildung, wie sie seit der Renaissance gepflegt und großgezogen worden sei, über Bord werfen werde. Die Zukunft werde einst wieder romantisch werden und unsere Nation wieder zu der Größe und Einheit zurückführen, welche sie seit dem Ausgang des Mittelalters verloren hat. Da nun aber Goethe durch und durch der modernen Zeit angehöre und seine Dichtungen in allen Vorzügen, aber auch in allen Schwächen und Untugenden derselben ihre Wurzeln schlagen, so gebe Tieck lediglich die Hauptsache seiner romantischen Mission auf, wenn er sich Goethe unterwerfe und accommodire.

Hier traf ich aber den wunden Fleck. Tieck war nicht mehr der alte. Von seiner religiösen Innigkeit, die seine frühern romantischen Schauspiele durchglühen, war nichts mehr bei ihm zu finden. Er hatte sich gewissermaßen zu den Classikern gewendet und war in seiner Ironie ziemlich dem Lucian ähnlich geworden. Am allerunbegreiflichsten an ihm war mir die gänzlich falsche Auffassung Shakspeares,

dem er in einer Novelle alle die kühlen Vornehmigkeiten andichtete, die auf Goethe, aber nicht auf den großen Engländer paßten. Da es nun nicht mehr möglich war, Tieck auf seinen altromantischen Standpunkt zurückzuführen, so konnte auch die von ihm selbst gewünschte Verständigung zwischen uns nicht erreicht werden. Wir ließen nun das Thema des Streites fallen und unterhielten uns desto angenehmer von andern Vorkommnissen der Literatur, der Kunst und des Lebens. Unter andern machten wir eine reizende Partie ins Murgthal und auf das Schloß Neu-Eberstein in Begleitung des liebenswürdigen alten Diplomaten von Bielfeld, vormaligen Gesandten in Constantinopel.

Vier Wochen später kam Tieck zu uns nach Stuttgart, und wir gaben ihm ein solennes Gastmahl im Königsbad, wobei auch Uhland und die Brüder Boisserée anwesend waren.

Im nächsten Jahre 1829 schrieb mir Tieck aus Dresden am 26. März: „Geehrter Freund! Schon lange hätte ich Ihnen ein Zeichen des Lebens und meines Vertrauens geben sollen. Sie haben mir kürzlich Ihren Rübezahl geschickt. Dieses neueste Gedicht von Ihnen hat mir große Freude gemacht. Der Spott trifft, wohin er zielt, und ein feiner Geist giebt das anmuthige und erfreuliche Colorit. Bei der großen Schärfe und Geistesgegenwart, die das Gedicht durchdringen, könnte die dramatische Nothwendigkeit, die eigentliche Verbindung aller Theile wohl noch dialogischer ꝛc. (ist unleserlich). Aber wie steht es mit Ihrem Böhme? Meine Hausgenossen lassen Sie insgesammt herzlich grüßen, vorzüglich die Gräfin und meine älteste Tochter, die sich Ihrer Bekanntschaft erfreuen. Wir erschraken alle sehr über den plötzlichen Todesfall Friedrich Schlegels, der am Mittag bei uns gegessen, uns um fünf Uhr ganz gesund verlassen hatte, und um ein Uhr in der Nacht schon verschieden war. So schließt sich oft ganz unerwartet ein Leben, von dem wir noch viel erwarteten. Wie wir auch täglich stritten, wie ich ihn in manchen Punkten immer weniger verstand, so blieb doch die Liebe dieselbe und die Begebenheit machte einen Riß in meinem Herzen. Ich denke auch, ich muß mit meinen Arbeiten eilen, weil die Zeit eines Jeden ungewiß ist."

Die ſpäter noch an mich gerichteten Briefe Tiecks (einige von mir an ihn gerichtete hat Holtei drucken laſſen) enthalten nichts von allgemeinerem Intereſſe und beziehen ſich mehr nur auf Verlagsangelegenheiten, Empfehlungen ꝛc. Doch kamen wir noch zweimal in Baden-Baden zuſammen, 1830 unmittelbar nach der Julirevolution und 1836. Auch er kam noch einmal nach Stuttgart, und ſpäter habe ich ihn noch zweimal in Berlin beſucht. Obgleich ein geborener Berliner und ohne Zweifel der größte Dichter, den Preußen hervorgebracht hat, war Tieck doch bei Friedrich Wilhelm III. in Ungnade gefallen, konnte daher nie auf eine Anſtellung in Preußen rechnen und mied ſogar die Hauptſtadt. Daran war Kotzebue ſchuld, der ſich dem König und der Königin als Vorleſer aufzudrängen gewußt hatte und das benutzte, um ſich an den Romantikern zu rächen. Tieck hatte in ſeinem „geſtiefelten Kater" einen König eingeführt, deſſen Hauptbeſchäftigung eine kindiſche Spielerei mit Soldaten war. Damit, flüſterte Kotzebue dem König von Preußen zu, habe er ihn gemeint. Erſt nach dem Tode des Königs im Jahr 1840 berief Friedrich Wilhelm IV. den unglücklichen Dichter aus ſeiner langen Verbannung nach Berlin zurück, gab ihm im Voraus eine ſchöne Summe für ſeine Bibliothek, vergönnte ihm aber die Benutzung derſelben bis an ſeinen Tod, ſtellte ihn vor allen Nahrungsſorgen ſicher und ſah ihn gern bei Hofe. Als ich 1850 nach Berlin kam, war er ſehr leidend und konnte mich nur im Bette empfangen; indem wir uns aber lebhaft unterhielten, wurde er ſo elektriſirt, daß er auf den folgenden Tag ein großes Diner veranſtaltete und demſelben im vollen Anzug, wie in geſunden Tagen, und mit gutem Appetit anwohnte. Ein ſolches Diner hatte er mir ſchon 1848 gegeben und beidemal trug ſein alter Freund, der Geſchichtſchreiber Friedrich von Raumer, durch ſeine guten und ſchlechten Witze zur Heiterkeit der Geſellſchaft bei. Bald darauf iſt Tieck geſtorben. Schon vor ihm waren ſeine Freundin, die alte Gräfin, und Dorothea heimgegangen. Seine jüngſte Tochter heirathete meinen Jugendfreund Guſtav Alberti in meiner Vaterſtadt.

Ein Herr von Maltiz, der Verfaſſer der Pfefferkörner und

einiger andern ſatiriſchen Schriften, hielt ſich eine zeitlang in Stuttgart auf. Er gehörte zu den politiſchen Satirenſchreibern, welche wie Jaſſoix, Börne ꝛc. die Jämmerlichkeiten der Reſtaurationszeit geißelten. Er war etwas herb und der eigentlich lachende Humor ging ihm ab. Doch war er die gutmüthigſte Seele von der Welt, wie einer ſeiner Briefe an mich aus Dresden vom 25. Februar 1834 darthut: „Sehr lieber und werthgeſchätzter Herr Doktor! Viele, viele Wochen und Monate ſind bereits ſeit jener ſchönen Zeit verfloſſen, als ich ſo wahrhaft frohe Stunden in Ihrem Hauſe verlebte, und wie oft habe ich mich ſchon derſelben erinnert und mich im Geiſte hineinverſetzt auf jenes Plätzchen in Ihrem Sopha, dicht am Stehpult, wo ich gewöhnlich ſaß und Ihre edle Rede vernahm. Wie Vieles hat ſich ſeit dieſen ſchönen Stunden in der großen Sache der Zeit verändert! Doch fort mit dieſem Thema, das jede frohe Minute mit ſeinem Rabenfittich überſchattet. — Mein Leben hier in dem ſtillen Dresden fließt ſehr ruhig dahin. Die Geſellſchaft des edeln freidenkenden Dichtergreiſes Tiedge, der, beiläufig geſagt, Ihr wahrer Verehrer iſt, trägt viel dazu bei. Ich wünſchte, Sie wären einmal unter uns, denn ſehr oft ſind Sie der Gegenſtand unſeres Geſprächs, und ſtritten vereint mit dem hochherzigen 82jährigen Greiſe in Ihrer gewohnten Kraftſprache gegen die große Lüge der Zeit. — Mit den andern Herrn des Dresdner Parnaßes ſtehe ich in weniger freundſchaftlicher Verbindung. Tieck würde ich häufiger beſuchen, wenn ich den Dichter und Menſchen in ihm mehr genießen könnte; aber das iſt faſt nie möglich, da er in den Stunden, in denen er Beſuch annimmt, ſtets nur vorlieſt und daher niemals Zeit zu einem gegenſeitigen Austauſch bleibt. — Verbergen kann ich Ihnen nicht, Sie haben hier auch Feinde, beſonders den Hofrath W. Aber das thut nichts.“ Er meinte damit den Hofrath Winkler (Theodor Hell genannt), der den armen Tieck wie ein Floh plagte.

Unter den humoriſtiſchen Dichtern, die mir ihre Werke zuſchickten und brieflich empfahlen, waren die geiſtvollſten Miſes (Fechner) und Detmold (1848 Reichsminiſter).

Als einer der feinsten Romantiker kündigte sich Julius Mosen durch seinen „Ritter Wahn" an. Diese Dichtung war aus dem Italienischen entlehnt, wurzelt aber eigentlich in der altdeutschen und altfranzösischen Poesie, in den Dichtungen von Olger Danske und Thomas von Erceldoune. Ich empfahl Mosens erste Arbeit dem Publikum und auch die folgenden, und Mosen blieb mir immer dafür dankbar. Er schrieb mir am 23. Dezember 1834 aus Kohren bei Frohburg: „Ich glaube nicht, daß irgend Einem so viel Widerliches in den Weg gelegt worden ist. In Einöden muß ich mich mit Zwergen und Drachen matt kämpfen, so daß ich schon besiegt von Müdigkeit auf die Aue zum großen Tage komme. Ich werde dennoch kommen." — Am 18. November 1835 schrieb er mir aus Dresden: „Es thut einem wohl, mitten in der Einöde einem Manne zu begegnen, der ein warmes Herz und ein helles Auge bewahrt hat, dessen Seele gesund und kräftig, wenn auch einsam aus der Menschenwüste hervorragt.

In der Ferne steht ein Berg,
Himmelhoch ein Riesenkind,
Mit Gewittern spielt es gern,
Die um ihn versammelt sind.

In der Ferne steht ein Berg,
Seine Stirn ist hoch und kraus,
Adler brüten unter ihr,
Fliegen droben ein und aus!

Sie schreiben mir so herzlich und theilnehmend. Ich danke Ihnen dafür um so inniger, jemehr es mich ermuthigt, auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe, fortzugehen. — Ich habe viel über das Wesen der echten Poesie nachgedacht und ich will Ihnen einiges davon herschreiben, worüber Sie mich später belehren können. Jede Poesie, welche in sich Wahrheit hat, ist nationell oder nationelle Anschauung. Eben so wenig eine formelle Universalsprache je entdeckt werden kann, eben so wenig kann eine Universalpoesie gelingen. Leider fand die deutsche Poesie, als sie nach dem dreißigjährigen Kriege

wieder zum Leben erwachte, kein Vaterland mehr. Der poetiſch ſtrebende Geiſt fand kein Geſetz vor, welches aus vaterländiſchem Wirken und Daſein ſich für ſeine Schöpfungen von ſelbſt ergeben hätte, wie im alten Griechenland. Es ging der neueren deutſchen Poeſie wie der römiſchen. Als ſie zum Bewußtſein kam, fand ſie nur (fremde) Muſter. Dieſe wurden nachgeahmt, aber das Ding ſollte doch einen Namen haben. Da kam Goethe mit der Objectivität, welche blos die Form des Daſeienden gelten laſſen wollte, Schiller mit der Idealität, welche die Thatſachen nur als Träger von tüchtigen philoſophiſchen Gedanken verbreiten wollte, Tieck mit der Ironie, die, wie Solger ehrlich ſagt, den höchſten Genuß des Ichs in der Vernichtung alles andern ſucht. Wie ſelten drang die Idee einer nationellen Poeſie durch. Schade, daß Rückert noch überall herumläuft, um dieſe Idee, die ihm ſo nahe liegt, aufzufinden."

Am 15. Mai 1838 ſchrieb mir Moſen noch aus Dresden: „Ich werde es Ihnen immer gedenken, daß Sie der Erſte waren, welcher mein erſtes Werk, das Lied vom Ritter Wahn, ſo herzlich begrüßte. Seitdem bin ich auf meinem einſamen Wege fortgegangen und hat niemand für mich Partei genommen, weil ich keine nahm. Daß die jungen Schriftſteller, welche gern eine Schule gebildet hätten, eben deshalb weil ſie von Goethe ausgingen, wieder in dieſes Centrum hineinfallen mußten, ſchien mir immer nothwendig. Man darf nicht Sklave alter Tendenzen bleiben. So weit mich die dunkle Macht des eigenen Geiſtes führt, will ich gehen. Ein Seelenleben der Weltgeſchichte, welches noch Schillern und Goethen fremd war, ſteigert ſich hie und da immer deutlicher zum Bewußtſein heraus."

Der treffliche Moſen ahnte wohl, was der deutſchen Poeſie fehlt, aber zum klaren Bewußtſein kam es ihm doch noch nicht. Ich vermittelte den Druck ſeines „Theater" bei Cotta (1841), aber ich konnte mich für ſeine Bühnenſtücke nicht in dem Maaße intereſſiren, wie für ſeine erſte epiſche und für ſeine lyriſchen Dichtungen. Das hiſtoriſche Schauſpiel mit dem feierlichen Pathos wohlklingender Jamben hat ſchon manches Talent verführt, daß es den Weg zu der

dem deutſchen Gemüth allein zuſagenden Romantik nicht hat wiederfinden können. Ohne es gewahr zu werden wurden ſie von jenem gravitätiſchen Spottgeiſt Jambus aus dem romantiſchen Urwald hinausgeführt und fanden ſich am claſſiſchen Portal eines modernen Theaters wieder. Ich glaube in vollem Ernſte, es wird nicht eher wieder eine deutſche Poeſie geben, als bis einmal hundert Jahre lang auf deutſchem Boden kein hiſtoriſches Trauerſpiel in Schiller'ſchen Jamben mehr geſchrieben werden wird.

Von den oeſtreichiſchen Dichtern lernte ich eine gute Zahl in Wien im Jahr 1831 kennen. Der älteſte unter ihnen war Caſtelli, der echteſte Wiener, nämlich bieder, ehrlich, unendlich gutmüthig und doch in ſeiner Luſtigkeit zuweilen ſehr trivial. Es hat ſich da ein eigener Ton, wie unter Corpsſtudenten und unter dem Theatervolk ausgebildet, der hier nur einen allzu großen Theil der Bevölkerung durchdringt. Dieſe ewige Spaßluſt muß doch edlern Geiſtern zuletzt verleiden.

Auch ſchon nicht mehr jung war Grillparzer, den ich früher ſchon etwas mitgenommen hatte, der mir aber in ſeinem Wiener Phlegma alles verzieh. Er fühlte ſich freilich auch durch das Bewußtſein getragen, daß er in Oeſterreich immerhin für einen der erſten Dichter galt. „Der treue Diener ſeines Herrn," in welchem er dem armen Banchanus das Unglaublichſte von Serviliſmus andichtet, mag für die Zeitgeſchichte als bedeutend angeſehen werden, denn er iſt der vollkommenſte Ausdruck derjenigen correcten Unterthänigkeit, die zu Metternichs Zeit von den guten Oeſtreichern verlangt wurde.

Der intereſſanteſte der öſtreichiſchen Dichter, die ich damals kennen lernte, war der Schauſpieler Raymund, der am Leopoldſtädtertheater ſpielte und für dasſelbe dichtete. Ich beſuchte dieſes Theater oft, denn es war die Glanzzeit meiner ſchönen und unglücklichen Landsmännin Thereſe Krones, des buckligen Komiker Schuſter und Raymunds ſelbſt. Ich war in einem Goldladen, als Raymund vorüberging. Man rief ihn herein und ſtellte mich ihm vor, und wir gingen zuſammen. Ich fand die öſtreichiſche Güte und Liebenswür-

digkeit bei ihm mit ſeltener Feinheit des Geiſtes gepaart. Doch lag etwas wie Trübſinn über ſeiner Stirn. Er hat ſich nicht lange nachher, eigentlich aus einem nichtigen Grunde, in unglückſeliger Einbildung umgebracht.

Den berühmten Anaſtaſius Grün, Grafen Auersperg, lernte ich ſchon früher in Stuttgart kennen, wo er mich auch ſpäter noch einigemal beſucht hat. Wir machten im Jahr 1830 eine heitere Reiſe zuſammen, erſt zu Tieck nach Baden-Baden, dann hinüber nach Straßburg zur Feier der Julirevolution. Der Dichter war damals noch jung und erwarb ſich, wo er hinkam, allgemeine Liebe. Auch war er ohne Zweifel einer der begabteſten unter den damaligen Dichtern Oeſterreichs. Eben deshalb aber war zu bedauern, daß er die heilloſe Metternichſche Wirthſchaft nur mit den Waffen des Liberalismus und der modernen Aufklärung, nicht mit dem nationalen Gedanken bekämpfte.

Der eleganteſte Dichter und Cavalier in Wien war Baron Zedlitz. Er beſuchte mich öfters in Stuttgart und zuletzt ſah ich ihn hier beim hundertjährigen Jubiläum Schillers. Ehe er in der Wiener Burg in Gunſt kam und Geſandter wurde, gehörte er im Geiſte der Oppoſition an und war ſein Vorbild Lord Byron, deſſen Childe Harold er auch unübertrefflich ſchön überſetzt hat. Ich leiſtete ihm einmal in der Zeit, in welcher er in Oeſterreich noch zurückgeſetzt war, einen guten literariſchen Dienſt, wofür er mir immer dankbar geblieben iſt.

Einmal erhielt ich einen Beſuch von Stelzhammer, einem der vielen, aber auch einem der erſten und begabteſten Dichter in der öſterreichiſchen Volksmundart. Seinen Aeußern nach ſchien er nicht von ſeines Volkes Gunſt getragen. Ich warf ihm vor, daß er nicht des Volkes wahre Natur der ſtädtiſchen Corruption gegenübergeſtellt, ſondern vielmehr die letztere auf das Land übertragen oder mit dem Volksthümlichen nur vor einem ſtädtiſchen Publikum kokettirt und Spaß gemacht habe.

Ein paarmal beſuchte mich auch der alte Pyrcker, Erzbiſchof

von Erlau, früher Patriarch von Venedig. Es lag ihm viel daran, daß ich ſeine deutſchen Dichtungen günſtig beſpreche, und ſie enthielten auch, namentlich die Tuniſias, maleriſche Scenen. Er war aus geringem Stande zu hohen geiſtlichen Würden gelangt, lediglich durch ſeine Fügſamkeit gegen die weltliche Macht. Als er mich das letztemal beſuchte, waren grade die Kölner Wirren ausgebrochen, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm das ironiſche Compliment zu machen: nun, Sie werden Ihren Kaiſer in keine ſolche Sorgen bringen, wie Droſte-Viſchering den König von Preußen, denn Eure Excellenz ſind ein Mann des Friedens. Das nahm er auch ganz beifällig auf, und als ich ihm den Gegenbeſuch machte, zeigte er mir mit einer kindiſchen Freude ſeine erzbiſchöflichen Kreuze, eines von Brillanten, eines von Smaragden, dazu Ordensſterne ꝛc. Ich durfte es wagen, ihn für die Staatsbibliothek in Stuttgart um ein Exemplar von Fejer, codex diplomat. reg. Hungariae (30 ſtarke Bände) zu bitten, und er ſchickte ſie nicht nur, ſondern fügte auch noch Hanthaler, codex diplomat. hinzu. Sein Brief an mich vom 3. März 1838 worin er mir die Abſendung ſeiner Gaben für die Bibliothek ankündigte, athmete eine wahre Zärtlichkeit. Den geborenen Oeſterreichern that damals nichts wohler, als draußen im Reich (der Geiſter) Anerkennung zu finden.

Auch mit bayeriſchen Dichtern kam ich in vielfache Verbindung. Der liebenswürdigſte von allen, die ich perſönlich kennen lernte, war von Kobell, der in ſeinen oberbayriſchen Gedichten den volksthümlichen Ton und die Naivetät volksthümlicher Empfindung unendlich viel treuer wiedergegeben hat, als der vielgeprieſene Hebel in ſeinen alemaniſchen Gedichten. Eine tragiſche Erſcheinung war der ſanfte Lentner, der mich einſt beſuchte und mit mir unter meinem großen Kaſtanienbaume ſaß. Ich las in ſeinen Augen, daß er nicht lange mehr leben könne. Denſelben ſchmerzlichen Eindruck machte mir kurz vor ſeinem Ende der gleichfalls noch junge, geiſtvolle und höchſt einnehmende Märchenſammler Wolf. Ebenſo ſtarb auch Guido Görres in der Blüthe ſeiner Jahre, nachdem er mich nicht lange vorher noch

in voller Gesundheit in Stuttgart besucht hatte. Auch er hatte ein schönes dichterisches Talent entfaltet. Seinen Freund, den Grafen Pocci lernte ich nur brieflich kennen. Aus Erlangen besuchte mich einmal ein Dichter von hübschem Talent, Winterling, von dem ich nachher nichts mehr erfahren habe; aus Rheinbayern der sehr gemüthliche Schuler, der zu Kleists Frühling noch einen Sommer, Herbst und Winter schrieb. Von München aus kam Michel Beer zu mir, der mir besser gefiel, als sein berühmter Bruder, der Componist Meyerbeer. Obgleich ich die romantischen Juden nicht leiden kann und die Jambentragödien nach der Schillerschen Schablone ebensowenig, so schienen mir die Trauerspiele von Beer doch viel gediegener, als die des damaligen bayrischen Minister von Schenk.

Mit Friedrich Rückert in Coburg war ich 1825 in freundliche Verbindung gekommen, und er hatte mir Gedichte für mein Taschenbuch geschickt. Wenn ich die Briefe, die er mir schrieb, wieder lese, thut es mir leid, daß ich nicht mehr Rücksicht auf ihn genommen und ihn nicht mit dem Tadel seiner spätern Manier verschont habe. Dennoch hatte ich recht, von ihm zu verlangen, er solle den Schmiedehammer, mit welchem Johann Heinrich Voß Verse hämmerte, nicht aus dem classischen Gebiet ins romantische hinüber stehlen. Seine große Gewandtheit im Versemachen verführte ihn, die Meisterschaft in der Ueberwindung der größten Sprachschwierigkeiten in Schwerreimereien und in der Schöpfung von Wortungeheuern zu suchen. Ich verglich die Lectüre seiner aus dem Indischen übersetzten Dichtungen mit einer Fahrt durchs Paradies, aber auf einem polnischen Knitteldamm.

Eine kurze Zeitlang hielt sich der achtungs- und liebenswürdige Dichter Geibel in Stuttgart auf, bevor er nach Bayern ging, und wir sahen uns zuweilen. August Kopisch, meinen Vetter, lernte ich erst in Berlin kennen, nachdem er schon als Dichter und Entdecker der blauen Grotte berühmt geworden war. Er war im Hause meines Bruders in Berlin als naher Verwandter von großmütterlicher Seite her und wegen seiner großen Liebenswürdigkeit ein stets willkommner Gast.

Eine komiſche Erſcheinung war der witzige Jude Saphir, der in den zwanziger Jahren eine kurze Zeit in Stuttgart zubrachte. Sein Geſicht von fabelhafter Häßlichkeit, aber gutmüthig im Ausdruck, war von einer goldgelockten, reichgekräuſelten Perücke beſchattet. Seine Witze waren durchgängig harmlos, obgleich er das Unglück hatte, mehrmals von Schauſpielern, die er getadelt hatte, Prügel zu bekommen. Das widerfuhr ihm in München. In Berlin wurde er von den mittelmäßigen Dichtern anfangs fetirt, wegen des unſchuldigen und nicht ganz unpaſſenden Witzes über die Mittwochsgeſellſchaft aber hinterdrein grimmig angefeindet und über alle Gebühr geſchmäht. Ich nahm mich ſeiner gelegentlich an, und er iſt mir dafür immer dankbar geblieben.

Einer der merkwürdigſten, aber auch unglücklichſten Dichter jener Zeit, war der Auditeur Grabbe von Detmold. Seine erſten Dichtungen überraſchten mich durch die Macht des Geiſtes, der ſich darin kundgab, allein ſie zeugten auch ſchon von einer Art Verrücktheit. Gegenüber der Mode und Gemeinheit bei ſo vielen Epigonen lobte ich dieſen wenigſtens originellen und kraftvollen Dichter. Dafür dankte er mir in einem Briefe vom dritten Auguſt 1830, meinte aber er müſſe doch auch etwas Zurückſtoßendes für mich haben. „Aber Sie ſind ſtark genug, Fremdes auch da anzuerkennen, wo es Ihnen vielleicht nicht allein fremd, ſondern auch widerwärtig ſein mag. Gibt es aber Widerwärtiges? Wir betrachten die Kröte mit Ekel, — wie ſieht ſie aber vielleicht uns an? Ach Gott, alles iſt am Ende eins. Wohl dem, der es einſieht. — Im Ernſt: Folgen eines zerſchmetterten Armes, Gicht, Biß eines tollen Hundes, der hoffentlich nicht ſchaden wird, weil Tollheit auf Tollheit wenig wirken kann, Blutſpeien und Geſchäftsdrang, laſſen mich nicht mehr und beſſer ſchreiben, als hier geſchehen. Alſo ſeien Sie fürerſt mit meiner Hochachtung und meinem Dank zufrieden, oder doch nicht ärgerlich darüber. Ich bitte."

Am 15. Januar 1831 ſchrieb er mir wieder aus Detmold: „Die Gicht iſt fort, aber Nervenſchläge treffen mich doch noch circa alle vier Wochen mit ſchauderhafter Kraft. Dabei als hieſiger Auditeur

Militairgeſchäfte mehr als je. Verzeihen Sie daher wilde Briefe. — Sie wünſchen mich populärer. Mit Recht. Aber theatraliſcher? Der Manier des jetzigen Theaters entgegenkommender? Ich glaube, unſer Theater muß dem Poeten mehr entgegenkommen. Uebrigens iſt auch das Drama nicht an die Bretter gebunden. Der geniale Schauſpieler wirkt durch etwas ganz anderes, als der Dichter, und das rechte Theater des Dichters iſt doch — die Phantaſie des Leſers. Die Eumeniden, die Sacontala, der ganze Shakeſpeare beweiſt es."

Unter dem 15. November 1834 erhielt ich von Grabbe aus Frankfurt a. M. folgenden wahnſinnigen Brief: „Unterzeichneter (ſchlagen Sie um) wird Ihnen bekannt ſein. Er hat reich geheirathet, aber an der Frau ein Genie bekommen, welches ihn, will er nicht das Aeußerſte thun, nöthigt, ihre Glorie nur aus der Ferne zu betrachten. Er iſt zu ſtolz, etwas von dem ihm zukommenden Vermögen, ja ſelbſt von ſeinem Eingebrachten zu nehmen, braucht alſo Geld. Ich bitte mir im intereſſanten Schwaben 18 gute Groſchen des Tages und freie Miethe zu verſchaffen. Statt mit meiner Frau wieder zuſammenkommen zu müſſen ſchaffen Sie mir im äußerſten Falle eine Abſchreiberſtelle."

Immermann in Düſſeldorf nahm ſich ſeiner an, doch konnte auch dieſes Verhältniß nicht von Dauer ſein. Grabbe ſchrieb mir ſelbſt darüber am 22. November 1835: „Mit Immermann ſtehe ich auf eigenem Fuße. Er hat viel für mich gethan, aber bald Spannung, bald Friede. Verſchiedene Naturen!" Die Schuld lag wohl nur an ihm ſelbſt. Der Unglückliche iſt nicht lange nachher geſtorben.

Ein Romantiker ſehr eigenthümlicher Art war Karl Spindler, der einige Jahre in Stuttgart zubrachte, ſpäter nach München, nach Baden-Baden und zuletzt nach Freiburg i. Breisgau zog. Ich war einer der erſten, der ſeine Romane empfahl, mit denen er ein erſtaunliches Glück machte, nachdem er früher in den elendeſten Verhältniſſen gelebt hatte. In Straßburg gebürtig hatte er die Rechte ſtudirt, war aber unter Umſtänden und aus Anläſſen, über die er ſich niemals äußerte, ins Leben hinaus geworfen worden und trieb

ſich mit einer untergeordneten Schauſpielertruppe in Ungarn, Oeſterreich und Deutſchland umher. Seine kleine runde Frau hatte er aus Ungarn mitgebracht. Da er eine reiche Phantaſie und Erfindungskraft beſaß, gab ich mir große Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er ſich mehr regelte, die Verwicklungen und die Zahl der Perſonen in ſeinen Romanen vereinfachte und auch in der Sprache verbeſſerte, aber er war merkwürdigerweiſe zu einer höheren Auffaſſung der Poeſie nicht fähig und war weder ſelbſt begeiſtert, noch trachtete er darnach, ſeine Leſer zu begeiſtern oder Meiſterwerke von künſtleriſcher Vollendung zu ſchaffen, die ihm zu einem unſterblichen Ruhme verhelfen ſollten. Er geſtand ganz offen, daß er nur zur Unterhaltung der Gegenwart, daher im Geſchmack der Gegenwart, d. h. in der Manier Walter Scotts, und nur um das Geld ſchreibe. Ich forderte ihn auf, die reichen Lebenserfahrungen, die er während ſeines Umherziehens in der Welt und in mancherlei Elend eingeſammelt haben müſſe, in irgend einer Form als Memoiren herauszugeben, oder in humoriſtiſchen Bildern abzuſpiegeln. Der Hauptreiz in ſeinen Romanen liegt darin, daß er alte Städte, Burgen, bürgerliche und ländliche Häuſer und Familien in einem ganz eigenthümlichen Lichte zeigt, wie ſie etwa einem Handwerksburſchen auf der Wanderſchaft erſcheinen. Es liegt eine Illuſion darin von hoher Naivetät und echt romantiſchem Zauber. So, dachte ich mir, müſſe er ſeine eigenen Erlebniſſe ſchildern. Allein er beſchwor mich in der höchſten Aufregung, auf dieſes Thema nie wieder zurückzukommen und ihn nie an ſeine Vergangenheit zu erinnern, vor der er nur ſchaudern könne. Wie heiter auch ſein Leben ſich geſtaltet hatte, lag doch immer eine geheime Schwermuth auf ſeiner Stirn und obgleich er ein ſehr angenehmer und behaglicher Geſellſchafter ſein konnte, wurde er doch auch wieder leicht verſtimmt.

Im ſchönen Frühjahr 1829 machten Guſtav Schwab, Spindler und ich eine Vergnügungsfahrt ins Lenningerthal, um uns dort zwiſchen maleriſchen Felſen und Burgen der prächtigen Kirſchblüthe zu erfreuen. Schwab mußte von Guttenberg aus zu ſeinen Amtsgeſchäften nach Stuttgart heimkehren; wir beiden andern aber gingen

zu Fuß über den Hohenneuffen nach Urach. Es war eine höchſt gemüthliche Reiſe. Das Poſthaus in Urach war damals ſchon einer der beliebteſten Gaſthöfe im Lande. Wir machten von hier aus einen Ausflug in das reizende Seeburger Felſenthal und wanderten dann weiter über Reutlingen nach dem berühmten Lichtenſtein und nach der Nebelhöhle. Anſtatt der Burg, welche ſich ſpäter Graf Wilhelm von Württemberg auf den Lichtenſteiner Felſen durch den alten Haideloff bauen ließ, ſtand damals nur ein Jägerhaus, wo man aber ſehr gut bewirthet wurde. Von hier gingen wir mehrere Stunden lang bei ſtechender Hitze über die öde Alb, um hinunter ins Steinlachthal zu gelangen, deſſen Mädchen wegen ihrer Schönheit und eigenthümlichen Tracht aufgeſucht zu werden verdienten. Wie wir aber nach Thalheim hinunterſtiegen, brach ein Gewitter aus, wovon wir bis auf die Haut naß wurden. Da uns nun auch im Thale nirgends ein ſchönes Mädchen begegnete, kam Spindler in ſeine übelſte Laune, was mich in meine beſte verſetzte. Ich erfuhr unterwegs, wir würden alle hübſchen Mädchen des Thales in Möſſingen, dem Hauptort deſſelben, beiſammen finden, denn dort werde eine große Hochzeit gefeiert. Als wir dahin kamen, fanden wir den ganzen Flecken voll Menſchen und konnten in keinem Wirthshaus einen Platz finden. Darüber wurde mein Freund immer mürriſcher, weil ihn hungerte. Da hieß ich ihn bei einem Brunnenrohr ſtehen bleiben, ich wollte Rath ſchaffen. Ich drängte mich in das Hauptwirthshaus mit Gewalt durch das Volk ein, ſagte, ich müſſe zur Braut, und arbeitete mich auch glücklich einen langen Tiſch voller Gäſte entlang bis zu ihr hin. Sie war jung und bildſchön, die Tochter eines der reichſten Bauern. Sie trug die maleriſchſte Tracht von der Welt und eine zierliche Brautkrone von Flittergold. Ebenſo die ſchönen und zahlreichen Brautjungfern. Ich fühlte mich wie ins Mittelalter verſetzt. Der Bräutigam kam mir nicht viel beſſer als Maſſetto vor. Raſch nahm ich ihm ſein Glas Wein weg, hielt eine zugleich luſtige und ehrerbietige Anrede an die Braut, ſagte, ich ſei ein Reiſender von fernher, der zufällig an ihrem Ehrentage hier durchkomme und erlaube mir, auf ihre Geſundheit zu

trinken und ihr Glück in den Eheſtand zu wünſchen. Das wurde nun ſehr gut aufgenommen. Die Braut ſteckte mir ſogleich einen Hochzeitsſtrauß mit rothſeidenem Bande ins Knopfloch, womit ſie mich zum Hochzeitsgaſt machte, hieß mich neben ſie ſitzen und mir reichlich Speiſe und Trank vorſetzen. Ich wartete noch eine kleine Weile, bis ich das Vertrauen auch des Bräutigams und der Alten gewonnen hatte und den Leuten intereſſant genug geworden war. Dann bat ich die Braut heimlich, ſie möchte doch ihre hübſcheſten zwei Brautjungfern, die ich ihr bezeichnete, hinunter ſchicken und meinen armen Reiſegefährten vom Brunnen herauf holen laſſen. Dies geſchah nun unter allgemeinem Jubel und ich werde nie das Geſicht vergeſſen, das Spindler machte, als ihn die zwei ſchönen Kinder an der langen Tafel heraufführten. Seine ſauren Mienen wurden ſüß; alle Gewitter zogen von ſeiner Stirn hinweg und machten heiterm klarem Sonnenſchein Platz. Wir unterhielten uns vortrefflich und mußten nachher noch mit der Braut tanzen. Auch wollte uns dieſe gar nicht fortlaſſen und ließ uns erſt ſpät in der Nacht mit ihres Vaters Pferden nach Tübingen fahren, wo wir grade noch zum Eilwagen zurecht kamen.

Da Spindler ſpäter in München von Walter Scotts Manier zur Nachahmung der franzöſiſchen Verführungsromane überging, ſah ich mich veranlaßt, ſeine Boa Conſtrictor zu tadeln. Das nahm er mir entſetzlich übel und ſah mich als ſeinen Feind an, bis ich ſeine meiſterhafte Idylle, den Vogelhändler von Imbſt, wieder lobte. Da ſchrieb er mir einen gerührten Dankbrief, und wir blieben wieder gute Freunde bis an ſeinen Tod.

Als einen der eigenthümlichſten Charaktere der Neuzeit lernte ich Bogumil Goltz kennen. Derſelbe ſchrieb mir aus Thorn in Preußen am 14. Februar 1848 und empfahl mir ein Buch, das er herauszugeben im Begriff ſei, „Das Buch der Kindheit.“ Als ich das Buch erhielt, war ich entzückt davon und beurtheilte es auf das günſtigſte. Der Verfaſſer, ein Gutsbeſitzer in Weſtpreußen, nicht mehr jung, auf dem Lande unter halben und ganzen Polacken der literariſchen Welt fern und fremd geblieben, trug doch in ſeinem Herzen eine

Quelle der zarteſten Poeſie. Noch niemals hat ein Pſycholog oder Dichter ſo tief in die Seele des Kindes geblickt. Ein paar Jahre ſpäter wurde ich durch einen Beſuch von Goltz überraſcht. Er hatte ganz das feurige, lebhafte, ſtürmiſche Weſen an ſich wie Jahn, war aber eine viel poetiſchere Natur. Unter ſeinen buſchigen Augenbrauen blitzte oft unbändiger Zorn gegen die Gemeinheit der Welt hervor. Doch konnte er wieder ſo ſanft und fein wie Jean Paul ſein. Am verhaßteſten waren ihm die Berliner, bei denen er alles angelernt und conventionell und nur das Gegentheil von kräftiger und geſunder Natürlichkeit fand. Die Süddeutſchen ſagten ihm in ſofern viel mehr zu. Er ſchrieb mir nachher aus Thorn (1852): „In Berlin wiſſen einige kunſtzahm gehammelte Schulfüchſe gar nicht recht, wie ihre verſchnittene Seele oder vielmehr ihre zurecht geſchneiderte Aeſthetik und Lebensart mit meinen weſtpreußiſch-polniſchen unbändigen Evolutionen daran iſt. Die Leute können nicht begreifen, daß es nach ſo vielfältigen Kunſtſtücken und übertriebenen Experimenten und Deſtillationen, Schul- und Kunſtmiſeren und Affectationen einmal wieder Naturunmittelbarkeit, Lebenspraxis und Inſtinct gelten kann. Ich trage Ihre natürliche, biedere, herzige Art und Weiſe im Sinn, ſo lange ich lebe. Ich danke Ihnen von Herzensgrunde und Ihrer herzigen, prächtigen Gattin, Mutter und Hausfrau für alle Gaſtfreundſchaft ꝛc."

Als einen der wenigen wirklich poetiſch begabten Dichter lernte ich Stehling durch ſein Epos vom Weltende kennen. Es ſcheint ihm nicht glücklich gegangen zu ſein, wie ich aus einem Briefe ſchließen mußte. Harro Harring, der ſich mehrmals an mich wandte, hatte ſich mir durch eine gute Erzählung empfohlen, wenn auch nicht alles an ſeinen Sachen zu loben war. Ihn hat das Schickſal verfolgt. v. Keudell, der in Tiecks Weiſe mit geiſtvollen Novellen begann und mir dieſelben mittheilte, ſcheint die poetiſche Laufbahn bald wieder aufgegeben zu haben. Dem friſchen und perſönlich liebenswürdigen Köſter, der einmal bei mir war, konnte ich als Kritiker keinen Dienſt leiſten, weil die Helden und die Tendenz ſeiner Schauſpiele viel zu

einseitig protestantisch waren. Bechstein aus Meiningen besuchte mich und correspondirte mit mir, ein biederer und vielbegabter Thüringer, den ich sehr gern hatte. Zu den talentvollern Dichtern jener Zeit gehörte auch A. v. Sternberg, der eine Zeitlang in Stuttgart lebte, später in Berlin. In den russischen Ostseeprovinzen geboren, war er groß und stark von Körper, aber dabei so weibisch verzärtelt, wie ich nicht wieder einen Mann gefunden habe. In der Frivolität seiner modernen Märchen kam er dem jüngern Crebillon ganz nahe, allein ich mußte immer die leichte Eleganz seines Styles gelten lassen. Ein älterer, aber eben so stattlicher Mann, der Oberst von Witzleben, trat einmal bei mir ein und bat mich um Rath, weil seine Romane in Cannstadt nachgedruckt wurden. Das waren die vielen Romane, die unter dem Namen Tromlitz herauskamen. Viele Romane schrieb auch Lewin Schücking, der mich mit seiner sehr liebenswürdigen jungen Gemahlin besuchte. Diese zarte Dame, ein Fräulein von Gall, hatte sich früher schon mit mir in Correspondenz gesetzt, indem sie Lord Byrons „Don Juan" metrisch übersetzt hatte. Sie nahm es mir nicht übel, als ich ihr ehrlich schrieb, das sei kein Gegenstand für die Feder eines deutschen Mädchens.

Längst verschollene Namen, die aber vor fünfzig und vierzig Jahren noch viel galten, treten mir aus der zahllosen Masse alter an mich gerichteter Briefe entgegen. Alle schmeichelten mir, empfahlen mir ihre Sachen und suchten sich gut mit mir zu stellen. Nicht nur Männer wie Streckfuß, Müchler, Laun, Aloys Schreiber, sondern auch St. Schütze und sogar Theodor Hell. An sie schlossen sich jüngere, Willibald Alexis, Blumenhagen, Döring, Adrian, Alvensleben, Herloßsohn, Marggraff ꝛc.

Obgleich ich den Blaustrümpfen niemals hold war, weil sie so recht auffallend die Unnatur der modernen Bildung bezeichnen und damals in einer wirklich unerlaubten Menge sich in die deutsche Literatur eindrängten, und ich meinen Widerwillen gegen sie niemals verhehlte, entging ich doch ihren Liebkosungen nicht und wurde vielfach in sehr angelegentlichen Briefen von ihnen in Anspruch genommen.

Ich will hier nur die Aelteren nennen, deren Namen berühmt waren: Thereſe Huber, Karoline von Woltmann, Fanny Tarnow, Adelheid von Stolterfoth, Kathinka Zitz, Julie Großmann ꝛc. Mit Ida von Düringsfeld hatte ich die Ehre, perſönlich bekannt zu werden und ſchätze ihre und ihres Gemahls Leiſtungen für die Kunde der Volkslieder und Volksſitten.

Am meiſten intereſſirte mich die nachher ſo vielfach verſchrieene Gräfin Ida Hahn-Hahn. Da ſie mich mehrmals noch in ihrer Jugendblüthe in Stuttgart aufgeſucht und mir eine Menge der wärmſten Briefe in ihrer bezaubernd natürlichen Weiſe geſchrieben hat, glaube ich ſie beſſer zu kennen, als ſo Mancher, der öffentlich über ſie abſprechen zu dürfen glaubte. Sie hatte nichts Heroiſches, glich vielmehr einer reizenden Soubrette und hatte nur das Mißgeſchick, daß ihre ſchönen blauen Augen in ſchiefer Richtung ſtanden. Das eine dieſer Augen war widerſpenſtig, wollte ſich nach dem andern nicht richten, brach die Ehe mit ihm, zu der es doch auf die Welt gekommen war und ging ſeinen Weg. Später unterwarf ſich die Gräfin bei einem der ausgezeichnetſten Augenärzte in Berlin einer Operation, riß aber, wie man allgemein ſagte, den Verband zu früh wieder herunter und verlor das Auge.

Sie ſchrieb mir ſchon, ehe ſie noch etwas hatte drucken laſſen. Ihr erſter Brief war aus Greifswald vom 7. Januar 1833 und begann: „Lebhaft kann ich mir vorſtellen, wie die Vorahnung tödtlicher Langeweile Sie beſchleicht, ſobald Sie einen Brief von unbekannter Frauenhand empfangen. Er verkündet ſicher die Nähe eines Manuſcripts, einen breiten Roman ꝛc. Erholen Sie ſich diesmal von Ihrem Schrecken, denn in dieſer Welt iſt mein Name ebenſo unbekannt, als er es bleiben wird. Ich ſchreibe ihnen tout simplement, um Ihnen für das Vergnügen zu danken, welches Sie mir durch Ihr Literaturblatt machen. Wie ſehr nutzen Sie dem Leſepublikum und der Schriftſtellerwelt durch die außerordentliche Beſtimmtheit Ihres Urtheils, welches das Schlechte ſchlecht, das Gute gut nennt. Den Leſern nutzen Sie, weil doch viele, was Sie einmal abgeſchmackt und ver-

kehrt genannt haben, gar nicht leſen. Und die Schriftſteller nun gar! O die können nicht kurz genug gehalten werden. In unſern Tagen, wo ſo viele Dummheiten in der Welt paſſiren, wo die Mittelmäßigkeit zur Königin erwählt iſt und ſich brüſtet mit dem ſchönen Namen le juste milieu, da ſollte das Genie des Schriftſtellers, des Dichters uns über dieſen Jammer tröſten, und darum ſollte, was kein Genie hat, nicht ſchreiben noch dichten. Wenn die Mittelmäßigkeit dauernd herrſchte und überall, das wäre entſetzlich. Sie iſt der Urfels, an dem ſchöne und große Kräfte ſich zu Tode abmühen. Ich las einſt, weiß nicht wo, Frauen wären geborene Beſchützerinnen des Mittelmäßigen. Perſönlich betraf mich das nicht, doch hart für mein Geſchlecht. Geboren ſind wir gewiß nicht dazu, aber die Eitelkeit macht uns dazu. Wir protegiren gern, o wir ſind ſehr eitel. Darum ſchreiben wir auch Bücher. Wenn wir nur noch einen kleinen Grad eitler wären, ſo ließen wir es ſicher bleiben."

Aus einem Brief vom 30. Mai 1835 aus München: „Wenn ich die Idee, ſelbſt des kleinſten Liedchens, im Kopf habe, ſo meine ich nicht anders, als es müſſe ein kleines Meiſterſtück werden, und niedergeſchrieben und jetzt vollends gedruckt, kommt mir alles matt und öde vor, wie eine Silhouette neben dem lebensvollen Bilde. Wann habe ich mich nun geirrt? — Wenn Sie mir Muth machen, gehe ich im Herbſt über Stuttgart." — Sie kam und ihre Perſönlichkeit machte denſelben lieblichen Eindruck auf mich, wie ihre Briefe. Dieſes Herz hätte verdient, ſo rein geliebt zu werden, wie ſie es ſich nur träumte. Aber die gemeine Welt iſt ſchlecht mit ihr umgegangen und hat dieſes kleine ſüße Herz mit rohem Fuß geſtoßen und getreten. Am 5. Januar 1836 ſchrieb ſie mir unter andern: „Lieben iſt eins ſein mit dem Geliebten. Aber, guter Himmel! Die Menſchen ſind ewig ein fürchterlich einſames, abgeſchloſſenes Ich, jeder für ſich verpanzert, wie die Auſter in ihrem melancholiſchen Hauſe. Eigentlich weiß ich nicht, warum ich dichte. Verſtanden werde ich von den Maſſen doch nie, ich ſehe es ja ſogar an den Freunden, an den Nächſten. — Ich habe wieder eine kleine Arbeit, Venetianiſche Nächte. So wird denn

wohl der trübe, nordiſche Winter dahingehen. Aber jeder Winter nimmt einen Theil Jugend, Kraft, Leben mit. Im Frühling regrettire ich das nie; was thuts, ob ich lebe oder ſterbe, wenn die Natur im ſchönſten Leben glüht, ich gehöre ihr ja an. Doch im Winter — Sie denken wohl nicht an ſo überflüſſige Dinge, Sie beneidenswerther Mann. Ade, grüßen Sie Ihre Frau, von der ich in Nürnberg viele Portraits geſehen habe; die alten frommen Meiſter haben ſie gemalt. Nürnberg gefällt mir herrlich. Da iſt Charakter. Die Glanzſeite des Mittelalters iſt Stein geworden."

Aus einem Briefe vom 20. April 1836 wieder aus Greifswald: „Leute, die es nicht verſtehen, können ſagen, die Poeſie ſtehe in grellem Contraſt der Wirklichkeit entgegen. Das iſt nicht wahr. Man könnte mit der Wirklichkeit ohne Poeſie gar nicht fertig werden. Sie würde unverſtanden bleiben, wie ein unterirdiſcher Quell. Aber Poeſie hat ein Wünſchelrüthchen, damit ſchlägt ſie auf den Boden und hoch ſpringt der Quell empor in tauſend Strahlen, Funken, Perlen, Farben. Das fühle ich jetzt — ach, wie tief. Ich war ganz verſunken in Heerens Ideen. Sie wiſſen, wo er umhergeht wie ein tiefſinniger Magus und Oſymandias und Dſchemſchids Paläſte aus den Ruinen auferſtehen läßt, und die bibliſchen Propheten. Das alles zog mich ſo gewaltig an, ich lebte und webte in Perſepolis und Babylon. Dazu hatte ich, wie gewöhnlich, niemand, mit dem ich von all' dieſer Herrlichkeit reden konnte. Alſo verſank ich wirklich ganz in die mächtige Vergangenheit, die ich liebe, weil die Menſchen damals an eine Zukunft dachten und nicht wie jetzt blos an die Gegenwart. Aber ſiehe, der Frühling kam, fort war die Vergangenheit, Magier und Propheten verſchwunden, Königsgräber und Paläſte zuſammengeſtürzt und auf der Welt gibt es nichts mehr, als die grüne Hoffnungsfarbe, die immer auf die Zukunft weiſt. O die himmliſche Zukunft. Ich gehe an den Genfer und die lombardiſchen Seen, um zu hören, ob ſie mir andere Melodien vorrauſchen als die Oſtſee."

Aus einem Briefe vom 11. Januar 1837 aus Greifswald. „Die Berliner und Dresdner ſind in einer completten Wuth gegen

mich, ganz pöbelhaft, machen ſich über meinen Namen luſtig und dergleichen Späßchen. Dies alles bei Gelegenheit der venetianiſchen Nächte, woraus ich große Luſt habe zu ſchließen, daß dieſelben ſehr gut ſein müſſen. Ich kann gar nichts thun und ſage blos wie Walt in Jean Pauls himmliſchen Flegeljahren — ich dichte fort! Ja ich dichte fort mit der ewigen Flamme der Liebe für dieſe göttliche Kunſt, die mir ſo unausſprechlich viel Freude und Entzücken gewährt, daß ich gewiß nicht Lob und Ehre von der Welt verlange, um ihr treues Kind zu bleiben. Und wenn Sie nur mein Freund bleiben, ſo denke ich doch mit dieſer Welt fertig zu werden — ja im Nothfall ſelbſt ohne Sie. Doch das fürchte ich nicht. Sie ſehen nun daraus, wie ſchwer ich den Muth verliere und mich einſchüchtern laſſe. Ade, alles Gute und Schöne zum neuen Jahr!"

Ich blieb dieſer liebenswürdigen Seele immer hold und gab ihr davon durch meine öffentlichen Empfehlungen ihrer Gedichte und ihrer Reiſebücher den Beweis. Nur an ihren Romanen fand ich manches auszuſetzen, und auch ihre orientaliſche Reiſebeſchreibung konnte mir nicht mehr ſo gefallen, wie die ſpaniſche und italieniſche. Die Dame wurde immer blaſirter, und ich konnte mich nicht mehr darein finden, daß ſie ſo geworden war. Unſer Briefwechſel gerieth daher ins Stocken. Zwanzig Jahre vergingen, ohne daß ich ihr ſchrieb, oder einen Brief von ihr empfing. Unterdeß war ſie von Babylon nach Jeruſalem gepilgert. Die unſtäte Flamme der Liebe hatte einen ſtäten und ſichern Ort gefunden am Altare, wo ſie nur noch für das Heilige glühte. Da erhielt ich wieder einen Brief von ihr aus Mainz vom 3. Auguſt 1856, der ſie ganz charakteriſirt: „Vor kurzem las ich, daß Sie geſchrieben hätten, ungefähr — die Worte habe ich vergeſſen, durch den Mariencultus könnte der Orient leichter für das Chriſtenthum gewonnen werden, als durch dies und das. Haben Sie das wohl geſchrieben, geehrter Doctor? Und wenn Sie es geſchrieben haben — ach bitte, warum ſind Sie denn nicht katholiſch? Es fällt mir nicht ein, daß Sie *mir* dieſe Frage beantworten ſollen, aber dem lieben Gott doch. Der Mariencultus iſt unzertrennlich von dem Glauben

an die Menſchwerdung Gottes. Aus dem Herzen der allerſeligſten Jungfrau ſchöpfte der Sohn Gottes das Blut, welches er am Kreuze vergoß, für Ihre, für meine, für jede Seele. Daher iſt die Verehrung der Mutter Gottes gar nicht zu trennen von der Anbetung des göttlichen Erlöſers. Der Mariencultus, das geben Sie ja ſelbſt zu, iſt Seelen gewinnend, und dies und das iſt es nicht. Ach, warum laſſen Sie ſich denn nicht gewinnen, geehrter Doctor? Solch' ein Widerſpruch in einer ſo aufrichtigen Seele, wie die Ihre, thut gar weh. Vergeben Sie mir dieſe Zeilen. Sie ſind ſelbſt daran ſchuld, daß ich ſie ſchreibe, denn ſie ſind nichts als ein Nachhall Ihrer eigenen Aeußerung. Seien Sie innigſt Gott und der heiligen Mutter Gottes anbefohlen!"

Natürlicherweiſe kam ich auch mit den Dichtern, Geſchichts-, Alterthums- und Sagenforſchern im Elſaß und Suntgau, die noch an den deutſchen Erinnerungen und Sympathien feſthielten, in Berührung. Ich beſitze noch einige Briefe von dem ehrwürdigen Dichter Ehrenfried Stöber in Straßburg. Sein älteſter Sohn Auguſt ſchrieb mir im Jahr 1836, wie er bei ſeinen „Alſabildern" angefochten werde und wie man ihm in der Revue germanique zugemuthet habe, er ſolle als Franzoſe auch nur franzöſiſch ſchreiben. Im Jahr 1838 empfahl er mir ſeine „Erwinia" und fügte hinzu: „In Deutſchland iſt unſere Zeitſchrift noch wenig bekannt und doch ſollte es unſern alten Stammgenoſſen intereſſant und wohlthuend ſein, zu ſehen, wie der abgeſchnittene ſchöne Landſtrich zwiſchen dem Rhein und dem Wasgau trotz aller gemachten Verſuche, ihn zu franzöſiſiren, noch für ſeine deutſche Nationalität kämpft. Und zwar gegen die ziemlich ſtarke Partei der Franzoſenthümler, die es uns als Tölpelei und Hochverrath auslegten, ein deutſches Blatt zu ſchreiben und für deutſchen Sinn, Sprache und Literatur zu reden. Zu dem frißt uns der Fiskus für die Stempelgebühr jedes Abonnements 5 Franken 20 Centimen alſo über ein Drittel des Abonnementpreiſes."

Auguſts Bruder Adolf, Pfarrer in Mühlhauſen, drückte mir 1845 in einem Briefe ſeine warme Theilnahme in Betreff meiner

Kämpfe gegen die damals in Deutschland so mächtig überhand nehmende Gottlosigkeit aus. Vorzugsweise fühlten sich jene edlen deutschen Männer im Elsaß schmerzlich dadurch berührt, daß eine große literarische Partei in Deutschland die Unzucht der französischen Modeliteratur nun auch auf dem ganzen rechten Rheinufer einführen wollte.

Auch mit dem liebenswürdigen jungen Zetter, der unter dem Namen Otte Schweizersagen herausgab, und der mich in Stuttgart besuchte, correspondirte ich einigemal. Er war der Schwiegersohn Grafs, der eine interessante Chronik seiner Vaterstadt Mühlhausen im Suntgau herausgegeben hat. Eine gute Anzahl Briefe erhielt ich auch von dem biedern Daniel Hirtz, Tischlermeister in Straßburg, der viele deutsche Gedichte und eine hübsche Selbstbiographie geschrieben hat.

Ein anderer Elsässer Dichter, Lamey in Straßburg, schrieb zwar deutsch, rühmte sich dabei aber immer seiner französischen Gefühle und hielt das für natürlich. Wir correspondirten deshalb mit einander.

Französische Dichter sind mir nicht viele im Leben begegnet. Der Einzige, der sich näher mit mir befreundete und kurze Zeit in Stuttgart verweilte, war Marmier, damals noch ein Jüngling von schönen und sanften Zügen, den man auf den ersten Blick liebgewinnen mußte. Er besuchte mich wiederholt in Stuttgart und schrieb mir viele Briefe. Da er, um die deutsche Geisterwelt kennen zu lernen, alle unsere Hauptstädte besuchte, kam er auch nach Berlin und Leipzig. Von letzterm Orte schrieb er mir am 28. März 1833 unter anderm: Savez vous que dans le Nord de l'Allemagne les écrivains que vous avez si cruellement maltraités dans votre journal, se font de vous un singulier portrait. Je suis sûr que quelques-uns vous regardent au moins comme l'Ogre, comme un géant cruel, qui se fait une joie de manger tous ces pauvres pétits litérateurs allemands et quand je leur disais: Nein, der Herr Menzell ist ein sehr gute und sehr liebenswurdiger Mensch, man isst kein menschlich fleisch bei ihm und trinkt sehr gut wein — on m'écoutait d'un air tout étonné.

Im Jahr 1837 war der geniale Edgar Quinet bei mir, der ſich über deutſche Literatur auch gut unterrichtet hatte. Da ich Einiges zur Empfehlung und Verbreitung der Bulwerſchen Romane in Deutſchland beigetragen hatte, dankte mir Bulwer in einem ſehr verbindlichen Schreiben. Auch der romantiſche Däne, der bekannte Dichter Anderſen, beſuchte mich in Stuttgart.

II. Verkehr mit Künſtlern.

Der berühmteſte Künſtler in Stuttgart war damals der alte Bildhauer Dannecker, den ich faſt täglich ſprach, weil mein gewöhnlicher Spaziergang mich bei ſeinem Hauſe auf dem Schloßplatz vorbeiführte. Vor demſelben wuchs ein Mandelbaum, mit deſſen Früchten er meine Kinder zu beſchenken pflegte. Er war immer ſehr heitern Humors, zuweilen aber auch recht cyniſch. Sein Amor, ſeine Ariadne, ſeine Schillerbüſte ſind Meiſterſtücke. Sein Chriſtus, den er ſelbſt über alles rühmte, gefiel mir weniger, kam mir zu geleckt, zu unheilig vor. — Der berühmte Maler Eberhard Wächter war damals ſchon eine Ruine. Auch ſeine Manier gehörte der Vergangenheit an. Hätte er immer bibliſche Gegenſtände wie den Hiob gemalt, würde er vielleicht Größeres geleiſtet haben. Seine zahlreichen Darſtellungen aus der römiſchen und griechiſchen Geſchichte, wie viel deutſche Seele er auch hineinlegte, ſagten dem größeren Publikum doch nicht mehr zu. Als ich ihm einmal Grüße aus Italien brachte und ihm warm erzählte, wie ich dieſes ſchöne Land gefunden hatte, weinte er und ſagte, er hätte beſſer gethan, Italien nie wieder zu verlaſſen.

Einer meiner erſten Bekannten in Stuttgart war Conrad Kocher, erſter Gründer der ſchwäbiſchen Geſangvereine. Von

niederer Geburt und zum Schulmeiſter beſtimmt, verrieth er ſo viel muſikaliſches Talent, daß ihm der alte Cotta Geld gab, um ſich auf Reiſen auszubilden. Cotta war in ſeiner Freigebigkeit für noble Zwecke unermüdlich und unerſchöpflich. Den Gedanken, den proteſtantiſchen Kirchengeſang zu verbeſſern und damit überhaupt die Wiederbelebung, Verſchönerung und Veredlung des Volksgeſanges in Deutſchland zu verbinden, faßte Kocher ſelbſtändig, ohne Zuſammenhang mit den Bemühungen Nägelis in Zürich. Ich weiß mich noch ſehr wohl zu erinnern, welches Aufſehen es erregte, als ſich der vierſtimmige Geſang von Dorf zu Dorf in Schwaben je mehr und mehr ausbreitete. Fremde hörten mit Staunen, wenn ſie in einem ländlichen Wirthshaus übernachteten, dem abendlichen Geſange der Dorfjugend zu. Kocher würde zu größerm Anſehen gelangt ſein, wenn er ſeine Zunge und ſeinen Tadel Anderer mehr hätte bemeiſtern können. Er blieb als Organiſt an der Stiftskirche in Stuttgart in beſchränkten Verhältniſſen und mußte noch im Alter Klavierſtunden geben.

Da es zwanzig Jahre ſpäter Mode wurde, Tonkünſtlern und Schauſpielern die Doctorwürde zu verleihen, der alte Kocher aber dabei übergangen wurde und doch auf dieſen nichtigen Titel Werth legte, traten einige Freunde zuſammen. Ich ſchrieb ſeine Lebensgeſchichte und ſchickte ſie der philoſophiſchen Facultät in Tübingen ein, die ihm ſofort das Doctordiplom ertheilte, womit wir ihn am Jubiläum ſeines Organiſtendienſtes überraſchten. Die von mir verfaßte Lebensſkizze wurde 1872 von Profeſſor Palmer in Tübingen benutzt, um mit einer von dieſem verfaßten Charakteriſtik der muſikaliſchen Leiſtungen Kochers verbunden, zu dem im Schwäb. Merkur erſchienenen Nekrolog Kochers verarbeitet zu werden.

Kocher hatte eine Tochter des Ulmer Stadtpfarrers Reufer geheirathet, der ſich als Idyllendichter einen Namen gemacht hat. Dieſer ehrwürdige Greis, der noch meine jüngſte Tochter taufte, gehörte einem ſehr veralteten Standpunkt des literariſchen Geſchmackes an, ich möchte ſagen einem vorgoetheſchen, denn er ſah in Goethe einen Eindringling.

Unter den Malern in Stuttgart ſagte mir der zuweilen etwas mürriſche, aber biedere und einfache Dietrich, welcher Kirchenbilder malte, am meiſten zu. Sehr geſchickt war der kleine Maler Fellner, der von München nach ſeiner Vaterſtadt Frankfurt a. M. zurückreiſen wollte, unterwegs in Stuttgart ſich ein paar Tage und noch ein paar Tage, ein paar Wochen, ein paar Monate, endlich Jahre aufhielt, aber immer nur unterwegs und auf dem Sprunge, ſeine Reiſe nach Frankfurt fortzuſetzen. So blieb er fünf und zwanzig Jahre in Stuttgart, ohne Anſtellung, mit Bildern und mehr noch mit Zeichnungen beſchäftigt. Er gehörte der Münchner hiſtoriſchen Schule an, die ich wegen ihrer langen, immer gar zu ernſten und gar zu ſehr auf Bedeutung Anſpruch machenden Figuren, mit ihren koketten Apoſtelbärten, mit dem loyalen Augenaufſchlag ihrer Pferdeköpfe ꝛc. nicht recht leiden mochte. Aber Fellner beſaß ausgezeichnete Kenntniſſe in Waffen und Coſtümen des Mittelalters. Wir wirkten mehrere Jahre zuſammen im württembergiſchen Alterthumsvereine. Er war aber ſehr hitzig und überwarf ſich bald mit Profeſſor Mauch, dem Architekten, der ſehr ſtolz war und kaum eine andere Meinung gelten ließ als die ſeine. Fellner hatte viele Eigenheiten, behielt immer dieſelbe Wohnung bei und verließ ſie oft in Monaten nicht. Dann konnte man ihn wieder allabendlich fünf Stunden lang auf einem Fleck in dem nämlichen Bierhauſe ſitzen ſehen, Monatelang, bis ihm etwas in die Quere kam und er in ein anderes zog. Freundliche Mahnungen, er ſchade bei dieſer Lebensweiſe ſeiner Geſundheit, halfen nichts. Er ſah vor Blutdrang immer glühend roth aus, was ihn bei einer intelligenten Geſichtsbildung und langen blonden Haaren dem, der ihn nur einmal geſehen, unvergeßlich machte. Er ſtarb noch in den beſten Mannesjahren und ließ ſich auf dem maleriſchen Kirchhof in Wangen, von wo man das Neckarthal überſchaut, begraben.

Die Brüder Boiſſerée hatten noch ihre berühmte altdeutſche Gemäldeſammlung in Stuttgart, die ich daher oft beſuchte, ehe ſie nach München kam. Von Nürnberg aus beſuchte uns faſt jedes

Jahr der alte Heideloff, damals berühmter Vorkämpfer für die Gothik. Es war ein sehr freundlicher und höflicher Mann mit scharf geschnittenen Zügen. In seinen spätern Jahren wurde er ziemlich taub, und ich kam einmal, als ich ihn in Nürnberg besuchte, in nicht geringe Verlegenheit, als er an der table d'hôte unter vierzig Gästen nach seiner Gewohnheit mit überlauter Stimme mich um Neuigkeiten aus Stuttgart frug und allerlei aus der Chronique scandaleuse wissen wollte, was ich ihm hätte sollen ins Ohr schreien. Aber er schwärmte für seine Kunst und war unermüdlich in seinem Eifer. Ohne ihn wäre in Nürnberg wohl viel Altes zu Grunde gegangen, was jetzt noch eine Zierde der Stadt ist.

Auch Ernst Förster von München kam häufig nach Stuttgart, wo später seine Tochter Laura den Kaufmann Callenberg heirathete. Die zwei ersten Kinder dieser Ehe kamen allwöchentlich in mein Haus und brachten oft den halben Abend in meiner Studirstube zu. Sie nannten mich nur Großvater. Emma war sehr lebhaft, Friedrich still, aber aufmerksam. Er war nach seinem Urgroßvater Friedrich Richter (Jean Paul) genannt, an den ich oft mit Rührung dachte, wenn ich den stillen Knaben in meinen Armen hielt.

Einer meiner besten Freunde in Stuttgart wurde Procurator Abel, der eine reiche Sammlung von altdeutschen und altniederländischen Bildern und eine andere von alten Waffen besaß. Wegen seiner Sammlung kamen noch viele Kunstfreunde nach Stuttgart, nachdem die Sammlung der Boisserées schon fort war. Wenn namhafte Kunstfreunde kamen, bereiteten ihnen die Stuttgarter Künstler und Kunstfreunde gewöhnlich einen freundlichen Empfang. Einer der interessantesten war Passavant aus Frankfurt a. M., dessen Werke über Raphael, über die Gemäldesammlungen in England ꝛc. allbekannt sind. Wir machten eine sehr heitere Partie zusammen nach Mühlhausen am Neckar, um ihm die schöne alte Capelle daselbst mit ihren Bildern zu zeigen. Auch mein Vetter Gustav Waagen, Galeriedirektor in Berlin, kehrte mehrmals auf seinen Kunstreisen bei uns ein. Desgleichen Schnaase, Kugler, v. Quast.

Im Februar 1835 unternahm ich eine Reiſe nach Italien, von der ich Ende Mai zurückkehrte. Ich wollte nur das ſchöne Land und ſeine Kunſtwerke mit eigenen Augen ſehen, hatte aber nebenbei den Zweck, den berühmten Bildhauer Thorwaldſen, der dem Schillerverein in Stuttgart die Schillerſtatue zu modelliren verſprochen hatte, zur Erfüllung dieſes Verſprechens zu drängen. Das war ſehr nöthig, denn er hatte viel Anderes zu thun und pflegte ſich nicht zu übereilen. Ich wohnte in Rom in ſeiner Nähe und beſuchte ihn öfters. Der alte berühmte Landſchaftsmaler Karl Reinhard, der ihm befreundet war, hatte ſelber einmal in ſeiner Jugend Schillers Bild nach dem Leben in Miniatur gemalt und Thorwaldſen wünſchte ſehr, es für ſeine Skizze benutzen zu können. Reinhard konnte das Bild nicht finden, ich ruhte aber nicht, bis er ſich daran machte, es mit meiner Hülfe aus einer Rumpelkammer unter einem Berge von Büchern, Zeichnungen, Briefen, Kleidern, Waffen, alten Tabakspfeifen ꝛc. hervorzuſuchen. Wir fanden es noch wohlerhalten. Es gefiel Thorwaldſen und nach ihm hat er die Büſte entworfen. Die Arbeit Thorwaldſens und der Fund des kleinen Bildes von Reinhard machte unter den Künſtlern in Rom nicht wenig Aufſehen. Bald nach meiner Abreiſe von Rom entdeckte man daſelbſt noch ein zweites kleines Aquarellbild Schillers, und der Beſitzer hatte die Güte, es mir als Geſchenk nachzuſenden. Genaue Gewißheit über ſeinen Urſprung konnte ich nicht erhalten, doch waren die Künſtler in Rom in der Mehrheit der Anſicht, es ſtamme aus dem Nachlaß des Malers Tiſchbein, der in Neapel geſtorben iſt. Es wurde ſpäter geſtochen und dem Leipziger Schilleralbum als Titelkupfer beigegeben.

Thorwaldſen war bekanntlich ein Norweger und ſprach das Deutſche nicht ganz ohne Fehler. Ich hatte vom Schillerverein in Stuttgart den Auftrag, womöglich ein Autograph von ihm mitzubringen. Das war aber ſchwierig zu machen, denn Thorwaldſen rührte die Feder nicht gern an. Ich ſpeiſte, ſo lange ich in Rom war, alle Donnerstag in ſeiner Geſellſchaft bei dem gaſtfreien württembergiſchen Conſul v. Kolb. Bei einem ſolchen Anlaß bat ich ihn

einmal, mir doch ein paar Zeilen von seiner Hand zu geben. Er lehnte es aber mit einer widerwilligen Miene ab, indem er sagte, er könne keine Sentenzen oder Verse für Stammbücher schreiben, er verstehe wohl mit dem Meißel, aber nicht mit der Feder umzugehen. „Jeder leisten was er kann!" fügte er nach einer kurzen Pause hinzu. Da lief ich gleich nach Papier, Dinte und Feder und forderte Thorwaldsen auf, sogleich die fünf letzten Worte, die er gesprochen hatte, niederzuschreiben. Alle am Tische lachten, er lachte selber mit und — schrieb. Dieses Blatt von seiner Hand ruht nun im Grundstein der Schillerstatue auf dem alten Schloßplatz in Stuttgart.

Ich sah in Rom öfters dem genialen Thorwaldsen bei seiner Arbeit zu. Er kleidete sich dabei wie ein gemeiner Maurergeselle, ja er genirte sich nicht, in seinem mit Lehm beschmierten Arbeitskittel über die Straße zu gehen. Einmal war ich bei ihm, als er mit seinem breiten Daumen in einen nassen Lehmklumpen griff, ein paar Lehmklöße auf die aufrecht vor ihm stehende Schiefertafel warf und mit wunderbarer Schnelligkeit aus ihnen ein paar niedliche Amoretten formte. Ein andermal zeigte er mir eine Schatulle voller Orden, die er nach und nach von hohen Herrschaften bekommen hatte. Vor allen andern lag der Bajocorden, ein Bajoc d. h. eine $1\frac{1}{2}$ Kreuzer werthe römische Kupfermünze am rothen Bande, ein mehr spaßhaft als ernsthaft gemeinter Orden der römischen Künstlergesellschaft. Hätte ich diesen Orden von Kupfer nicht, sagte Thorwaldsen, so hätte ich auch keine von Gold und Brillanten bekommen. Thorwaldsen war bei allen jungen Künstlern in Rom in hohem Grade beliebt, denn er sah nicht hochmüthig wie Cornelius auf sie herunter, sondern setzte sich kameradschaftlich zu ihnen im Weinhause und stand ihnen überall mit Rath und That bei. Ein Saal seiner geräumigen Wohnung enthielt ausschließlich neue Bilder junger Künstler in Rom, die er ihnen abgekauft hatte und den vornehmen und reichen Herrschaften, die seine eigenen Werke in seinem Atelier bewundern wollten, immer zu zeigen und zu empfehlen pflegte, wodurch er vielen armen Künstlern zu Käufern und Gönnern verhalf.

Der ſchon genannte Landſchaftsmaler Reinhard war damals ſchon 75 Jahre alt, konnte aber, wie man mir ſagte, noch eine Schwalbe aus der Luft herunterſchießen und war bei den vielen Ausflügen, welche wir zuſammen und meiſt in Geſellſchaft von noch einigen wenigen andern Künſtlern in der Umgegend Roms machten, immer der erſte aus dem Bett und der letzte ins Bett. Ein liebenswürdiger Alter voll Munterkeit und echt deutſcher Derbheit. Ein Liebling König Ludwigs I. von Bayern hatte er doch gar nichts Hofmäßiges an ſich und ärgerte ſich ſehr, einen Frack anziehen zu müſſen, als er mit mir am Oſterfeſt bei Cornelius zu Tiſch geladen war. Reinhard gewann mich ſehr lieb, ſo daß er mir auch nach meiner Abreiſe noch mehrmals nach Stuttgart geſchrieben hat. Dieſe Briefe waren zuweilen mit Handzeichnungen verziert.

Ein anderer berühmter Landſchaftsmaler, der alte Koch, ſuchte mich mehrmals auf, um Nachrichten über Stuttgart zu erhalten, von wo er in ſeiner Jugend als Karlsſchüler deſertirt war. Undankbar hatte er, wie man erzählte, auf der Flucht ſeinen Zopf abgeſchnitten und ſpöttiſch dem Herzog zurückgeſchickt, der ihn doch wohlwollend in ſeine Anſtalt aufgenommen hatte. Der arme alte Koch hatte damals noch eine Frau, die ihm nicht erlaubte, länger als bis um 9 Uhr Abends in den Künſtlergeſellſchaften zu verweilen.

Mit Reinhard beſah ich auch in der Stadt Rom ſelbſt die meiſten Kirchen und Kunſtſammlungen. Die Miſchung des Antiken mit den neueren Werken der Renaiſſance mißfiel mir außerordentlich. Dem Eindruck, den die Antike auf uns machen ſoll, ſchadet nichts ſo ſehr, als wenn man dicht daneben die Arbeiten der Renaiſſancezeit ſehen muß. Am meiſten widerte mich der chriſtliche Anſtrich, die chriſtliche Affectation in den Werken dieſer Renaiſſance an, die doch urſprünglich keine andern Motive kennt, als heidniſche und weltliche. Es war mir unmöglich, in den im Renaiſſanceſtyl gebauten Kirchen, ſelbſt nicht in der großen Peterskirche, andächtig geſtimmt zu werden. Es iſt eben Palaſtſtyl und kein Kirchenſtyl. Man bewundert Größe und Pracht, aber man empfindet nirgends die Nähe des Heiligen. Auch

aus der Sculptur und Malerei iſt überall das Heilige verſchwunden, um wieder den antiken Motiven des imponirend Athletiſchen oder verführeriſch Koketten Platz zu machen. Man ſieht zornige und ſchmachtende Geſichter, wildbewegte Geſtalten, ein Durcheinander von ausgeſtreckten Armen und Beinen, nichts mehr, was einfach, ruhig und heilig ausſähe. Die heidniſche Götterwelt dringt nicht blos in Parnys ruchloſem Gedicht erobernd in den chriſtlichen Himmel ein, ſondern auch ins wirkliche weite Gebiet der chriſtlichen Kirche ſeit der Renaiſſance. Sannazar, der berühmte Dichter der gebärenden Gottesmutter, iſt in der Kirche Maria del Parto in Neapel begraben. Mitten in der Kirche ſteht ſein Denkmal, geziert mit Sculpturen, welche den Apollo und die Minerva in großen Statuen, den Neptun, Nymphen, Satyrn und Faunen in Basrelief darſtellen. Und das iſt noch ehrlich. Hier wird das Heidniſche noch als heidniſch bezeichnet, es nimmt noch nicht ſchadenfroh die chriſtliche Maske vor. Viel unheiliger ſind die rieſenhaften nackten Statuen, die in der Peterskirche ſelbſt Religion und Glauben oder chriſtliche Liebe vorſtellen ſollen, in Wirklichkeit aber nur dem Venuscultus zugehören.

Der tiefe, eigentlich teufliſche Hohn, mit welchem die italieniſchen Künſtler der Renaiſſancezeit im Kirchenbau und in der Kirchenmalerei ſelbſt das Chriſtenthum verſpottet haben, wird meiſt überſehen. Ich habe es nicht überſehen, ſondern mich öfters daran entſetzt und will hier nur einige meiner Beobachtungen mittheilen.

Man hört in Rom und lieſt in allen Kunſtgeſchichten, Michel Angelo habe eine genaue Nachahmung des alten heidniſchen Pantheon in Rom in völlig gleicher Größe als Kuppel auf die Peterskirche geſetzt, einzig in der Abſicht, um damit ſeine Meiſterſchaft in der Baukunſt und Macht und Reichthum der Kirche, deren Mittel es ihm erlaubten, an den Tag zu legen. Allein dieſen guten Glauben ließ man nur dem Pöbel. Die wahre Abſicht war eine ganz andere. Michel Angelo war eines der vorzüglichſten Werkzeuge derjenigen römiſchen Päpſte, die nicht ſowohl Statthalter Chriſti, als Verfechter des Familienintereſſes ſolcher italieniſcher Geſchlechter waren, welche

meiſt im Solde der franzöſiſchen Politik ſich auf Koſten der deutſchen Reichshoheit erbliche Souveränetäten gründen wollten. Unter Papſt Julius II. wurde die antike Statue des Laokoon gefunden und deßhalb ein ungeheures Volksfeſt in Rom gefeiert, großartiger als je ein chriſtliches Feſt gefeiert worden war, und zwar in Gegenwart und mit dem vollen Beifall des Papſtes. Die Scene hatte, wie ſchon Gaume richtig bemerkt hat, völlig den Charakter eines Triumphs des wieder erſtandenen Heidenthums über das Chriſtenthum. Was Wunder, daß Michel Angelo unter demſelben Papſte der chriſtlichen Baukunſt, Kultur und Malerei einen entſchieden antiken Charakter verlieh, aus den Propheten, Apoſteln und Heiligen heidniſche Athleten, aus den heiligen Frauen und Jungfrauen antike Göttinnen, Heroinnen und Grazien machte. Auf Julius II. folgte Leo X., der heidniſcheſte unter allen Päpſten, der Mediceer, deſſen emporſtrebende Familie es hauptſächlich geweſen iſt, von der die Politik der mittelitalieniſchen Fürſten ausging, ſich des h. Stuhles zu bemeiſtern und mittelſt des päpſtlichen Anſehens durch kluge Benutzung der Eiferſucht zwiſchen dem Kaiſer, Frankreich und Spanien ihren Familien eine große Territorialherrſchaft zu ſichern. Leo X. brachte die Renaiſſance vollends zur Blüthe und ſchändete die chriſtliche Kirche durch ſeine weltliche Habgier und Sittenloſigkeit dergeſtalt, daß die Reformation unvermeidlich wurde. Papſt Paul III., unter welchem Michel Angelo den Ausbau der großen Peterskirche übernahm, war ganz ebenſo weltlich und heidniſch geſinnt, wovon noch die berüchtigte Koloſſalſtatue der ſog. Religion an ſeinem Grabdenkmal in der Peterskirche Zeugniß giebt. Nach Plattner und Bunſen, Beſchreibung von Rom II. 190 ſoll ſie die Gerechtigkeit, nach der viel älteren Meinung (vergl. Keyßler, Reiſe I. 561) die Religion bedeuten. Als ich ſelbſt dieſe Statue in Rom ſah, nannte man ſie an Ort und Stelle ebenfalls die Religion, obgleich ſie eine Flamme und Fasces zu Attributen hat. Gleichviel, eigentlich bedeutet ſie nur die Venus, denn ſie iſt nackt und von ſo üppigen Formen, daß ſie, wie Jedermann in Rom erzählt, einmal des Nachts von einem brünſtigen Italiener geſchändet worden iſt.

Seitdem hat man ſie mit einer Draperie von Erz umkleidet. Nach Plattner ſoll ſie das Portrait einer Schwägerin Pauls III. Namens Julia, nach Keyßler das Portrait ſeiner eigenen Tochter, Clelia, ſein, die er als Cardinal erzeugt hatte. Er gehörte der Familie Farneſe an, die mit Oſtentation ſein Grabmal mit der buhleriſchen Statue ſchmücken ließ und damit den Beweis lieferte, wie tief die heidniſche Geſinnung ſchon in jenen Familien wurzelte und wie ſie ſchon alle Scham abgelegt hatten. Um nun auf die Peterskuppel zurückzukommen, ſo wird man nach ſolchen Vorgängen wohl nicht mehr zweifeln, daß Michel Angelo mit voller Zuſtimmung ſeines heidniſchen Papſtes, indem er das heidniſche Pantheon auf die in Kreuzform gebaute chriſtliche Hauptkirche wie einen Reiter aufs Roß oder wie den Sieger über den Beſiegten ſetzte, damit den großen Grundgedanken der Renaiſſance ausdrücken wollte: Das wieder auferſtandene Heidenthum ſoll über das Chriſtenthum Herr werden!

Jedermann weiß, wie viele katholiſche Kirchen, namentlich in Italien durch kokette Bilder buhleriſch ſchmachtender Madonnen, Magdalenen, Engel und Heiliger entweiht ſind, wie manche Bilder grade dadurch ihre Berühmtheit erlangt haben, z. B. das der h. Bibiena. Am deutlichſten iſt der heidniſche Gedanke in dieſen Kirchenbildern in einem der berühmteſten Bilder der h. Thereſe ausgeſprochen, auf welchem ſie in wollüſtigem Entzücken daliegt und ein ſchalkhafter Engel, der vollkommen dem Amor gleichgebildet iſt, mit einem Pfeile nach ihrem Herzen zielt.

Am geiſtreichſten zugleich und ruchloſeſten iſt jener heidniſche Grundgedanke der Renaiſſance in dem weltberühmten Bilde des Ribera ausgedrückt, auf welchem er den h. Bartolomäus dargeſtellt hat, wie derſelbe vom Henker ſchon halb geſchunden iſt. Man rühmt es als Muſter anatomiſcher Genauigkeit. Was für ein Witz aber in dieſem Bilde liegt, haben die gelehrten Kunſtkenner, obgleich ſie ſchon ſo viele Bücher vollgeſchrieben haben, doch noch nicht bemerkt. Auf jenem Bilde nämlich liegt zu Füßen des geſchundenen Apoſtels eine zerbrochene Statue des Apollo. Der Maler nahm an, der Apoſtel

habe dieſen Götzen geſtürzt und ſei zur Strafe dafür geſchunden worden. Er legt aber in das Marmorbild des heidniſchen Sonnen- und Dichtergottes den rührendſten Reiz geiſtiger und leiblicher Schönheit. Wer auf Riberas Bilde den Apoſtel in ſeiner ſcheußlichen Häßlichkeit anſieht und dann das ſchöne Marmorbild, kann den Gedanken nicht mißverſtehen.

Heute noch iſt der Vatikan, die Reſidenz des Papſtes unmittelbar neben der Peterskirche, mit heidniſchen Statuen ausgefüllt, zu denen mehr gewallfahrtet wird, als zum Grabe des Apoſtels. Wenn dieſe allerdings ſchönen, zum großen Theil aber verführeriſchen, unſittlichen Bilder etwa in einem traumhaft wieder hergeſtellten Korinth aufgeſtellt wären, ſo würden ſie dahin gehören, nicht aber in die Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit und ins Haus des Statthalters Chriſti. Geſetzt die Muhamedaner buhlten in ſolcher Weiſe mit dem heidniſchen Götzenthum der Vorzeit und der Vatikan ſtünde neben der Kaaba und aus dem ganzen Orient ſtrömten die Pilger nicht zum Grabe des Propheten, ſondern zum Belvederiſchen Apollo, zum Jupiter, zur Juno, zur Venus, zum Laokoon oder gar zum Pan, zur Paneska, zum Schwan der Leda, zum vergötterten Zwitter, zum Gotte von Lampſakus ꝛc., würden wir nicht mit vollem Recht über die grenzenloſe Entweihung des Islam unſer Erſtaunen ausdrücken? Dieſelbe Entweihung des Chriſtenthums in Rom aber findet man ganz natürlich und niemand ſtaunt darüber.

Indem ich Italien verlaſſe, will ich nur noch berichten, daß Thorwaldſen in Rom das Modell zur Schillerſtatue unter ſeinen Augen durch einen geſchickten jungen Berliner vollenden ließ. Es kam dann nach München, wo es von Stiglmayer in Erz gegoſſen wurde, und im Frühjahr 1839 nach Stuttgart, wo wir unter lebhafter Theilnahme der Bevölkerung die Enthüllung desſelben feierten. Bald darauf kam Thorwaldſen ſelbſt auf ſeiner letzten Reiſe von Rom nach Dänemark durch Stuttgart, lobte den Guß und die Aufſtellung der Statue außerordentlich und ſagte ſogar, noch keine ſeiner Statuen habe einen ſo günſtigen Platz erhalten. Man verhehlte ihm nicht,

daß ſeine Statue keineswegs allgemeinen Beifall gefunden hatte und daß man beſonders die zu gebückte Haltung tadele. Allein er gab die verſtändige Antwort: „Ich denke, dieſe Statue von Erz wird wohl 3, wohl 500 Jahre ſtehen und dann werden die Leute nicht mehr tadeln, warum ich dem Dichter keine übermüthige und herausfordernde Haltung gegeben habe. Ich glaubte den mitten in einer frivolen Zeit gleichwohl ernſt und tragiſch gebliebenen Dichter dantesk auffaſſen zu müſſen.“

Im Uebrigen trug die impoſante und volksthümliche Enthüllungsfeier des Schillerdenkmals in Stuttgart nicht wenig dazu bei, ganz Deutſchland in die Denkmalswuth zu verſetzen, an der es jetzt leidet. In allen Städten wurden demſelben Schiller Denkmäler geſetzt und bald gab es auch unter den wenig bedeutenden Poeten und Gelehrten der Zopfzeit keinen mehr, dem man nicht ein Denkmal geſetzt hätte oder wenigſtens zu ſetzen vorſchlug. Ja man konnte kaum erwarten, bis von den berühmten Männern der Gegenwart wieder einer ſtarb, um, bevor er noch erkaltet war, ſchon Beiträge für ſein Denkmal zu ſammeln.

Ich gehe zur edlen Schauſpielkunſt über, welche mich ſchon in früheſter Jugend in meiner Vaterſtadt intereſſirt und deren meiſterhafte Leiſtungen ich in Breslau kennen zu lernen das Glück hatte, in der kurzen Periode, in der die erſten Schauſpieler Deutſchlands, die ſich ſpäter nach Wien und Berlin vertheilten, dort noch vereinigt waren. Ich habe ihrer ſchon gedacht.

Als ich nach Stuttgart kam, wollte das Glück, daß ich auch hier ein vortreffliches Schauſpiel und eine ebenſo ausgezeichnete Oper fand. Im Schauſpiel machte Maurer recht brav die Helden und kam ſpäter der höchſt talentvolle Seydelmann im Rollenfach des Louis Devrient dieſem ſehr nahe, erreichte ihn nicht im genial Phantaſtiſchen, übertraf ihn aber im Natürlichen. Er war aus Glatz gebürtig, alſo mein ſpecieller Landsmann. Wir wurden bald befreundet und blieben es bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin. Er hegte das größte

Vertrauen zu mir, frug mich um Rath in Bezug auf ſein Spiel, nahm ohne Eitelkeit auch Tadel hin und beſſerte das nächſtemal. Ich mußte ihm die Rollen aufzeichnen, in denen er mir am beſten gefallen hatte, und dieſe wählte er regelmäßig für ſeine jährlichen Kunſtreiſen aus, um ſie auf andern Theatern zu ſpielen. Unermüdet, ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen und inſofern von einem edlen Feuer glühend, wurde er leicht hypochondriſch, wenn der Neid böſe Intriguen gegen ihn ſpielte, und dann kam er immer zu mir, klagte mir ſeine Noth und ließ ſich von mir wieder aufrichten. Den ſchändlichſten Undank an ihm beging der Literaturjude Auguſt Lewald, der mit ſeiner Frau ganz abgeriſſen nach Stuttgart gekommen und einen ganzen Winter lang in Seydelmanns Hauſe gaſtlich aufgenommen und unterſtützt worden war, ihn hinterdrein aber in einer Flugſchrift aufs hämiſcheſte anfeindete und verhöhnte, um einer ehrloſen Maitreſſenpartei zu dienen, die den edlen Seydelmann vom Stuttgarter Hoftheater wegdrängen wollte und durch deren Gunſt Lewald emporzukommen hoffte. Wenn Seydelmann verreiſt war, unterhielt er mit mir einen Briefwechſel, und wenn er in Stuttgart ſelbſt nicht Zeit hatte zu mir zu kommen, ſchrieb er mir ebenfalls, ſo daß noch ein ganzer Stoß Briefe von ihm vor mir liegt.

Das Stuttgarter Theater genoß einen ſehr guten Ruf und ſah häufig die ausgezeichnetſten Gäſte. So gab im Jahr 1830 der berühmte Eßlair Gaſtrollen bei uns, damals immer noch ein großer und ſchöner Mann in voller Elaſticität des Geiſtes und Körpers. Am meiſten riß er mich hin durch ſein wundervolles Spiel als König Lear. Wurm, obgleich ziemlich berühmt, ſagte mir doch weniger zu, am wenigſten die alte Schröder, der ein ungeheurer Ruf vorausging. Als ſie in einer heroiſchen Rolle mit raſender Geberde ſchrie, ſie wolle einen Drachen umarmen, ſagte ich zu dem neben mir ſitzenden Tieck: Mir wäre nur um den Drachen bange. Eine widrigere Schreierin war mir niemals vorgekommen, und Tieck verſicherte mich, ſie habe ſchon vor dreißig Jahren ganz ebenſo geheult, und doch habe das Publikum ſie bewundert und grade durch ſie ſei erſt die vorher

unbekannte Theaterheulerei aufgekommen, indem auch jüngere Schauspielerinnen in diesem hohlen Pathos ihr nachgeeifert hätten.

Die Stuttgarter Oper war aufs trefflichste geleitet von Lindpaintner. Das Orchester war tadellos, auch Sänger und Sängerinnen von vorzüglicher Güte. Häser, obgleich schon alt, ersetzte doch durch sein Spiel, was ihm an Stimme zu fehlen anfing. Hambuch besaß eine Tenorstimme wie Nachtigall und Glockenklang, so voll und süß, wie ich sie nie wieder gehört habe, denn der damals weit berühmtere Wild, den ich in Wien hörte, hatte einen viel breiteren und bretternen Ton, und bei andern ging der Ton mehr ins Schneidende oder Spitze. Dieser liebenswürdige Sänger starb frühe an Gemüthskrankheit, weil die jungen Offiziere im Parterre, ohne es böse zu meinen, ihn wegen seiner kurzen und dicken Figur etwas zu bespötteln pflegten. Unter den Sängerinnen glänzten eine Fischer, Haus, v. Knoll und Canci. Auch fremde Gäste ließen sich hören, so im Jahr 1826 die große Catalani, deren Brust sich zu der einer Malibran verhielt, wie die Brust einer Löwin zu der einer Nachtigall. Eine so gewaltige Menschenstimme habe ich nie wieder vernommen. Sie übertäubte das ganze volle Orchester, so daß man kein einziges der tobenden Instrumente, sondern nur ihren Ton allein hörte. Als sie zum erstenmal den Ton anschwellen ließ, glaubte ich, die Decke müsse zusammenbrechen. Im Jahre 1829 hörte ich Paganini, den bleichen magern Italiener im schwarzen Frack, der mich auf das lebhafteste an Zaneboni erinnerte, den er aber allerdings an Piquanterie noch übertraf, denn Tod und Teufel schienen ihm abwechselnd den Fidelbogen zu führen. — Unter den fremden Damen, die auf dem Stuttgarter Theater gastirten, interessirten mich am meisten Madame Neumann, die liebliche Blondine von Karlsruhe, Fräulein Schechner, die stolze Brünette von München, die nachher mein Vetter Waagen heirathete, und Fräulein Agnes Schebest, die fromme Katholikin, die den unglücklichen Gedanken hatte, den christusfeindlichen Dr. Strauß zu heirathen, von dem sie bald geschieden wurde. Ich habe diese brave Frau, die in Stuttgart blieb und allgemein geachtet wurde, gern ge-

habt, zuweilen beſucht und ihr, wo ich konnte, einen Freundſchafts-dienſt geleiſtet.

Eine Zeitlang beſaß Stuttgart auch ein ganz ausgezeichnetes Ballet. Der König nahm den Italiener Taglioni als Balletmeiſter an, deſſen Tochter damals noch jung war, aber ſchon ſo meiſterhaft tanzte, daß ihr von Stuttgart aus der glänzendſte Ruf voranging und ſie wenige Jahre ſpäter die erſte Tänzerin Europas wurde. Für eine einzige Saiſon in Paris erhielt ſie 200,000 Franken. Groß und ſchlank tanzte ſie mit antiker Ruhe und hielt ſich von dem Fehler des krampfhaften Zappelns und Telegraphirens mit Armen und Beinen ſo weit frei, als es irgend der moderne Tanz erlaubte. Die leidige Mode hatte damals das Ballet Jocko aufgebracht, in welchem der Grotesktänzer Stiasni die Hauptrolle als Affe ſpielte. Sehr geſchickt und natürlich, denn er ſprang nicht nur von Baum zu Baum über das ganze Theater weg, ſondern hatte auch die Naivetät, ſich vor Ihren Majeſtäten zu lauſen. Mit ſolchen Scenen entweihte man die Bühne. Weit feiner und anſtändiger behandelte nach Taglionis Ab-gang der Balletmeiſter Horſchelt aus München das Ballet, nämlich ganz in der romantiſchen Art und mit dem harmloſen Humor, wie Raimund das Luſtſpiel auf dem Leopoldſtädter Theater. Er war in Köln geboren und in Wien ausgebildet und gehörte zu den berühm-teſten Männern ſeines Fachs, ſo daß er ſelbſt in Italien Aufſehen erregte und ſeine Aufführungen in Mailand großen Beifall ernteten. Zugleich beſaß er eine außerordentliche Gutmüthigkeit und einen un-verwüſtlichen Humor, ſo daß ich bald mit ihm befreundet wurde und auch mit ihm die Reiſe nach Italien machte.

Unter den beſſern Schauſpielern des Stuttgarter Hoftheaters in jener frühern Glanzperiode nahm Pezold eine ausgezeichnete Stelle ein, indem er den ſchwäbiſchen Volkshumor unübertrefflich wiedergab, in welcher ſchwäbiſchen Naturwüchſigkeit ihm das ſog. Ritterle, nach-herige Madame Schmid aufs anmuthigſte zur Seite ſtand. Die größten Hoffnungen erweckte ein Fräulein Peche, die mit großer Schön-heit ein feines und feuriges Spiel vereinigte. Seydelmann, den ich

dabei unterſtützte, alle beſſern Schauſpieler und das Publikum hätten ſie gar zu gern der Stuttgarter Bühne erhalten, aber das Fräulein Stubenrauch hatte damals ſchon ſo viel Gewalt über den König erlangt, daß ſie keine ſchöne Schauſpielerin oder Sängerin neben ſich duldete. Intriganten verdrängten nun auch den edlen Seydelmann und mit ihm noch einige ihm befreundete beſſere Schauſpieler. Seydelmann nahm einen ehrenvollen Ruf nach Berlin an, ſchied von mir mit ſchmerzlicher Rührung im Jahre 1838 und iſt wenige Jahre nachher geſtorben.

Die Stubenrauch war eine ſchöne Perſon, groß und üppig, junoniſch, gebieteriſch mit großen brennend ſchwarzen Augen, aber ſie ſprach mit einem hohlen Pathos, wie die alte Schröder, nur viel langſamer und bedächtiger. Von ihrem frühern Rufe will ich nicht reden, obgleich ich ihn gut kannte. Genug, ſie hat mir das Stuttgarter Hoftheater auf dreißig Jahre hinaus verleidet. Sobald ihr allein und dem Herrn von Gall das Theaterregiment in Stuttgart anvertraut wurde, gab ich mein Abonnement auf. Die Oper wurde dem Juden Lewald unterſtellt und auch der edle Lindpaintner weggebiſſen. Dabei nahm man die Miene an, als ſei die Stuttgarter Hofbühne immer noch eine der beſten und der eitle und pedantiſche Grunert ein großer Mime.

Ein ſehr origineller Theaterdichter war Herr von Auffenberg, Intendant des Karlsruher Theaters. Auf einer Reiſe in Spanien hatten ihn Räuber überfallen und ſchwer verwundet. Doch war er in ein Nonnenkloſter gebracht und dort gepflegt und geheilt worden. Er ſchrieb mir öfter und ſchickte mir ſeine Trauerſpiele zu. Das längſte derſelben war die vierbändige Alhambra. Darin kam ein einzelner Monolog von mehr als hundert Druckſeiten vor. Man ſagte, er kleide ſich, wenn er dichte, in das Coſtüm der Perſon, die er gerade reden laſſe, und dehne dann die Reden etwas länger aus, um nicht ſo oft das Coſtüm wechſeln zu müſſen. Es fehlte ihm gar nicht an poetiſchem Feuer und am Schwunge Schilleriſcher Jamben, aber er machte alles zu weitläufig. Auf einer Reiſe nach Baden aß ich unterwegs in

Karlsruhe bei meinem alten Heidelberger Freunde Mone, der die Direction des Archivs in der Hauptstadt erhalten hatte. Auffenberg erfuhr, daß ich da sei, und wartete mit einigen Freunden auf mich im Gasthof. Weil ich aber nicht kam, fingen die Herrn aus Langweile den Champagner, mit dem sie mich bewillkommnen wollten, allein zu trinken an, und als ich endlich eilig anlangte und nur noch drei Minuten Zeit hatte, um in den Postwagen zu steigen, umringten sie mich mit vollen Gläsern, und dem Moment unserer feierlichen Begrüßung folgte sogleich der des Abschieds, nachdem ich noch geschwind ein Glas auf das Wohl der Herrn geleert hatte.

Auffenberg war früher badischer Dragoneroffizier gewesen, und man erzählte von ihm, sein Oberst habe ihm einmal befohlen, einen lichten Punkt in der Ferne festzuhalten und seine Schwadron dahin zu führen. Auffenberg wählte sich nun eine schneeweiße Kuh aus und dirigirte die Schwadron dahin, weil aber die Kuhherde nicht stehen blieb, sondern vor den Reitern davonsprang, ritt er der weißen Kuh die Kreuz und Quere mit der ganzen Schwadron nach. — Auffenberg starb unvermählt und kinderlos und hinterließ sein Vermögen dem Kloster in Spanien, dessen Nonnen ihm einst das Leben gerettet hatten.

Auch mit dem spätern Karlsruher Theaterdirektor, dem berühmten Eduard Devrient, kam ich in eine freundschaftliche Berührung, obgleich ich nicht im Stande war, seinen Enthusiasmus zu theilen. Es ist wohl richtig, daß die tragische Muse, ja auch die des bürgerlichen Schauspiels edle Gesinnungen und Moral im Volke befördern können, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß es geschehen wird in einer Zeit, in welcher die meisten Theater unter dem Einfluß von Maitressen oder von der französischen Mode und von Judenkoterien stehen. Ohne das edle Bestreben Devrients im geringsten mißkennen zu wollen, muß ich doch gestehen, daß mir die maurerische Würde oder gar der priesterliche Ernst an Schauspielern niemals hat zusagen wollen, so wenig als die Amtswürde, in der sie sich als königliche Hofschauspieler zu spreizen pflegen. Das ist oft nur der schlechte Ersatz für ein schlechtes Spiel. Den früheren Schauspielern stand ihre

geniale Lüderlichkeit weit beſſer an und ſie ſpielten auch beſſer. Sodann fand ich, daß der Seelenadel, womit unſere tragiſchen Dichter in ihren tauſenderlei Nachahmungen Schillers in wohlgeſetzten Jamben prahlen, etwas Conventionelles iſt, das Herz nicht ergreift und um ſo mehr langweilt, je mehr Dichter und Schauſpieler im deklamatoriſchen Pathos in den ſog. ſchönen Stellen wetteifern. Man wird nicht erſchüttert, man wird nicht gerührt. Was urſprünglich Blitz des Genius war, ſchlagen jetzt Hunderte, ja Tauſende handwerksmäßig über den Leiſten.

In Wien lernte ich Deinhardſtein kennen, der als Günſtling Metternichs eine Rolle ſpielte und ſehr eingenommen von ſich ſelbſt war. Ohne irgend eine originelle poetiſche Begabung, ein Epigone der mittelmäßigſten Gattung, ſchneiderte er Jambentragödien zu und wählte zu den Helden derſelben nicht wirkliche Helden, ſondern Dichter und Künſtler. Dieſe eitle Selbſtbeſpiegelung der Poeten beurkundete ſo recht die damalige Entmannung der Poeſie. Die Literatur fing an von Künſtlerdramen und Künſtlernovellen zu wimmeln, und dieſe ſchlechte Manier, die eigentlich von des eitlen Goethe eitlem Taſſo ausgegangen iſt, genoß beim Publikum, deſſen Geſchmack ſchon ganz verdorben war, wirklich einige Gunſt. Deinhardſtein ſchrieb für die Bühne unter andern auch einen Hans Sachs, eine hochgeſchraubte und doch geiſtloſe Lobhudelei des ehrlichen Nürnberger Poeten, und ſprach beſtändig davon, aber nicht von „Hans Sachs" oder „meinem Sachs", ſondern immer nur von „Sachs", als ob alle Welt ſchon wiſſen müſſe, was unter „Sachs" zu verſtehen ſei, etwa wie unter der Ilias.

Die meiſten Epigonen der Tragödie warfen ſich ins hiſtoriſche Fach und überſchwemmten theils die Bühne, theils, weil die meiſten Stücke gar nicht zur Aufführung kamen, den Büchermarkt mit hunderten von langweiligen und geiſtloſen Jambentragödien mit affectirtem Schillerſchen Pathos.

Ich ſprach mich darüber ſchon in meiner 1832 erſchienenen Reiſe nach Oeſterreich S. 271 f. aus, verſprach damals ſchon der vornehmen Jambentragödie der Hoftheater eine ſchlechte Zukunft und

erwartete die Erfriſchung und Verjüngung des deutſchen Schauſpiels nur von unten, nicht mehr von oben her, nämlich aus der tiefen Wurzel des wirklichen und natürlichen Volkslebens, nicht mehr vom hinwelkenden Wipfel der vornehmen Tragödie. Ich konnte natürlich eine ſolche Verjüngung nur in der Art hoffen, wie ich es in jener Reiſeſchilderung bezeichnete. Ich empfahl nämlich S. 275 einen „Uebergang aus den ſ. g. bürgerlichen Schau- und Luſtſpielen in die Sittengemälde der porte de St. Martin, die bei vielfacher Unvollkommenheit oder dermaliger Uebertreibung doch der Anlage nach weit zeitgemäßer und einer freien Nation angemeſſener ſind, als die bisher üblichen Theaterſtücke. Ich finde in jenen franzöſiſchen Sitten- und Charaktergemälden aus der wirklichen Welt weit mehr poetiſche Anlage und einen weit tiefern Zuſammenhang mit der Zeit und mit dem menſchlichen Weſen überhaupt, als in den vornehmen Stücken der Gegenwart. Ich fügte hinzu, dieſe Manier für die Bühne zu dichten, ſei zwar nur eine Genremalerei, allein es komme nur darauf an, das Genre zu veredeln, das ſei auch in der Malerei einem abgedroſchenen, conventionellen, affectirten ſ. g. höhern hiſtoriſchen Style vorzuziehen. Was ich damals wünſchte, iſt einigermaßen, doch nur ſehr unvollkommen in Erfüllung gegangen. Im Verlauf der Jahrzehnte ſind eine Menge ſ. g. Volkstheater in Deutſchland entſtanden und hat man auf denſelben auch viele eigentliche Volksſtücke oder Charakterbilder aus dem Volksleben aufführen ſehen; allein ſie waren theils bloße Nachahmungen franzöſiſcher Stücke, theils ſpiegelten ſie zu ſehr nur das Volksleben der größern Hauptſtädte Wien und Berlin ab und ließen das Poſſenhafte und Gemeine vor dem Edlen und Gemüthreichen viel zu ſehr vorwalten.

III. Wachsende Corruption der schönen Literatur und mein Kampf dagegen.

Noch waren nicht zwanzig Jahre seit den großen Kriegen verflossen, als von der frommen Begeisterung, von der sittlichen Erhebung, vom patriotischen Stolze jener herrlichen Zeit der größten Opfer und der größten Siege keine Rede mehr war und im Gegentheil der öffentliche Geist in Deutschland, wie er sich in der Presse kund gab, allem ernst Religiösen, allem sittlich Reinen und allem ehrlich Vaterländischen den Krieg erklärte. Seitdem die Pentarchie auf den europäischen Congressen und die deutsche Oligarchie durch die Karlsbader Beschlüsse den deutschen Patriotismus zum Criminalverbrechen gemacht und das christlich-deutsche Programm in Acht und Bann gethan hatte, bewiesen die Gebildeten, die allein die Presse und Schule beherrschten, aufs neue, wie vor den großen Kriegen, daß ihnen der sittliche Nerv fehlte. Sie huldigten den äußern Machtgeboten, unterwarfen sich dem Stärkern, drehten den Mantel nach dem Winde. Weil man aber etwas Besseres gekannt und aufgegeben hatte, war der Servilismus nicht mehr unbefangen und unschuldig, und viele von denen, die sich ihm um des äußern Vortheils willen ergaben, um unter hoher Gunst Carriere zu machen, Presse und Schule zu beherrschen und in Ruhm zu strahlen, schämten sich doch ihrer Feigheit und wollten es mit der Opposition nicht verderben, sie gaben also ihrem politischen Servilismus einen Zusatz von philosophischem Freisinn, von muthvoller Bekämpfung der Hierarchie und von genialer Emancipation des Geistes von den mit Spott und Verachtung behandelten religiösen und sittlichen Forderungen. Aber auch die meisten Männer der eigentlichen Opposition, denen die Metternichsche Wirthschaft und das Polizeisystem des Bundes tief verhaßt waren, griffen nicht direct die herrschende Gewalt an, was zu gefährlich gewesen wäre, sondern thaten es indirect, indem sie zunächst die gött-

liche Autorität angriffen, um dadurch auch die Autorität der irdischen Fürsten zu untergraben. Erst sollte der Altar gestürzt werden und in seinem Falle den Thron mit niederreißen. Ebenso arbeitete man darauf hin, die sittlichen Bande zu lösen und dadurch anarchische Gelüste aufzureizen.

In Preußen, welches in den Befreiungskriegen das meiste Blut vergossen und den größten Ruhm errungen hatte, entsagte man der nationalen Aufgabe und ließ sich von Petersburg und Wien aus bevormunden. Preußen entsagte auch dem religiösen Aufschwung, es verfolgte die frommen Lutheraner in Schlesien, wie den katholischen Erzbischof am Rhein und ließ die Philosophie Hegels über alle Universitäten und Schulen ausbreiten, eine widerchristliche Philosophie, die den Menschen allein noch als Gott gelten ließ. Was Hegel noch verschleierte, sagte Strauß ganz offen, und laut ging durch die Welt der Ruf: Die Evangelien sind Mythen, das Christenthum ist ein Wahn, sein Standpunkt überwunden!

In Oesterreich, dem Sitz des deutschen Kaiserthums, welches die Tradition bewahrte, daß der Kaiser Schirmherr der Kirche sein solle, hätte man wohlgethan, das christlich deutsche Programm, welches Preußen aufgab, zu dem seinigen zu machen. Aber auch hier geschah das Gegentheil. Man ließ die Kirche nur äußerlich stehen, entleerte sie aber alles Geistes und pflegte den seichtesten Josephinismus. Dazu verkaufte man sich an die Juden. Aus Furcht vor dem deutschen Patriotismus aber setzte Metternich in Oesterreich das deutsche Element hintan und begünstigte nur Böhmen, Ungarn und Italiener. In den Dichtungen der Wiener wurden die Magyarenritter und Hirten der Pußta die Lieblingsfiguren, und die in Wien zahllos wie Lerchen aufschwirrenden Sänger des künftigen Völkerfrühlings gaben nur in vielstimmigem Echo die Seufzer der von Deutschen unterdrückten Völker in den Liedern von Leopardi und Mickiewicz wieder.

Zugleich ließen sich die Juden Heine und Börne in Paris nieder, um von dort aus sicherem Versteck auf die Deutschen, auf die

Nation als ſolche überhaupt und auf die patriotiſche Begeiſterung der Befreiungskriege insbeſondere Spott und Hohn auszuſchütten und ſchadenfroh nicht etwa blos über die damaligen Mißregierungen in Deutſchland, ſondern auch über die edelſten Männer zu ſpotten, die unter ſo bedauernswürdigem Druck noch eine treue deutſche Geſinnung bewahrten. Heine war am ſchamloſeſten. Börne befleißigte ſich mehr des Anſtandes, aber er gab ſich, ſobald er ſich in Paris ſicher vor der deutſchen Polizei wußte, der ganzen Verbiſſenheit eines Shylock hin. Da ich ihn früher von einer beſſern Seite gekannt hatte, warf ich ihm vor, daß er, der immer für einen guten Deutſchen gelten wollte, die Deutſchen verhöhne und lächerlich mache und ſich dafür vom franzöſiſchen Publikum noch bezahlen laſſe. Er antwortete in einer Flugſchrift, die zugleich franzöſiſch und deutſch erſchien und worin er mich einen Gallophague oder Franzoſenfreſſer nannte, als hätte das, was ich ihm vorwarf, den Franzoſen gegolten. Ich hatte im Gegentheil geſagt, wenn ein Franzoſe in Deutſchland die Franzoſen verhöhnen wollte, ſo würde das in ganz Frankreich als eine ehrloſe Handlung angeſehen werden. Ich hatte alſo der Ehrenhaftigkeit des franzöſiſchen Charakters meine volle Achtung bezeugt, wie ich denn überhaupt als Geſchichtſchreiber die ritterlichen Eigenſchaften und den praktiſchen Takt der Franzoſen ſtets ohne alles Vorurtheil reſpektirt habe. Der Jude ſpekulirte aber auf die Dummheit des Publikums, und ſo gab es denn Leute genug, die wirklich meinten, ich hätte einmal das Maul aufgeſperrt, um alle Franzoſen zu freſſen. Heine antwortete noch viel gemeiner, indem er mich in einer Flugſchrift einen Denuncianten nannte, als hätte ich ihn etwa vor der deutſchen Bundespolizei angeklagt, da ich doch nur der deutſchen Nation zu Gemüthe geführt hatte wie ſehr ſie ſich herabwürdige, indem ſie dem Juden, der ſie verhöhne, noch Huldigungen darbringe.

Heine hatte unter andern eine neue Parole ausgeworfen „Emancipation des Fleiſches.“ Er durfte ſo frech ſein, weil ihm der Unglaube auf den deutſchen Univerſitäten vorgearbeitet hatte; die allgemein verbreitete Philoſophie Hegels leugnete einen Gott außer

uns, ſtellte feſt, es gebe kein höheres Weſen als den Menſchen, kein chriſtliches Sittengeſetz mehr, kein Gebot Gottes, ſondern, indem er Gott ſelbſt ſei, ſei er auch über den Gegenſatz von gut und böſe erhaben. Auch unſere claſſiſchen Dichter hatten ſchon im vorigen Jahrhundert angefangen, den Ehebruch zu entſchuldigen. Wieland hatte die ganze Frivolität des franzöſiſchen Hofes und Adels nach Deutſchland verpflanzt, Goethe in ſeinen Wahlverwandtſchaften einen förmlichen Codex des Ehebruchs geſchrieben, und ſogar die Romantiker hatten vergeſſen, daß Treue und Keuſchheit von jeher die Seele unſerer volksthümlichen Poeſie geweſen waren.

Es fehlte mithin nicht an Autoritäten für die Gottloſigkeit und Sittenloſigkeit. Und es war ziemlich natürlich, daß der charakterloſe Theil der jüngern Generation ſich dadurch verführen ließ. Dazu kam die tödtliche Langeweile der Reſtaurationsperiode. Das Alltägliche war unerträglich, das Heilige und Hohe verboten und geächtet, warum hätte ſich nicht mancher mit Luſt dem Teufel ergeben ſollen? Ehe die Geiſter ſich ſchieden, herrſchte ganz der nämliche Ekel an der Gegenwart bei der pflichtvergeſſenen, perſönliche Freiheit um jeden Preis anſtrebenden deſtructiven, wie bei der chriſtlich deutſchen Partei. Sonſt wäre es nicht möglich geweſen, daß Görres Aufſätze für Börnes „Waage" geſchrieben und daß ſowohl Börne als Heine eine Zeitlang freundlich mit mir correſpondirt hätten.

Heine ſchrieb mir am 16. Juli 1828: „Eine größere Beleidigung iſt es, wenn man von einem bedeutenden Geiſte nur ein Stückchen auffaßt. Dies ließ ich mir gegen Sie zu ſchulden kommen. Ich habe in der Recenſion der Menzel'ſchen Literatur nur Formelles beſprochen. Von ihrem poſitiven Weſen, von der eigentlichen Innerlichkeit des Autors, z. B. von ſeiner Feindſchaft gegen die Zeit war nicht die Rede. Dieſen Theil der Recenſion werde ich nachliefern und Sie werden eine beſſere Meinung von meinem Verſtändniß Ihrer Werke bekommen. In Berlin hat man meine Anſichten über Goethe am feinſten verſtanden und Zeter geſchrieen. Niederträchtig ſind die Ausfälle auf Sie im Berliner Converſationsblatt. Sie ſind von F. F.

Dieſer F. iſt ein jämmerlicher Patron und ſpielt den Vertheidiger Goethes. Es iſt ein triſter Anblick, wenn der Eſel ſich ſpaniſchen Pfeffer in den Steiß ſteckt, um in Exſtaſe zu gerathen, und deſto beſſer den wüthenden Champion des Löwen machen zu können."

Ich konnte aber von der Freundſchaft Heines nicht länger Gebrauch machen, da auch er gegen alles Chriſtliche und Deutſche zu ſpotten anfing und die Emancipation des Fleiſches predigte. Börne blieb mir noch treu, ſchrieb mir am 12. November 1835 aus Paris: „Ich theile ganz Ihren Abſcheu vor den ſittenloſen und glaubenſchänderiſchen Schriften, glaube aber, wenn Gutzkow und Wienbarg den Deutſchen Voltaires Excremente auftiſchen wollen, werden ſie nicht viel Gäſte bekommen." Börne ſchickte mir damals für das Literaturblatt eine feine Recenſion zu, in der er Bettinas eitles und verlogenes Buch über Goethe geißelte. Ich habe bedauert, daß ich ſpäter doch noch genöthigt wurde, mich auch gegen Börne zu erklären.

Ich weiß nicht mehr, wer den Namen des „jungen Deutſchland" zuerſt aufbrachte, gewiß aber iſt, daß er ausſchließlich von den Fleiſchesemancipatoren in Anſpruch genommen wurde, von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Theodor Mundt ꝛc. Karl Gutzkow, ein Berliner Student von kleiner Figur, ſchien anfangs aufs wärmſte und bis zur Uebertreibung für mich zu ſchwärmen, von einem edlen Zorn gegen alles Schlechte und von Begeiſterung für dieſelben Ideale erfüllt zu ſein, die ich feſthielt. Das erſte, was er drucken ließ, war ein unbedingtes Anklammern an mich, ein Schwören auf mich, gleichſam ein feierlicher Eid der Treue vor der ganzen Welt abgelegt. Als er aber nach Stuttgart gekommen war, ſah ich mich durch ſeinen förmlichen Abfall zur unſittlichen Partei und namentlich durch ſeinen Roman Wally, worin er von Chriſto als von einem Judenjungen ſprach, genöthigt, den Verkehr mit ihm abzubrechen und mich auch öffentlich von ihm loszuſagen, behandelte ihn, wie er es verdiente, und entlud ein ſtarkes Gewitter über dem Sumpf des ganzen ſog. jungen Deutſchland.

Bei der ſchrecklichen Menge von deutſchen Literaten, die es damals ſchon gab, hatte mich kaum ein Inſektenſchwarm verlaſſen, als

mir schon wieder ein anderer zuflog. Jeder, dem ich zu einem Verleger helfen sollte oder der wenigstens eine günstige Anzeige seiner Erstlingsschriften von mir erwartete, lobte und pries mich als den Retter deutscher Sittlichkeit. Viele glaubten, ich müsse ihnen dafür dankbar sein, und ich hatte einige Mühe, diese improvisirten Tugendhelden, wie jenes frühere Lastervolk, auf die Seite zu werfen. Welche Schwankungen vorkamen, wie die jungen Lichter sich vom Winde bald rechts, bald links hinziehen ließen, mag ein Brief des armen Duller darthun. Dieser junge Oesterreicher war der Metternichschen Censur entflohen, hatte sich für die Wittelsbacher begeistert, um etwa wie Hormayr sein Glück in Bayern zu machen, was ihm nicht gelang, und war dann an den Rhein gekommen und von den „Vorgerückten" beschmeichelt worden, um ihn zu verführen, wie sie später den armen Freiligrath verführten. Ehe dies geschah, schrieb er mir am letzten Tage des Jahres 1834: „Wie wohl und warm wurde mir durch Ihre Erinnerung ums Herz. Nehmen Sie auch dafür meinen Dank, daß Sie mir einst Halt! zuriefen, als ich, von innern und äußern Verhältnissen fast zerschmettert, mich an den Schweif des toll gewordenen Pferdes hing und fortschleifen ließ, statt (wie ichs, durch Ihren Anruf aufgerüttelt, seither gethan) es an der Mähne zu packen, und zu bändigen." Wie schwach war dieser Mensch! Zehn Jahre später war er dem wilden Roß schon wieder an den Schwanz gebunden und schwang laut schreiend sein Fähnchen mit im Narrenzuge des Johannes Ronge.

Ein anderes Beispiel war Kottencamp, der die vielen gegen mich gerichteten Schmähschriften des jungen Deutschland mit einem „Anti Menzel" vermehren zu müssen glaubte. Wie ich erfahren habe, soll ihn mein Stuttgarter Freund Gfrörer, der damals mit Strauß um die Palme rang und von dem ich später mehr erzählen werde, dabei inspirirt haben. Ich habe auf beider Häupter feurige Kohlen gesammelt. Ich mußte sie beide für unzurechnungsfähig halten; eine klägliche ökonomische Lage entschuldigt bei schwachen Seelen viel. Kottencamp war, als er nach Stuttgart kam, Gfrörers Hausgenosse. Er

heirathete nach kurzer Zeit meinen Liebling, die ſchöne Ottilie, Tochter meines alten Freundes Schott. Allein es ging ihm fortwährend ſchlecht. Gfrörer ſelbſt wußte kaum, wie er mit ſeiner zahlreichen Familie ſein Auskommen finden ſollte. Kottencamp war ſehr fleißig, beſaß aber kein productives Talent. Ich grollte ihm nicht im Geringſten, weil ich in ihm nur das mitleidswerthe Werkzeug Anderer ſah und auch wegen der guten Ottilie. Er ergriff dann auch die Gelegenheit, ſich mir zu nähern, und friſtete ſich kümmerlich mit Ueberſetzungen und Bearbeitungen, bis ihn Cotta nach Augsburg nahm, wo er bei der Redaction der Allgemeinen Zeitung den Nachtdienſt übernehmen mußte, dem ſeine ſchwache Geſundheit unterlag. Er brachte zu ſeiner Erholung einige Zeit im Sommer in Untertürkheim am Neckar zu, wohin ich auch oft kam, und noch kurz vor ſeinem Tode bezeugte er mir in einer rührenden Weiſe ſeinen Dank für mein Wohlwollen.

Unter den zahlloſen Gedichten, Dankvotirungen und Huldigungen aller Art, die mir wegen meiner derben Abfertigung der Jungdeutſchen dargebracht wurden, hebe ich nur ein Gedicht von Wilhelm Angelſtern aus, weil es den Nagel auf den Kopf traf. Alle jene Jungdeutſchen nämlich, die ſo entſetzlich mit ihrem Fleiſche renommirten, hatten nichts dem Herakles Vergleichbares, ſondern konnten höchſtens mit jenen priapiſchen Pygmäen verglichen werden, die man auf antiken Basreliefs oder Vaſen findet. Daß ſich die heilige Poeſie ſolchem Volke nicht preisgab, ſpricht nun das Gedicht in würdigen Strophen aus.

Die Poeſie, ein Rieſenweib,
Kam wieder zu uns auf Erden,
Gekleidet in einen menſchlichen Leib,
Litt Kummer und viel Beſchwerden;
Dachte: „wer ſoll in dieſem Land,
Wo ich nur Krüppel und Blinde fand,
Unter all dieſen Hammelheerden
Endlich mein Gatte werden“? —

Und es war freilich ein groß Geſchlecht,
Das ſich in die Schöne vergaffte,
Und als ihr ganz gehorſamer Knecht,
Gar viel Salpeter verpaffte.
Sie ſah mit verächtlichen Augen an
Dies Lumpengeſindel: „Wo iſt ein Mann,
Von den Göttern ſelber gezeichnet,
Für meine Umarmung geeignet?“

Und Viele kamen von fern und nah,
Und reichten ihr kaum an die Hüfte:
Und als ſie die Knirpſe, die kecken erſah,
Warf ſie ſelbe wie Spreu in die Lüfte.
Da ſchwebten ſie hin, da ſchwebten ſie her,
Und ſanken ins weite Waſſermeer,
Und plätſcherten ganz nach Sinnen
Im Elemente drinnen.

. . . .

Und Jene die Göttliche wandelt fern,
Und fragt in ihren Gedanken:
„Wen heb' ich auf zu meinem Stern
Aus dieſen niedern Schranken?
Wen reiß' ich empor aus Kampf und Schmerz? —
Einen Mann will ich, an Kopf und Herz
Geſund und ſonder Fehle,
Ihm reich' ich meine Seele.

Und keuſch und heilig muß er ſein;
Dann füll ich mit Liedern ſeinen Mund,
Daß er Andrer Herzen mache geſund,
Und ſchon durch ſeine Berührung rein;
Und durch das irdiſche Wogengebraus
Schalle die Stimme gewaltig heraus:
Bis zum Leibe in Ungewittern,
Darf dennoch ſein Haupt nicht erzittern.“

Eines Falles muß ich hier ausführlich erwähnen, weil er zu den ſeltenſten gehört und einem deutſchen Buchhändler in einer Zeit, in welcher der Buchhandel nur aus den gemeinſten Motiven getrieben wurde, große Ehre macht. Im Jahre 1840 wurden mir von der

Anton'ſchen Buchhandlung in Halle a. d. Saale zwei Romane zugeſchickt „Söhne der Zeit" und „Töchter der Zeit" deren Verfaſſer ſich auf dem Titel Wilhelm Elias nannte. Ich recenſirte dieſe beiden Bücher in meinem Literaturblatt von 1840 Nr. 31 wie folgt: „Der Verfaſſer ſchildert zuerſt zwei Jünglinge, die das Fleiſch emancipiren wollen und ſich dabei wie welthiſtoriſche Helden geriren, von denen die ungeheuerſte Reformation ausgehen ſoll. Dann zwei Frauenzimmer, die ſich bereits emancipirt haben und von Philoſophie und Schamloſigkeit überſprudeln. Die Eine, die ein fremdes Kind aus Eiferſucht umgebracht hat, die ihr eigenes uneheliches Kind bei ſich hat, wird von ihrem neuen Geliebten, einem Major, des Kindes wegen zur Rede geſtellt. Aber lachend ruft ſie: ‚wie kannſt du der Größe mangeln, dich über dergleichen Dinge hinwegzuſetzen!' Er ſtürzt fort, ſie lacht ihm nach und empfängt den erſten Liebhaber: ‚Sieh Fritz, ich gefalle mir immer mehr darin, mich ſelber als Jungfrau und Mutter, dich als heiligen Geiſt und ihn als Joſeph, an dem incroyablen Dogma laborirend zu denken.' Dieſe edle Tochter der Zeit und ihre Freundin, beide begnügen ſich nicht mit zwei Liebhabern, ſie nehmen deren immer mehr an, und der Verfaſſer hat nicht genug üppige Schäferſcenen auszumalen. Dazwiſchen wird reichlich junghegelſche und jungdeutſche Philoſophie eingeſtreut" ꝛc.

Als dieſe Recenſion erſchienen war, erſchrack der wackere Buchhändler Anton, denn obgleich Verleger dieſer ruchloſen Romane, war er doch vom Inhalte derſelben nicht unterrichtet geweſen. Seine Verlagshandlung hatte immer als eine der ſolideſten und achtbarſten in Deutſchland gegolten. Er wollte dieſen Ruhm nicht verlieren und ſchrieb mir folgendes:

„Ew. Wohlgeboren wollen gütigſt entſchuldigen, wenn ich Sie mit der Bitte beläſtige, inliegende Erklärung in Ihr Blatt aufnehmen zu wollen. — Bei der Uebernahme der „Geſchwiſter der Zeit" ging ich von der Regel ab, keine Romane zu verlegen. Vorzugsweiſe veranlaßte mich der alles Maaß überſteigende Jammer dazu, in welchem

der Verfaſſer unterzugehen ſchien; völlig ohne Geld, aber voller Schulden ſah er ſeine Frau und eins ſeiner Kinder auf dem Sterbebette liegen und wußte nicht, wo er das Geld hernehmen ſollte, die Sterbenden zu erquicken. Ein Glück für ihn, wie für jene beide ſtarben ſie bald, die Frau am Eliastage!! es war eine wahrhaft tragiſche Geſchichte, wo man ſich nicht lange beſinnt, was zu thun, ſondern handelt, wie es der Moment gebietet.

Abgeſehen hiervon wurde mir das Buch als claſſiſch, insbeſondere aber als ein ſolches bezeichnet, welches die verwerflichen Richtungen des jungen Deutſchlands mit den Pfeilen des Witzes, wie durch die Schärfe des Verſtandes und das Beiſpiel der Tugend bekämpfe. Hierin hätten wir Deutſchen einen kräftigen Vorkämpfer an dem Redacteur des Literaturblatts, und freute es mich, in dem Verfaſſer einen Mann kennen zu lernen, der in ſolche Fußtapfen zu treten ſchien. Dies alles zuſammen beſtimmte mich zur Annahme. Ich ſelbſt hatte mir nicht die Zeit genommen, das Werk zu leſen. Erſt durch Ihr Urtheil wurden mir die Augen geöffnet.

Meinen Comiſſionären habe ich bereits den Auftrag gegeben, keine Exemplare mehr auszuliefern. Bin ich erſt im Beſitz des ganzen Vorraths, ſo wird er vernichtet. Mit der größten Hochachtung unterzeichne ich mich als Ew. Wohlgeboren ganz ergebenſter Eduard Anton. Halle, den 14. April 1840."

Die Erklärung lautete: „Der Roman des Herrn Dr. Elias: die Söhne und die Töchter der Zeit, wurde mir von einem, die größeſte Achtung genießenden Geiſtlichen als ein claſſiſches Werk dringend zum Verlag empfohlen, daneben aber von ihm beſonders darauf hingedeutet, daß der Herr Verfaſſer durch Verkauf des Manuſcripts einer grenzenlos traurigen Situation entriſſen würde. Auf jene Empfehlung bauend, und durch die ungünſtige Lage des Herrn Verfaſſers bewogen, übernahm ich das Manuſcript, ohne es zu leſen. Durch die Beurtheilung dieſes Werks in Nr. 31 des Literaturblattes vom Morgenblatt auf den Inhalt aufmerkſam gemacht, dringt ſich

mir die Vermuthung auf, daß jener Geiſtliche das Manuſcript ebenfalls gar nicht geleſen habe; ſie veranlaßt mich aber auch zu der Erklärung, daß ich von heute an kein Exemplar dieſes Buchs mehr ausgebe, und den ganzen Vorrath vernichten werde, da ich, wiſſentlich, nie Verbreiter eines Buchs ſein mag, deſſen Inhalt unbedingt eine unſittliche Wirkung haben muß.

Halle, am 14. April 1840. Eduard Anton."

Die ehrenwerthe Handlungsweiſe des Halleſchen Verlegers veranlaßte mich, dem damaligen k. preußiſchen Geſandten in Stuttgart General von Rochow davon Kenntniß zu geben und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie einer Anerkennung und Auszeichnung von Seite der Staatsregierung wohl werth wäre; aber ſoviel ich weiß, iſt nichts darauf erfolgt.

Einer der verruchteſten Poeten jener Zeit war Leopold Schefer, der mich auch ein oder zweimal beſuchte und äußerſt zuthulich war, indem er den biedern Mann ſpielte. Dem Anſchein nach ein ganz beſcheidener und gemüthlicher ſächſiſcher Philiſter, hatte er den Schalk im Nacken. Von Anfang an hat er es wohl nicht böſe gemeint; als aber die Religionsſpötterei Mode wurde und man ſich damit einen literariſchen Namen und gute buchhändleriſche Honorare verſchaffen konnte, ſchrieb er ein gottloſes Buch nach dem andern, worin er unter einer frömmelnden, immer chriſtliche Geſinnungen affectirenden Sprache den infamſten Hohn auf die geoffenbarte Wahrheit und auf die ſpecifiſch chriſtliche Moral ausſchüttete. Dieſe Bücher machen den Eindruck, wie wenn der Teufel Paſtor würde.

Schefer lebte in Muskau unter dem gleichfalls nicht ſehr heiligen Fürſten Pückler. Dieſer berühmte Reiſende beehrte mich mehrmals mit liebkoſenden Zuſchriften und ſchickte mir ſogar einmal aus Aegypten eine Käferſammlung, weil er gehört hatte, ich ſei ein Liebhaber der Entomologie. Er hätte dieſe Aufmerkſamkeit nicht nöthig gehabt, denn ich zollte dem Geiſt und Witz in ſeinen Schriften ohnehin volle

Anerkennung, genirte mich aber auch nicht, öffentlich das an ihm zu tadeln, was vornehme Ueberhebung und Frivolität war.

Auch Sallet in Breslau ſchrieb mir einmal und empfahl mir ſeine Dichtungen, in denen ſich aber der Haß gegen das Chriſtenthum noch viel glühender ausſprach, als bei Leopold Schefer. Wenn ich mich nicht irre, hatte ſich bei ihm, wie bei ſo manchen Andern, die politiſche Unzufriedenheit, die ſich nicht frei äußern durfte, ins kirchliche Gebiet geflüchtet, um ihren ganzen Haß und Zorn am Altar auszulaſſen, da ſie es nicht am Throne thun durfte. Mein alter Freund Hoffmann von Fallersleben, der damals in Breslau als dritter Bibliothekar mit geringem Gehalt gern heirathen wollte und nicht konnte, ſaß gewöhnlich Abends mit Sallet zuſammen in einer Weinſtube und wurde allmählich immer gereizter, ſo daß er der urſprünglichen Sanftmuth ſeines Weſens entſagend in ſeinen ſog. unpolitiſchen Liedern die verbiſſenſte politiſche Oppoſition machte.

Es lag etwas Verführeriſches in der Mode. Noch gar mancher andere Dichter, der ſich bei voller Seelenruhe und Achtung vor dem Heiligen beſſer befunden haben würde, ließ ſich verlocken, in Unzufriedenheit, unbefriedigtem Freiheitsdrang und Weltſchmerz mitzumachen. Mancher, der ſehr glücklich hätte ſein können, log ſich ins Unglück hinein und forcirte ſich in Leidenſchaften zu glühen, deren Flammen ihn dann wirklich erfaßten. So der arme Lenau.

Dieſer Herr Niembſch von Strehlenau lebte viele Jahre lang alle Sommer über in Stuttgart im gaſtlichen Hauſe des Hofrath Reinbeck. Die Ruhe und der Frieden, die Unſchuld und Ehrbarkeit eines bürgerlichen Hauſes in Schwaben wurden ihm zum Bedürfniß, nachdem er ſich in den Genüſſen der Wiener Geſellſchaft überlebt hatte. Dazu that die innige und aufrichtige Anhänglichkeit und Verehrung ſeiner ſchwäbiſchen Freunde und Freundinnen ſeinem Herzen wohl. Er war aber nicht im Stande, ſich den böſen Verlockungen der Zeit zu entwinden. Er hatte nicht ſittliche Kraft genug dazu. Ehe er ſeinen Fauſt drucken ließ, las er mir das Manuſcript vor,

welches einen ganz andern Schluß hatte, als er ſpäter gedruckt worden iſt. Ich machte Lenau darauf aufmerkſam, daß ſich ſein Fauſt nothwendig von dem goethiſchen unterſcheiden müſſe, daß er nicht denſelben Schwächling und Wollüſtling in ihm vergöttern dürfe, wie Goethe, und daß er wohlthun würde, dem Teufel ſein gutes altes Recht nicht zu verkürzen. Er nahm ſich das auch wirklich zu Herzen und änderte wenigſtens den Schluß. Allein die Angſt, für conſervativ, oder wohl gar für fromm zu gelten und deshalb den Beifall des jungen Deutſchland und der Literaturjuden zu verſcherzen, riß ihn fort, Sachen zu ſchreiben, die ihm unter andern Umſtänden wohl nicht eingefallen wären. Er wagte z. B. nicht, die Albigenſer, indem er ſie gegenüber dem Papſtthum verherrlichen wollte, als begeiſterte Chriſten aufzufaſſen, die ſich gegen die päpſtlichen Bannbullen mit der Bibel vertheidigten. Wenn er die Bibel für heilig gehalten hätte, ſo würde ihm das die damals für Strauß begeiſterte Preſſe allzu übel genommen haben. Deshalb mußte der Prophet ſeiner Albigenſer nach einem Fauſtſchen Monologe die Bibel an die Wand werfen. Man kann ſich nicht wohl etwas Unhiſtoriſcheres und Unnatürlicheres denken.

Der Dichter beſaß eine reiche Phantaſie und war der zarteſten Empfindungen fähig, aber er gab allzuſchwach dem Bedürfniß nach, von den Zeitgenoſſen gelobt zu werden. Ein gewiſſer innerer Halt fehlte ihm ſo ſehr, daß ich ihn frühe ſchon in Verdacht hatte, es ſei nicht ganz richtig in ſeinem Kopfe. Ich erlaubte mir ſogar, dies in einer Kritik ſeiner lyriſchen Gedichte entſchuldigend anzudeuten, indem ich rügen mußte, daß er mehr als einem Dutzend Frauenzimmern, jeder einzeln ewige Liebe gelobte, durch jede einzeln zum Sterben unglücklich geworden zu ſein verſicherte und am Ende ſein doch immer noch unbefriedigtes Herz beklagte, daß es nie befriedigt werden könne, weil es für eine beſtimmt ſei, die ſchon ſeit Jahrtauſenden das Grab decke und dann wieder für eine andere, die erſt nach Jahrtauſenden das Licht der Welt erblicken werde. Das ſchien mir doch ein wenig verrückt zu ſein. Er wollte zuletzt ein bürgerliches

Mädchen in Frankfurt heirathen; eine verheirathete Jüdin in Wien aber, die ihn in ihren Banden hielt, drohte ihm, sich zu vergiften, wenn er sich einer andern widme. Da jagte ihn die Angst nach Wien und wieder zurück nach Frankfurt. Zudem regte er auch noch vollends seine Nerven durch nächtelanges Geigenspiel auf, bei dem er sich von Juden, die ihm überhaupt sehr hofirten, bewundern ließ. Da plötzlich brach die Tollheit bei ihm aus, von der er nicht wieder geheilt worden ist.

Lenau fuhr einmal mit einem andern jungen Cavalier im Eilwagen. Beide unterhielten sich gut mit einem liebenswürdigen jungen Mädchen, als dasselbe zufällig im Gespräch äußerte, sie fürchte sich entsetzlich vor Wahnsinnigen. Das faßte Lenau auf, duckte sich nach einer Weile in die Wagenecke, ließ die Augen rollen und schnitt gräßliche Gesichter, der andere Cavalier, dem er vorher einen Wink gegeben hatte, flüsterte dem erschrockenen Mädchen zu, sein Freund habe zuweilen Anfälle von Tobsucht, sie solle sich um Gotteswillen ganz still verhalten, sonst werde er über sie herfallen. Zum Tode geängstigt verließ das Mädchen auf der nächsten Station den Wagen und klagte bitterlich, wurde aber von den übermüthigen Herren ausgelacht. Der dumme Spaß wurde schrecklich bestraft, denn Lenau endete im Irrenhause.

Unter den jüngern Dichtern, die sich mir vertrauensvoll näherten, zeichnete sich Ferdinand Freiligrath durch eine herzgewinnende Offenheit, Frische und liebenswürdige Jugendlichkeit aus. Nachdem ich, ohne ihn näher zu kennen, schon 1833 in meinem Literaturblatte seine ersten poetischen Versuche gelobt hatte, erhielt ich am 10. März 1834 ein Schreiben von ihm aus Amsterdam, wo er damals noch als Commis lebte. Er dankte mir für die erste Recension, schickte mir ein neues Büchlein und empfahl mir die darin enthaltenen Gedichte, appellirte an mich als an den siegreichen (?) Bekämpfer aller Trivialität und war sich bewußt, von der ungeheuern Mittelmäßigkeit der Zeitgenossen doch wohl eine Ausnahme zu

machen. Seine Gedichte sind, wie bekannt, vortrefflich. Cotta übernahm sie, und sie erlangten schnell großen Ruhm. Der Dichter kam nach Stuttgart, besuchte mich und erfreute mich nicht weniger durch seine Persönlichkeit, wie durch seine Verse. Noch im Jahr 1838 schrieb er mir folgenden dankbaren Brief:

Barmen bei Elberfeld, 25. März.

„Schon längst war es mein Bedürfniß, Ihnen einmal meinen Dank für die mannigfachen Beweise des Wohlwollens und der Theilnahme auszusprechen, deren ich mich seit meinem ersten Auftreten von Ihnen zu erfreuen hatte. Was ich Ihnen zu verdanken habe, weiß niemand besser, als ich selbst! Mein Bekanntwerden in einem größeren — für meine Ruhe, meine stille fernere Ausbildung fast zu großen Kreise ist das wenigste. Dadurch bin ich fast mehr beschämt als erfreut. Aber Sie haben mir mein Selbstvertrauen wiedergegeben, haben den Einsamen, mit seinen Phantastereien verlassen Dastehenden gehoben und gestärkt, zu Zeiten, wo er es nöthig hatte, wo Ihre, Schwabs und Chamissos Ermunterungen die einzigen Anhaltspunkte in Hollands trister Niederung für ihn waren. Das Meer hatte ich freilich auch. Aber das war gerade schuld, daß die Leute mich einen Träumer schalten. Mein Gott, ich glaubte es zuletzt selbst und würde an mir verzweifelt sein, wenn Sie mich nicht ermuthigt und meinen Bestrebungen einen neuen Impuls gegeben hätten. Ich vergesse es Ihnen nie."

Ich erhielt später noch einige Briefe von Freiligrath, worin er mir seine glückliche Verheirathung ꝛc. anzeigte. Nachher aber habe ich nichts mehr von ihm erfahren, als daß er sich, wie die Zeitungen meldeten, ganz ähnlich, wie der sanfte Hoffmann von Fallersleben von der demokratischen Bewegung der Zeit hatte mit fortreißen lassen.

Im Jahre 1846 lernte ich durch Eduard v. Bülow, den Berliner Novellisten, der sich damals in Stuttgart aufhielt und von Tieck an mich empfohlen, aber ziemlich frivol und kein eminentes

Dichtertalent war, die Tochter des berühmten und von jedem Patrioten hoch verehrten Generals Graf Bülow von Dennewitz kennen. Die Gräfin, damals wohl schon dreißig Jahr alt, zart gebaut und kränklich, hatte etwas überaus Feines und Anziehendes, sanfte und kluge Augen und sehr schönes dunkles Haar. Sie war Hofdame in Berlin gewesen und erzählte mir sehr viel davon und mit der größten Freimüthigkeit Dinge, die sich nicht wohl der Schrift anvertrauen lassen. Ich weiß nicht, was sie, die liebenswürdige Tochter eines der größten Feldherrn, hatte bewegen können, die ritterlichen Kreise ihrer Heimath zu verlassen, um mit jenem verheiratheten Literaten herumzuziehen, der während der unruhigen Zeiten der Revolution in die Schweiz übersiedelte, sich dort von seiner Frau scheiden ließ, die Gräfin heirathete, aber bald darauf starb. Sein Sohn Hans wurde später berühmt, als musikalischer Adjutant des großen Richard Wagner.

Die Literatur wimmelte von Schwächlingen. Sie wollten immer und konnten nicht. Bei einem ungeheuern Drange, Genies zu sein, waren sie von Haus aus impotent. Die ganze Gattung wurde am determinirtesten vertreten durch Heinrich Stieglitz, der um jeden Preis ein großer Dichter sein wollte und auch nicht im mindesten produciren konnte, so daß er kaum zu den mittelmäßigsten Nachahmern gehörte. Er plagte mich auf unerträgliche Art, indem er mich wiederholt und immer wieder um Anerkennung bat, obgleich ich ihm nur kalt und dann gar nicht mehr antwortete und öffentlich seine Bilder des Orients als schülerhafte Nachbildung charakterisirte. Er widersprach seiner schwärmerischen Frau nicht, als sie durchaus in ihm einen Gott sehen wollte. Da er als Dichter nun keinen Erfolg hatte und darüber verzweifelte, glaubte die Gute, sie sei schuld, sie ziehe ihn zu sehr zum Irdischen herab, und frei von ihr, werde er sich sicherer auf seiner Götterhöhe behaupten. Sie erstach sich — und was that er? Sein Freund Theodor Mundt mußte im Einverständniß mit dem jungen Wittwer die ganze tragische Geschichte dem Publikum auftischen. Hatten ihn seine Gedichte nicht berühmt gemacht,

ſo mußte es der Dolch ſeiner Frau thun. Mit dieſem Dolch in der Hand trat Stieglitz bald darauf in München in einem lebenden Bilde auf, was ſolchen Scandal erregte, daß ſeines Bleibens hier nicht länger war. Er ging nach Venedig und iſt nach und nach verkommen.

IV. Meine Kämpfe gegen den Unglauben.

Ich ſtamme aus einer altlutheriſchen Familie, habe den frommen Grundton der Seele mit hinübergenommen in die Studienzeit und die mit ihrem Unglauben kokettirenden Profeſſoren und Conſiſtorialräthe, die ich zuerſt in Breslau und nachher in allen proteſtantiſchen Ländern kennen lernte, gründlich verachtet. Sobald ich für die Oeffentlichkeit zu ſchreiben anfing, habe ich auch ſchon die chriſtliche Wahrheit gegen den flachen Rationalismus und die, mit dem Gottesbegriff frech ſpielende Philoſophie, vertheidigt.

Bis zur Julirevolution herrſchte die religiöſe Indifferenz und kirchenfeindliche Richtung im ganzen gebildeten Europa entſchieden vor. Die religiöſe Erhebung des Jahres 1813 war im nachfolgenden Frieden wieder raſch geſunken. Nur in der Noth hatte man beten lernen. Als ſie vorüber war, fiel man in die alte Frivolität, ſowohl in der evangeliſchen als in der katholiſchen Kirche. In Oeſterreich regierte Metternich ganz joſephiniſch, wenn er auch Rigorianer und Convertiten begünſtigte, um die Proteſtanten ein wenig zu ärgern. Die Biſchöfe ſaßen an ihren Fleiſchtöpfen. In Preußen verließ man das weiſe paritätiſche Syſtem der frühern Kurfürſten und Könige, um eine Union der Lutheraner und Calviniſten zu erzielen, die keine wahre geworden iſt, weil die Lutheraner ihren alten Glauben ver-

theidigten und die Anhänger der Union ſich meiſtens gar nicht um die Bekenntnißunterſchiede bekümmerten und einem ſeichten landläufigen Rationalismus anhingen. Im ſüdweſtlichen Deutſchland blieb wie unter der frühern Rheinbundzeit die Bureaukratie Meiſterin über die Kirchen. Erſt allmählich regte ſich wieder eine ſtreng kirchliche Oppoſition, die auf dem katholiſchen Gebiet zur Zeit der Kölner Wirren zutage trat. Damals zuerſt durften ſich die Jeſuiten der Hoffnung hingeben, Deutſchland wieder unterminiren zu können. Indem ſie ſchon von einer „Selbſtauflöſung des Proteſtantismus" träumten, erweckten ſie das ſtolze Selbſtgefühl katholiſcher Einheit. Uebrigens kam ihnen die liberale Oppoſition gegen den Abſolutismus der meiſten damaligen Regierungen zu ſtatten, denn es bildete ſich die Meinung, die ſich 1848 zum erſtenmal geltend machte und ſpäter in dem Satze „die freie Kirche im freien Staate" formulirt wurde. Gleichwohl ahnte man in den dreißiger und vierziger Jahren noch nicht, wie weit es die Jeſuiten treiben würden. Vielmehr blieb die öffentliche Meinung noch immer weſentlich indifferent und waren noch irreligiöſe, wenigſtens unkirchliche Tendenzen wie die von Hegel, von Strauß die Mode des Tages.

Erſt 1830 trat mein Univerſitätsfreund Hengſtenberg, Profeſſor der Theologie an der Berliner Univerſität, dem in der Unionskirche überhandnehmenden Unglauben muthig entgegen und wurde dabei von einem andern meiner alten Univerſitätsfreunde, Heinrich Leo, Profeſſor der Geſchichte in Halle, und von meinem Landsmann Profeſſor Tholuck, ebenfalls in Halle, unterſtützt. Eine große Stärkung erhielt der neu belebte Glaube durch die ſ. g. Kreuzzeitungspartei in Berlin. Schade nur, daß dieſelbe den religiöſen Conſervatismus zu ſehr mit dynaſtiſcher Legitimität vermengte und zuviel mit Rußland kokettirte.

Als ſich dieſe Kreuzzeitungspartei in Berlin aufthat, mußte ich natürlicherweiſe mit ihr in Bezug auf den kirchlichen Conſervatismus ſympathiſiren. Ebenſo natürlich war es aber, daß mir die Hinneigung dieſer Partei zu Rußland unerträglich ſein mußte. Es

war mir daher nicht möglich, die Bestrebungen der Partei anders als nur bedingungs- und theilweise zu unterstützen, sowie auch ich mich hinwiederum ihrer Zustimmung nur sehr bedingungsweise zu erfreuen hatte. Ich vertheidigte bei jeder Gelegenheit Leo, Hengstenberg, Tholuck auf dem kirchlichen Boden, war aber auf die russenfreundlichen Artikel der Kreuzzeitung, auf die Stahl'sche Rede ꝛc. übel zu sprechen. Bei einem Besuch in Berlin 1850 fand ich die Spitzen der Partei, Professor Stahl, Präsident v. Gerlach ꝛc. bei Hengstenberg, der mich eingeladen hatte. Wie fest alle diese Herrn auf dem kirchlichen Boden standen, so schienen sie mir doch im Gebiete der Politik noch wie im Nebel zu wandeln. Herr v. Gerlach wollte nicht begreifen, daß man politisch liberal sein müsse, eben weil man kirchlich conservativ sei, und Professor Stahl mißkannte die Aufgabe Preußens so weit, daß er es mit Rußland im Bunde dem übrigen Deutschland gegenüberstellen wollte.

Ohne Zweifel hat die politische Stellung der Kreuzzeitung den religiösen Interessen in Preußen geschadet. Was sollte man von der zur Schau getragenen Frömmigkeit von Männern denken, die beständig dem Kaiser von Rußland schmeichelten, während derselbe ihre Glaubensbrüder in Livland, als ob ihr Glaube nichtswürdig wäre, zur griechischen Kirche überzutreten zwang. Es lag etwas Verhängnißvolles darin, daß die einzige Partei in Preußen, die sich noch der protestantischen Gläubigkeit annahm, so mit sich selbst in Widerspruch gerieth und nur Muth zeigte gegenüber den Radikalen, aber nicht gegenüber dem Czaaren. Sie machte sich dadurch unpopulär und verlor das öffentliche Vertrauen. Noch mehr, sie zeigte sich unfähig, denn gescheidte Männer durften niemals das Interesse des heiligen Evangeliums mit dem des unheiligsten Despotismus verwechseln.

Leo hatte sich früher in Berlin zu meinem Bedauern zu viel mit Hegel eingelassen. Das war auch der Grund, weshalb wir, obgleich alte Universitätsfreunde und patriotische Gesinnungsgenossen, uns jahrelang entfremdet wurden. Aus dem Fruchtüberhang des Paradieses, in welches scheinbar Hegels Selbstvergötterungslehre

einführte, fielen für Leo nur bittere Früchte ab, gleich den Teufelsköpfen, die auf dem Baum in Muhameds Hölle wachsen. Scheußlich grinste die junge Brut Hegels ihn an. Diese bösen Buben benahmen sich zugleich feig gegenüber der Polizei, und ich konnte sie nur, indem ich Leo im Literaturblatt von 1838 Nr. 96 gegen sie vertheidigte, mit der äußersten Verachtung behandeln. Ich schrieb: „Auch Professor Leo in Halle hat sich also müssen einen Denuncianten schelten lassen und zwar von derselben Partei, die uns vor einigen Jahren aus derselben Ursache mit demselben Ehrentitel bedachte? Ein Denunciant ist, wer das, was ihm heimlich anvertraut worden, treulos verräth, oder unschuldige Reden und Handlungen verdächtigt, nicht aber, wer die in vielen Druckschriften ruhmredig ausgesprochenen Grundsätze einer Partei offen bekämpft. Dies springt in die Augen; und die unsinnige Beschuldigung des Denunciirens erklärt sich nur aus einer Schwäche der Partei, über die wir uns wie billig lustig machen wollen. Sind das Reformatoren?! Sie wollen die Welt zu unterst und oberst kehren, und wenn man ihnen glaubt und ihnen die Ehre anthut, sie als solche titanenhafte Wesen zu behandeln, so stellen sie sich auf einmal ganz befremdet, entschuldigen sich, sie seien die loyalsten Leute von der Welt, und klagen über gehässige Denunciationen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Dreistigkeit sieht, mit welcher sie, gleich dem Popanz im gestiefelten Kater, im ersten Augenblick den grimmigen Löwen und im nächsten wieder das furchtsame Mäuschen und den treu ergebenen Pudel vorstellen."

Die ältern Hegelianer waren nicht besser als die jüngern, nur scheinheiliger. Ich will als Beispiel nur Marheineke anführen, der in Berlin mit einem der höchsten Kirchen- und Schulämter betraut, Günstling des Hofes und ein allgefeierter Mann war. Derselbe durfte im Vertrauen auf den ungeheuern Anhang von Hegelianern und Rationalisten, die hinter ihm standen, noch im Jahr 1843 wagen, für Hegels Selbstvergötterungslehre und für die Hoffnungen der junghegel'schen Schule, die das Christenthum gänzlich ausrotten wollte, öffentlich aufzutreten, freilich mit etwas verblümten Redensarten, die

aber doch Jeder verstehen konnte. Der schwatzhafte Förster wurde in Berlin der Hofrepublikaner genannt. Marheineke hätte der Hofatheist heißen sollen. Schelling, welcher selber noch weit genug vom Christenthum entfernt war, verhielt sich doch immer noch conservativ gegenüber dem Radicalismus von Hegel und seiner Schule. Es war daher eine verabredete Hetze der Hegelianer, den armen Schelling nicht mehr aufkommen zu lassen. Marheineke durfte als Parteigenosse nicht zurückbleiben und schrieb 1843 ein Libell „zur Kritik Schelling'scher Offenbarungsphilosophie," welches ich in meinem Literaturblatt Nr. 40 nach seiner ganzen Unwürdigkeit verdientermaßen geißelte. Ich sagte unter anderm: „Es muß die Welt allerdings sehr Wunder nehmen, daß ein hochgestellter Geistlicher als Vertheidiger des Antichristenthums auftritt, daß er Schelling grade deshalb angreift, weil Schelling für das Christenthum streitet, und daß er jubelt, Schelling werde aller seiner Mühe ungeachtet das von Hegel ein für allemal escamotirte Christenthum doch nicht mehr finden. Wenn ein evangelischer Geistlicher auf solche Weise auftritt, so muß die Welt sagen, er tritt auf eine unschickliche Weise auf. Für einen evangelischen Geistlichen, für einen Mann, der auf das Evangelium geschworen hat und dem unter dieser Voraussetzung das wichtigste kirchliche Lehramt anvertraut worden ist, ziemt sich eine solche Sprache nicht. Wenn er die Offenbarung verwirft, muß er als Mann von Ehre und Gewissen auch zuvor das Amt niederlegen, das ihm unumgänglich vorschreibt, an eben diese Offenbarung zu glauben. Die grobe Lüge, daß die Hegel'sche Philosophie das bisher unvernünftige Christenthum erst zur Vernunft gebracht habe und daß man also ein Anhänger Hegels sein könne, ohne einflußreichen Aemtern in der christlichen Kirche zu entsagen, war vielleicht noch fein genug, das Ministerium Altenstein zu täuschen, allein die übrige Welt hat sich nicht dadurch täuschen lassen. Eine Lüge hört dadurch, daß viele und selbst vornehme Leute daran glauben, nicht auf, Lüge zu sein. Welche tolle Dinge auch Ruge, Feuerbach, Bruno Baur ꝛc. geschrieben haben, sie sind wenigstens aufrichtig und verschmähen jene Heuchelei des Berliner

Althegelianismus, der noch immer versucht, Hegel'sche Lehren unter christlicher Maske auszubreiten. Was ist aller ältere Pharisäismus in der Kirche gegen dieses bodenlose Lügensystem von Kirchenlehrern, die mit anscheinend christlicher Salbung die dem Christenthum feindlichsten Dinge vortragen und der Jugend einen fanatischen Haß gegen dasselbe einpflanzen. — Uebrigens hat der gute Professor Marheineke niemals zu den größten Lichtern weder der Kirche noch der Antikirche gehört. Es ist nicht sein Licht, das bei dieser Gelegenheit zu putzen der Mühe werth wäre, sondern es ist nur seine Stellung als Geistlicher, die uns veranlaßt seine Flugschrift bemerkenswerth zu finden."

Wenige Jahre später zeigten die stürmischen Proteste gegen Hengstenberg, in welchem weiten Umfange der Unglaube unter den unirten Geistlichen Preußens verbreitet war. Marheineke handelte im Complott, denn in demselben Jahre 1843 ließ auch sein Gesinnungsgenosse, der alte Paulus in Heidelberg, eine Mine gegen Schelling springen. Der Philosoph Schelling war aus München nach Berlin berufen worden, um den Hegelianismus, dessen Gemeinschädlichkeit die neue Regierung einsah, dämpfen zu helfen und die einmal ans Philosophiren gewöhnte Jugend in eine conservativere Richtung hinüberzuleiten. Um dem ehrenvollen Rufe zu entsprechen und dem verwöhnten Berliner Auditorium zu imponiren, nahm Schelling eine geheimnißvolle Miene an, wie Sarastro in der Zauberflöte, weckte die Erwartung einer neuen Offenbarung, die durch ihn verkündet werden sollte und ließ durchblicken, er werde die alte Offenbarung mit der Philosophie völlig und für immer versöhnen. Aus seinen hinterlassenen Werken geht nicht hervor, daß er die Verheißung jemals erfüllt haben würde. Allein auch nur der Schein, als ob er auf christlicher Seite stünde, machte ihn der großen Partei des Unglaubens verhaßt. Nur deshalb griff ihn Paulus an wie Marheineke, und zwar hämisch wie immer. Er verschaffte sich nämlich von irgend einem Studenten eine Nachschrift von Schellings letzten Vorlesungen in Berlin und ließ sie eigenmächtig drucken. Auch diese Schrift geißelte ich, wie die von Marheineke, noch in demselben Jahre in meinem Literaturblatt

Nr. 111: „Wie lange iſt es ſchon her, ſeit wir den ſtandhaften Ritter von la Mancha zum letztenmal geſehen und uns an ſeinem Kampf mit den Windmühlen ergötzt haben? Schon glaubten wir, er ſei für immer ſchlafen gegangen, aber ſiehe da trabt er auf der alten Roſinante noch eben ſo ehrlich und bieder einher wie ehedem und immer noch hängt an ſeiner langen Lanze vorn die Laterne, mit der er am hellen Tage umherleuchtet, um Aufklärung zu verkünden. Wohlan, ſo laßt uns nun ſeine neuen Heldenthaten kennen lernen. Der rippendürre Gaul der Denkgläubigkeit hat unſern theologiſchen Ritter diesmal ganz ſtill und ſacht vor die Thore der königlich preußiſchen Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin getragen, um die Schellingiſche Philoſophie, die ſich daſelbſt häuslich niedergelaſſen, als Rebellin gegen die Aufklärung, als Obſcurantin, als Verbrecherin an der Menſchheit lebendig oder todt zu bewältigen und in ſichern Gewahrſam zu nehmen, damit ſie ferner nicht mehr ſchaden könne. Doch iſt alles ohne Kampf, ohne Lärm abgegangen. Der tapfere Ritter hat die Sache ſo verſtändig als möglich im Stillen abzumachen gewußt und die unglückliche Philoſophie iſt ihm von der verrätheriſchen Beſatzung wirklich, da ſie nicht lebendig zu bekommen war, in todtem Zuſtande überliefert worden, und triumphirend iſt er mit der geſtohlenen Leiche heimgeflüchtet. Doch im Anblick der ſchönen Todten hat ſein Auge dämoniſches Feuer durchglüht, iſt der ehrliche langweilige alte Ritter plötzlich zu einem leichenfreſſenden Geſpenſt geworden, und ein wahnſinniger Hunger lechzt aus ſeiner Zunge. So ſitzt ein uralter hohlaugiger Geier auf den ſchönen Marmorgliedern einer antiken Statue, ſtaunend, daß ihm in ſeinen alten Tagen noch ein ſo edler Fraß aufbewahrt geblieben, und grimmig vor Wuth, da das harte Geſtein ſeinem triefenden Schnabel widerſteht. — Wir wollen zuerſt das reine Factum des Raubes in Erwägung ziehen, ehe wir vom Gegenſtand und den Motiven desſelben reden. Der Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg hat es mit ſeiner Moral zu vereinigen gewußt, einen literariſchen Diebſtahl am Geh. Rath von Schelling in Berlin zu begehen, indem er ohne deſſen Wiſſen und Willen Vor-

leſungen deſſelben abdrucken und auf eigne Rechnung im Buchhandel verkaufen ließ. (Alles nur um ihn zu verdächtigen, ſeinen vermeintlichen Obſcurantismus an den Pranger zu ſtellen). Aber Paulus iſt ja ein Doctor der Theologie, ein Kirchenlehrer, dem über ein halbes Jahrhundert hindurch die Bildung junger evangeliſcher Geiſtlichen anvertraut war. Wie ſollte es möglich ſein, daß er einen chriſtlichen Philoſophen anfeinden könnte? — Fragt ihn ſelbſt, fragt ihn, ob er je ein mißbilligendes Wort verloren hat über die zahlreichen Feinde, die der chriſtlichen Religion erwachſen ſind? Fragt ihn, ob er je das Chriſtenthum gegen Hegel vertheidigt hat? Fragt ihn, ob er je dem chriſtlichen Sittengeſetz das Wort geredet hat gegenüber der verdorbenen Jugend, oder ob er es nicht vielmehr vorgezogen hat, ſich, (gegen mich) zum Advocaten eines Menſchen aufzuwerfen, der Chriſtum einen Judenjungen genannt und die offenſte Unzucht gepredigt hat? Es giebt aber mehr als einen Doctor der Theologie und kirchlichen Würdenträger, der dieſe feindliche Stellung gegen das Chriſtenthum eingenommen hat. Auch Marheineke warf ſich zum Advocaten eines Menſchen auf, der in frechſter Gotteslästerung alles überboten, was je in Deutſchland von dieſer Art geſchrieben worden. Sein Votum für Bruno Baur bleibt ein ewiger Schandfleck der evangeliſchen Kirchengeſchichte. Aber ſolche Männer befinden ſich nun einmal an der Spitze der evangeliſchen Kirche und haben einen Anhang, der zu ihrer langen akademiſchen Wirkſamkeit im Verhältniß ſteht. Nur der kann ſich darüber wundern, der die Geſchichte der deutſchen Theologie nicht kennt. Man glaubt ſich allerdings in der verkehrten Welt zu befinden, wenn man ſieht, wie grade in der Prieſterſchaft der irreligiöſe Geiſt um ſich greift, während die Laien frommer werden."

Die Philoſophie Hegels war auch in Tübingen durch die Baurſche Schule zur Herrſchaft gelangt und fand hier an Strauß, Zeller, Schwegler talentvolle und energiſche Vorkämpfer. Am meiſten Ruhm erlangte Strauß, von dem ich heute noch kaum zu begreifen vermag, wie er ſich mit ſo viel Freiheit des Geiſtes, als ihm eigen war, zu einer Sünde gegen den h. Geiſt erniedrigen und in dem, was edlen

Geiſtern geziemt, ſo ſehr täuſchen konnte. Denn edlere Geiſter laſſen ſich nicht vom Ruhm des Augenblickes täuſchen, ſondern blicken in die Zukunft ihres Ruhms und in die Ewigkeit. Ich ſchrieb gegen das „Leben Jeſu" von Strauß in meinem Literaturblatt. Er war ſchwach genug zu wähnen, das blinde Zujauchzen ſeiner damaligen zahlreichen Anhänger werde hinreichen, ſeiner abſprechenden Antwort das Gewicht einer Orakelſtimme zu verleihen. Ich habe ihn jedenfalls richtiger gewürdigt als er mich. Der Zufall wollte, daß wir uns im Jahr 1848 in der württembergiſchen Kammer perſönlich begrüßen und für dieſelbe Sache gemeinſchaftlich kämpfen mußten, was beiderſeits auf die gentilſte Art geſchah. Strauß wurde, als er in die Kammer trat, von den Demokraten mit Jubel begrüßt, ärgerte ſie aber gleich in ſeinen erſten Reden, indem er ſich der conſervativ-conſtitutionellen Mehrheit anſchloß. Sie konnten nicht begreifen, wie ein ſo großer Revolutionär im kirchlichen Gebiet es nicht auch im politiſchen ſein ſollte.

In einem grade umgekehrten Verhältniß ging der bisherige preußiſche Frömmler Bunſen zu den Liberalen über. Als ich im Jahr 1835 nach Rom kam, wo er Geſandter war, kannte ich ihn noch nicht, war an ihn empfohlen und ging zu ihm in ſeine ſchöne Wohnung auf dem Capitol, traf ihn aber nicht an. Nachher fuhr er bei mir vor und traf auch mich nicht an. Unterdeß erfuhr ich von meinen vielen neuen Freunden unter den römiſchen Künſtlern, er ſei nichts weniger als beliebt. Stolz und zurückhaltend gegen arme Künſtler protegire er nur die, die ihm für ſeine Privatzwecke dienten, oder deren er ſich mit Eifer annehme, um hohen Gönnern in Berlin zu gefallen. Sein Sinnen und Trachten ſei nur dahin gerichtet, immer gut mit dem König von Preußen und ſeiner Camarilla zu ſtehen. Da der alte König die Schwachheit hatte, für religionseifrig, ja ſogar für einen Wiederherſteller der evangeliſchen Kirche gelten zu wollen, ſpielte auch Bunſen in Rom eine kleine Apoſtelrolle, wovon man artige Anekdoten erzählte. Wenn ein hoher Herr, Günſtling ꝛc., der dem König davon Nachricht geben konnte, nach Rom kam und den preußiſchen Geſandten

beſuchte, war daſelbſt ſchon alles vorbereitet, waren in der Geſchwindigkeit die von der Geſandtſchaft abhängigen Männer und Frauen zuſammengetrommelt und erwarteten in der Geſandtſchaftskapelle den hohen Gaſt. Indem dieſer nun die große Treppe zum Capitol hinauf ſtieg, tönte ihm der fromme Geſang eines ſchnell improviſirten evangeliſchen Gottesdienſtes entgegen und durch die offene Thür konnte er die kleine andächtige Gemeine überſehen. Bunſen verfehlte nie, ſeine Frömmigkeit in Berlin rühmen zu laſſen, bediente ſich aber, um vollends das Herz des Königs zu gewinnen, einer kleinen frommen Liſt, wovon man mir, grade als ich in Rom war, ein neueſtes Beiſpiel erzählte. Seit der Reformation hat ſich in Italien und namentlich in Rom eine Rotte ſpitzbübiſcher Bettler fortgepflanzt, die, um nicht arbeiten zu müſſen, ein Gewerbe daraus machen, ſich bekehren zu laſſen. Man hat ſchon vor 300 Jahren darüber geſpottet. Die Jeſuiten in Rom nehmen jeden Convertiten drei Vierteljahr gaſtfreundlich bei ſich auf und verſehen ihn mit allem. Das lockt faule Handwerksburſchen und ſonſtige Vagabunden, ſich zum Schein bekehren zu laſſen. Nun fing Bunſen an, mit den Jeſuiten zu concurriren, und hatte eben erſt einen von den Jeſuiten verlaſſenen Convertiten wieder zur proteſtantiſchen Kirche zurückconvertirt. Daß er nun in Rom unter den Augen des Papſtes nicht nur mit ſeiner neuen preußiſchen Liturgie glänzte, ſondern ſogar Proſelyten machte, ſetzte ihn bei ſeinem König in immer höhere Gunſt.

So wurde mir Bunſen in Rom von den deutſchen Künſtlern geſchildert. Ich ſuchte ihn daher nicht mehr auf, obgleich er noch einmal bei mir vorfuhr und mich zur Oſterfeier einlud. Ich nahm am Oſterſonntag vielmehr das Diner von Cornelius an. Gleichwohl ſetzte ſich Bunſen, als ich nach Deutſchland zurückgekehrt war, mit mir in Correſpondenz und ſchickte mir 1836 auch den neueſten Band ſeiner Beſchreibung Roms mit einem ſchmeichelhaften Briefe zu und beſuchte mich bald darauf in Stuttgart, da er in Folge der Kölner Wirren Rom verlaſſen mußte. Er hatte ſich ſelbſt und den König in Bezug auf den Papſt getäuſcht und nicht ohne Selbſtüberhebung im-

mer gemeint und berichtet, der Papſt werde den preußiſchen Forderungen nachgeben. Gleichwohl fiel er nicht in Ungnade und erhielt den Geſandtſchaftspoſten in London.

Ich muß hier eines witzigen Wortes von Görres gedenken. Bunſen hatte grade damals über die Heiligſprechung eines frommen Mannes geſpottet, der durch ſein Gebet bewirkt haben ſoll, daß ein bereits gerupfter und gebratener Vogel lebendig wieder aus der Schüſſel flog. Görres ſagte nun, darüber habe Herr Bunſen am wenigſten Urſache ſich zu verwundern, da er dasſelbe an ſich erlebe, was jenem Vogel widerfahren ſei, denn obgleich ihm in Rom alle Federn ausgerupft ſeien und er in Angſtſchweiß gebraten habe, fliege er nun doch wieder ganz luſtig auf.

Ich habe noch einen ſehr umfangreichen Brief von Bunſen, den er mir am 6. April 1840 aus Hubel bei Bern geſchrieben hat und worin er mir durch ſeine Gelehrſamkeit zu imponiren ſuchte, die ich jedoch ungeordnet fand. Ich antwortete ihm nicht mehr, um mich ein für allemal der Zumuthung zu entziehen, mich von ihm als Werkzeug brauchen zu laſſen. Ich kümmerte mich lange nicht mehr um ihn, bis er den Poſten in London verlor. Er hatte dort Indiscretionen begangen und ein wenig Politik auf eigene Hand getrieben, wurde alſo für den Staatsdienſt unmöglich und ging nun ins Lager der Freikirchler über, um ſich von den Liberalen mit einer neuen Glorie umgeben zu laſſen. Er verkündete eine Kirche der Zukunft, noch radikaler, als die der Deutſch-Katholiken. Er vindicirte jeder Gemeinde das Recht, durch bloßen Mehrheitsbeſchluß ſich ihr Dogma und ihren Ritus feſtzuſtellen, oder wieder abzuändern, wenn es der Mehrheit beliebte. Ein ſolches Auftreten war eines Mannes nicht würdig, der ſich früher immer ſo fromm und königstreu angeſtellt hatte. Ich griff ihn daher ziemlich ſcharf in meinem Literaturblatt an.

In einem Aufſatz der deutſchen Vierteljahrſchrift, der auch unter dem Titel „In Sachen der Kirche" 1845 als Flugſchrift beſonders gedruckt wurde, regte ich den Gedanken an, die ſämmtlichen proteſtantiſchen Staatskirchen ſollten zu einem Concile zuſammentreten,

um das Intereſſe des Glaubens gegen den mächtig anwogenden Unglauben und das Intereſſe der evangeliſchen Kirche gegen die großen Nachbarkirchen zu vertreten. In der That war es jämmerlich um die Kirchen der Reformation beſtellt. Während die katholiſche Kirche neue Kraft gewann und ihrer ſtarken Einheit ſich erfreute und die ruſſiſche Kirche neue Eroberungen machte, war die proteſtantiſche innerlich zerriſſen und durch Unglauben unterwühlt. Kaiſer Nicolaus durfte viele tauſend Lutheraner in Livland zur ruſſiſchen Kirche hinüberziehen, ohne daß eine proteſtantiſche Stimme in Deutſchland ſich dagegen erhoben hätte. Den Katholiken in Polen ging es freilich nicht beſſer, aber von allen Seiten, in Deutſchland, Italien und Frankreich bezeigte man ihnen die verdiente Theilnahme der katholiſchen Welt. Mein Vorſchlag, die Proteſtanten ſollten ſich zum Schutz ihres Glaubens ermannen, fruchtete gar nichts. Das Sonderintereſſe der Staaten ließ keine Vereinigung, der vorherrſchende Unglaube keine Stärkung des Glaubens zu. Die gebildete Welt, die gedankenloſe Menge, die nur ihrem Gewerbe und Vergnügen nachging, kümmerte ſich nicht darum.

In Heidelberg hatte ich immer noch viele Feinde; ſchrieb ich etwas Tadelndes über ein Buch eines dortigen Meiſters vom Stuhl in meinem Literaturblatt, ſo verſchwand im Muſeum die betreffende Nummer augenblicklich. Die alten Herrn, Bähr ꝛc. klagten mir öfters darüber und baten mich, ihnen die fehlende Nummer nachzuſchicken.

Am 28. Januar 1853 ſchrieb mir Bähr: „Sie haben in einer der neueſten Nummern Ihres Literaturblatts eine Recenſion von Proudhon und Gervinus' neueſter Schrift geliefert, die ſo treffend und ſchlagend, ſo ergötzlich in jeder Hinſicht und für uns hier im gegenwärtigen Moment ſo wichtig iſt, daß ich Sie dringend noch um einen Abdruck der Nummer bitte." Er motivirte dieſe Bitte in einem zweiten Schreiben vom 3. Februar noch genauer. „Wenn Sie bedenken, daß jedes Blatt, das irgend etwas gegen Gervinus enthält, auf dem hieſigen Muſeum ſogleich weggeriſſen wird, damit es nie-

mand zu lesen bekomme, wenn Sie weiter bedenken, daß hier jedes Verfahren oder Einschreiten auf disciplinarischem Wege erst nach der gerichtlichen Entscheidung erfolgt und überhaupt gegen Leute dieses Schlages schon darum nicht vollzogen wird, weil man mit ihnen noch immer liebäugelt und trotz der Erfahrungen von 1848 und 49 nicht ohne den Beistand dieser Leute das Regiment führen zu können glaubt, während sie es eigentlich sind, die uns in alles Unglück gestürzt haben; wollte man doch im Jahre 1848 den Herrn Gervinus alles Ernstes zum Curator der Universität machen; — wenn Sie alles das erwägen, so werden Sie auch den Dank bemessen können, den wir Ihnen schulden, daß Sie so offen und mit so wahrem Freimuth dieses Schandgetriebe aufgedeckt haben, ohne Furcht vor dem Terrorismus, den diese Partei noch immer ausübt und gegen die wir hier einen harten und schweren Kampf haben, um vor neuen Rückfällen in die Zeiten von 1848 und 49 uns sicher zu stellen. Ein kurz nach Unterdrückung der Revolution, wo doch ein Einlenken in bessere Wege zur Pflicht geworden war, aufgenommener Privatdocent der Philosophie lehrt in seinen Vorlesungen den schamlosesten Atheismus, wie ihn die äußerste Richtung der junghegelschen Partei predigt. Auf Klagen der Kirchenbehörde frägt die Regierung bei uns an, ob sie die jederzeit revocable venia legendi dem atheistischen Lehrer entziehen solle. Die philosophische Facultät soll ein Gutachten geben und nach vierzehntägigem Streite ist noch nicht einmal die Frage entschieden, ob überhaupt ein Gutachten gegeben werden soll oder nicht. Der alte Schlosser geberdet sich am miserabelsten und droht uns mit Denunciationen jeder Art, wenn wir den Lehren eines so frechen Buben nicht vollen Lauf lassen. Und derselbe Mann dedicirt sein neuestes Buch der Tante des Empereur. Wir lassen uns natürlich dadurch nicht irre machen. Ich schreibe es Ihnen nur, damit Sie einen Begriff von unsern Zuständen bekommen."

Obgleich ich meine Tendenz niemals verleugnet oder geändert habe, wurde ich doch immer von Männern ganz entgegengesetzter Parteien in Anspruch genommen, die mir ihre Bücher schickten, da-

mit ich ſie womöglich lobe. So finde ich unter meinen alten Briefen ſolche von dem Juden Jakoby, Nork, Nowak, neben ſolchen von Ammon in Dresden, von Weſſenberg in Conſtanz, Wichern in Berlin, Tiſchendorf, Delitzſch. Beſuche empfing ich von den Theologen Ullmann in Heidelberg, vom Domprediger Strauß (Verfaſſer der Glockentöne), von Karl Haſe, H. Thierſch, Tholuck aus Halle. Nathuſius, der Herausgeber des Halleſchen Volksblattes, bekannte mir in einem Briefe voll liebenswürdiger Reue, er habe mich früher angegriffen (wovon ich nichts wußte), begrüßte mich als Mitkämpfer gegen den Unglauben der Zeit und veranlaßte einen langjährigen Austauſch unſerer Blätter.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich auch in Stuttgart und Württemberg überhaupt in freundliche Beziehungen zu den gläubigen Geiſtlichen trat. Einer meiner älteſten geiſtlichen Freunde war der Dichter Albert Knapp, Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. Ich verkehrte mit dieſem gemüthlichen und edlen Manne in frühern Jahren viel, bis er empfindlich darüber wurde, daß ich ſeine Ausgabe der Zinzendorf'ſchen Gedichte nicht anzeigen und empfehlen wollte. Er hatte nämlich den Text der alten Lieder Zinzendorfs auf die willkürlichſte Weiſe verändert, um ſie des vielfach Veralteten und ſelbſt Unanſtändigen zu entkleiden. Das war wohl zweckmäßig für ein Geſangbuch, aus dem man in der Kirche ſingen ſoll. Ein literarhiſtoriſches Werk aber mußte den alten Text mit diplomatiſcher Treue wiedergeben, oder wenigſtens neben den veränderten Text zur Vergleichung den echten ſetzen. Ich hätte daher ſeine Ausgabe nur mißbilligen können, wollte ihn aber ſchonen und ſagte alſo lieber gar nichts.

Zu meinen früheſten Bekannten in Stuttgart gehörten die beiden eifrigen Anhänger Swedenborgs, der Bibliothekar Emanuel Tafel in Tübingen und L. Hofacker, der Bruder meiner Freundin, der geiſtvollen Frau Prokurator Schott. Beide wetteiferten in der Herausgabe und Ueberſetzung Swedenborgiſcher Schriften, fanden jedoch nur wenig Anhang, und nach ihrem Tode verſchwand

auch Swedenborgs Andenken wieder aus der ſchwäbiſchen Preſſe. Da ich mich für ihre Leiſtungen intereſſirte, glaubten ſie anfangs, mich für ihre kleine Sekte gewinnen zu können, worin ſie ſich natürlich irrten. Hofacker war ein kindliches Gemüth und ſo naiv, daß er mir einmal beide Hände auf die Schulter legte, mich ſeelenvoll anſah und ſagte: „Sie ſind ein Engel!“ und er verſicherte mich, daß es ſein voller Ernſt ſei, denn unter den theoſophiſchen alten Büchern, die ich ihm geliehen hatte, befand ſich eins, welches ihm für ſeine Swedenborgiſchen Studien von ganz beſonderm Intereſſe war und welches ihm natürlicherweiſe der liebe Gott nur durch einen Engel habe ſchicken können. Ich bekam das Buch niemals wieder, denn Hofacker hatte es zerſchnitten und die Blätter, die er zum Wiederabdruck brauchte in die Druckerei geſchickt, um ſich die Mühe des Abſchreibens zu erſparen.

Eigentlich hätte ſich kein theologiſches Syſtem beſſer für den modernen Liberalismus geeignet, als das Swedenborgiſche, weil es dem Menſchen mehr Freiheit zuerkennt, als jedes andere, und ihm ſogar noch nach dem Tode die Wahl läßt, beliebig den Weg nach dem Himmel oder nach der Hölle einzuſchlagen, in welch letzterer er ſich noch jenſeits gerade ſo wohl befinden ſoll, wie ein gemeiner Kerl auf Erden unter Spielen, Fluchen und Saufen im Wirthshauſe.

Mein und meines Hauſes Beichtvater war Wilhelm Hofacker, der frömmſte und natürlichſte, darum auch beliebteſte Prediger in Stuttgart, eine anima candida, wie ich kaum je wieder eine gefunden habe, und dabei von tiefem Geiſte. Er ſtarb wie ſein berühmter Bruder Ludwig (nicht zu verwechſeln mit dem Obengenannten) noch in jungen Jahren. Sein letzter Vicar war Karl Auberlen, der meine älteſte Tochter Clara kennen und lieben lernte und dieſelbe im Jahr 1851 geheirathet hat, als er Profeſſor der Theologie in Baſel wurde. Er war mir bekannt und lieb geworden durch ſein treffliches Buch über den chriſtlichen Philoſophen Oetinger. Als wir die Hochzeit feierten, lebte Hofacker ſchon nicht mehr, nur ſeine ſchönäugige Wittwe ſaß neben mir an der Tafel, aber in kurzer Zeit ſank auch ſie

ins Grab. Auberlen führte dreizehn Jahre lang in Basel mit meiner Tochter die glücklichste Ehe, starb aber auch dahin, bevor er noch das vierzigste Jahr erreicht hatte. Da er große Gelehrsamkeit mit der Gabe, die studirende Jugend zu begeistern, mit einer sanften Gemüthsart und großer persönlicher Liebenswürdigkeit verband, würde er eine Zierde der protestantischen Theologie geworden sein, wenn er länger gelebt hätte.

Nach Hofacker wurde sein Freund Dettinger, dann Prälat Kapff unser Beichtvater. Mit den energischen Zügen Napoleons verband dieser würdige Mann die Demuth eines Apostels und eine unermüdliche Amtsthätigkeit als Prediger und Lehrer, beim Besuch von Kranken, beim Empfang von Rathsuchenden; denn ihm vertraute Jeder. Ueberaus oft empfing er von reuigen Sündern gestohlenes oder veruntreutes Geld, um es den Eigenthümern zurückzuerstatten. In seinen Predigten ließ er sich zuweilen in einer allzu großen Natürlichkeit des Conversationstones gehen, während sie sonst sehr gediegen waren und das Herz trafen.

Ich lernte auch den berühmten Missionsvater Barth in Calw kennen, wurde von ihm besucht und besuchte ihn. Er verfehlte nicht, mir köstlichen Wein vom Libanon vorzusetzen und mir die reiche ethnographische Sammlung zu zeigen, die in Calw nach und nach von Missionären aus allen Welttheilen zusammengebracht worden war. Auch ließ er mir für den württembergischen Alterthumsverein mehrmals interessante Alterthümer zukommen. In seinem Hause fand man auch eine reiche und seltene Sammlung von Bildnissen berühmter Pietisten, Sectirer und Missionäre, deren Gesichts- und Schädelbildung zu vergleichen viel Interesse darbot, indem fast durch alle ein Zug hindurchging, wie man ihn bei gewöhnlichen Menschen nicht antrifft. Barth selbst glich ihnen nicht, sondern hatte ein mehr einnehmendes Gesicht und kokettirte ein wenig mit einer Perücke, die das lange und schlicht gescheitelte Haar eines Johanneskopfs nachahmte.

Der liebenswürdigste Missionär, den ich kennen lernte, war unstreitig Krone, der von Geburt ein Norddeutscher war, aber eine

ebenſo liebenswürdige Württembergerin, die Freundin meiner Tochter, geheirathet hatte. Sie war nach China zu ihm gereiſt, um ihn zu heirathen, ohne ihn vorher geſehen zu haben. Das iſt ſo Sitte bei den Miſſionären, die von ihren Poſten in fremden Welttheilen nicht ſo leicht zurückkehren können. Man ſchickt ihnen Bräute aus Europa nach. Krones Ehe war eine ſehr glückliche. Sie kamen zurück. Krone ſprach fertig chineſiſch und hat auch über China geſchrieben. Er ſtand wie mit England, ſo mit Rußland in Verbindung und ſollte durch Sibirien nach China zurückreiſen. Er kehrte jedoch von Petersburg zurück und ging über Odeſſa und Suez, um China zum zweitenmal zur See zu erreichen, erkrankte aber auf dem rothen Meere und ſtarb in Aden, von wo ſeine betrübte Frau zu uns zurückkehrte. — Auch eine Schweſter meines Schwiegerſohns Auberlen reiſte nach Indien als Braut eines Miſſionärs, den ſie vorher nie geſehen hatte. Ich gedenke hier noch des geiſtreichen Fabri, des Miſſionsinſpektors in Barmen, eines intimen Freundes meines ſeligen Schwiegerſohnes, der uns mehrmals in Stuttgart beſuchte.

Der ehrwürdige Karl v. Raumer, dem ich einſt in Breslau vorgeturnt hatte, machte mir die Freude, mich noch als Greis einmal mit ſeinem geiſtreichen Sohne Rudolf zu beſuchen. Ich bemerke dabei, daß alles was er ſowohl als Harniſch in ihrem Lebensabriß von der Breslauer Turnfehde geſagt haben, vollkommen der Wahrheit gemäß iſt.

Auch Vilmar ſetzte ſich mit mir in Correſpondenz; ich mißbilligte jedoch ſein ebenſo der chriſtlichen wie der deutſchen Sache unwürdiges Einverſtändniß mit Haſſenpflug.

Einen überaus intereſſanten Mann lernte ich in dem berühmten Pfarrer Blumhardt kennen. Derſelbe war Pfarrer in Möttlingen nicht weit von Calw und übte wunderbare Heilungen durch Handauflegen und Gebet. Mein ſechſter Sohn, geboren 1839, ein hübſcher Knabe, fing an zu kränkeln und wurde im achten Jahre ſo zart und bleich, träumeriſch und ſchmachtend, und ſeine Kräfte ſchwanden ſo ſichtlich hin, daß wir ihn beinahe ſchon aufgaben. Auf den Rath des

Arztes nahm ihn meine Frau in das Bad Liebenzell im Schwarzwald mit. Von dort aus kamen ſie einmal nach Möttlingen, um den Pfarrer zu beſuchen. Da nahm derſelbe, während er ſich mit meiner Frau unterhielt, meinen Otto vor ſich, legte ihm beide Hände auf den Kopf und ließ ſie lange darauf ruhen. Auffallend bleibt, daß von dieſer Zeit an ſich mein Sohn erholte und zuſehends wieder kräftiger wurde. Er iſt einer der ſtärkſten, feurigſten und trotzigſten von meinen Söhnen geworden.

Ich lernte den Pfarrer Blumhardt bald darauf ſelbſt kennen. Er hatte eine dämoniſirte Magd von wahrhaft entſetzlichen Heimſuchungen aus der Hölle befreit, wagte dieſe merkwürdige Begebenheit nicht drucken zu laſſen, vervielfältigte aber ſeine Beſchreibung durch Lithographie. General v. Radowitz bat mich dringend, ihm ein Exemplar davon zu verſchaffen, welches mir auch Blumhardt gab, ſowie ein zweites Exemplar für mich. Blumhardt war ein überaus freundlicher und anſprechender Mann, in deſſen Atmoſphäre man ſich unwillkürlich wohl fühlte. Er kaufte das Bad Boll in der Rauhen Alb unfern von Göppingen und errichtete hier eine große Heilanſtalt für Kranke und Ruhebedürftige. Dort heirathete ein reicher Holländer die oben genannte Magd, die nach ihrer Heilung bei dem Pfarrer geblieben war. Blumhardts Wirken in Boll blieb ſegensreich. In ſeinem Hauſe herrſchte trotz der vielen Bewohner und Gäſte ein ſeliger Frieden und unermüdlich wußte Blumhardt die Kranken zu pflegen und zu tröſten, Fremden Rede zu ſtehen und zahlreichen Armen Gutes zu thun.

Ich befand mich in einer etwas eigenthümlichen Stellung, indem ich zwar einerſeits die Gottesfurcht, die tiefſte Ehrfurcht des Geſchöpfes vor dem Schöpfer und die von Chriſto uns angeſonnene Erhebung des nach Gottes Ebenbild geſchaffenen Menſchen über alles Schlechte und Gemeine ſtets feurig vertheidigte, mich aber nicht in die confeſſionelle Schablone fügen konnte, weil jeder etwas anklebte, was eben nicht wahrhaft chriſtlich war. Der Katholicismus hatte ja mit ſeiner Werkheiligkeit das Chriſtenthum faſt ganz wieder in Heidenthum um-

gewandelt, ſtatt chriſtlicher Freiheit nur Knechtſchaft, ſtatt chriſtlicher Liebe Glaubenszwang und Glaubenshaß gebracht, die Religion weltlichen Zwecken dienſtbar gemacht und Ablaß für die Sünden ſogar verkauft. Auch die lutheriſche Rechtfertigung durch den Glauben allein erſparte Jedem, wenn er den Glauben nur heuchelte, die Erfüllung ſeiner chriſtlichen Pflichten und erſtickte, kaum anders als die katholiſchen Ketzergerichte, die chriſtliche Liebe in unduldſamer Rechtgläubigkeit. Viele Rationaliſten waren mir mit ihrer Moral und Humanität höchſt achtungswürdig; doch fehlte ihnen etwas, was die Religion von der bloßen Moral, ohne ſich von derſelben zu trennen, immerhin unterſcheidet. Ihr Verſtandesurtheil und ihr natürlicher Rechtsſinn war ihnen genug. Gott blieb ihnen eigentlich fremd, das Myſterium des Göttlichen in der Seelenſchönheit der Kinder Gottes und in der Tapferkeit der Streiter Gottes fachte nie ein heiliges Feuer in ihnen an.

In mir glühte etwas von dieſem Feuer für Gott und für das Vaterland. Ich blieb dem chriſtlich deutſchen Programm der 1818, wobei ich ſelbſt zugegen war, in Jena gegründeten allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft unverbrüchlich treu, und wie ich das Deutſchthum nicht in Preußenthum, Oeſterreicherthum, Bayerthum, Sachſenthum ꝛc. zu erkennen vermochte, ſo auch nicht das Chriſtenthum in Katholicismus, Lutherthum, Calvinismus ꝛc. In einer ſolchen neutralen Stellung über den Parteien mußte ich natürlich auf die ſpecielle Gunſt jeder dieſer Parteien und auf die Reclame verzichten, durch die ſie mich hätten heben können. Am meiſten ſchadete ich mir dadurch, daß ich vom natürlichen Rechtsgefühl geleitet gewöhnlich das Unrecht rügte, das einer Partei widerfuhr, auch wenn ich ſelbſt nicht zu ihr gehörte. Ich vertheidigte den ſüddeutſchen Liberalismus in ſeinem Kampfe mit dem Bundestage gegen die ungerechten Schmähungen der Kreuzzeitungspartei, und ich vertheidigte auch wieder den Schweizer Sonderbund gegen den Uebermuth der Radikalen. Und das war nicht inconſequent und jedes recht zu ſeiner Zeit. Ich bin heute noch überzeugt, daß die Berliner Kreuzzeitungspartei durch ihre reaktionäre Unduldſamkeit viel dazu beigetragen hat, den Widerſtand

zu provociren, die liberale Partei zu kräftigen und bis zu dem Uebermuth zu steigern, der sich später in der unvernünftigen Opposition gegen Bismarck kundgab. Und ebenso bin ich überzeugt, daß der schonungslose Uebermuth, mit dem die Radikalen in der Schweiz die alten Cantone im Sonderbundskriege behandelten, viel dazu beigetragen hat, die damals noch ohnmächtige Jesuitenpartei stärker und immer stärker zu machen. Ein Extrem mußte das andere hervorrufen.

Ich habe die katholischen Altschweizer damals wiederholt in meinem Literaturblatt gegen den unerhörten Uebermuth der Radikalen vertheidigt, weil ihnen offenbar Unrecht geschehen ist. Auf eine charakteristische Weise fing der ganze Spectakel mit Essen und Trinken und mit Befriedigung der Eitelkeit bei Sänger-, Schützenfesten ꝛc. an. Damit kam man dem echten Philister am besten bei. In allen diesen Dummheiten war Methode und die radikalen Führer bewiesen viele Schlauigkeit, indem sie die große Masse unschuldiger und ehrlicher, aber genußsüchtiger und eitler Spießbürger durch die Aussicht auf lustig zu verlebende Tage, auf gute Mahlzeiten, fröhliche Gelage, auf allerlei Rührungen durch Gesänge und Reden, auf Erweckung von allerlei Begeisterung durch bunte Bänder und Fahnen in ihr Netz zu locken suchten. Das Mittel zum Zweck war ganz geeignet. Der besoffene Philister wurde selig, und wenn er irgend ein Rednertalent in sich selbst entdeckte, so konnte er es auch gleich befriedigen und sich für einen großen Mann halten. Die Verführung breitete sich weit über die Schweiz aus. Die Schweizer Radikalen durften sich rühmen, daß man ihre Methode bald auch in Paris nachahmte, wo der Abfall der Nationalgarde vom Bürgerkönigthum sicher nicht so schnell erfolgt wäre, wenn man die französischen Epiciers nicht durch die Reformbankette, wie die Fliegen durch süßen Brei angezogen hätte. In Deutschland culminirte die Zweckesserei, so daß sie sich am Ende selber Zweck wurde und man nicht mehr zusammentrat, um eine politische That vorzubereiten, sondern selbst das geringfügigste politische Tagesereigniß benutzte, um die Philister bei einem Bachanale zu versammeln. Endlich erwarb sich Classen-Kappelmann in Köln das große

Verdienſt, die ganze Modethorheit des liberalen Philiſteriums mit einem unvergänglichen Fluche der Lächerlichkeit zu belaſten.

Die Frechheit der Radikalen in der Schweiz, die ſo weit ging, daß ſie den Friedensbrecher Ochſenbein zum Präſidenten der Tagſatzung machten, wurde noch übertroffen von der Feigheit der ſog. Gemäßigten, ohne deren Zuſtimmung die Radikalen gar nicht ſo weit hätten vorgehen können. Ich ſchonte weder die einen, noch die andern, zog mir dadurch viele Feinde zu und empfing mehrfache Drohbriefe nicht nur aus der Schweiz, ſondern ſogar auch einen aus Paris, woraus ich das Einverſtändniß der Wühler in Paris mit denen in der Schweiz deutlich erkannte. Mit Genoſſen des Sonderbundes kam ich niemals in perſönliche Berührung, noch auch in Briefwechſel. Erſt im Jahre 1858 erhielt ich einmal einen Beſuch Bernhard v. Meyers, der damals ſchon ganz nach Oeſterreich gezogen war und die Regierungspreſſe daſelbſt leiten half. Noch viel ſpäter, erſt im Jahr 1867 ſchickte mir der greiſe Sigwart-Müller, einſt das berühmte und ſchwer verfolgte Haupt des Sonderbundes, ſein großes aktenmäßiges Werk über den Sonderbundskrieg mit einem Schreiben zu, worin er mir die Vertheidigung einer gerechten, aber verkannten Sache warm ans Herz legte. Ich hatte ſie ſchon zwanzig Jahre früher übernommen.

Auch der treffliche Schweizer Oberſt v. Wurſtenberger aus Bern, beſuchte mich, da er einige Zeit in Stuttgart lebte. Mit einem der geiſtreichſten Conſervativen in Luzern, v. Segeſſer, correſpondirte ich. Die reformirte Kirche litt nicht weniger im Waadtlande, als die katholiſche im Aargau.

Druey, der damalige Tyrann des Waadtlandes, ahmte den Fanatismus eines Conventdeputirten von 1793 nach. Man nannte ihn den Leiterprediger, weil er von einer Leiter herab den Pöbel zu haranguiren pflegte. Er predigte die reinſte Demokratie und ſagte einmal, er erkenne keinen als echten Republikaner an, der einen beſſern Rock habe, als der andere, und auch keinen, der ſtudirt habe und mehr wiſſe als der andere. Die Kirche war in ſeinen Augen nur eine Verknechtungs- und Verdummungsanſtalt. Als es ihm nicht ge-

lang, die reformirten Geiſtlichen zu ſeinen Polizeiſchergen zu erniedrigen, und ſie ſich auf ſeinen Befehl nicht ſelbſt entehren wollten, ſetzte er über hundert derſelben ab. Noch während ſeines Schreckensſyſtems kam er einmal auf wenige Tage nach Schwaben, und ich ſtaunte nicht wenig, als er zu mir kam, mir ſeinen Namen nannte und mir einen Empfehlungsbrief überreichte. Im erſten Augenblick war ich nicht übel geneigt, ihn zur Thür hinauszuwerfen, weil aber ſein Empfehlungsbrief von meinem alten Freunde, dem Profeſſor Troxler geſchrieben war und es mich intereſſirte zu wiſſen, was Druey von mir wolle, empfing ich ihn mit allem Anſtand. Mit ſeiner wohlgenährten Figur ſah er ganz wie ein luſtiger Lebemann aus und trug einen ſo höchſt eleganten Frack, daß ich ihn mit unwillkürlicher Ironie frug, ob er der Leiterprediger ſei? Als er es lachend bejahte, holte ich das Zeitungsblatt herbei, welches ſeine donnernde Rede gegen die beſſern Kleider enthielt. Er ließ ſich dadurch aber gar nicht aus der Faſſung bringen, ſondern ſprach mit unendlicher Verachtung vom radikalen Pöbel, den man nur beherrſchen könne, wenn man es mache wie er. Das merkwürdigſte an dieſem Manne war mir ſeine ungeheure Redefertigkeit, da er mit einer großen Halsgeſchwulſt behaftet war und ſtark ſchnaufte. Er kam mir wie ein luſtiger Teufel vor, und ſeiner originellen Perſönlichkeit durfte ich die Dreiſtigkeit verzeihen, mit der er in mein Zimmer gedrungen war. Er wollte übrigens nichts von mir als mich kennen lernen und im Namen Troxlers begrüßen. Ich dagegen bat ihn als Hiſtoriker, mir alle gedruckten Aktenſtücke betreffend die Kirchenhändel im Waadtland, zu ſchicken, und er hat ſie mir alle geſchickt.

Der alte Züricher Bürgermeiſter und eidgenöſſiſche Landammann von Muralt, der im Sommer öfter nach Cannſtadt kam, hatte die Güte, mich über die laufenden Schweizer Angelegenheiten zu belehren und mir auch einmal ein Exemplar einer confiscirten und zur Vernichtung verurtheilten atheiſtiſchen Brandſchrift zukommen zu laſſen. Präſident Kern vom Thurgau, deſſen Frau die meinige kannte, beſuchte mich einmal, um bei mir Notizen über ſolche Männer einzuziehen, die an das neue eidgenöſſiſche Polytechnikum in Zürich beru-

ſen werden ſollten, und correſpondirte deshalb nachher noch mit mir, huldigte aber zu ſehr der radikalen Partei, als daß er grade die Männer berufen hätte, die ich ihm vorzugsweiſe empfehlen zu müſſen glaubte. Für den Kanton Baſellandſchaft mußte ich zweimal den Bibliothekar machen, indem der Präſident Banga mehr Vertrauen zu mir als zu den Schweizer Hiſtorikern hatte, und mich bat, da der neue Kanton eine eigene Staatsbibliothek gründen wollte, ihm vorerſt ein Verzeichniß der beſten Geſchichtswerke anzufertigen, die man für 800 Franken anſchaffen wollte. Ich machte das Verzeichniß mit Hinzufügung des Laden- und Antiquariatspreiſes und Anweiſung der nächſten ſoliden Buch- und Antiquariatshandlung, an die ſich der Präſident am beſten wenden könnte. Nach zwei Jahren bekam ich den Auftrag, ein Verzeichniß der beſten Dichterwerke zu machen, wieder im Werth von 800 Franken. Einen Dank verlangte und erhielt ich nicht, doch wurde nach einigen Jahren auf meine Empfehlung hin ein talentvoller, aber vom Schickſal verfolgter junger Mann in Lieſtal als Lehrer angeſtellt.

V. Verkehr mit Geſchichtsforſchern.

Natürlicherweiſe kam ich durch mein Literaturblatt mit einer großen Menge von Gelehrten in Verbindung, deren Correſpondenzen mir noch vorliegen. Ich erhielt unzählige Zuſchriften mit Büchern, die ich anzeigen ſollte, und viele Beſuche, beſonders im Herbſt in der Ferienzeit der Univerſitäten und Gymnaſien, in der das Profeſſorenthum ein wenig Luft ſchöpft und auf Reiſen geht.

Ich rede hier vorzugsweise von den Geſchichtsforſchern. Aus der ältern Generation machten mir Zuſendungen der alte Wachler in Breslau, den ich auch perſönlich kannte, Böttiger in Dresden, den ich 1817 daſelbſt in der Antikenſammlung kennen lernte und der ſehr freundlich gegen mich war, Hüllmann in Bonn, Docen in München, Friedrich von Raumer in Berlin, ein luſtiger alter Herr mit ſehr freier Redeweiſe, der mich in Stuttgart und den ich in Berlin mehrmals beſuchte, Barth, der fleißige und begeiſterte, aber etwas confuſe Verfaſſer der deutſchen Urgeſchichte, der alte Leipziger Pölitz, der gemüthliche Kortüm in Heidelberg, der alte Pfarrer Kirchhofer von Stein am Rhein, Sammler von Sprüchwörtern und Schaffhauſer Geſchichten. Der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Capefigue, der mich einmal in Stuttgart beſuchte und mit dem ich bald Streit bekam, weil ich ſeine Grundanſicht der franzöſiſchen Geſchichte nicht billigte. Thierſch in München, mit dem ich lange befreundet war und viel correſpondirte, wovon ich an einem andern Orte berichtet habe. Ebenſo der alte Creuzer in Heidelberg, dem ich ein kleines Buch widmete und mit dem ich bis an ſeinen Tod befreundet blieb.

Fern von Preußen und mit der Richtung nicht einverſtanden, in welche dort die Univerſitäten hineingetrieben und der alte ehrliche deutſche Patriotismus ausgetrieben wurde, kam ich auch nicht viel mit preußiſchen Geſchichtsſchreibern in Berührung. Mit Leo, meinem ſchon erwähnten alten Univerſitätsfreund, plänkelte ich ein paarmal, da er eine Zeitlang der damaligen Berliner Strömung folgte. Als er aber den ritterlichen Kampf wider die Hegelianer begann, ſtand ich ihm ſogleich zur Seite. Auch mit meinem ehemaligen Lehrer Karl Adolf Menzel befreundete mich bald die gleiche Geſinnung, und er beſuchte mich in Stuttgart. Dagegen war mir die Ranke'ſche Schule in Berlin mit ihren vornehm thuenden Glacéhandſchuhen eklig; und die Heidelberger Schule von Gervinus und Häuſſer gefiel mir nicht, weil ſie der ehrwürdigen Muſe der Geſchichte ſo recht

knabenhaft ein Schnurrbärtchen anmalte, um damit vor dem liberalen Plebs zu kokettiren.

Professor Barthold in Greifswald hatte einmal etwas Schnippisches über eine Stelle in meiner Geschichte der Deutschen gesagt. Da er aber fand, daß mich das im geringsten nicht abhielt, mich seiner theilnehmend anzunehmen, machte er mich zu seinem Vertrauten in seinen vielfachen Nöthen und Verlegenheiten. Denn er konnte für seine historischen Werke nur schwer Verleger finden, die nur einigermaßen honorirten. Ich stand ihm hierin nun, wenn es mir auch manche Mühe machte, eifrig bei, und er blieb mir bis an seinen Tod dafür dankbar. Ich überschlage die große Menge von Briefen, die er mir in diesen seinen Privatangelegenheiten schrieb und wähle nur einen aus, der einen Blick in die damalige Lage eines bei der Regierung mißliebigen Professors in einer kleinen Stadt Pommerns wirft.

„Greifswalde, 23. Februar 1846. Hochgeehrter Herr und Freund! Die gute Meinung, welche Sie seit zwanzig Jahren in Betreff meiner Gesinnung und meiner literarischen Leistungen hegen, die Anerkennung, welche Sie mir mehrmals in schmeichelhafter Weise öffentlich zu Theil werden ließen, der Einfluß, welchen Sie dadurch, ohne es zu wissen, auf die Gestaltung meines äußern Lebens ausübten, und die Hochachtung ꝛc. entschuldigen gewiß, daß ich Sie meinen Freund nenne, ungeachtet wir uns nie persönlich begegnet sind. Mich drängt es jetzt aus verschiedenen Gründen, aus weiter Ferne Sie zu suchen, wenn es auch nur sein sollte, um Ihnen meinen Dank zu zollen. — Im Jahre 1830 hatte ich mein Buch über Heinrich VII. beendet und harrte mit Sorge der Aufnahme desselben. Die rühmende Anerkennung durch Sie wirkte wesentlich auf die Umgestaltung meiner Verhältnisse. Aber ich bin jetzt wieder eines literarischen Freundes bedürftiger als je. Ihr jüngstes Urtheil über meine Casanoviana, ein anstößig gewordenes und durch seinen ersten Eindruck, durch den Titel, mir schädliches Buch, mußte mich umsomehr erfreuen, als ich gerade die übeln Folgen meiner Schriftstellerei verspürte. Ich bin nämlich durch dieses

gewiß in guter Abſicht geſchriebne Buch um einen guten Theil meines Credits, namentlich beim Miniſterium, gekommen und ſehe die Hoffnung vereitelt, welche ich nach Beendigung der mühſamen und undankbaren Geſchichte von Pommern hegen durfte. Zu dem Eindruck dieſer mißliebigen Arbeit, der man ſo leicht eine gehäſſige Tendenz unterlegen konnte und in öffentlichen Organen untergelegt hat, kam der Anſtoß, welchen in einer erkünſtelten Periode proteſtantiſchen Eifers meine Anſicht über Guſtav Adolf und den 30jährigen Krieg erregt hat. Mußte es mich nicht tief verletzen, wenn ich von mehr als einer Seite als halber Jeſuit und Kryptokatholik verläſtert wurde, ich, der fern von jedem Verkehr mit dergleichen Beſtrebungen, nur aus deutſchpatriotiſchem Zorn rückwärts in unſere Geſchichte hinwies, um vor den Folgen kirchlicher Aufgeregtheit und Unduldſamkeit zu warnen. Da meine Gegner, namentlich aus Rankes Schule (deſſen Eitelkeit ich vor Jahren einmal in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik verletzte und deſſen höflingsartige Hiſtoriographie mir nicht zuſagt) ſich vielfach verzweigen und mehr als ein Organ der Oeffentlichkeit inne haben, daß ſogar meine wenigen alten Freunde irre werden und ich zur Zeit entſchiedner Ungunſt beim Miniſter einem Bankerote meines literariſchen Rufes nahe ſtehe, — theils nun aus innerſtem Produktionsdrange, theils um das gelehrte Deutſchland zu verſöhnen, ohne meine Ueberzeugung aufzuopfern, endlich des leidigen Broderwerbs wegen, der meiner Stellung unerläßlich iſt, habe ich ſeit dem vorigen Jahre einen Plan wieder aufgefaßt, nämlich die Geſchichte des Antheils der deutſchen Fürſten und Völker an den Hugenottenkriegen in Frankreich zu ſchreiben."

Barthold verbreitet ſich nun weiter über ſeinen Plan und über die reichhaltigen Quellen, die er benutzt hat. Schließlich bittet er mich, ihm einen Verleger zu verſchaffen. Ich muß nun zu dieſem Briefe bemerken, erſtens, daß Barthold in ſeinem Werk über Caſanova den Werth, welche deſſen Memoiren für die Geſchichte der deutſchen Höfe im vorigen Jahrhundert haben, mit wahrhaft hiſtoriſchem Geiſte und unter Benutzung reicher Quellen nachgewieſen hat und

dabei von jeder Frivolität fern geblieben ist. Ihn um dieses verdienstlichen Buches willen anzugreifen, war im höchsten Grade ungerecht. Was ferner seine Ansicht von Gustav Adolf und dem 30jährigen Kriege betrifft, so ist dieselbe die einzig richtige. Daß sie gegen die bisherigen protestantischen Vorurtheile anstößt, durfte den unerschrockenen Forscher nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen. Jene Vorurtheile gingen aus einer älteren conventionellen Partei-Geschichtsschreibung hervor, welche jetzt, nachdem die echten Quellen aus allen europäischen Archiven zugänglich geworden sind, für immer gerichtet ist. Ich nahm mich daher des armen Barthold eifrig an und verschaffte ihm einen Verleger, wie ich auch bis an seinen Tod seine Werke empfohlen habe.

Unter den preußischen Historikern widmete mir A. v. Reumont, Geschäftsträger in Florenz, eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, indem er mir seine Werke schickte und mich ein paarmal in Stuttgart besuchte. Auch Herr v. Stillfried beehrte mich mit einer Zuschrift, ich kam mit ihm auf dem Hohenzollern zusammen. Eduard Gerhard, der feine Kenner des classischen Alterthums, bewahrte mir lange Jahre hindurch die Anhänglichkeit des speciellen Landsmanns.

Unter den sächsischen Historikern erwies mir die freundlichste Güte Geheimrath von Langenn, Präsident des höchsten Gerichtshofes, den ich durch seine trefflichen Werke und Briefe kennen lernte, ehe ich ihn in Dresden besuchte. Nächst ihm war ich mit dem blinden Klemm am besten befreundet.

Im Badischen waren mir außer Creuzer und Kortüm besonders noch Mone, Bähr, Zell befreundet. Desgleichen der feine Alterthumskenner Bock in Freiburg, der besonders die Alexandriner und Byzantiner trefflich kannte und mit dem ich in Stuttgart, so lange er hier war, viel verkehrte.

In der Schweiz der Züricher Meier von Knonau, Henne von Sargans, Gerlach in Basel, der geistvolle Bachofen, dessen Werke die Urgeschichte der Menschheit beleuchten, gleichfalls in Basel.

Württemberg ist verhältnißmäßig reicher an Theologen und

Philoſophen, als an Hiſtorikern. Den meiſten Ruf erlangte zu meiner Zeit Gfrörer, von dem ich an einem andern Orte rede. Verdiente Ehre als treuer, wenn auch etwas trockner Forſcher erwarb Stälin mit ſeiner württembergiſchen Geſchichte. Auch Oechslins Beitrag zur Geſchichte des Bauernkriegs war ſehr zu ſchätzen.

Der älteſte Mann in Stuttgart war, als ich dorthin kam, ein gewiſſer Oberſt Röſch, der ſchon bei der Gründung der hohen Karlsſchule als Lehrer an derſelben angeſtellt wurde und noch die meiſten Schüler derſelben überlebt hat. Er war ein großer Sonderling und unverheirathet. Gewöhnlich pflegte er nach Tiſch ſpazieren zu gehen und in Gaisburg in der Traube Kaffee zu trinken. Dort bediente ihn der Kellner Wilhelm einigemal nicht zu ſeiner Zufriedenheit, worüber er ſich ärgerte und wegblieb. Schon waren vierzig Jahre vergangen, als er an einem ſchönen Nachmittage wieder einmal an der Traube in Gaisburg vorbeikam und bei ſich dachte, du willſt doch verſuchen, ob heute der Kaffee nicht beſſer iſt. Er ging hinein und fand den Kaffee ganz gut, lobte ihn daher und ſagte, er ſei jetzt beſſer. Aber, fuhr er fort, wo iſt denn der Schlingel, der Wilhelm? — Der alte Röſch beſchäftigte ſich viel mit geſchichtlichen Studien, ging aber dabei von der fixen Idee aus, daß ein großer Theil der nachſündfluthlichen Weltgeſchichte in die Zeit vor der Sündfluth gehöre. In ſeinen „Erläuterungen und Zuſätzen zu Rotteck's Weltgeſchichte", gedruckt 1832, behandelte er die ſämmtlichen neuen Geſchichtsſchreiber, vor allem aber Rotteck, wie Schulknaben, die von der Geſchichte nichts verſtünden, und ſchrieb: „Rotteck weiß nicht, daß die Erzväter vor der Sündfluth ſchon mächtige Monarchen waren, daß der trojaniſche Krieg in dieſes Zeitalter gehört, wovon die Kunde nach Virgil die entfernteſten Länder erreicht hat. Die Mexikaner wiſſen ſchon von dieſem Kriege zu erzählen ꝛc. Rotteck iſt auch der Meinung, daß von Adam alle Menſchen ſtammen; dies beweiſt ſeine Unkunde in der Geſchichte. Adams Großvater und Vater waren ſchon Volksbeherrſcher und Adam kam zu drei Nationen, bei denen er Regent wurde, die alle älter waren als er." Man ſchickte mir das kleine Buch zu, und

ich zeigte es in meinem Literaturblatt an, indem ich, um den Greis zu ſchonen, nicht den leiſeſten Tadel noch Spott anbrachte, ſondern einfach referirte und einige beſonders charakteriſtiſche Stellen abdrucken ließ. Kaum war die Recenſion erſchienen, ſo klappte es die Treppe zu mir herauf, wie der Geiſt im Don Juan, und herein trat der kleine alte Oberſt, die Stiefeln über die Hoſen, in einer alten blauen Uniform, aber mit rundem, etwas abgeſchabtem Civilhut. Unter dem Arme trug er ein halbes Dutzend kleiner neu eingebundener Bücher, alles, was er jemals hatte drucken laſſen. „Sie ſind, redete er mich feierlich an, der erſte Recenſent, der mich nicht getadelt hat, weshalb ich mir die Ehre gebe, ihnen ein Exemplar meiner ſämmtlichen Werke zu überreichen.“ Dieſe Büchlein ſind ſeltene Curioſa. Den Verfaſſer behandelte ich mit ſo zuvorkommender Artigkeit, daß er mich nachher öfter wieder beſuchte und viele Bücher von mir entlehnte. Als er im 97. Lebensjahre ſtarb, hatte er noch unmittelbar vorher Kleukers Ueberſetzung des Zendaveſta von mir geliehen und darin ſtudirt.

Die Schriften, in denen Röſch ſeinen Wahn auskramte, waren: Taſchenbuch der Vorzeit 1805, Beiträge zur Geographie und Geſchichte der Vorzeit 1819, Erläuterungen und Zuſätze zu Rotteck's Weltgeſchichte 1832, alle in Stuttgart gedruckt. Auch hat er ein kleines Buch über Baukunſt geſchrieben.

Der Wahn iſt übrigens nicht neu. Pater Harduin von der Geſellſchaft Jeſu behauptete, die ſämmtlichen griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſeien verfälſcht und eine bloße Erfindung, ausgegangen von den Anhängern der Reformation, um die Geſchichte zu verfälſchen und die Menſchen von der Kirche abzuführen. Der Franzoſe La Croze widmete ihm eine Widerlegung.

Noch in unſerem Jahrhundert gab ein Herr Peter Franz Joſeph Müller ein Buch heraus „meine Anſicht der Geſchichte, Düſſeldorf 1814“, worin er ungefähr daſſelbe zu beweiſen ſuchte, wie Harduin, jedoch zu einem anderen Zweck. Er wollte nämlich beweiſen, es habe von jeher nur ein heiliges und gerechtes Urvolk unter dem Hauſe Habsburg gegeben, aber eine rebelliſche Partei, die ſich gegen daſſelbe

erhob, und hauptſächlich in Frankreich ihren Sitz hatte, habe nicht nur die ganze Weltgeſchichte, wie man ſie ſich jetzt gewöhnlich denkt, ſondern auch ſogar die vielen alten und neuen Sprachen erfunden, nachdem vorher nur eine Urſprache herrſchte, alles nur um dem Hauſe Habsburg ſeine legitime Gewalt zu beſtreiten. Wie es ſcheint und auch aus der Jahreszahl 1814 hervorgeht, war der Verfaſſer ein guter Patriot, der aber in der Franzoſenzeit ein wenig den Verſtand verloren hatte.

Näher befreundet war ich lange Jahre mit Gfrörer. Ich lernte ihn kennen, als er als Stadtvikar nach Stuttgart kam und bald darauf die dritte Bibliothekarſtelle an der k. öffentlichen Bibliothek erhielt. Es war ein ſchöner, rothwangiger, ſaft- und kraftvoller junger Mann von großer Lebendigkeit der Rede. Ich gewann ihn bald lieb, und er beſuchte mich ſehr häufig. Plötzlich aber vermied er mich, ohne daß ich ihm die geringſte Urſache dazu gegeben hätte, denn ich wollte ihm immer wohl. Ich erfuhr, jene von Kottencamp 1835 gegen mich geſchleuderte ſchon erwähnte Flugſchrift, Anti-Menzel betitelt, ſei von Gfrörer inſpirirt worden. Ich nahm davon gar keine Notiz, und nach einigen Jahren näherte ſich mir Gfrörer wieder. Er gehörte zu den Menſchen, denen ich niemals übel wollen kann, wenn ſie mich auch beleidigt haben, denen man in mancher Beziehung gerechte Vorwürfe machen und die man nicht ſo achten kann, wie man gern möchte, die aber doch einen geheimen Zauber auf uns ausüben. Es iſt mir mit mehreren Perſonen ſo gegangen. Zudem hatten wir als Geſchichtsſchreiber viele Berührungspunkte und manches gemeinſchaftliche Intereſſe. Ich benutzte in ſehr ausgedehnter Weiſe die k. öffentliche Bibliothek, und er lieh nicht ſelten von mir Bücher, die ſich nicht auf der öffentlichen Bibliothek befanden. Unſere Geſpräche blieben nicht unfruchtbar, denn wir kamen dabei auf den Gedanken des Stuttgarter literariſchen Vereins und führten ihn aus.

Gfrörer erweckte mir oft ein tiefes Mitgefühl, denn er befand ſich in einer ungünſtigen Stellung und brach darüber oft in die bitterſten Klagen und Verwünſchungen aus. Er bekam nach und nach acht

Kinder, war ohne Vermögen und genoß als dritter Bibliothekar nur eine geringe Beſoldung. Auch von ſeinen erſten gelehrten Arbeiten bezog er noch keine hohen Honorare. Der Miniſter Schlayer, den er um Aufbeſſerung ſeines Gehaltes bat, machte ihn zum Cenſor, wofür er jährlich hundert Gulden bekommen ſollte, im zweiten Jahre aber nur fünfzig, im dritten nur fünf und zwanzig bekam. Schlayer drohte, ihn an das Gymnaſium in Ellwangen zu verſetzen, wenn er ſich nicht zufrieden gebe und noch ferner raiſonnire. Gfrörer wollte daher um jeden Preis fort, aber wohin? Er dachte an eine Profeſſur in Bonn, allein er konnte ſie nicht bekommen, weil Nitzſch dagegen proteſtirte. Und zwar nicht mit Unrecht, denn Gfrörer hatte in ſeinen erſten Werken über Philo und das Urchriſtenthum ſich in eine Hyperkritik eingelaſſen, die mehr oder weniger derjenigen der Tübinger Schule verwandt war, mit Strauß und Schwegler concurrirte und die Autorität der Evangelien vielfach beſtritt. Anſtößig war darin vor allem die wieder aufgewärmte Hypotheſe vom Scheintode Chriſti.

In die Periode der vereitelten Hoffnungen auf Bonn fiel die Bekanntſchaft Gfrörers mit dem General von Radowitz, deſſen Geſpräche aus der Gegenwart er herauszugeben unternahm. Der natürliche Anknüpfungspunkt war die Geſchichte Guſtav Adolfs, welche Gfrörer unlängſt geſchrieben hatte und worin er neue und überraſchende Wahrheiten geſagt hatte, welche der bisher gewöhnlichen einſeitig proteſtantiſchen Auffaſſung widerſprachen und mithin den katholiſchen Gefühlen ſchmeichelten. Radowitz, der romantiſche Freund des romantiſchen Königs von Preußen, deſſen Geſandter in Karlsruhe, eine großartige und liebenswürdige, ſeine ganze Umgebung bezaubernde Perſönlichkeit, übte auch Einfluß auf den Großherzog Leopold und empfahl Gfrörer für eine Profeſſur in Freiburg im Breisgau, die derſelbe 1846 erhielt. Gfrörers ökonomiſche Lage war nun eine günſtigere. Auch konnte er ſich ganz ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen widmen. Er kam 1848 ins Frankfurter Parlament, wo er ſich an Radowitz hielt und, namentlich am Schluß des Parlaments kräftige und vernünftige Worte ſprach. Nicht lange nachher brach der kirchliche

Conflict in Baden aus. Die Katholiken in der Erzdiöceſe Freiburg, die das ganze ſüdweſtliche Deutſchland umfaßt, waren ſeit dem Untergange des deutſchen Reichs unverantwortlich vernachläſſigt und beeinträchtigt worden. Zahlreicher als die Proteſtanten, welche drei Univerſitäten hatten, beſaßen ſie nur eine in Freiburg, aber auch hier herrſchten proteſtantiſche und ſ. g. aufgeklärt katholiſche Lehrer vor. Das Kirchengut war längſt vom Staate eingezogen, die biſchöfliche Gewalt einem weltlichen Kirchenrath untergeordnet. Im Jahre 1848 hatten die deutſchen Biſchöfe in Würzburg getagt und, Gebrauch machend von den deutſchen Grundrechten, die Freiheit ihrer Kirche reclamirt. Sie waren damit in ihrem vollen Rechte und hatten nicht nur die Sympathien der katholiſchen Bevölkerungen für ſich, ſondern fanden auch einen Rückhalt an der kirchenfreundlichen Politik des Fürſten Felix v. Schwarzenberg in Oeſterreich und an den Sympathien des franzöſiſchen Episcopats. Es iſt bekannt, wie tapfer ſich der greiſe Erzbiſchof von Freiburg gegen die Maßregelungen des badiſchen Miniſteriums wehrte. In dieſer Periode des heißen Kampfes hielt ſich Gfrörer nicht nur auf der Seite des Erzbiſchofs, ſondern trat auch zur katholiſchen Kirche über. Das machte ihn nun aber ſo unliebſam bei der Regierung und erweckte ihm ſo viele Feindſchaften und Plackereien, daß er ſich von Freiburg wieder wegſehnte.

Eines Tages kam er zu mir und ſagte mir, er reiſe nach Wien, wo er Hoffnung habe, einen guten Platz zu bekommen. Ich ſchüttelte den Kopf und warnte ihn, er ſolle ja dieſe Hoffnung nicht zu laut werden laſſen, um ſich nicht zu compromittiren. Ein Mann wie er, ein echter Schwabe, der ſeit Jahrzehnten gewohnt ſei, beim Glaſe Wein gemüthlich und unvorſichtig ſeiner Zunge den Lauf zu laſſen und ſein Herz auszuſchütten, der tauge nicht nach Wien. Dort brauche man zugeknöpfte und klug verſchwiegene Leute. Er ſtutzte wohl ein wenig, hegte aber das größte Vertrauen zu ſeinen Empfehlungen und vornehmen Verbindungen. Sie haben ihn getäuſcht und ich behielt Recht. Als er in Wien in einem hohen Hauſe mit mehreren Miniſtern ſpeiſte, brach er nach ſeiner Art in ſarkaſtiſche Verwünſchungen der

Advokaten aus, von denen das ganze Uebel der Zeit herkomme, und vergaß, daß der Minister v. Bach am Tische saß, der sich erst in der Revolution als liberaler Advokat in die höheren Regionen emporgeschwungen hatte. Genug, Gfrörer kam zurück und mußte in Freiburg bleiben. Was er sonst noch für Hoffnungen hegte, sie sind mit ihm begraben worden.

In Oesterreich fand ich viele gute Freunde. Mit dem berühmten Wiener Orientalisten, Freiherrn Joseph von Hammer-Purgstall kam ich schon von Heidelberg aus durch Creuzer in Verbindung und correspondirte mit ihm schon ehe ich ihn im Jahr 1831 in Wien besuchte. Sein Wohlwollen ist mir bis an seinen Tod geblieben, und ich bewahre noch einen großen Stoß von Briefen von ihm auf, von denen die meisten freilich so unleserlich geschrieben sind, daß es mir nicht immer möglich war, ihren Inhalt ganz zu entziffern. Sie sind überaus reich an interessanten literarischen Notizen und Mittheilungen aus der morgenländischen Literatur.

Ich kannte Hammer noch nicht persönlich, als er mir bereits die freundschaftlichsten Briefe schrieb. Schon im Jahr 1829 versprach er mir, er wolle in Constantinopel einen Siegelring für mich stechen lassen, mit einem berühmten Koranspruche, der meinen Namen enthalte. Der Ring kam lange nicht. Endlich kam er am 29. Januar 1830 mit folgendem Briefe von Hammer: „Hochgeehrtester Herr und Freund! Soeben bringt mir die Post vom 10. Jänner das Ihnen versprochene Siegel, an dessen Verspätung ich keine Schuld trage. Der erste nach Constantinopel hinuntergesandte Carneol war in dem großen Feuer Peras mit mehreren mir werthen Effekten zu Grunde gegangen, namentlich mit einem zum Ergänzen gesandten persischen Manuscripte ꝛc. Glücklicher war der zweite, sehr schön gestochene Stein, der mit diesem Blatte, wie ich hoffe, glücklich in Ihre Hände kommen wird. Die auf dem Siegel gestochenen Worte sind die des Koran, Sure 6, Vers, 114: ‚Denn er ist herabgesandt vom Herrn mit Wahrheit,' oder Ipse (Alcoranus) demissus a domino suo cum veritate. Das Wort demissus kann sowohl munezel als menzel

geleſen werden. Demissus a domino cum veritate iſt der ſchönſte Wahlſpruch für einen Richter deutſcher Literatur. Unten iſt die Jahrzahl 1247 = 1831 oder 32 als das Jahr der Hidſchrat angebracht und daneben im Eck ungemein klein Jenni, der Name des Stechers. Ich folge mit Freuden Ihrem das Geſammtgebiet deutſcher Literatur umfaſſenden Geiſte, der dieſelbe wie Mithras die Räume des Himmels durchſchreitet. Ihr aufrichtigſt ergebener Diener und Freund Hammer."

Der Carneol in einen dicken Goldring gefaßt iſt in der That ſehr ſchön geſtochen. Während ich im Winter von 1833 ganz in die landſtändiſchen Geſchäfte vertieft war, glitt er mir einmal auf der Straße unbemerkt vom Finger, weil die große Kälte das Fleiſch der Finger ein wenig zuſammenzog. Zwei Tage lang vermißte ich den Ring nicht einmal, weil ich zuviel an andere Dinge zu denken hatte. Endlich als ich am dritten Tage ſpät nach Hauſe kam, fiel mir auf, daß ich beim Oeffnen der Gartenthür meinen Fingerring nicht wie gewöhnlich an das Metall des Thürgriffs anklingen hörte. Jetzt erſt vermißte ich den Ring, glaubte ihn eben erſt auf der Straße verloren zu haben, und wir ſuchten ihn eine Weile mit Laternen im Schnee, ohne ihn finden zu können. Als ich mich aber zu Bette legte und wie gewöhnlich noch eine Zeitung las, fand ich darin die Anzeige, vor ein paar Tagen ſei ein goldner Siegelring gefunden worden und zwar ganz in der Nähe meines Hauſes. Ich ſchickte gleich am andern Morgen hin und bekam den Ring unverſehrt wieder. Er war von Kindern einer armen Familie gefunden worden, die nicht in gutem Rufe ſtand. Ich ließ mich daher unter der Hand erkundigen, warum die Leute ſo ehrlich geweſen ſeien, mir den Ring zurückzugeben? und erfuhr nun, die abergläubiſchen Leute ſeien an der Inſchrift des Ringes ſtutzig geworden. Sie hätten den Ring einem Juden gebracht und ihn gefragt, ob etwa die Inſchrift hebräiſch wäre. In dieſem Falle hätten ſie ihm den Ring ohne weiteres verkauft. Da aber auch der Jude die geheimnißvollen Zeichen nicht kannte, glaubten ſie, es ſtecke ein Zauber darin, und aus Furcht, der Teufel

wolle ſie verſuchen, hätten ſie den Fund zur öffentlichen Anzeige gebracht.

Im Jahre 1831 reiſte ich nach Wien und war ſehr oft bei Hammer, ſowohl in der Stadt unter ſeinen maſſenhaft aufgehäuften orientaliſchen Manuſcripten als auf ſeinem Landhauſe im Schooße ſeiner liebenswürdigen Familie. Als ich zum erſtenmal bei ihm ſpeiſte, ſetzte er mir nichts als morgenländiſche Gerichte vor, die mir aber nicht alle mundeten. Er ſetzte indeß eine Ehre drein mich zu befriedigen und bei ſeinem nächſten orientaliſchen Gaſtmahl fand ich alle Speiſen vortrefflich. Er war ein kleiner, magerer, aber ein äußerſt lebendiger und unermüdlich thätiger Mann. Seinen erſten Ruhm hatten die „Fundgruben des Orients" begründet, deren Koſten ſein Freund, der gelehrte polniſche Graf Rzewuski beſtritten hatte. Die Gemahlin dieſes Grafen, eine geborne Fürſtin Lubomirska, lebte damals in Wien und war eben beſchäftigt, mein Buch über deutſche Literatur ins Franzöſiſche zu überſetzen, wobei ihr Graf Montbel half, der ſeit der Julirevolution aus Frankreich verbannte Miniſter Karls X. Beide empfingen mich mit der größten Herzlichkeit, und ich brachte manche vergnügte Stunde bei ihnen zu. Die Gräfin war außerordentlich groß und hatte eine ebenſo hochgewachſene Tochter. Ihre Söhne fochten damals mit den Polen gegen die Ruſſen, wovon aber nicht die Rede ſein durfte, denn Vater und Mutter galten als conſervativ.

Mit dem Exminiſter Montbel hatte ich einmal eine kleine Scene. Wir beſuchten zuſammen die reiche Schatzkammer der Wiener Burg. Unter den hier befindlichen Kronen ſieht man auch die Afterkrone von Italien, die ſich Napoleon I. machen ließ, um in Mailand damit gekrönt zu werden, weil die echte ſ. g. eiſerne Krone der Lombardei von den Oeſterreichern entfernt worden war. Montbel ſpottete über die falſche und wirklich lächerlich dünne Theaterkrone, ich konnte mich aber nicht enthalten ihm zu ſagen, er würde wohl nicht ſpotten, wenn ſtatt jener Krone hier das einfache Hütchen Napoleons läge, vor dem die ganze Welt Reſpect gehabt habe.

Dem berühmten Geſchichtſchreiber Freiherrn v. Hormayr war ich niemals hold. Sein dem Johannes Müller nachgeahmter Styl erſchien mir unausſtehlich affectirt und ſein Benehmen im Tiroler Kriege von 1809, ſo wie ſein ſpäteres Ueberſiedeln aus Oeſterreich nach Bayern zeigte ſeinen Charakter nicht im reinſten Lichte. Die Tiroler beklagten ſich, er habe ihre kriegeriſche Thätigkeit eher gehemmt als gefördert und hinterdrein ihren edlen Hofer noch verkleinert und verleumdet. Oeſterreich beklagte ſich, von Hormayr auf die undankbarſte Weiſe geſchmäht worden zu ſein, ſobald derſelbe in den bayriſchen Dienſt eingetreten war. Aber Hormayr gehörte damals zur liberalen Oppoſition gegen das Metternichſche Syſtem und machte dem Publikum allerlei intereſſante Enthüllungen über die ſeit den Freiheitskriegen von Oeſterreich innegehaltene Politik. Damit kaufte er ſich eine gewiſſe Popularität bei den jüngern Liberalen, wie auch bei der Scandal liebenden ältern Generation ein. Was mich betrifft, ſo lag ihm daran, in meinem viel geleſenen Literaturblatt gelobt zu werden. Er benutzte daher die Gelegenheit, als ich einmal in dieſem Blatte mich über den ſchändlichen Verrath, den die deutſchen Diplomaten beim zweiten Pariſer Frieden und auf dem Wiener Congreß an unſerm großen Vaterlande begangen hatten, in tiefer Entrüſtung und mit bitterm Sarkasmus ausgeſprochen hatte, in einem Neujahrsgruß einen patriotiſchen Händedruck bei mir anzubringen.

Er ſchrieb mir: „Bremen, Neujahrstag 1844. Euer Hochwohlgeboren — und ich, haben ſchon ſeit einer ſchönen Reihe von Jahren mit der hiſtoriſchen Literatur zu ſchaffen, ohne daß wir einander nahe gekommen wären. — Das bewirkte auf einmal Ihr ganz unvergleichliches Wort über des bettelſtolzen Lakeien Dorow Erlebtes — und inſonderheit über den Miniſter von Stein. — Dieſe Ironie iſt durch und durch meiſterhaft, — wer aber zwölf Jahre theils als Miniſter in Hannover, theils bei den Hanſeſtädten, an der Handelseinheit und Freiheit gezimmert und genietet und gelöthet hat und das durch Braunſchweigs Beitritt, endlich, wie es ſchien durch die jäm-

merlichſten Künſte vergeblich verzögerte Werk, dennoch durch dieſelben Künſte zerbröckeln und umſchlagen ſah, der fühlt die ganze Wahrheit deſſen, was Sie geſagt haben, — namentlich wie ganz anders die Lage des Zollvereins wäre, wenn der Böſewicht Stein an der Spitze geſtanden hätte?? Wie alsdann kein Däne mehr in Altona, kein Ruſſe in Kalisch ſein würde?? hat doch Hardenberg nicht nur die ungeheuern Schnitzer auf ſich, Lauenburg nicht erworben, — Oſtfriesland abgetreten, die Nordſee und den wichtigſten Theil der Elbe aufgegeben zu haben. In Chaumont gab er, laut ſeiner Correſpondenz mit dem Grafen Münster ſogar preußiſch Minden preis, hiemit die Weſer, Werra und Fulda, dieſe Hauptſchlüſſel ins Gebiet des Main, in Deutſchlands innerſtes Herz! — Wo ſtände jetzt der Zollverein? — Wie herrlich hat Ihr großartiger Spott mit Rieſenhieben die germaniſche Sache vertreten! (Hier folgt im Briefe eine Exploſion des furchtbarſten Haſſes gegen eine hochgeſtellte Familie, die beſſer unterdrückt bleibt). Ich vergönne mir als Huldigung Euer Hochwohlgeboren zwei Werklein von mir zu verehren: — Die alten geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München — und das Weihegeſchenk zur Vermählung meines einzigen Schülers in der Geſchichte und in den ſchönen Wiſſenſchaften, des Kronprinzen Maximilian von Bayern, — die goldene Chronik von Hohenſchwangau, bei welcher zu gutem Glück eine Ankündigung und ein Regiſter iſt, um ſich etwas zurecht zu finden in dieſem Hexenwald von Namen und Zahlen und vielfach noch unbekannten Thatſachen. — Nehmen Sie die geringe Gabe freundlich auf, ſo wie den oft in der Ferne an Tag gelegten Ausdruck jener ungemeinen Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu verharren etc."

Am h. Weihnachtsabend 1844 ſchrieb mir Hormayr abermals aus Bremen, wo er als k. bayriſcher Geſandter bei den Hanſeſtädten reſidirte: „Euer Hochwohlgeboren genehmigen, daß ich Ihnen nebſt den aufrichtigſten Weihnachts- und Neujahrswünſchen zugleich die zweite Auflage der Lebensbilder unterlege. Das Jahr 1843 entriß mir drei Freunde, die es ſeit 40 Jahren geweſen. Caroline Pichler,

— Franz Kurtz und Carl Ruß. Ich band an Kurtz die Geſchichte des Quellenſtudiums und der hiſtoriſchen Kritik in Oeſterreich, — an Caroline Pichler jene der ſchönen Wiſſenſchaften und ihrer Freunde, — an Carl Ruß jene der Hiſtorienmalerei. — Die geiſtvolle, wohlwollende und überreiche Anzeige des dritten Theils der Lebensbilder verpflichtet mich ungemein. Jene treffliche Anzeige fordert mich zugleich auf, über zwei mich berührende Dinge das wahre Sachverhältniß herzuſtellen. Ein Lobredner Napoleons war ich nie und nirgend. Mein Haß äußerte ſich nicht allein, er wirkte auch zu meinem Schaden. Ein Lobredner der Bonaparteſchen Heirath 1810 bin ich noch. Ohne ſie ſank Oeſterreich finanziell, politiſch und ſtrategiſch tiefer als Preußen, zumal wenn Napoleon die jetzige Königin von Holland bekam, was an einem Haare hing, was Alexander ſchon zugegeben hatte und nur die Kaiſerin Mutter verhinderte. — Seit dem Auguſt 1807 war ich durch Johannes Müller dem Kronprinzen Ludwig von Bayern bekannt, welche Verbindung durch nichts umgeſtoßen wurde, ſelbſt nicht durch den Tyroleraufſtand von 1809. Was ich perſönlich im verhängnißvollen März 1813 erfuhr, dieſes jämmerliche Kunſtſtück der Roſchmanniade (Lebensbilder am Schluſſe des Urkundenbuchs) iſt das Geheimniß der Sperlinge auf den Dächern. — Daß man Tyrol die alte, noch 1797 vom Kaiſer Franz beſchworene Verfaſſung nicht wiedergab, daß man ihm nichts von alledem hielt, was man ihm 1809 ſo feierlich zugeſchworen, daß die Blut- und Feuertaufe des tapfern Bergvolks es nur weit ärger belaſtet hat, als es unter Bayern geweſen, wogegen Kaiſer Franz ſelbſt 18. April 1809 aus Scharding als gegen einen Friedensbruch zur Inſurrection aufforderte, iſt offenkundig. Das war mein zweiter Grund zum Uebertritt (nach Bayern), den ich im November 1828, wo er geſchah, zwanzig Jahr nach 1809, alſo nicht aus voreiliger Ungeduld, ohne mindeſten Vortheil in utili oder honorifico that und fortan behaupte. Dazu kamen endloſe Cenſurplackereien. — Die ganze Geſchichte Oeſterreichs ſeit der Reformation iſt eine magere jeſuitiſche Hauschronik, eine Fiction, eine fable convenue im Sinne der ſeit 1740 neuen Dynaſtie. Wer durfte ſchreiben? Wer

konnte ſchreiben? Die Sprachen, die Nationalitäten, die Geſchichten der Ungarn und Slaven, glimmten ja kaum mehr unter dem Aſchenberg. Der jetzige Umſchwung bringt natürlich viel Wunderliches an den Tag und die ſervile Tretmühle iſt erſtaunt, daß die Sachen anders klingen, als da man nicht (ſchreiben) konnte, nicht durfte. — In Leipzig, in Hamburg, in Bremen und am Rhein ſpuckt überall Joel Jacobi, der Vidocq der Herrn von Rochow, Kamptz, Wittgenſtein, Tzſchoppe faux frère und agent provocateur unter den Schweizerflüchtlingen, unter den unglückſeligen Polen, in Belgien ꝛc. — Doch fata viam invenient. Meine tiefgefühlte, dankverpflichtete Hochachtung erneuert ꝛc.“

Am 12. März 1845 ſchrieb mir Hormayr über die Verfälſchungen der Wahrheit in der Geſchichtſchreibung der neueren Zeit unter anderm: „Viel ſchlimmere Bewandtniß hat es mit dem wegen Amtsmißbrauch, Betrug und Kaſſendiebſtahls im Betrage von 886,000 Gulden als Regierungspräſident in Kempten entflohenen, mit Steckbriefen verfolgten und im Hauptquartier zu Kaliſch von dem betrogenen Stein, (der über dieſen ſeinen Irrthum ſpäter in Wuth gerieth) als Martyrer der deutſchen Freiheit aufgenommenen Grafen Reiſach. Montgelas ließ ſchon 1815 die Akten darüber drucken, aber Hardenbergs Baſtard Dorow breitete ſeinen Mantel über ihn. Ueber Hardenbergs Römergröße haben Schaumann und Gagern abermal ein in der Halleſchen und in der Berliner Literariſchen wohl fortgepflanztes Licht angezündet. Prima historiae lex est, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat! — Beſtändig in welſchen, ungariſchen, ſlaviſchen, früher auch in ſpaniſchen, belgiſchen, polniſchen, türkiſchen Verwicklungen, wie wäre es der 1740 erloſchenen Dynaſtie möglich geweſen, deutſch zu ſein? Deutſchland als etwas anderes zu betrachten, denn als Werkzeug? Dieſe Politik wurde nur conſervativ, als ſie, auf dem Gipfel angekommen, conſerviren wollte, was ſie in deſtructiven Wegen des Abſolutismus, im unaufhörlichen blutigen Niederhalten alles urkundlichen Rechtes, aller Nationalitäten, Sprachen, Sitten durch kaum mittelmäßige Menſchen

erlangt hatte. Doch iſt dreihundertjähriger Druck und Falſchmünzerei ſo mächtig, daß die biedern Oeſterreicher über jeden Tadel, ja über minderes Lob als über unerhörten Frevel erſtaunen. Selbſt erfahrenen deutſchen Geſchichtsmännern blieben die öſterreichiſchen Zuſtände zu zwei Drittel eine terra incognita."

Unter dem 16. Auguſt 1845 ſchrieb mir Hormayr aus München: „Mein vieljähriger theurer Freund, Anaſtaſius Grün, Graf Anton Alexander Auersperg, bringt mir dieſen Augenblick aus Stuttgart ungemein werthe Grüße von Euer Hochwohlgeboren und eine Kunde, für die ich Ihnen zum lebendigen Danke verpflichtet bin, da ſie eben ſo ſehr von Ihrem Scharfblick, als von Ihrem Wohlwollen zeugt, nämlich daß Sie geſinnt ſind, über die Anemonen vor der Hand gar nichts zu ſagen. Dieſes iſt für den Augenblick das einzig Wünſchenswerthe, denn grade das Intereſſanteſte zu markiren, ſetzt in unmittelbaren Conflict mit der Cenſur und könnte Maßregeln gegen das Buch veranlaſſen."

Auch mit dem Fürſten Lichnowski, der eine große Geſchichte des Hauſes Habsburg geſchrieben hat, kam ich in Berührung, indem er in den Vorreden ſeines Werkes gegen mich polemiſirte. Vergl. mein Literaturblatt 1840 Nr. 125. Sein berühmter Sohn, der 1848 in Frankfurt ermordet wurde, kam einmal nach Stuttgart, wo ich ihn beim preußiſchen Geſandten von Rochow kennen lernte. Man kann ſich von der Lebhaftigkeit und dem Ueberſprudeln dieſes ſehr ſchlanken Jünglings kaum einen Begriff machen, wenn man ihn nicht geſehen hat.

Den beſten neuern Geſchichtſchreiber Ungarns Grafen Mailath lernte ich 1831 in Wien kennen und liebgewinnen. Wir machten zuſammen eine kleine Landpartie hinaus zum luſtigen alten Caſtelli. Graf Mailath beſaß ein außerordentliches Gedächtniß und auch als Geſchichtſchreiber ſchöne Gaben. Allein er hatte kein Glück. Er war wohl zu ſehr gerechter Hiſtoriker, um als Parteimann, ſei es für die Regierung, ſei es für die ungariſche Nationalpartei in einer einſeitigen, aber feſten Stellung ſein Glück machen zu können. Wir blieben

in Verbindung und ich besitze noch eine Menge Briefe von ihm aus Wien, zuletzt aus München. Dort gab er den Prinzessinnen Unterricht, und ich hatte keine Ahnung davon, daß er im Vermögen zerrüttet sei, als plötzlich die Nachricht kam, er habe sich Arm in Arm mit seiner Tochter und von deren Shawl umwickelt, in den Starnberger See gestürzt.

Unter den Oesterreichern, die mich in Stuttgart besuchten, zeichnete sich außer Palacky, von dem ich später reden werde, der liebenswürdige Custos der Ambraser Sammlung, Bergmann, und der berühmte Chmel aus.

Einer der gründlichsten und zugleich liebenswürdigsten Gelehrten Deutschlands war der Münchener Bibliothekar Schmeller, den man in München selbst nicht nach Verdienst würdigte, dem daher allemal wohl war, wenn er nach Stuttgart kam, weil er hier nur treue Freunde und Verehrer fand. Ich erinnere mich noch, wie froh er einmal in unserm Kreise war, als wir in Wangen im Neckarthal mit ihm seinen Geburtstag (6. August 1843) feierten. Außer den Stuttgartern Archivrath Kausler, Oberbibliothekar Stälin, Bibliothekar Gfrörer, Geh. Legationsrath v. Kölle ꝛc. befand sich auch der badische Minister Nebenius dabei, der das Bad Cannstadt brauchte. Das heitere Fest wurde nur durch einen leicht vorüberfliegenden Schatten getrübt. Wir saßen nämlich unserer dreizehn am Tisch, und der letzte der sich setzte, war der von Cannstadt zu spät ankommende badische Ministerialrath Lamey, ein noch junger Mann, der wenige Wochen nachher plötzlich todt im Bette gefunden wurde.

Schmeller nahm thätigen Antheil an dem von uns gestifteten „literarischen Verein," wir hatten daher oft über die Druckangelegenheiten und Correcturen zu correspondiren. Ich will aus seinen Briefen hier nur Einiges mittheilen: „München, 29. August 1843. Verehrter! Unter den Erinnerungen an die angenehmen Stunden, die mir auf meinem Ausflug, namentlich in Ihrem Stuttgart, geworden sind, ist auch die an die Fragen, über welche ich Ihnen nach meiner Heimkunft Aufschluß zu geben hoffte. Die über die hiesige Handschrift

von Charlotte d'Orléans wünſchten Sie möglichſt bald beantwortet und ſo ſei Ihnen denn kund und zu wiſſen gethan, daß dieſe Handſchrift nur eine Copie iſt von Briefen, die ſich in Ihrer Sammlung bereits vorfinden. Titel: (274) Lettres de Madame la Duchesse d'Orléans fille de Charles Louis Electeur Palatin écrites à Mr. de Polier son conseiller et confident et copiées sur les originaux que Mr. de Polier de Bottens Doyen de Lausanne a communiqués à S. A. S. Elect. Palatine en 1770. Die Briefe ſind von 1675 bis 1711 geſchrieben und nur der erſte iſt im Original beigeheftet. — Was des Conrad v. Megenberg Buch der Natur betrifft, ſo kommen auf hieſiger Bibliothek nicht weniger als vierzehn Handſchriften deſſelben vor, wovon eine vom Jahre 1377, eine andere gleichfalls noch aus dem 14. Jahrhundert und eine dritte (niederdeutſche) vom Jahr 1406. In Heidelberg iſt Cod. Pal. 311 (niederdeutſche) vom Jahr 1447. Den Druck von 1478 beſitze ich ſelbſt; außerdem finden ſich auf der hieſigen Bibliothek Ausgaben von 1475, 1481, 1482 und 1499. — Vom Bruder Basilius Valentinus beſitzt dieſelbe Bibliothek dreiundzwanzig verſchiedene Ausgaben verſchiedener Schriften deſſelben, deren Titel ich, wenn Sie es nöthig finden, nachtragen will — außerdem eine Handſchrift: »»V letzte Bücher vom grossen Stein der uralten weisen, aus dem Original so in dem hohen altar zu Erdtfurth unter dem marmorsteinenen täfelein gefunden worden nachgeschrieben anno 1621«« und eine zweite, »»V gehaime bücher von dem grosſen stein der alten weiſen und andern verborgenen gehaimnussen der natur«« in der Einleitung als ſein letztes Wort oder Teſtament erklärt, aus dem Ende des 16. Jahrhundert. — Ich habe alle Urſache, mit der eben vollbrachten Reiſe zufrieden zu ſein. Nach achttägigem Aufenthalt in Heidelberg beſah ich mir Schwetzingen, Mannheim, wo eben die Antigone des Sophokles in antiker Weiſe aufgeführt wurde, Karlsruhe, das Badeleben in Baden, ſodann Straßburg und Colmar, wo ich den Aſſiſen beiwohnte, mich ärgernd, daß dieſe Form der Gerechtigkeitspflege, die ſo urdeutſch, doch ſo ſtarre Gegner an unſern deutſchen Acten-

männern hat, und mich freuend, daß sich nicht blos unter den Zeugen, sondern selbst unter den Geschworenen einige befanden, die noch so sehr Deutsche waren, daß der »Président de la Cour royale« den beeidigten »Interprète« aufbieten mußte. Den Freiburgern half ich ihr 25jähriges Verfassungsjubiläum feiern, und dann gings über den Bodensee der Heimath zu, wo dieses Jubiläum vor kurzem viel stiller vorübergegangen war. Grüßen Sie gelegentlich alle jene gegen mich so gütigen Stuttgarter und bleiben Sie gut Ihrem dankbaren Schmeller."

Ich bemerke hierzu, daß ich damals für den literarischen Verein die sehr interessanten Briefe der Herzogin von Orleans an ihre Schwester, die Raugräfin Louise, aus dem gräflich Degenfeld'schen Archive herausgab, mich auch für Megenberg, aber noch mehr für Basilius Valentinus interessirte, den ersten deutschen Chemiker, dessen mittelalterliche Prosa ich außerordentlich schön, naiv und kunstvoll fand.

Am 11. October 1847 schrieb mir Schmeller aus Sterzing in Tirol. „Verehrter Freund!

Quid quisque vitet nunquam homini satis
Cautum est in horas . . .

Den 14. oder 15. vorigen Monats, ehe ich (wie ich glaube, Ihnen voraus gemeldet zu haben) von München aufbrach, um meinen kranken Stiefsohn nach Meran zu begleiten, hatte ich Ihnen die Correctur ꝛc. durch die Post zugesendet. Am 28. verließ ich Meran, um auf dem kürzesten Wege, d. h. über den Jaufen wiederum nach München zu kommen. Auf der Höhe, dem Joche dieses Berges, hatte ich das Unglück, durch einen bedenklichen Fall mein linkes Bein dermaßen zu verletzen, daß ich von da die drei langen Stunden Gebirgspfades, nach dem nächsten Orte, wo Hülfe möglich war (Sterzing) getragen werden mußte. Seit jenem Unglückstage liege ich hier, fern von den Meinigen, unter der Pflege des Wundarztes, der zwar keinen Knochen gebrochen, einige Sehnen aber luxirt findet und zur völligen Transportirbarkeit noch Wochen für nöthig hält. Zu großem Troste ist

auf meinen Bericht nach Hauſe geſtern meine Tochter hier eingetroffen und hat unter andern die zu revidirenden Bogen mitgebracht. In der Hoffnung im dreiundſechzigſten Lebensjahre noch nicht zum Claudus oder Claudius geworden zu ſein, Ihr Verehrer Schmeller."

Der treffliche Mann lebte jedoch nicht lange mehr. Er hatte immer nur eine ſpärliche Beſoldung bezogen und die Ergebniſſe ſeiner ausgezeichneten Sprachforſchungen nicht einmal vollſtändig dem Publikum vorlegen können. Sein Meiſterwerk, das bayriſche Wörterbuch war nur auf ſehr ſchlechtem Papiere und mit Weglaſſung vieles Materials gedruckt worden. Eine Geſammtausgabe der Werke Schmellers, namentlich auch ſeiner noch ungedruckten Sachen in würdiger Ausſtattung wäre nun eine Pflicht der Münchener Akademie und Univerſität geweſen. Da aber von dieſer Seite nichts erfolgte, erinnerte ich daran in der Recenſion einer Rede von Ringseis (Literaturblatt von 1856 Nr. 5), worin ich den damaligen „Nordlichtern" ihre Mißachtung der Altbayern zum ſchweren Vorwurf machte: „Wie manche leicht, ja ſehr leicht wiegende Geiſter, die man von außen her beſtellt hat, um die Partei zu verſtärken, werden dort überſchätzt und wird ihnen, ohne daß ſie irgend ein Verdienſt beſäßen, in immer wiederholten beſtellten oder ſelbſtverfertigten Zeitungsartikeln ein ungemeſſenes, ja unverſchämtes Lob geſpendet. Und wie manche Altbayern dagegen bleiben zurückgeſetzt in kümmerlicher Exiſtenz und lebenslanger Verkennung. Schmeller z. B. blieb in München in einer ſehr untergeordneten Stellung und kaum beachtet. Erſt nach ſeinem Tode ſollte ihn eine akademiſche Lobrede für die lange Verachtung gleichſam wie mit einem Almoſen, das man dem Todten in die Hand drückt, entſchädigen. Sein unſterbliches Werk, das bayriſche Wörterbuch, mußte außerhalb Bayern in einer verkürzten Ausgabe auf ſchlechtem Papier erſcheinen. Auch jetzt noch denkt die herrſchende Partei nicht daran, Schmellers ungedruckt gebliebene Beiträge zum Wörterbuch zu Handen der Akademie zu nehmen, und jenes treffliche Buch endlich einmal in einer vollſtändigen und ſeiner würdigen Ausgabe erſcheinen zu laſſen, eine Pflicht, die Bayern dem beſcheidenſten

und größten ſeiner Sprach- und Alterthumsforſcher unter allen Umſtänden ſchuldig wäre."

Mit dem Münchener Neumann, dem Chineſen, ſtand ich ſchon vor ſeiner Reiſe nach China in freundſchaftlicher Verbindung. Ich erfreute mich ſpäter an der ſchönen reichen Sammlung von Bildern, die er von dort mitgebracht hat. Unter den bayriſchen Hiſtorikern und Naturforſchern, die mit mir correſpondirten, finde ich noch Docen, von Oefele, von Hefner, Söltl, den Rottenburger Benſen. Den um Ausforſchung und Ausbeutung der Archive hoch verdienten Höfler, der ſpäter nach Prag kam, lernte ich ſchon 1835 in Rom kennen und blieb immer mit ihm in freundſchaftlicher Beziehung. Ebenſo mit Riehl, der zwar nicht eigentlich unter die Hiſtoriker gehört, deſſen ich aber hier gedenke, da niemand volkskundiger war als er. Er beſuchte mich in Stuttgart und ich habe ihn immer ungemein hoch geſchätzt, weil er wie ich die angeborene gute Natur des deutſchen Volks gegen das angeſchulte Fremde und Schlechte möglichſt zu ſchützen bemüht war. Nur in einem Punkte war ich nicht ſeiner Meinung. Er vertheidigte nämlich einmal die norddeutſchen Familienthees gegen die ſüddeutſchen Bier- und Weinhäuſer und fand es ſchöner, daß der Mann Abends unter den Damen, als daß er nur zu Männern ins Wirthshaus ſitze. Ich machte dagegen geltend, daß es doch natürlicher ſei, wenn die Männer mit einander verkehrten und ihren Geiſt und Charakter aneinander ſtählten, und ich berief mich auf Tacitus, nach deſſen Bericht die alten Deutſchen ſchon vor achtzehn Jahrhunderten Abends grade ſo zu zechen pflegten, wie die neuen, und auf die Edda, nach welcher auch die alten Helden Scandinaviens kein höheres Glück und keine höhere Würde kannten, als zu kämpfen und dann in der Walhalla mit Freund und Feind zu zechen.

Von Bayern beſitze ich noch viele an mich geſchriebene Briefe. Darunter von Döderlein, Uſchold, Falke. Auch von Dittmar in Heſſen. Noch fallen mir in die Augen Briefe von Soldan, dem zu frühe verſtorbenen Clauſen, Vehſe, Sugenheim, Vogel in Naſſau, Wuttke, der die Sache der Deutſchböhmen würdig vertrat. Mit

Vilmar ſtimmte ich in ſeinen religiöſen Richtungen, wie in ſeinem literargeſchichtlichen Urtheil in der Hauptſache überein, konnte aber nicht begreifen, wie er ſich Haſſenpflug befreunden und die ſchlechte Sache des heſſiſchen Kurfürſten ſo eifervoll vertheidigen mochte. Er begriff eben ſo wenig, warum ich, der ihm in ſo vielen andern Dingen zuſtimmte, in dieſer kurheſſiſchen Frage anderer Meinung ſei, er muthete mir zu, in meiner Geſchichte der neuern Zeit mein Urtheil über Kurheſſen umzuändern; als ich aber aktenmäßige Beweiſe forderte, blieb er ſie mir ſchuldig, d. h. er verwies mich auf eine Unzahl Zeitungsartikel und Verordnungen, die mir theils nicht zugänglich waren, theils die Wahrheit nur beſtätigten, daß es wahrhaft thöricht, ja ſündhaft ſei, daß edle Männer — und Vilmar war einer — ſich abquälten, den Particularismus in ſeiner widrigſten Geſtalt zu vertheidigen.

Noch muß ich des achtungswürdigen Roth von Schreckenſtein gedenken, der ſeine Stellung als württembergiſcher Reiteroffizier aufgab, um ſich ganz den hiſtoriſchen Studien widmen zu können. Er gab mir mehrmals Aufſätze in mein Literaturblatt, wurde in Nürnberg beim germaniſchen Muſeum und ſpäter beim Fürſten von Fürſtenberg in Donaueſchingen, wo reiche Sammlungen für Geſchichte und Alterthum beſtehen, angeſtellt.

Im Jahr 1837 brachte mir Herr Bugge, ein Schulmann aus Drontheim in Norwegen, wo eine societas scientiarum gebildet iſt, ein Diplom als Mitglied derſelben, um mir die Theilnahme und Achtung ſeiner Landsleute auszudrücken. Denn wie ich im ſüdlichen Deutſchland das germaniſche Princip gegen das romaniſche vertheidige, ſo ſeien ſie in Norwegen gegenwärtig im Fall, ſich gegen die franzöſiſche Mode und Tendenz verwahren zu müſſen, welche ſeit Bernadottes Regierung in Stockholm die herrſchende geworden ſei. Beinahe gleichzeitig beſuchte mich Reuterdahl, damals Profeſſor in Lund, ein frommer und biederer Schwede, der meinem Kampf gegen die unſittlichen Tendenzen in der deutſchen Literatur ſeinen vollen Beifall zollte. Er iſt ſpäter Biſchof von Upſala, d. h. der erſte Geiſtliche

in Schweden geworden. Ein ſchwediſcher Schulmann Swedbom, orientirte ſich einige Jahre ſpäter im deutſchen Schulweſen und hielt ſich auch eine Zeitlang in Stuttgart auf. Wir wurden befreundet und ich widmete ſeiner jungen Gattin die Huldigung, welche ihre wunderbar elfenartige Erſcheinung herausforderte; ſie war nämlich klein wie ein Kind und doch vollkommen proportionirt, die reizendſte Blondine, die man ſehen konnte, ſo daß ich ſie im Scherz nur meine Elfenkönigin nannte.

In den Jahren 1840 und 1841 feierten wir in Stuttgart hintereinander drei große Volksfeſte. Das erſte war die Enthüllung der von Thorwaldſen verfertigten bronzenen Schillerſtatue, die wir mit ſo vieler Ausdauer endlich zu Stande gebracht hatten und wobei ſich eine große Volksmenge betheiligte. In demſelben Jahre 1840 feierten wir das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunſt mit Gottesdienſt und großem Feſtzuge, worauf ich auf dem Marktplatz von einer Tribüne herab die Feſtrede hielt. Regen drohte und ein kalter Wind wehte mir entgegen, ſo daß mir trotz der Stärke meiner Stimme bange war, ich werde nicht weit genug gehört werden. Da gruppirte ſich rings um meine Tribüne her ein Kreis der ſchönſten mit Blumen geſchmückten Mädchen, worauf ich nicht vorbereitet war, und das gefiel mir ſo, daß ich den Wind vergaß und friſch und kräftig meine Rede hielt. Die Zahl der Buchhandlungen und Buchdruckereien in Stuttgart war damals ſchon ſehr groß.

Im darauffolgenden Jahr 1841 wurde das Jubiläum der fünf und zwanzigjährigen Regierung des Königs von Württemberg in Stuttgart mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Das ganze Volk nahm daran Antheil. Aus allen Theilen des Landes wurden Natur- und Kunſtproducte, geſchmackvoll gruppirt, in langer Proceſſion auf Wagen herumgeführt. Der Feſtzug wurde von wenigſtens 20,000 Menſchen gebildet, den feſtlich gekleideten Vertretern aller Stände. Am ſchönſten waren die Volkstrachten, die ſtattlichen Bauern zu Pferde und die Landmädchen in den mannigfaltigſten Trachten. Der

Zug dauerte vier Stunden lang, bis er am König, der zu Pferde vor dem Schloß hielt, vorüberkam.

In jener achtzehnjährigen Friedenszeit, die zwiſchen der Juli- und Februarrevolution lag, war der Druck des Metternichſchen Syſtems lange nicht mehr ſo empfindlich wie früher. Die geiſtige Entwicklung war freier und regte ſich in den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens und Glaubens. Auf die kirchlichen Entwicklungen will ich ſpäter zurückkommen. An dem regeren literariſchen Leben in Stuttgart konnte ich natürlicherweiſe nicht ohne Antheil bleiben.

Schon in den dreißiger Jahren veranlaßten Kölle und ich die Cotta'ſche Buchhandlung zur Herausgabe der Deutſchen Vierteljahrsſchrift, die jetzt noch nach unſerm Programme beſteht. Sie ſollte zeitgemäße Abhandlungen aufnehmen, die für gewöhnliche Tagesblätter zu umfangreich wären, und dieſe Abhandlungen ſollten, wenn auch wiſſenſchaftlich, doch zugleich praktiſch ſein, Zeitfragen beurtheilen und überhaupt Front gegen das Leben machen. Meinem Rathe gemäß wurde keine Redaction genannt, überhaupt keine eigentliche Redaction aufgeſtellt, ſondern die Garantie der in ganz Deutſchland geachteten Verlagshandlung überlaſſen. So vermied man am beſten jedes Mißtrauen der Mitarbeiter.

VI. Politiſche Thätigkeit.

Seit den Karlsbader Beſchlüſſen war alles politiſche Leben in Deutſchland erſtorben. Die Patrioten von 1813 galten nichts mehr. Nur die liberale Partei, die erſt im Entſtehen war, hatte einige Ausſicht auf Erfolg. Es iſt beſchämend für uns Deutſche, daß die heilige

Begeisterung, mit der man kurz vorher das Joch der Fremdherrschaft zerbrochen hatte, wie ein Traum vergessen war, und daß man schon wieder bei denselben Franzosen in die Schule ging und ihnen nachäffte, die man zehn Jahre vorher als die Schänder unsres Vaterlandes mit Kolben todtgeschlagen hatte.

Man muß indeß billig sein. Nur wer jene häßliche Zeit der Restauration in den zwanziger Jahren mit erlebt hat, weiß, welcher Alp auf dem Volke lag und mit welcher Begierde man alles ergriff, was dazu dienen konnte, ein wenig Luft zu bekommen. Dazu eigneten sich nun wirklich die modernen Verfassungen am besten, obgleich sie nur von Frankreich hergeholt waren und abermals französische Denkart und Mode in Deutschland einführten.

Die politische Opposition im Königreich Württemberg begann im Jahre 1815 in echt nationaler Weise mit Verwerfung der einseitig vom König octroyirten Verfassung nach dem französischen Muster und forderte „das alte Recht". Das alte Herzogthum Württemberg hatte aber neue Erwerbungen gemacht und war zum Königreich vergrößert worden, das alte Recht mußte daher wenigstens Zusätze erhalten, und man vereinigte sich auf friedliche Weise im Jahre 1819 unter dem neuen König Wilhelm I. zu einem seltsamen Mittelding von deutscher und französischer, altständischer und modern repräsentativer Verfassung. Die mediatisirten Reichsfürsten und Reichsgrafen saßen mit den königlichen Prinzen und sechs vom König auf Lebenszeit ernannten Herren in der ersten Kammer. Dreizehn von der Ritterschaft gewählte Grafen oder Freiherrn, sechs protestantische Prälaten, der katholische Landesbischof, der Generalvicar und der älteste katholische Dekan, der Kanzler der Universität Tübingen, je ein gewählter Abgeordneter der sieben „guten Städte" Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Heilbronn, Reutlingen und Ellwangen, sodann noch je ein gewählter Abgeordneter der 64 Oberämter saßen in der zweiten Kammer.

In den zwanziger Jahren hatte sich der Sturm der Opposition von 1815 und 1819 in Württemberg völlig gelegt. Man genoß mehr

Freiheit hier, als in anderen Ländern, beſonders Preßfreiheit, wodurch der Buchhandel ausnehmend in Aufſchwung kam. Aus allen deutſchen Provinzen wurden zum Theil von den bedeutendſten Männern der Literatur die Manuſcripte nach Stuttgart geſchickt, um ſie im hieſigen Verlag erſcheinen zu laſſen. Von Jahr zu Jahr entſtanden neue Verlagshandlungen und Druckereien. Viele Verleger gelangten ſchnell zu großem Reichthum. Nicht lange, ſo wurde Stuttgart nächſt Leipzig der zweite Brennpunkt des buchhändleriſchen Verkehrs und zählte mehr Preſſen als ſelbſt die Metropole der Intelligenz an der Spree. Der König von Württemberg galt in ganz Deutſchland als der liberalſte, und in einem gewiſſen Sinne war er es auch. Daß er den ſehr liberalen Miniſter von Wangenheim abdankte und Liſt, Lieſching und einige Studenten auf die Feſtung ſchicken mußte, dazu nöthigte ihn Metternich und der Bundestag.

Da übrigens Oeſterreich und Preußen ihrerſeits den 13. Artikel der Bundesakte nicht erfüllten und keine Verfaſſung einführten, friſtete der Conſtitutionalismus in den Mittel- und Kleinſtaaten nur ein kümmerliches Daſein fort, denn durch das Organ des Bundestags konnten die Großmächte jeden Augenblick auch den kleinſten Erfolg des Liberalismus vereiteln. Daher die unnatürliche Erſcheinung, daß die Männer, die es mit dem deutſchen Geſammtvaterlande am aufrichtigſten wohlmeinten und dem Partikularismus am wenigſten anhingen, doch gerade in der höchſten Behörde Deutſchlands, dem Bundestage, nur den Feind Deutſchlands erkannten und ihre Hoffnung nur noch auf eine neue Erhebung in Frankreich ſetzten. Mit der lebhafteſten Theilnahme und Spannung verfolgte man diesſeits des Rheins Schritt vor Schritt die ſteigende Bewegung in den Kammerdebatten, in den Emeuten und in der Preſſe Frankreichs.

Daher der unermeßliche Jubel, mit dem die Julirevolution in den conſtitutionellen Staaten Deutſchlands begrüßt wurde und die liberalen Demonſtrationen, die hier faſt überall in wenn auch nur ſchwächeren Schwingungen die Pariſer Bewegung fortpflanzten.

Ich hatte ſchon anderthalb Jahre vorher eine Ahnung, daß große

politiſche Ereigniſſe bevorſtehen, und unternahm daher eine Erneuerung des älteren, längſt eingegangenen hiſtoriſchen Taſchenbuches, in welchem Poſſelt die Begebenheiten je des vergangenen Jahres zuſammengeſtellt hatte. Zunächſt ſollte die Geſchichte des Jahres 1829 erſcheinen und iſt erſchienen. Die Geſchichte des Jahres 1830 bot mir aber ſo reiches Material dar, daß ich den Jahrgang in zwei Bändchen theilen mußte. Dieſe Arbeit machte mir großes Vergnügen, da ſie mich in Bezug auf die damaligen Zuſtände auf unſerm ganzen Planeten orientirte.

Wenige Tage nach der Julirevolution beſuchte mich der junge Graf Auersperg von Wien, mit dem ich zunächſt nach Baden fuhr, wohin mich Ludwig Tieck eingeladen hatte, der hier wieder ſeine Kur gebrauchte. Wir brachten einige vergnügte Tage bei ihm zu. Auch der badiſche Oberfinanzrath Heß geſellte ſich damals zu uns, ein kleiner freundlicher Mann von dichteriſcher Begabung, der namentlich das ſchöne badiſche Land in reizenden Verſen beſungen hat. Mit ihm fuhren wir bis nach Kehl, und durch ſeine Vermittlung gelang es uns, ohne Paß und ungefragt nach Straßburg hinüberzukommen, wo wir gerade zur rechten Zeit eintrafen, um den Feierlichkeiten zu Ehren der Thronbeſteigung Ludwig Philipps zuzuſehen. Ein Buchhändler hatte die Güte gehabt, uns zu dem Feſtmahl in ſeinem Hauſe einzuladen, bei dem wir beiden Gäſte allein in Civil erſchienen, die Herrn Straßburger aber alle in der Uniform der Nationalgarde. Auch mehrere nationalfranzöſiſche Offiziere befanden ſich dabei, die kein Wort deutſch ſprachen. Die Converſation war durchaus franzöſiſch, bis jene Offiziere eine gute Schüſſel vorbeigehen ließen. Da ſagte die treffliche Hausfrau ganz laut: „Die verfluchte Welſche wiſſen auch gar nit was gut is.“ — Straßburg war damals ganz bedeckt mit dreifarbigen Fahnen und voller Luſt und Jubel. General Albrayer hielt eine große Parade ab und wohnte einer Meſſe im Münſter bei. Im Hintergrunde plauderten die Offiziere mit einander und kritzelten mit ihren Degen in die Kirchenwand. Auch wirbelten die Trommeln eines ganzen Regiments mitten in der Kirche, daß man glaubte, die Hölle

ſei los. Wir ſtiegen auf den Münſterthurm, begleitet vom Bibliothekar Jung, und da das Wetter außerordentlich ſchön war und wir auf dem nicht ausgebauten Nebenthurme eine nette kleine Reſtauration fanden, blieben wir den ganzen Tag oben, genoſſen die ſchöne Ausſicht und hörten von unten her das Gelärm und die obligate, nie endenwollende Marſeillaiſe.

Da unterdeß die belgiſche Revolution ausbrach, der bald die polniſche folgte, es auch in Deutſchland Unruhen gab und die Stimmung äußerſt erregt war, kam im Herbſt der König von Württemberg auf den Gedanken, der alten Hofzeitung ein neues Kleid anzuziehen und dieſelbe zu einem Organ ſeiner Regierungspolitik zu machen. Er war ſo vorſichtig die Stände nicht einzuberufen, bis die Heftigkeit der politiſchen Bewegungen ſich mit der Zeit etwas gelegt haben würde. Nun fiel der König auf den unglücklichen Gedanken, mir die Redaction der projectirten Zeitung anzutragen, was ich natürlich ablehnte, da ich in der Preſſe nie eine fremde, ſondern immer nur meine eigene Meinung und Ueberzeugung vertreten wollte

Im folgenden Frühjahre kam der damals hochgefeierte Rotteck nach Stuttgart. Da ſich gleichzeitig der preußiſche General Rühle von Lilienſtern hier aufhielt, lud Cotta unbedacht dieſe beiden Herren zum Souper, zum Glück aber noch ſeinen Schwager, General von Hügel und mich dazu. Denn der hochzugeknöpfte Preuße war indignirt, daß man ihm einen Demagogen vorſtelle. Dennoch machten wir zu dem böſen Spiel eine lachende Miene. Hügel übernahm den Preußen, ich den Demagogen, Cotta in der Mitte, wandte ſich bald zu dieſer, bald zu jener Gruppe und ſo vermieden wir jeden weiteren Mißton. Rottecks Perſönlichkeit entſprach ſeinem großen Rufe nicht, denn er war ein kleines Männchen mit ſchwacher Stimme und ſeine berühmten Reden floſſen in einer faſt unausſtehlichen Monotonie dahin. Ich hatte ihm in ſeine „Annalen" eine ziemliche Zahl Aphorismen unter dem Namen „politiſche Grillen" gegeben. Auch den damals namhaften deutſchen Reformer Wilhelm Schulz von Darmſtadt lernte ich in jener Zeit kennen. Auch er war nicht groß von Geſtalt, ſeine

Mienen zeugten aber von einer feſten Ueberzeugung. Von ihm iſt der erſte Gedanke an ein deutſches Parlament ausgegangen.

Ich hatte länger keine größeren Reiſen mehr gemacht und immer viel gearbeitet, wollte mich einmal erholen und hielt die Gelegenheit für günſtig, mich etwas in Wien umzuſehen. Die Polen hatten ſich gegen Rußland erhoben, die Ungarn ſprachen in einer berühmten Adreſſe ihre lebhaften Sympathien für die Polen aus. Fürſt Metternich ſchien zu ſchwanken. Es mußte im Intereſſe Oeſterreichs liegen, Rußland zu ſchwächen. Mit einem Wort, nach der langen Stagnation wehte damals wieder eine friſche Luft in Oeſterreich. Ich begab mich alſo dorthin und verweilte ſechs Wochen in Wien. Von den Dichtern, die ich in Wien kennen lernte, habe ich ſchon geredet. Faſt alle dieſe Leute waren heimliche Liberale und haßten das Metternich'ſche Syſtem. Trotz der Cenſur konnte man in Wien alle möglichen verbotenen Schriften leſen. Der dramatiſche Dichter Deinhardſtein, der ſich mir viel widmete, war zugleich Cenſor, und als wir einmal auf der Straße von einem verbotenen Buche redeten, lief er in die erſte beſte Buchhandlung und holte es, ohne daß man nöthig gefunden hätte, es vor ihm zu verhehlen.

Es wurde mir inſinuirt, ich möchte mich dem Fürſten Metternich vorſtellen laſſen, da ich indeß nichts davon wiſſen wollte als von einer lächerlichen Zudringlichkeit, die mir nicht gezieme, empfing ich eine Einladung des Herrn v. Gentz. Ich hatte jedoch grade vor dieſem Herrn einen moraliſchen Ekel, den ich nicht hätte überwinden können, und was konnte er auch von mir wollen? Ich entſchuldigte mich alſo, ging nicht hin und entzog mich jeder weitern Zumuthung durch eine um ſo ſchnellere Abreiſe, als grade damals die Cholera plötzlich ausbrach. Während meines damaligen Aufenthaltes in Wien ſah ich noch den alten Kaiſer, den alten Erzherzog Karl und den jungen Herzog von Reichsſtadt. Der letztere, ein wohlgewachſener Jüngling, hatte ganz das öſterreichiſche lange Geſicht und nur die energiſchen Kinnbacken Napoleons. Ein für ihn begeiſterter Maler erzählte mir viel von ſeinem Privatleben und ſetzte große Hoffnungen auf ihn, die aber

vereitelt wurden, da der Prinz bald darauf ſtarb. Der alte Erzherzog Karl hatte nichts Imponirendes. Das lange Geſicht machte ihn ſeinem Bruder Franz gar zu ähnlich. Sein Adjutant, Herr v. Kleyle, hatte einige Jahre ſpäter die Güte, meiner Bitte zu entſprechen und mir geſchichtliche Fragen, die ich ihm in Bezug auf den Erzherzog ſtellte, ſchriftlich und ausführlich zu beantworten. Beiläufig will ich bemerken, daß er, wenn er gleich ſelbſt freimüthig urtheilte, doch viele Ausſagen Hormayrs als ungenau und verleumderiſch zurückwies.

Bevor ich Wien verlaſſe, muß ich noch ein paar Anekdoten erzählen, welche beweiſen, wie viel Mutterwitz man in Wien hat und wie ſich reiſende Gelehrte, welche dort ihre Eitelkeit befriedigen wollen, in Acht zu nehmen haben. Der Berliner Profeſſor Gans, ein Jude und affectirteſter Hegelianer, weil er nur durch Hegels Gunſt emporkommen konnte, wurde von der Hegelſchen Schule und von den Literaturjuden als ein ungeheures Genie ausposaunt. Er kam auch einmal nach Stuttgart, wo ich in ihm einen der aufdringlichſten Maulhelden kennen lernte, die mir je vorgekommen ſind. Dieſes Berliner Genie reiſte auch einmal nach Wien, um ſich dort bewundern zu laſſen. Da man ihn nun dort reden ließ, wie er wollte, radotirte er einmal in einem Gaſthofe an der Tafel, wie ſehr er ſich in Wien getäuſcht habe, man ſei ja hier viel liberaler als in Berlin ꝛc. und hielt eine politiſche Vorleſung. Unterdeß verlor ſich ein Gaſt nach dem andern und endlich blieb nur ein ältlicher Mann bei ihm ſitzen. Als Gans nun höchſt befremdet dieſen frug, warum denn die Leute fortgingen? ſtand auch ſein Nachbar auf und nahm Hut und Stock, zog aber zuvor einen Zettel heraus und las: „Sie ſind Profeſſor Gans aus Berlin, kamen an dem und dem Tage hier an, ſtiegen in dem und dem Gaſthofe ab, beſuchten die und die Leute, waren hier, waren dort, ſprachen dies, ſprachen das. In Summa harmloſer Schwätzer!“ Damit ſteckte der Alte ſeinen Zettel wieder ein, verbeugte ſich und ging. Es war ein Agent der geheimen Polizei geweſen, ein ſog. Naderer oder Spitzl.

Schlimmer noch ging es dem berühmten Rotteck. Als dieſer

einmal nach Wien kam (noch in den dreißiger Jahren), ließ ihm Fürſt Metternich auf eine verbindliche Weiſe ſagen, er wünſche ihn kennen zu lernen. Als ſich nun Rotteck bei ihm meldete, empfing ihn der Fürſt auf das zuvorkommendſte, lobte ihn, bewunderte ihn, frug ihn um Rath, bat ihn um Aufſchluß, ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, ſondern plauderte immerfort allein, bis er nach einer Viertelſtunde plötzlich abbrach, ſich mit dringenden Geſchäften entſchuldigte und verſchwand. Da ſtand nun der arme Rotteck und hatte kein Wort hervorbringen können.

Im Herbſt 1831 kamen viele Polen, die nach Beendigung der Revolution vor den Ruſſen flohen und größtentheils nach Frankreich gingen, durch Württemberg, wo ſie ſehr gut aufgenommen wurden, wie ſie denn von hier aus auch ſchon während ihres unglücklichen Kampfes auf mannigfache Art waren unterſtützt worden. Jetzt verſorgte man die Flüchtlinge mit Reiſegeld. Dem General Ramorino und ſeinem Adjutanten wurde ein großes Gaſtmahl im Königsbade veranſtaltet. Der gedachte General hatte etwas Falſches in ſeinem blonden Geſicht, was mir nicht gefiel. Der alte General Sznayde ſah ganz ſo aus, als ſei er ein deutſcher Abenteurer und heiße eigentlich Schneider. Ramorino hatte eine erbärmliche Rolle ſchon in Polen geſpielt, dann abermals in der Schweiz und zuletzt in Italien, wo er als Verräther kriegsrechtlich erſchoſſen wurde. Der Ausgang Sznaydes war womöglich noch erbärmlicher, denn als Feldherr der pfälziſchen Revolutionsarmee im Jahre 1849 that er rein gar nichts und ließ nicht einen einzigen Schuß abfeuern, bis ſeine eigenen Leute ihn durchprügelten und fortjagten. Bei jenem Polenfeſt im Königsbade fanden ſich ganz unerwartet Heinrich Elsner, ein mißrathener Theologe, der zur Zeitungsſchreiberei griff, und Ernſt Münch ein. Eine Keckheit ohne gleichen, da ſie nur kommen konnten, um die armen Polen und ihre deutſchen Freunde zu verhöhnen. Nur die geniale Lüderlichkeit und der nie verſiegende Humor des jungen Elsner, dem jede Scham fremd war, erklärte ſein Erſcheinen. Was Münch betrifft, ſo war dieſer nur in der Beſoffenheit von Elsner mitgenom-

men worden. Während alles noch ſtaunte, ſtieß Elsner mit Münch an und ſchrie mit höhniſchem Blick auf die Polen: Es leben die Sieger! Da brach allgemeine Wuth aus und die Bürger legten ſchon Hand an, um die beiden ungebetenen Gäſte durchzuprügeln und zur Thür hinauszuwerfen, als der kleine Bierbrauer Denninger, ein äußerſt geſcheidter und praktiſcher Mann, auf den Tiſch ſprang und den Zornmüthigen zurief: Prügelt die Kerle morgen, entweiht aber heute das ſchöne Feſt nicht! So kamen die Beiden mit heiler Haut davon. Es iſt möglich, daß ſie ſich hinterdrein ihrer Heldenthat gerühmt haben.

Ein anderes Feſt wurde dem berühmten Ledochowski gegeben, der zuerſt die Abſetzung des Kaiſers Nikolaus verlangt hatte. Ein gewiſſer Zaliwsky begleitete ihn, ein junger Republikaner, der denſelben Ledochowski kurz vorher in Warſchau als Ariſtokraten hatte ermorden wollen.

Obgleich ich für die Polen nicht ſchwärmte, theilte ich doch ihre Antipathie gegen die Ruſſen und konnte dem Unglück derer, die ſich heldenmüthig vertheidigt hatten, mein Mitgefühl nicht verſagen. Ich wurde daher von den namhafteſten Flüchtlingen geliebkoſt, ich empfing die Beſuche des polniſchen Finanzminiſter Biernacki, eines feinen Mannes aus der alten Schule, des bildſchönen, feurigen Nacwasky, des Grafen Beza, der ſich nachher in Paris kümmerlich mit Schreibereien durchbrachte, und des kühnen Volhyniers Godepsky, der ſich in den Reichstag des Königreichs Polen eingedrängt und zuerſt den Anſchluß ſämmtlicher altpolniſchen Provinzen an das Königreich beantragt hatte. Er kam einmal um neun Uhr Morgens zu mir und ging erſt um elf Uhr Abends wieder.

Großes Aufſehen erregte damals ein Menſch, der wie der gemeinſte Reitknecht ausſah, ſich aber Graf Gonzaga-Mantua-Murzinowsky nannte, mit Paß und Geld verſehen war und um ſo räthſelhafter erſchien, als er weder Bildung noch Geiſt verrieth und nicht einmal polniſch verſtand. Schott warf ihn zur Thüre hinaus. Man

glaubte er sei ein Bedienter, der sich Namen und Papiere seines Herrn angeeignet habe.

Im Dezember 1831 sollten, nachdem die sechsjährige Wahlperiode beendet war, neue Abgeordnete zum württembergischen Landtag gewählt werden. Da ich, obgleich erst seit fünf Jahren eingebürgert, doch ziemlich populär im Lande geworden war, wurde ich aufgefordert, eine Wahl anzunehmen, und ich glaubte, mich derselben nicht entziehen zu dürfen. Die liberale Partei war die einzige, der in der Kammer ein gesetzlicher Weg offen stand, um an dem verhaßten Systeme des damaligen deutschen Bundestags zu rütteln. Die Opposition in der württembergischen zweiten Kammer hat in den zunächst folgenden Sessionen bewiesen, daß sie noch mit der alten patriotischen Partei zusammenhing, indem sie zunächst die allgemeine deutsche Frage ins Auge faßte. Auch konnte man der Partei damals noch nicht die Fehler anrechnen, in welche sie später gefallen ist, sofern sie zu meinem Bedauern in die Schablone des französischen Liberalismus einging. Damals war die liberale Partei gleichsam noch jungfräulich von einer heiligen Begeisterung für das Wohl und die Ehre des deutschen Gesammtvaterlandes ergriffen und noch nicht in die Doctrin verrannt. Ich konnte also gar keinen Anstand nehmen, mich ihr freudig anzuschließen. Da wollte mir nun aber der alte Paulus wieder einen bösen Streich spielen, und schickte wieder wie vor fünf Jahren einige hundert Abdrücke einer Nummer der Speierer Zeitung ins Land, in der er den Württembergern rieth, mich doch ja nicht zum Abgeordneten zu wählen. Wie er ihnen früher abgerathen hatte, mich ins Bürgerrecht aufzunehmen, weil ich aus der Schweiz komme und ein gefährlicher Demagoge sei, so warnte er sie jetzt vor meiner Wahl zum Abgeordneten, weil ich eben erst aus Oesterreich gekommen und der Reaction verkauft sei. Dieser Schmähartikel wurde wirklich in einigen Oberamtsbezirken, wo man mich zur Wahl vorgeschlagen hatte, ausgetheilt, aber ohne alle Wirkung. Ich wurde im Schwarzwaldkreise im Oberamtsbezirk Balingen mit großer Stimmenmehrheit gewählt, nachdem ich mich dort persönlich vorgestellt und zu Lautlingen

mitten in dem ſchönen Felſenthal zwiſchen Balingen und Ebingen, am 21. Dezember, einem ſchönen hellen und ſchneeloſen Wintertage vor den zahlreich verſammelten Bauern meine erſte Volksrede friſch und fröhlich gehalten hatte.

Ich habe ſpäter noch gar oft mit den ſchwäbiſchen Bauern verkehrt und gegen die Vorausſetzung meiner ſtädtiſchen Freunde ſtets warmen Anklang bei ihnen gefunden. Trotz meiner norddeutſchen Mundart ſprach ich ſo deutlich, daß ſie mich alle wohl verſtanden. Sie wußten, daß ich ein vollkommen unabhängiger Mann ſei und mit der Regierung nichts zu ſchaffen habe. Sie erkannten, daß ich ſelbſt einmal auf dem Lande gelebt hatte und mich auf die bäuerlichen Intereſſen, Sorgen, Vortheile, Sympathien und Antipathien ganz gut verſtand. Endlich ſetzte ich ihnen in der Hauptſache kurz und klar auseinander, was etwa auf dem Landtage vorkommen und wie ich mich dazu verhalten würde. Das alles gefiel ihrem natürlichen Verſtande.

Auf dem Rückwege frühſtückte ich in der Poſt in Tübingen, als ein eleganter Reiſewagen vorfuhr, aus dem ein alter und ein junger Herr mit einem etwa 15jährigen Knaben ausſtiegen. Sie ſetzten ſich zu mir, um ebenfalls zu frühſtücken. Ich hatte meinen damals fünfjährigen Sohn Rudolf auf dieſer Reiſe mitgenommen, einen hübſchen blondlockigen Knaben, mit dem der ältere fremde Knabe ſich bald zu necken und endlich zu balgen anfing. Unterdeß hatte ſich der alte Herr wieder entfernt, und der junge Herr ließ ſich mit mir in ein ernſtes Geſpräch ein, in dem er mich mit einem ſehr edlen Anſtand über die Univerſität Tübingen und die württembergiſchen Verhältniſſe frug. Die Knaben lärmten ſo laut, daß wir ihnen Ruhe gebieten mußten. Dann kam der alte Herr wieder, und alle drei fuhren raſch davon. Jetzt erſt erfuhr ich von der Poſthalterin, es ſeien die Prinzen Auguſt und Maximilian von Leuchtenberg geweſen, die zu ihrer Schweſter nach Hechingen fuhren, um bei ihr die Weihnachten zuzubringen. Prinz Auguſt, ſchön gewachſen und blond, hatte ganz die Wittelsbachſche Phyſiognomie und kam mir ſo

liebenswürdig vor, daß ich nur mit Wehmuth wenige Jahre ſpäter ſeinen frühen Tod erfuhr. Er hatte nämlich kaum die Königin von Portugal, Maria da Gloria geheirathet als er plötzlich ſtarb. Sein jüngerer Bruder Maximilian war damals ein ſchöner wohlgebildeter Knabe, ſchwarzhaarig und mit mehr franzöſiſcher Phyſiognomie. Er heirathete ſpäter die Großfürſtin Marie von Rußland und iſt gleichfalls jung geſtorben.

Am Neujahrstage 1832 empfing ich die Wahlurkunde.

Inzwiſchen blieb der König immer noch ſeinem Syſtem treu, die Eröffnung des Landtags zu verſchieben, bis die Wellen der Zeitbewegung ſich immer mehr würden gelegt haben. Die belgiſche, die polniſche Revolution waren beendigt. Ludwig Philipp lenkte ganz ſanft wieder in das alte Geleis der Reſtauration ein. Man mußte auch von Seite Metternichs und des Bundestags neue Repreſſivmaßregeln erwarten. Es war alſo hohe Zeit für die württembergiſche Kammer, wenn ſie noch einen Reſt des günſtigen Windes benutzen wollte, der ſeit dem Juli 1830 die liberalen Segel in Deutſchland geſchwellt hatte. Wir wollten hauptſächlich dem Bundestage durch eine Erklärung zuvorkommen, von der wir erwarten durften, ſie werde nicht ohne Eindruck bleiben, weil die württembergiſchen Stände ſich 1815 und 1819 den Ruf erworben und verdient hatten, durch Takt und Energie allen andern deutſchen Ständeverſammlungen als Muſter dienen zu können. Im Uebrigen waren unter uns Neugewählten viele noch junge und feurige Männer, welche wie ungeduldige Roſſe aus den Nüſtern dampften und mit den Füßen ſcharrten, weil ſie ſich noch nicht in den Kampf ſtürzen durften. Da nun keine Hoffnung vorhanden war, daß der König aus eigenem Antriebe die Stände bald eröffnen würde, glaubten wir in unſerm Rechte zu ſein und einen allgemeinen Wunſch unſerer Wähler auszuſprechen, wenn wir den König erinnerten, es ſei zur Kammereröffnung Zeit.

Wir veranlaßten daher von Stuttgart aus eine Zuſammenkunft aller in die zweite Kammer gewählten Abgeordneten des Landes in dem reizend gelegenen Badeort Boll gegenüber dem Hohenſtaufen

am 30. April. Die Mehrzahl derſelben fand ſich ein. Meine alten Freunde Schott und Uhland vertraten die ältere Oppoſition, denn ſie hatten ſchon bei Gründung der Verfaſſung für das alte Recht gekämpft. Unter den jüngern nahm den erſten Rang Paul Pfitzer ein, deſſen Briefwechſel zweier Deutſchen kurz vorher das größte Aufſehen erregt und ihm wegen ſeines hohen und reinen Patriotismus die allgemeinſte Achtung gewonnen hatte. Ueberdies war ſeine edle und beſcheidene Perſönlichkeit nur geeignet, dieſe Achtung zu erhöhen. Der praktiſchſte von allen, Kriegsrath Römer, machte ſich damals noch weniger bemerklich und entwickelte ſein ſiegreiches Talent erſt ſpäter in der Kammer. Ebenſo der ſanfte Doctrinär Duvernoy. Außer ihnen waren damals in Voll noch eine gute Zahl der biederſten Männer verſammelt, der immer glühende Doctor Walz (der ein Bruder des ausgezeichneten Directors der landwirthſchaftlichen Akademie in Hohenheim war), Rechtsconſulent Murſchel, Procurator Wieſt von Ulm, Zais von Cannſtadt, Deſſner von Eßlingen, Dörtenbach von Calw, Raidt von Niedernau ꝛc. Von der Ritterſchaft hatten ſich Graf Maldeghem, Graf Degenfeld und Freiherr von Ow eingefunden. Der letztere, ein liebenswürdiger Lebemann, wollte Abends beim vollen Becher alle Feudallaſten zum fünfzehnfachen Betrage ablöſen, am nüchternen Morgen jedoch nur zum achtzehnfachen Betrage, der ſpäter in der Kammer noch zum 22½fachen geſteigert wurde. Es ging an jenem Abend in Voll überhaupt außerordentlich lebhaft zu. Man beſchloß, am andern Morgen eine Adreſſe an den König zu berathen, hatte aber noch gar keine vorbereitet. Sie ſollte alſo ſchnell noch in der Nacht durch ein kleines Comité, in das auch ich gewählt wurde, entworfen werden. Meine Collegen waren aber ſo weinſelig oder ſchläfrig, daß ſie mir das Geſchäft allein überließen. Ich ſchrieb nun die Adreſſe, die am andern Morgen mit wenigen Amendements angenommen und dem König überſchickt wurde.

Derſelbe hielt aber die blos gewählten und noch nicht einberufenen und beeidigten Abgeordneten nicht für berechtigt, mit ihm durch Adreſſen zu ſprechen. Ernſt Münch ließ eine angebliche Correſpon-

denz aus Paris abdrucken, worin nichts Geringeres gesagt war, als daß wir in Voll auf Kosten Frankreichs ein Bachanal gefeiert hätten, denn der Champagner, in dem wir geschwommen, sei mit französischem Gelde bezahlt worden, welches durch die Hände eines Advocaten und eines Literaten gegangen sei, und unter diesen konnten nach der Fassung nur Schott und ich verstanden sein. Wir reclamirten natürlich, und Mebold bewies aus dem Datum, daß jene Correspondenz gar nicht aus Paris angelangt sein konnte, sondern in Stuttgart geschmiedet war. Die Absicht des Correspondenten mißlang völlig. Der Verleumder wurde mit allgemeiner Verachtung bestraft.

Zum Beweise, wie wenig sich der König durch die Abgeordnetenkammer drängen lassen wolle, wartete er beinahe noch ein Jahr und ließ die Stände erst am 15. Januar 1833 durch den Minister des Innern von Schlayer eröffnen. Das war der ehemalige Regierungsrath, den ich zuerst in Stuttgart kennen gelernt, an den mich List empfohlen hatte und dessen Tischnachbar ich über ein Jahr lang im Waldhorn gewesen war. Ein ausgezeichneter Jurist und Reginiinalbeamter, war er der allezeit streitbarste Kämpfer für die Staatsomnipotenz, sowohl gegenüber der Kirche und Aristokratie, als gegenüber der bürgerlichen Opposition (von einer demokratischen Partei wußte man damals noch nichts).

Die Opposition brachte nur etliche und dreißig Stimmen auf, blieb also in den wichtigsten Fragen in der Minderheit. Ich hing mich deswegen an die äußerste Linke, um durch Zähigkeit und Muth ersetzen zu helfen, was unserer Partei an Stimmen fehlte. Die Sitzung dauerte nur zwei Monate, denn die von Paul Pfitzer eingebrachte Motion gegen das bundesrechtswidrige und volksfeindliche Verhalten des damaligen Bundestags führte eine so starke Sprache, daß es nothwendig schien, dieselbe frischweg durch Auflösung der Kammer zum Schweigen zu bringen. Dieselbe erfolgte am 22. März und die Session erhielt den Namen des vergeblichen Landtags. Die Häupter der Opposition hatten indeß doch Gelegenheit gehabt, ihren guten Willen und ihr Talent zu zeigen, und so wurden sie alle,

auch ich, wieder in die neue Kammer gewählt, die am 30. Mai zuſammentreten mußte, um das Budget zu erledigen. Meine geringen Verdienſte wurden im folgenden Jahre von meinen Wählern mit einem großen ſilbernen Ehrenbecher belohnt, der mir in Balingen, deſſen Straßen dabei illuminirt waren, am 9. Februar feierlich überreicht wurde. Wir hatten dann noch in den Jahren 1835, 1836 und 1838 längere ſtändiſche Sitzungen, worin mehrere wichtige Geſetze verabſchiedet wurden, vor allen ein Strafgeſetzbuch. Auch wurde damals der Zollverein beſtätigt. Da aber der Oppoſition nicht möglich war, eine Reform des deutſchen Bundes herbeizuführen und ſie ſich meiſt auch in Fragen der innern Geſetzgebung überſtimmt ſah, trat ſie 1838 gemeinſchaftlich aus und ließ ſich das nächſtemal nicht wieder wählen.

Ein geſchichtliches Intereſſe konnten dieſe Landtage eines kleinen Staates in jener Periode nicht darbieten. Ich beſchränke mich daher nur auf einige Erinnerungen, die jene Zeit charakteriſiren und woraus man erkennen mag, wie ſehr ſich ſeitdem die Dinge geändert haben.*) Der Biſchof von Rottenburg Doctor Keller, entbehrte nicht nur aller perſönlichen Würde, ſo daß die unſauberſten Anecdoten von ihm herumgetragen wurden, ſondern diente der Regierung auch als blindes Werkzeug. Unendlich viel mehr Verſtand beſaß ſein Generalvicar Jaumann, war aber ebenſo ganz dem Intereſſe der Staatsgewalt hingegeben. Daher kamen unglaubliche Dinge vor. Im Regierungsentwurfe des neuen Strafgeſetzbuchs waren demjenigen Geiſtlichen, dem ein Verbrechen in der Beichte vertraut wurde und der dasſelbe nicht ſofort bei der weltlichen Behörde zur Anzeige brachte, zwei Jahr Arbeitshausſtrafe angedroht. Gegen dieſes Attentat auf die Heiligkeit des Beichtgeheimniſſes erhob ſich kein Geiſtlicher, weder von der katholiſchen, noch von der lutheriſchen Seite. Von jener war es der Freiherr von Hornſtein, ein alter Küraſſieroffizier, und von dieſer

*) Um des geringen Intereſſes willen, das dieſer Theil für das allgemeine Publikum hat, ſind viele Stellen des Manuſcripts geſtrichen worden.

Anm. des Herausg.

ich allein, die wir uns für die Kirche wehrten. Obgleich es ſich von ſelbſt verſtand, daß katholiſchen Prieſtern der Bruch des Beichtgeheimniſſes nicht angeſonnen werden durfte, hatte ſich der Miniſter doch gar nicht genirt, es auch dieſen anzuſinnen. Der lutheriſche Geiſtliche ſollte der Sache nach nicht hinter dem katholiſchen zurückſtehen, wenigſtens wäre es eine Schande für ihn, wenn er eine Beichte ausplaudern dürfte. Doch waren mir die örtlichen Kirchengeſetze nicht bekannt. Ich frug daher die ſechs Prälaten, wie der Gegenſtand in den ſchon zurecht beſtehenden württembergiſchen Kirchengeſetzen aufgefaßt ſei. Sie erhoben ſich alle und erklärten, es beſtehe kein Geſetz, welches der Regierung in dieſer Frage hindernd in den Weg trete. „Nun wohl, rief ich, wenn kein lutheriſches Kirchengeſetz darüber beſteht, ſo gilt auch für uns noch das katholiſche. Denn wir Proteſtanten ſind alle noch Katholiken, ausgenommen in Bezug auf die Punkte, in Betreff deren wir ausdrücklich proteſtirt haben. Wenn dieſer Paragraph durchgeht, will ich lieber meinen Deputirtenmantel zerreißen und mein Mandat niederlegen.“ Dennoch wäre der Paragraph in das neue Geſetzbuch gekommen, wenn ihn nicht das Votum der erſten Kammer glücklich beſeitigt hätte.

Man berieth unter anderm ein neues Skortationsgeſetz. Dabei ließ ſich mein alter Freund Schott durch die Doctrin ſo weit verführen, daß er behauptete, jeder Menſch habe das Recht, mit ſeinem Körper anzufangen, was er immer wollte, wenn es nur die Rechte eines andern nicht verletze. Mit vieler Ruhe und Geiſtesgegenwart erwiderte ihm der Juſtizminiſter Schwab, Bruder des Dichters: „dann werden Sie auch den Inceſt zugeben und entſchuldigen.“ Schott verwahrte ſich feierlich. „Aber Ihr Princip, ſagte Schwab, würde dahin führen.“

Im Juni 1833 hatten die Mitglieder der württembergiſchen Kammeropposition eine Zuſammenkunft mit denen der badiſchen in Pforzheim. Rotteck kannte ich ſchon von früher, Welcker aber war mir neu. Ich will die vielen andern alle nicht aufzählen. Genug wir waren ſehr vergnügt und machten alle Brüderſchaft. Gefährlich war dieſe Verſammlung dem Metternich'ſchen Syſteme vorläufig frei-

lich nicht, denn die Oppoſitionen hatten damals erſt nur fromme Wünſche. Rotteck mußte ein tüchtiges Feuer von württembergiſcher Seite aushalten, denn wir warfen ihm mit Recht vor, warum er noch immer mit Ernſt Münch correſpondire, ihn zu ſeinem Biographen mache ꝛc.? Rotteck entſchuldigte ſich mit der abſoluten Nothwendigkeit, ſchonend mit dieſem Münch verfahren zu müſſen, weil er ihm früher zu viel Vertrauen geſchenkt habe und zu ſehr durch ihn compromittirt werden könnte, wenn er feindlich wie wir gegen ihn auftrete. Welcker hatte ein auffallend rothes Geſicht und glühte immer wie unſer Freund Walz. Seine Rede war laut, eindringlich, unermüdlich, aber immer zuweit ausgedehnt. Die Grundehrlichkeit ſeiner Natur ließ ſich nirgends verkennen. Er hatte trotz der franzöſiſchen Doctrin, in der er feſtgerannt war, und trotz des Kathedertons doch noch viel von der alten Energie und Ungenirtheit der Burſchen- und Turnerzeit beibehalten. Auch blieb ihm immer etwas Jugendliches, daher er ſich leicht hinreißen ließ. Die badiſche Regierung gab in ihrer Schwäche und nicht ohne eine kleine Hinterliſt zuweilen der zweiten Kammer nach und kokettirte mit dem Liberalismus, um ſich populär zu machen, indem ſie wohl wußte, wenn die Kammer zuviel verlange, werde ſie der Bundestag ſchon auf die Finger ſchlagen. So hatte in jener Zeit einmal ſowohl die erſte Kammer, als die Regierung in Baden dem heißen Verlangen der zweiten Kammer nach Preßfreiheit nachgegeben und die Cenſur war aufgehoben worden. Damals rief Welcker in der Kammer mit Donnerſtimme dreimal Triumph! und glaubte wirklich, nun ſei der Anfang mit der Preßfreiheit gemacht. Aber ſchon am nächſten Tage kam Gegenbefehl von Frankfurt. Der allmächtige Bundestag verbat ſich ſolche Dummheiten. Welcker war außer ſich; aber das Miniſterium zuckte die Achſeln, bedauerte ſehr ꝛc., item es blieb bei der Cenſur.

Ich ſchloß mich der liberalen Oppoſition nur in ſoweit an, als ſie dazu diente, das mir in tiefſter Seele verhaßte Metternich'ſche Syſtem im Bundestage zu bekämpfen, während ich mich nicht entſchließen konnte, derſelben Oppoſition in die franzöſiſche Doctrin

hineinzufolgen. Besonders in kirchlichen und sittlichen Fragen pflegte ich mich von der Opposition zu trennen, was mir inzwischen von meinen damaligen Parteigenossen nicht allzu übel genommen wurde, wenn ich nur in der Hauptsache, dem Anstürmen gegen den Bundestag, mit ihnen ging.

Im Allgemeinen fiel es mir in dieser doch ziemlich lange dauernden Zeit oft schwer auf das Herz, daß die Opposition der dreißiger Jahre doch so gar nichts mehr von der Begeisterung der Freiheitskriege an sich hatte, daß die Strömung der Zeit sogar gegen die eigentlich nationalen Interessen gerichtet war. An das große Vaterland dachten die Wenigsten; nur Freiheit verlangte man nach der französischen Doctrin und schwärmte für Polen, Italiener und Griechen mehr als für Deutschland. Da sich die Opposition überdies in der Minderheit befand und durch Ludwig Philipp in Frankreich selbst sehr gezähmt wurde, verlor sie auch ihre Gefährlichkeit in Deutschland, wurde allmählich zu einem bloßen Maulheldenthum, und es waren nur wenige Jahre nach der aufregenden Julirevolution vergangen, als das gebildete Philisterthum auch schon zu seinen alten Bequemlichkeiten zurückkehrte.

Den bittern Empfindungen, die mich damals beschlichen, gab ich Ausdruck in einem Gedicht, welches im Morgenblatt von 1836 Nr. 264 abgedruckt wurde und sich auf das Nordlicht bezog, welches am 18. October desselben Jahres in seltener Schönheit am mitternächtlichen Himmel aufging.

Das Nordlicht am 18. Oktober 1836.

Ein Tag, dem alle Tage gleichen,
Und eine ganz gemeine Nacht;
Langweilige Philister schleichen
Bereits nach Hause mit Bedacht.

Der hat die alten Witze heute,
Und jener Cortes angebracht,
Der hat auf Kosten andrer Leute,
Sie haben über ihn gelacht.

Und Mancher grollt den andern allen,
Weiß nicht, was ihn verdrießlich macht,
Und kalte, feuchte Nebel wallen
Und ſchleichen giftig durch die Nacht.

Da plötzlich wird es licht, es ſpaltet
Ein heller Schein die ſchwarze Nacht,
Ein Nordlicht wunderbar entfaltet
Die glühendrothe Strahlenpracht.

Der Himmel, der dem Volk in Nöthen
Verlieh die heil'ge Gottesmacht,
Will nun für uns vor Scham erröthen,
Daß keiner mehr daran gedacht.

Das Blut, das einſt für uns gefloſſen
In Leipzigs großer Völkerſchlacht,
Hat ſeinen Widerſchein ergoſſen
Am Firmament um Mitternacht.

Verhängnißvolle Siegesfeier
In nie zuvor geſehner Pracht,
Von Berg zu Berge heil'ges Feuer,
Von Geiſterhänden angefacht!

Sprecht, welcherlei Geſchickes Boten
Seid aus den Gräbern ihr erwacht,
Daß man euch Todten nicht verboten
Zu feiern die Oktobernacht?

Ich hatte in den folgenden Jahren öfter Gelegenheit in das badiſche Treiben hineinzublicken. Der damalige Miniſter Nebenius, brachte mehrere Jahre hintereinander im Sommer einige Wochen im Bade Cannſtadt zu, wo wir viel miteinander verkehrten. Nebenius war der größte Verehrer Karl Friedrichs und des von ihm eingeführten Syſtems. Er ſelbſt rühmte ſich, faſt alle Geſetze, die in Baden galten, zuerſt entworfen zu haben. Doch war er eine ſanfte Natur und konnte Widerſpruch ertragen, woran es von meiner Seite nicht fehlte, da er ſogar die Spielhölle in Baden-Baden, als eine Geldquelle für den Staat, eifrig vertheidigte.

Nebenbei will ich hier bemerken, daß ich am Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, wenn ich nach Baden-Baden hinüber kam, mehrmals den damals regierenden Kurfürsten von Heſſen am Roulette ſitzen ſah. Er hatte einen ſchönen Bart und ſah in der That fürſtlich aus, doch entſtellte ihn ein eigenthümlicher Zug von Gemeinheit, dem auch die Kameradſchaftlichkeit entſprach, mit der er ſich zu den confiscirten Geſichtern der Croupiers an den grünen Tiſch ſetzte und vom Morgen bis in die Nacht daran ſitzen blieb. Gewöhnlich lagen Haufen und Rollen von Gold vor ihm, die er abwechſelnd verlor und gewann. Als ich ihn einmal ſo beobachtete, murrte etwas hinter mir und machte heftige Bewegungen. Als ich mich etwas unwillig umdrehte, war es ein Herr, der ſich höflich entſchuldigte und mir zuflüſterte, er ſei ein Kurheſſe und könne nicht ohne Zorn zuſehen, wie der Kurfürſt das Geld des armen Heſſenvolks verſpiele.

Außer Nebenius beſuchte das Bad Cannſtadt auch der Präſident der zweiten badiſchen Kammer, nachmaliger Miniſter Bekk, der ihm ſehr befreundet war und ebenfalls von dort viele kleine Partien mit uns machte. Von Karlsruhe kam auch gewöhnlich Hofrath Kühlenthal, Profeſſor am Polytechnikum, ſpäter Geheimer Hofrath, ein blonder, ſehr blutreicher und roſenfarbener alter Herr, nach Cannſtadt. Er hatte ſo außerordentliche Aehnlichkeit mit dem berühmten Welcker, daß ich ſie mehreremale miteinander verwechſelte, war aber eine viel ſanftere Natur, ungemein bieder und von der liebenswürdigſten Geſelligkeit. Er reiſte einmal mit Mittermayer nach Italien und bat mich um eine Empfehlung dahin, weil ich kurz vorher ſelbſt in Italien geweſen war. Herr von Czörnig, Vertrauter des Grafen Palffy, des Gouverneurs der Lombardei, hatte mich gleich bei meiner Ankunft in Mailand aufgeſucht und mir inſinuirt, er ſei beauftragt, mich in alle öffentlichen Inſtitute einzuführen, wenn ich je etwas über die Lombardei ſchreiben wollte. Ich hatte ihm auf das verbindlichſte gedankt, weil ich mich damals nicht in Mailand aufhalten wollte, ſondern nach Rom und Neapel eilte, behielt mir aber vor, ein andermal von ſeiner Güte Gebrauch zu machen. An ihn nun empfahl ich Mittermayer

als einen der berühmteſten deutſchen Juriſten. Dies hatte zur Folge, daß Mittermayer und Kühlenthal auf das zuvorkommendſte in Mailand empfangen wurden. Mittermayer wurde beim Gouverneur zur Tafel gezogen und war ſo befriedigt durch die in der That muſterhaften Wohlthätigkeitsanſtalten in Italien, daß er ein beſonderes Werk darüber geſchrieben hat.

Meinem alten poetiſchen Freunde, dem badiſchen Oberfinanzrath Heß, gewann ich eine Wette ab. Wir ſaßen zuſammen in Baden-Baden beim köſtlichen Deidesheimer und ſprachen vom Zollverein, gegen den ſich damals Baden noch ſträubte. Ich behauptete, bis zu einem gewiſſen Tage werde Baden dennoch in den Zollverein eingetreten ſein. Er ſagte dagegen, er müſſe beſſer als ich wiſſen, wie die badiſche Regierung geſinnt ſei, und wettete, er wolle mir ein Faß Deidesheimer ins Haus ſchicken, wenn ich Recht habe. Ich dachte gar nicht mehr daran, als der Zollanſchluß Badens wirklich noch vor dem von mir bezeichneten Termine ſtattfand, und wurde angenehm überraſcht, als mir das Faß mit dem köſtlichen Weine ins Haus gebracht wurde.

Ich empfing damals auch den Beſuch einer der intereſſanteſten Berühmtheiten Badens, nämlich den des Major von Hennenhofer, von dem bekanntlich das Gerücht ging, er habe das ganze Unglück des Caspar Hauſer verſchuldet. Gewiß iſt, daß er der Günſtling und die rechte Hand des Großherzog Ludwig war. Hennenhofer hatte allerdings in dieſer Stellung ſo vieles Schlimme, was jenem Ludwig zur Laſt fällt, wenn nicht gefördert, doch auch nicht gehindert. Man hat ihn aber nie zur Rechenſchaft gezogen, angeblich weil er zuviel wußte und man durch den ehrenvollen Ruheſtand, in welchem er in Freiburg leben durfte, ſeine Verſchwiegenheit erkaufte. Er war eben ſo häßlich, als liebenswürdig. Man konnte erſchrecken, wenn man ihn ſah, aber ſich nicht zehn Minuten mit ihm unterhalten, ohne ihn liebzugewinnen. Sein Geiſt, ſein vieles Wiſſen, ſeine Munterkeit bezauberten jede Geſellſchaft. Er hatte einmal in ſtrenger Winterzeit als unſcheinbarer Reiſender in einem Gaſthof zu Ebingen den Rechen-

ſchaftsbericht mit angehört, den ich in Bezug auf meine ſtändiſche Thätigkeit in einer Volksrede vor meinen Wählern ablegte und erinnerte mich an dieſe Scene. Ich benutzte ſeinen Beſuch ſogleich, um ihm einige Fragen von geſchichtlichem Intereſſe vorzulegen, und ich verdankte nicht nur ſeiner Kenntniß der Dinge manche mir wichtige Aufklärung, ſondern er theilte mir auch Actenſtücke mit, namentlich aus dem Raſtatter Archive vom Jahr 1798. Er kam mehreremale nach Stuttgart. Der damalige preußiſche Geſandte, von Rochow, utiliſirte ihn ebenfalls und auch der ſehr intelligente württembergiſche Exminiſter Kapff war gut mit ihm bekannt. Wir brachten einmal bei Rochow einen ſehr vergnügten Mittag mit ihm zu und ich beſuchte ihn ſpäter in Freiburg.

Der Ruf der Unabhängigkeit, den ſich mein Literaturblatt erworben hatte, veranlaßte viele jüngere und ältere Männer, die damals ſchon oder erſt ſpäter einen politiſchen Ruf erlangten, ſich an mich zu wenden und mir ihre Schriften zu ſchicken. So die Siebenpfeiffer und Savoie, Hanſemann, der ſpäter preußiſcher Miniſter wurde, ſogar der Jude Jakoby von Königsberg, der in Celle gefangene Doktor König. Merkwürdige Gegenſätze begegneten ſich oft an meiner Schwelle. Der Major, ſpäter General von Prittwitz, der die Bundesfeſtung Ulm ausbaute, ein Freund meines Bruders in Berlin, beſuchte mich von Ulm aus öfter, wie auch ſein liebenswürdiger Hilfsarbeiter, damals Hauptmann, jetzt General Völker, der eine Württembergerin heirathete. Prittwitz war ein höchſt lebhafter und genialer Mann, mit dem ich ſchon in der erſten Viertelſtunde Streit bekam, was uns jedoch nicht von einander trennte. Er war nämlich politiſcher Optimiſt und ſchwärmte in ſeinen Schriften für das communiſtiſche Ideal einer gleichmäßigen Ausbeutung aller Erdengüter und deren gleiche Vertheilung an alle Menſchen. Der Weſtphale Marcard, der mit mir correſpondirte, faßte dagegen das Elend des Volks als Wirkung der modernen Geſetzgebung und des Fortſchritts auf. Eine der originellſten Bekanntſchaften war mir die von Hofrath Perner, dem Gründer der Thierſchutzvereine, der mir

einmal in München ein glänzendes Diner gab und mir regelmäßig alle seine Veröffentlichungen zuschickte.

Mehrmals erhielt ich Besuche vom alten Ueberall und Nirgends, Oberjustizrath Neigebaur aus Bromberg, der immerfort reiste, immerfort Reisehandbücher schrieb, überall Orden davon zu tragen verstand und seine Brust schon ganz damit bedeckt hatte, während er anonym die verbissensten Schmähschriften gegen den Adel ausgehen ließ. Ein merkwürdiges Kind seiner Zeit war auch der Breslauer Buchhändler Pelz, eine mephistophelische Natur, der 1848 in Stuttgart zubrachte und hier den bisher sehr loyalen Oekonomierath Mögling verführte, sich im folgenden Jahre in den Strudel der badischen Revolution zu stürzen, in der er eine Heldenrolle gespielt hat. Pelz zog sich nach Nordamerika zurück, von wo aus er mir noch mehrmals Zusendungen gemacht hat. Das Witzigste, was er je geschrieben hat, ist das anonym erschienene Buch Hephatha, eine meisterhafte Satire auf die Breslauer Freimaurerlogen. *)

Einer der merkwürdigsten Geschichtschreiber Oesterreichs war Palacky in Prag. Nachdem ich öfter gegen ihn polemisirt hatte, besuchte er mich in Stuttgart.. Man kann sich keine intelligentere und zugleich schlauere Physiognomie von althussitischem Zuschnitt denken, wie die seinige. Er gab sich viele Mühe, mich zu umwickeln, als ob er eine Spinne, ich aber nur eine große dumme Brummfliege gewesen wäre. Indem er nur protestantische, specifisch preußische Gewohnheitsideen und Sympathien und bestimmte Antipathien gegen Oesterreich bei mir voraussetzte, suchte er mir darzuthun, wir befänden uns eigentlich auf dem gleichen Standpunkt, ich sollte ihn daher nicht immer anfeinden, sondern mit ihm gemeinschaftlich agiren. Was er gegen die Deutschen schreibe, sei ja gar nicht gegen die Deutschen, sondern nur gegen die Oesterreicher geschrieben. Gegen das herrschende Metternich'sche System müßten wir alle gemeinschaftlich kämpfen, und wenn am Ende das große Reich auch in Stücke ginge,

*) Pelz vegetirte laut mir gemachter Mittheilung auch eine Zeitlang in Leipzig, wo er sich den Ehrennamen „Schweinepelz" erwarb. Anm. des Herausg.

was würde das ſchaden? Dann würde ſich Böhmen einfach an Preußen anſchließen, würden in Böhmen altes Huſſitenthum und neuer Deutſchkatholicismus verſchmolzen werden, würde die Verſöhnung mit dem proteſtantiſchen Deutſchland, vorzugsweiſe Preußen, auch durch das conſtitutionelle Syſtem befördert werden, welches dann freilich überall in Deutſchland eine Wahrheit werden müßte ꝛc. Das alles war gut ausgedacht, beſtach mich aber nicht, denn ich wußte wohl, wie tief dem ſchlauen Czechen der Panſlavismus im Herzen ſaß. Ich lobte, daß er für ſeine Nation ſo viel Eifer zeige, erklärte ihm aber, daß mir der Eifer für die meinige nicht erlaube, das zu glauben, was er mir ſage, denn er werde die nichtöſterreichiſchen Deutſchen wohl benutzen wollen gegen Oeſterreich, aber nur um beide zum Vortheil des Slavismus zu ſchwächen. Das bewährte ſich auch bald, denn in der Revolution von 1848 ſtellte Palacky in Prag ein ganz anderes politiſches Programm auf als das, was er mir in Stuttgart vorzuſpiegeln verſucht hatte. Er ſchloß ſich, als Oeſterreich in Noth und Verfall kam, nicht an Preußen, nicht an das proteſtantiſche Deutſchland, nicht an das Frankfurter Parlament an, ſondern betrieb einen allgemeinen Slavencongreß und trat als ein offener Feind nicht etwa Oeſterreichs, ſondern der ganzen deutſchen Nation auf. Als Windiſchgrätz den Slavencongreß geſprengt hatte, kam Palacky nicht nur ganz ungekränkt davon, ſondern war auch nahe daran, in Wien Miniſter zu werden, blos weil er durch ſeinen großen Einfluß auf die Czechen deren ganzes Gewicht wieder in die Waagſchale der kaiſerlichen Partei warf. Das war nämlich das beſte Mittel, ſofern einmal das panſlaviſtiſche Ideal noch nicht verwirklicht werden konnte, den Böhmen wenigſtens innerhalb des öſterreichiſchen Kaiſerthums das größte Anſehen zu verſchaffen.

Im Jahr 1837 beſuchte mich ein ungariſcher junger Edelmann, der nachher nur zu berühmt gewordene Pulski. Er kam aus England, hatte ein Buch über dieſes Land geſchrieben und bat mich, ihm einen Verleger dafür zu verſchaffen, was ich auch ſogleich that. Er war ein ſchöner feuriger Jüngling. Ihn begleitete ſein reicher Onkel

Fejerwar, welcher Weinberge in der Hegyala, auch eine Opalgrube beſaß und mir nachher fünfzig Flaſchen edlen Tokayer ſchickte. Pulski korreſpondirte mit mir, allein ich konnte ſeinen anfangs nur leiſe ſich ankündigenden, bald aber immer gewaltiger aufbrauſenden Magyarismus nicht vertragen. Einmal wandte er ſich wieder der deutſchen Seite zu, fiel aber nochmals ab und wurde im Jahre 1848 der fanatiſche Anhänger Koſſuths, als deſſen Agent er, mit dem niederträchtigſten Judengeſindel im Bunde, dem Pöbel Geld ſpendete und am Morde des edlen Miniſter Latour keineswegs unſchuldig war.

Nicht lange vor der Märzrevolution hielt ſich Matthias Koch, der Oeſterreicher, eine Zeitlang bei uns in Stuttgart auf, ein kleiner, magerer, immer mißtrauiſch um ſich blickender, aber ſehr regſamer Mann. Als Beamter des letzten Fürſten von Dietrichſtein war er in Geldanſprüchen verkürzt worden und hatte in dem Kaiſerſtaat mit ſo viel Corruptionen zu kämpfen gehabt, daß ſich daraus ſein Mißtrauen gegen die Menſchen wohl erklären ließ. Es quälte ihn auch hier, denn er bildete ſich ein, man halte ihn hier für einen öſterreichiſchen Spion. Ich hatte viele Mühe, es ihm auszureden. Es gelang mir aber doch, da auf meine Bitte der damalige Vorſtand des Stuttgarter Muſeums, der allgemein geachtete Oberſteuerrath Lempp, perſönlich zu ihm ging und ihm ſagte, er ſelbſt habe ihn zum Mitglied der Muſeumsgeſellſchaft vorgeſchlagen, woraus er erſehen werde, daß man kein Vorurtheil und nicht den mindeſten Verdacht gegen ihn hege. Das freute nun den guten Koch ſehr und er verlängerte ſeinen Aufenthalt in Stuttgart. Koch war ein edler Menſch und ein warmer deutſcher Patriot, wie es in ganz Oeſterreich keinen zweiten gab. Er war einer der erſten, der es wagte, den Zorn Metternichs und ſeiner Creaturen gegen ſich herauszufordern, ſofern er die ſyſtematiſche Vernachläſſigung des deutſchen Elements in Oeſterreich ſcharf tadelte. Unter anderm trat er dem Wahn entgegen, demzufolge die Tiroler von den alten Etruskern abſtammen ſollten. Ein Wahn, der verbreitet wurde, um den Anſpruch der Italiener auf das deutſche Land bis zum Brenner ſcheinbar hiſtoriſch zu begründen.

In den Sturmtagen Wiens 1848 wagte Koch mitten in der fanatisirten Hauptstadt Vernunft zu predigen, und setzte sich dabei der größten Gefahr muthig aus. Auch erkannte er sehr richtig, welches Unheil die süd- und westdeutsche Demokratie in der Paulskirche zu Frankfurt anrichte. Ich besitze noch ein Schreiben von ihm, worin er mir seine besonnenen Ansichten mittheilte. Ein sehr gutes Werk schrieb er auch über Philipp II. und die Niederländer, wofür ihm reiche Quellen im Dietrichstein'schen Archive zu Gebote standen; denn ein Dietrichstein war als kaiserlicher Gesandter am Hofe zu Madrid gewesen und hatte alles scharf beobachtet. Matthias Koch war einer der tüchtigsten Männer in Oesterreich, eben deshalb aber verkannt und zurückgesetzt.

Den Professor Constantin Höfler, der später nach Prag und dort als guter Deutscher in Conflict mit den Czechen kam, lernte ich 1835 in Rom kennen und zwar an der Tafel des berühmten Maler Cornelius. Er war damals noch ein junger Mann. Später kam ich wieder mit ihm in Verbindung durch unseren Stuttgarter literarischen Verein, für dessen Bibliothek er interessante Handschriften in der vaticanischen Bibliothek in Rom zum Druck bearbeitete. Er theilte mir seitdem immer die historischen Werke mit, die er herausgab und durch die er sich großes Verdienst erwarb. Er besaß eine große Umsicht in archivalischen Forschungen und legte deren Ergebniß in sehr interessanten Monographien den Deutschen vor Augen. Sein Nachweis, daß Johannes Huß mehr von czechischem Deutschenhaß, als von reiner Gottbegeisterung und Wahrheitsliebe getrieben war, hätte größere Beachtung in Deutschland verdient, als er gefunden hat.

Zu den seltensten Ausgeburten der Zeit, in denen oft die heterogensten Eigenschaften sich verschmolzen, gehörte Friedrich Rohmer aus München, ein geistvoller junger Mann, der in seinen politischen Schriften besonnenes Urtheil und einen scharfen Verstand kundthat, in seinem Privatleben aber als ein Prophet gelten wollte, seinen nächsten Freunden Pflichten wie Jüngern und Aposteln auf-

legte und ſogar eine myſteriöſe kaiſerliche Abſtammung ſeiner gewandten kleinen Perſon fingirte. Er ſtarb frühe. Eine Zeitlang hatte er in Zürich gelebt, in ſehr intimer Freundſchaft mit Bluntſchli, den er gern ſeinen Schüler nannte und der mit ihm in Zürich noch die Radicalen bekämpfte, ſpäter aber in Heidelberg ins Lager der Fortſchrittsmänner überging.

In Stuttgart war Rohmers treueſter Anhänger der Regimentsarzt Duttenhofer, in demſelben Hauſe geboren, welches ich 1833 gekauft hatte. Sein Vater, ein Kupferſtecher, hatte ſich entleibt. Er ſelbſt überwarf ſich als junger Thierarzt mit ſeinen Vorgeſetzten und wanderte nach Surinam aus, kehrte erſt mit grauen Haaren in die Heimath zurück, trat bei der großen Ausrüſtung 1859 in die Armee ein, ſtarb aber bald nachher. Er war ein trotziger Menſch, aber guter Kopf. Seine Ueberſetzung des Cid iſt viel männlicher und echter ſpaniſch als die von Herder. Auch was er über die menſchliche Stimme und über die Negerrace geſchrieben hat, iſt ſehr belehrend.

Ich hatte mich, ſo lange Friedrich Wilhelm III. lebte, nach Preußen kaum mehr umgeſehen. Jede Carriere war mir dort verdorben worden. Nun gab ſich aber ſeit dem Ende der dreißiger Jahre der preußiſche Geſandte, Herr v. Rochow, viele Mühe, ſich mir zu nähern, und auf ſo feine Weiſe, daß es nur lächerlich oder grob geweſen wäre, wenn ich ihn hätte vermeiden wollen. Ich lernte einen klugen Mann an ihm kennen, der auf das delikateſte meinen Stolz ſchonte, ſo daß er ſich öfter zu mir bemühte, als ich mich zu ihm. Als wir erſt näher mit einander bekannt waren, beſtach er mich durch die Offenherzigkeit, mit der er mir Mittheilungen über die Politik des Berliner Hofes machte und mich endlich Jahrelang eine Menge Depeſchen leſen ließ, die er bekam. Darunter gehörten auch die Protokolle der Berliner Miniſterberathungen, die Protokolle der Militärbundescommiſſion in Frankfurt, des Bundestags ſelbſt, Mittheilungen aus Oeſterreich ꝛc. Ich nahm natürlicherweiſe als Geſchichtſchreiber lebhaftes Intereſſe daran, machte mir meine Notizen und bewahrte übrigens das Geheimniß in discreteſter Weiſe. Herr v. Ro-

chow ſäumte jedoch nicht, für ſeine Gefälligkeit Gegenleiſtungen zu verlangen, frug mich hie und da um Rath und bat ſich Bemerkungen, ja ganze Auseinanderſetzungen von mir aus, die dann in ſeine amtlichen Berichterſtattungen übergingen. Da ſein Bruder Miniſter des Innern in Preußen war, ſuchte er mich durch dieſen nach Berlin ſelbſt zu ziehen und brachte mir einmal in einem rothen Saffiankäſtchen eine Auszeichnung, die ich aber nicht ſehen wollte und die er wieder einſtecken mußte, indem ich ihm energiſch erklärte, ich verachte die ganze Spielerei mit Ordensbändern, und wenn ich auch den guten Willen meines ehemaligen Königs ehren müſſe, ſo werde er doch begreifen, daß es meiner literariſchen Stellung unangemeſſen und mit meinem Unabhängigkeitsſinn unverträglich ſei, mir eine moraliſche Verpflichtung auflegen zu laſſen. Rochow hatte Verſtand genug, das zu begreifen, und wußte die Sache ſo zu behandeln, daß ſie als ungeſchehen betrachtet wurde. Sein Bruder aber ließ noch nicht von mir ab, ſondern machte mir den förmlichen Vorſchlag, nach Berlin überzuſiedeln und unter ſehr annehmlichen pecuniären Bedingungen die Hauptredaction der preußiſchen Staatszeitung zu übernehmen. Auch das lehnte ich höflich ab. Die Berliner ärgerten mich aufs neue, indem die Nachricht, ich ſei nach Berlin berufen, von dort aus ſchon in alle Zeitungen überging, ehe mir ſelbſt die Einladung vom Miniſterium zukam. Die Verbreiter der Nachricht bildeten ſich alſo wohl ein, es ſei gar nicht möglich, daß ein armer Teufel in einem Kleinſtaate eine ſo große Ehre ausſchlagen könne.

Als der alte König von Preußen im Jahr 1840 ſtarb, machte der neue König Vieles wieder gut, was früher geſündigt worden war, ſtellte den alten Arndt wieder an, befreite den alten Jahn von der Polizeiaufſicht, entließ die politiſchen Gefangenen wie auch die gefangenen Lutheraner in Schleſien, wurde auch den Katholiken gerecht und kehrte ſomit in vieler Beziehung zu dem chriſtlich deutſchen Programme zurück, gegen welches ſein Vorfahr ſo blind gewüthet hatte. Dennoch war Friedrich Wilhelm IV. eine zu weiche, zu wenig energiſche Natur, um jenes Programm durchzuführen. Majeſtätiſch ge-

nug klang die Rede, mit der er den Fortbau des Kölner Domes einleitete und worin einzig die beiden großen Gedanken „Deutsche Nation und christliche Kirche" vorleuchteten. Allein er besaß nicht Entschlossenheit genug, die Buben davon zu jagen, die noch immer in den höchsten Verwaltungs- und Unterrichtsämtern, ihm zum Trotz und Hohne, das alte System fortsetzten. Er schützte nicht einmal seinen neuen Cultminister Eichhorn gegen sie. Er duldete bei der Jubelfeier der Universität Königsberg, daß Eichhorn unter seinen Augen mit einem pereat beschimpft wurde unter Jubelrufen auf Diesterweg und Dinter, deren ganze Lebensaufgabe gewesen war, das Christenthum in den preußischen Volksschulen auszurotten. Der wohlmeinende König war so schwach, nicht zu merken, wie Alexander von Humboldt, dem er die höchsten Ehren anthat, die einem Unterthanen irgend erwiesen werden können, ihn doch nur verspottete. Unglaublich, aber dennoch wahr und wirklich war die Huld, mit welcher sich der König den jämmerlichen Dichter Herwegh persönlich vorstellen ließ und ihm die Hand drückte, obgleich dieser noch nicht hinter den Ohren trockene Jüngling in seinen Liedern das Volk aufgerufen hatte: „Reißt die Kreuze aus der Erden". Das war derselbe junge Held der Zeit, der ein paar Jahre später unter das Spritzleder des Wagens kroch, auf dem ihn seine muthigere Frau nicht erst nach, sondern vor der Schlacht entführte. Solche Schwachheiten des trefflichen Königs und das Fortregieren und Dociren so vieler Unwürdigen in den preußischen Aemtern hielten mich zur Genüge ab, irgend eine Hoffnung auf den Regierungswechsel in Preußen zu bauen, weder für das große Vaterland, noch für mich.

Inzwischen neigte sich der König von Preußen allmählich denen zu, welche die vom verstorbenen König feierlich versprochene, aber niemals eingeführte Verfassung herbei wünschten. Seinem guten deutschen Naturell widerstrebte die französische Schablone. Er fing daher nur mit Einberufung von Provinzialständen an. Da ich praktisch und theoretisch hinreichend in das Verfassungswesen eingeweiht war und die preußischen Gesandten in den constitutionellen Staaten

angewieſen wurden, ihre Erfahrungen nutzbar zu machen und der Regierung in Berlin in Bezug auf eine weitere Ausdehnung des Verfaſſungsweſens im preußiſchen Staate Gutachten zu übermitteln und Rathſchläge zu ertheilen, ſo nahm mich Herr v. Rochow mehr als je in Anſpruch. Ich weiß nicht mehr, wie viele Schriftſtücke ich ihm nach einander geliefert habe, denn Abſchriften nahm ich nie. Den Gedankengang, den ich darin verfolgte, findet man aber deutlich wieder in einem Aufſatz über Provinzialſtände, den ich in der „Deutſchen Vierteljahrſchrift" abdrucken ließ. Ich ſtellte mich darin auf den deutſchen Standpunkt und verlangte eine Vertretung, wie nach Provinzen und Volksſtämmen, ſo nach Ständen und Corporationen, mit Abweiſung der franzöſiſchen Schablone, die nur eine Vertretung nach dem Cenſus und nach Köpfen kennt. Ich verwarf darin die Anwendung, welche die liberale Partei von demſelben Centralismus machte, den bisher nur der Despotismus für ſeine Zwecke dienlich erachtet hatte. Ich hatte zwar wenig Hoffnung, daß meine Ideen der Zeitſtrömung Halt gebieten würden, denn der Liberalismus war ja grade nur wegen ſeiner Bornirtheit und franzöſiſchen Färbung ſo populär geworden. Aber ich glaubte, wenigſtens der König von Preußen und einige Männer von Einfluß, die es treu mit ihm meinten, würden einen Mittelweg einſchlagen und Vorkehrungen treffen, um das preußiſche Verfaſſungsweſen wenigſtens nicht ganz nach dem franzöſiſchen modeln zu laſſen. Namentlich hoffte ich eine neue Kräftigung des Adels durch Einführung der Primogenitur wie in England. Aber meine Erwartung täuſchte mich. Anſtatt einen neuen ſtändiſchen Organismus zu ſchaffen, begnügte man ſich in Berlin mit einer mechaniſchen Zuſammenſetzung aller Provinziallandtage zu einer Verſammlung. Im preußiſchen Februarpatent von 1847 waren zwar mehrere Paragraphen meines Herrn v. Rochow übergebenen Gutachtens wörtlich aufgenommen, aber das hatte jetzt keine Bedeutung mehr. Ich habe immer ſehr bedauert, daß ich damals in Preußen nicht mehr erreichen konnte. Dem deutſchen Großſtaat kam es zu, auf volksthümlicher und geſchichtlicher Grundlage ein echt deutſches Verfaſſungs-

weſen zu ſchaffen. Den mittelſtaatlichen, durchgängig nur von den Rheinbundkönigen octroyirten Verfaſſungen konnte man die franzöſiſche Schablone eher verzeihen.

Denſelben Gedanken, den ich damals anregte, hat zwanzig Jahre ſpäter Odilon Barrot in einer intereſſanten Schrift ausgeſprochen, in der er den Bankerot der liberalen Partei in Frankreich aus dem Centraliſationsſyſtem erklärte, dem man thörichterweiſe gehuldigt habe, was aber immer nur dem Despotismus zu gute kommt.

VII. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849.*

Das politiſche Uebergewicht Frankreichs über Deutſchland ſollte ſich, wie zur Zeit der Julirevolution, ſo auch wieder nach der Februarrevolution kundgeben. Deutſchland hatte wie ein unſelbſtändiger und paſſiver Klotz einen Stoß von Frankreich her empfangen, war davon erſchüttert worden, hatte ein wenig getaumelt und fiel dann wieder in die alte Lethargie zurück, gleich unfähig, weder einem Stoße von Außen zu widerſtehen, noch eine Kraft in ſich ſelbſt zu entwickeln. Wie vor der Julirevolution, ſo ging auch nach derſelben die deutſche Oppoſition in den Schuhen der franzöſiſchen, ohne irgend ſelbſtändig handeln zu können, oder auch nur ſelbſtändig zu denken.

Ludwig Philipp hatte die Krone argliſtig erſchlichen und ſuchte

* Auch in dieſem Kapitel iſt Vieles, weil veraltet und aus den andern Werken des Verf. hinlänglich bekannt, geſtrichen worden. Anm. des Herausg.

ſie durch dieſelbe Argliſt zu behaupten, ohne eine wahre Thatkraft zu beſitzen, oder ſich auch nur von einer hohen Idee leiten zu laſſen. Seine Argliſt bewirkte hauptſächlich die Corruption der Kammer, die ſich von ihm beſtechen und zu ſeinem Werkzeug brauchen ließ. Dadurch wurde das moraliſche Anſehen, welches die conſtitutionelle Partei bisher genoſſen hatte, tief erſchüttert und der Liberalismus in der öffentlichen Meinung discreditirt. Daher kam von unten her eine neue demokratiſche Partei auf, welche abgeſehen von ihren communiſtiſchen Ausſchweifungen, ein volles Recht hatte, ſich gegen das wucheriſche Juste milieu und die ſchlechte Kammerwirthſchaft zu empören. Wie nun in Frankreich der Liberalismus ins Sinken, die Demokratie aber ins Steigen kam, begann dieſelbe Erſcheinung ſich alsbald auch in Deutſchland zu zeigen. Dazu kam der mit dem Alter zunehmende Stumpfſinn ſowohl Ludwig Philipps, als Metternichs. Beide duldeten, daß der Radicalismus in der Schweiz im Sonderbundskriege die brutalſten Siege feierte. Die armen Urcantone waren ſogar von Metternich durch geheime Zuſagen ermuntert worden, ſahen ſich aber nachher im Stich gelaſſen. Das feuerte auch den Muth der deſtructiven Preſſe in Deutſchland an. Man denke an die Ruge'ſchen Jahrbücher.

Württemberg wurde zwar von dieſen Bewegungen unmittelbar nur wenig berührt, man ſpürte aber doch auch hier die Gewitterſchwüle der Zeit. Unter dem energiſchen Miniſter Schlayer war die Staatsomnipotenz der Kammeropposition Meiſter geworden, in ihrer kirchenfeindlichen Richtung aber ſympathiſirte ſie eigentlich, ohne ſich deſſen recht bewußt zu ſein, mit dem Radicalismus. Schlayer umgab ſich mit einem merkwürdigen Generalſtabe von jungen Oberregierungsräthen, welche 1848 beinahe alle zur Demokratie übergingen und in deren Mitte er einige Jahre ſpäter in der Kammer ſelbſt auf der äußerſten Linken ſaß. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß im Jahr 1847 die allgemeine Stimmung unheimlicher und drohender war und noch etwas Schlimmeres erwarten ließ, als der Ausbruch der Revolution im folgenden Jahre zu Tage förderte. Aller-

dings kam eine Theurung des Brotes hinzu, was die Unzufriedenheit und Ungeduld in den niedern Volksklassen steigerte. Man bemerkte häufig rohe Aeußerungen auf der Straße, an öffentlichen Orten. Am 3. Mai 1847 stürmte das Volk in der Hauptstätterstraße das Haus des Bäcker Meier wegen angeblichen Kornwuchers. Der König selbst ritt auf den Platz, um das Volk zu beruhigen, wurde aber mit lauten Schmähungen und sogar mit Steinwürfen begrüßt, so daß er sich zurückziehen und das Militär einschreiten mußte.

Als die Februarrevolution 1848 in Paris ausgebrochen war, wurde sie gleich durch die Märzrevolution in Deutschland nachgemacht. Baden gab das Signal, Württemberg folgte bald nach. Die Bewegung war so stark, daß sich das Ministerium Schlayer unmöglich halten konnte. Der König wählte, wie das damals auch andere deutsche Fürsten thaten, ein neues Ministerium aus der bisherigen Kammeropposition, und zwar deren im Volke am meisten geachtete Mitglieder, um im Einverständniß mit denselben Reformen vorzunehmen, das Volk zu beruhigen und wenigstens die wilde Demokratie abzuhalten. Man war damals ziemlich besorgt, denn man wußte nicht, wie weit es die neue Republik in Frankreich treiben, ob sie nicht die Revolutionirung der Nachbarländer durch Truppen unterstützen und das alte Eroberungssystem erneuern würde. Das ganze südwestliche Deutschland war von der Revolution im Innern so bedroht, die Regierungsgewalt überall so geschwächt, daß eine Demonstration von Frankreich her gewiß Erfolg gehabt haben würde, wenn die Absicht dazu in Paris vorhanden gewesen wäre. Daß sie nicht vorhanden war, konnte man damals noch nicht wissen. Daher kam alles darauf an, daß sich die süddeutschen Regierungen mit Preußen verständigten und gemeinschaftlich handelten, zu dem doppelten Zwecke, erstens durch consequente und gemeinsame Durchführung constitutioneller Maximen und Reformen die Bevölkerungen zu beruhigen und der Revolution jeden Vorwand zu nehmen, zweitens aber sich zu gemeinsamen Militärmaßregeln zu vereinigen, um das zunächst gefährdete Süddeutschland gegen jeden Angriff Frankreichs

wirksam zu schützen. Das einzige Bedenken war, ob das damalige preußische Ministerium die liberalen Namen der neuen süddeutschen Minister nicht perhorresciren, die verlangten Reformen nicht verweigern, oder wenigstens verzögern würde, denn damals stand das preußische Ministerium noch fest. Ich sprach darüber mit dem soeben erst (am 9. März) ernannten Minister Römer und erbot mich, sogleich nach Berlin zu reisen, wo ich Verbindungen genug habe, um alle Thüren aufstoßen zu können. Ich wollte es übernehmen, den König von Preußen für die beiden genannten Zwecke zu gewinnen. Römer ging sogleich darauf ein, der König stimmte ihnen zu, und am elften war ich schon unterwegs.

Ich konnte damals noch nicht ganz auf Eisenbahnen fahren, sondern bis Nördlingen nur mit der Post. In Culmbach endete die Eisenbahn schon wieder. Ich kam dort in der Nacht an und fand alles in furchtbarer Aufregung, denn die Bauern hatten in der Nähe ein adeliges Schloß angezündet und die Empörung stand in der schönsten Blüte. Der Eilwagen, dessen einziger Passagier ich war, hatte Mühe fortzukommen und sich aus dem Volksgedränge herauszuwinden. Ich fuhr das Fichtelgebirge hinauf, wo noch viel Schnee lag. Es war abscheulich kalt. Erst in Reichenbach kam ich wieder auf die Eisenbahn, die ich von nun an ununterbrochen benutzen konnte. In Leipzig fand ich wieder große Aufregung, weil ein preußisches Armeecorps sich in der Gegend von Halle sammelte, dazu bestimmt, wie man glaubte, die Bewegungspartei in Sachsen einzuschüchtern.

Ich kam am 14. März früh in Berlin an, stieg in einem Gasthof ab und schrieb noch in meinen Reisekleidern einen Brief an den König von Preußen. Noch war keine Stunde vergangen und ich hatte eben erst meine Toilette gemacht, als mir der König schon seinen Generaladjutanten, General von Below, zuschickte, denselben der später den Malmöer Waffenstillstand abgeschlossen hat. Er sagte mir, der König fühle das ganze Gewicht meiner Anträge, wolle aber nichts ohne seine Minister beschließen, ich müßte also zuerst mit

dieſen, vor allen mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Canitz, reden. Ich erwiderte dem General, daß mir das leid thäte, denn es verſtünde ſich eigentlich von ſelbſt, daß die Durchführung meiner Anträge vom gegenwärtigen preußiſchen Miniſterium nicht zu erwarten ſei, die Annahme meiner Anträge von Seiten des Königs vielmehr einen Miniſterwechſel vorausſetze. Jede Unterhandlung von meiner Seite mit Herrn von Canitz ſei daher unpraktiſch und überflüſſig. Der General von Below war ein einſichtsvoller Mann und gab mir völlig Recht, bat mich aber, dennoch mit den Miniſtern zu reden, da ich, um nachher mit dem König ſelbſt reden zu können, doch zuvor ſeiner Weiſung nachkommen müſſe. Er orientirte mich raſch in Betreff der miniſteriellen Perſönlichkeiten und empfahl mir, wenn mich die Miniſter hinhalten wollten, mir durch den Prinzen von Preußen, oder durch Humboldt eine Audienz beim König zu erwirken. Ich verabredete mich mit ihm und erſt, nachdem dieſe Einleitung getroffen war, verließ ich den Gaſthof, um meine Wohnung im Hauſe meines Bruders Oswald, Wirkl. Geheimen Kriegsraths, zu nehmen. Noch an demſelben Abend begab ich mich ins auswärtige Miniſterium, wo mich Canitz, ein langer ſchlanker, ältlicher Herr, mit ziemlich vornehmer Steifigkeit empfing. In ſeinem Zimmer, nicht weit von der Thüre, hing in Goldrahmen ein großer Kupferſtich, der den Fürſten Metternich in ganzer Figur darſtellte. Dieſem Fürſten ſtrebte der preußiſche Miniſter nach, denn die ſtaatsmänniſche Glorie Metternichs hatte damals noch ihren vollen Glanz. Hätte Canitz gewußt, daß an demſelben Tage, an dem er Abends meinen Beſuch empfing, die Revolution in Wien ausgebrochen war, ſein Geſicht würde wahrſcheinlich andere Falten angenommen haben. Allein man wußte das in Berlin noch nicht. Metternich ſtand in der Meinung des preußiſchen Miniſters noch ſo feſt, wie dieſer ſelbſt ſein Portefeuille noch keineswegs gefährdet dachte. Obgleich der vom König nach Wien entſandte Radowitz ſchon dahin inſtruirt war, dem Fürſten Metternich Conceſſionen an die Völker vorzuſchlagen, um dieſelben zu beruhigen, ſo machte doch Canitz gegen mich Bemerkungen

über den Liberalismus der neuen ſüddeutſchen Miniſterien, die es ſehr in Zweifel ließen, ob Preußen im Vertrauen auf Oeſterreich und aus Rückſicht auf Oeſterreich nicht zu ſtolz ſein würde, die Märzminiſterien als ebenbürtig anzuerkennen. Ich ſagte ihm gradezu, er ſcheine weder die Bedeutung Süddeutſchlands, noch den Werth, den die von mir gemachten Anträge für Preußen ſelbſt haben müßten, gründlich genug zu würdigen, oder würdigen zu wollen, ſtellte ihm eine mögliche Ueberflügelung Süddeutſchlands von Frankreich her mit Hülfe der Revolution in Ausſicht, nahm meinen Hut und empfahl mich. Canitz aber lief mir nach und hielt mich am Arme zurück, ich ſolle nicht böſe werden, auch er meine es nicht bös. Er bediente ſich dabei des Ausdrucks: „Der Teufel iſt nicht ſo ſchwarz, wie er ausſieht," und bat mich, noch ein paar Tage in Berlin zu bleiben, er werde dann weiter mit mir reden. Er wartete Nachrichten von Radowitz ab, allein am andern Tage erfuhr man bereits den Umſturz der Dinge in Wien, die Vertreibung und Flucht Metternichs. In dieſem Augenblick wäre es angemeſſen geweſen, mich wieder rufen zu laſſen, aber weder Canitz noch der König thaten es.

Ich füllte die Zwiſchenzeit mit Beſuchen bei den andern Miniſtern, Bodelſchwingh, Rohr, Thile aus, nur weil es der König verlangt hatte. Bodelſchwingh ſaß todmatt auf dem Sopha und ſagte, er könne gar keine Meinung mehr abgeben, da er in ein paar Tagen nicht mehr Miniſter ſein werde. Der alte Thile mit ſeinen klugen Augen mußte ſchon allerlei von mir geleſen haben, denn er meinte, ich könne doch eigentlich kein gemeiner Liberaler ſein. Aber ich ſagte ihm ſehr ernſthaft, ich ſei wohl conſervativ, aber auch liberal wie es nöthig ſei. Was übrigens dieſes Hin- und Herreden nutzen ſolle, da es ſich jetzt darum handle, raſch einen Entſchluß zu faſſen. Ich erzürnte mich ſo, daß ich zu den übrigen Miniſtern gar nicht mehr ging, ſondern nach Belows Rath Humboldt und den Prinzen von Preußen aufſuchte. Zu dem erſtern führte mich mein alter Freund Maßmann. Humboldt empfing mich mit offenen Armen, ſprang an mir hinauf und küßte mich. Sie, rief er, kommen grade recht, Sie

dürfen dem König alles ſagen, was nicht einmal ich ihm ſagen darf. Sie müſſen uns helfen, das Miniſterium ſtürzen. Sie ſind dem König neu und nicht ſein Unterthan. — Eben deswegen komme ich, erwiderte ich ihm, Ew. Excellenz müſſen mir Zutritt beim König verſchaffen, denn er läßt mich ja immer noch nicht vor ſich. Humboldt verſprach mir, das Mögliche zu thun. Ich eilte nun auch zum Prinzen von Preußen, traf ihn nicht zu Hauſe und ſchrieb mich im Vorzimmer ein. Indem ich am Thiergarten entlang ging, kam mir der leere Wagen des Prinzen nachgefahren. Der intelligente Kutſcher erkannte mich aus der kurzen Beſchreibung, die ihm der Portier von mir gemacht hatte, und bat mich einzuſteigen, denn der Prinz wünſchte mich ſogleich zu ſprechen. Ich fuhr nun zurück und hatte eine lange Unterredung mit dem Prinzen, die mir unvergeßlich bleiben wird, weil ſie in einer Zeit der höchſten politiſchen Aufregung ſtattfand und der Prinz mich in ſeinem lebhaften Geſpräch tief in ſeine Seele blicken ließ. Er ſtimmte übrigens ganz mit meinen Anträgen überein und verſprach mir, ſie ſeinem königlichen Bruder dringend zu empfehlen. Und zwar that er das noch im vollen Machtbewußtſein der preußiſchen Dynaſtie, denn der Tag der Schmach war noch nicht gekommen.

Erſt am Abend des 17. März wurde ich auf das Schloß zum König beſchieden. Kaum konnte ich meinen Ueberrock ablegen, denn, ſagten mir die Diener, der König habe ſchon ein paarmal nach mir gerufen. Obgleich das Vorzimmer ganz voll war von Deputationen, Generalen ꝛc., mußte ich ſogleich mitten durchgehen. Der König ſtand ſchon an der Thüre, faßte mich bei beiden Händen und begrüßte mich auf das wärmſte, indem er mich in ſein Zimmer führte. Ich mußte mich ihm gegenüber ſetzen und wiederholte ihm meinen Antrag, wie ich ſchon ſchriftlich gethan hatte, kurz und präcis. Er wendete mir auch nicht das geringſte dagegen ein und wollte die Sache nur etwas verzögert wiſſen, bis er die Stände einberufen haben würde, was am 2. April geſchehen ſollte. Ich erlaubte mir, ihm zu erwidern, daß kein Augenblick zu verlieren ſei. Die Ereigniſſe folgen

ſich ſo raſch, daß vierzehn Tage Aufſchub alles ändern können. Wenn er die Initiative erſt der preußiſchen Ständeverſammlung in Berlin oder dem bereits von den vereinigten Koryphäen des Liberalismus in Süddeutſchland in Vorſchlag gebrachten Parlamente in Frankfurt a. M. überlaſſe, ſo gebe er die Stellung auf, die ihm gezieme. Alsdann böte er weder uns in Süddeutſchland die Bürgſchaften dar, die wir von ihm verlangten, noch bleibe er Herr der Situation, was er jetzt noch ſei, nachdem ihm das gänzlich desorganiſirte Oeſterreich kein Hinderniß mehr in den Weg legen könne. Ich verlangte von ihm eine beſtimmte, bindende Erklärung, ſei es eine vertrauliche, die ich dem König von Württemberg mitbringen könne und die gleichzeitig an die andern ſüddeutſchen Höfe abgehen müſſe, ſei es eine öffentliche, etwa ein Manifeſt an die deutſchen Bevölkerungen. Er ſagte, er werde mit ſeinen Miniſtern darüber ſprechen. Ich bat ihn nochmals, ja nicht zu verkennen, wie ruhmvoll Preußen daſtehen werde, wenn es, im Innern ſtark und ungebrochen, wie es ſei, den zeitgemäßen Conceſſionen, zu denen er ja ſelbſt ſchon entſchloſſen ſei, und die auch im ſüdlichen Deutſchland theils ſchon gemacht, theils eingeleitet ſeien, den nöthigen Halt und die nöthige Uebereinſtimmung gebe, und wenn es denſelben Halt nach außen gewähre und dieſelbe Uebereinſtimmung in die etwa nöthig werdende Vertheidigung Deutſchlands gegen Frankreich bringe. Es ſei ein Augenblick für Preußen gekommen, ſo günſtig, wie er vielleicht niemals wiederkehre. Aber Seine Majeſtät müßten handeln und zwar ſchnell und beſtimmt, und ſich die Initiative ja nicht entrinnen laſſen. Dazu ſei abſolut nöthig, daß er einerſeits den bedrängten Fürſten Schutz und Troſt zuſichere, andererſeits ſich von der Parlamentspartei nicht erſt nachziehen, oder gar anfechten laſſe, ſondern daß er ſelbſt die Parlamentswahlen anordne.

Es war mir jedoch nicht möglich, den König zu einer beſtimmten Erklärung zu veranlaſſen. Er ſtimmte mir immer bei, behielt ſich aber die Berathung mit ſeinen Miniſtern vor. Ich erlaubte mir, ihm noch zu ſagen, daß ich die Verhältniſſe in Süddeutſchland ohne Zweifel genauer kenne, als irgend einer ſeiner Räthe. Wenn er je ſich noch

entſchlöſſe, eine auf Süddeutſchland berechnete öffentliche Erklärung ausgehen zu laſſen, würde es ſehr darauf ankommen, den rechten Ton zu treffen, Vertrauen einzuflößen und Mißdeutungen zu verhüten. Ich würde im Stande ſein, der Redaction in dieſer Beziehung einen guten Dienſt zu leiſten. Der König verſprach mir nun ſogleich, es ſolle nichts der Art gedruckt werden, bevor ich Einſicht davon genommen hätte. Nun glaubte ich, der König werde mich entlaſſen, er gab mir aber kein Zeichen der Entlaſſung, ſondern fing an erſt recht lebendig zu werden, redete immerfort, ſchweifte von der Sache, wegen der ich gekommen war, ganz ab und ſprach vom Kölner Dom ſoviel, daß ich endlich aufſtand, ihn unterbrach und um meine Entlaſſung bat, da ich ihm die koſtbare Zeit nicht länger rauben dürfe. Er nahm mir das nicht übel, achtete aber nicht darauf und frug mich plötzlich: „Kennen ſie Radowitz?“ Ich bejahte es. Nun ergoß er ſich in das lebhafteſte Lob dieſes ſeines Freundes und fing mir an deſſen Lebensgeſchichte zu erzählen, ſo daß ich ihn noch einmal unterbrach. Jetzt erſt gab er meinen dringenden Bitten, Andere vorzulaſſen, mit einem gnädigen Lächeln nach und entließ mich ſo liebevoll, wie er mich empfangen hatte.

Seine Figur war majeſtätiſch, aber ſeine allzu lebhaften Geſtikulationen thaten dem würdevollen Eindruck derſelben Abbruch. In ſeinen Augen lag eine bezaubernde Güte und ſein feiner Mund war voll Grazie. Man glaubte in ſeinen Zügen ſeine ſchöne Mutter wiederzuerkennen. Seine Rede war außerordentlich fließend und gewandt und häufig blitzten Geiſt und Witz hervor. Aber die Kraft des Willens, der feſte Entſchluß und das Beharren dabei fehlten ihm.

Nachdem ich von ihm gegangen war, konnte ich kaum noch hoffen, daß meine Miſſion irgend einen Erfolg haben würde, auch wenn die Revolution in Berlin ſelbſt nicht ausgebrochen wäre. Sie brach aber ſchon am folgenden Tage aus. Die damaligen Ereigniſſe traurigen Andenkens ſind bekannt. Am Tag darauf gegen neun Uhr (es war ein Sonntag) hörte das Schießen auf und ich drückte mich ſogleich durch die Volksmenge bis zum Schloſſe hindurch und beſah mir die

Straßen, in denen am hartnäckigſten gekämpft worden war. Erſt ſpäter las ich in einem auswärtigen Blatte einen Correſpondenzartikel aus Berlin, der mit den Worten begann: Berlin ſchwimmt in Blut. Damals aber ſah ich kein Blut. Ich lief mich den ganzen Tag müde und ſah wohl viele ſchlechte Barrikaden, die Spuren von Kartätſchen- und Flintenkugeln und ſehr vieles Ziegelmehl auf dem Pflaſter, weil man von den Dächern Ziegel herabgeworfen hatte, aber Blutlachen ſah ich nirgends. Es war überhaupt keine rechte Revolution. Es kam zu gar keinem offenen Kampf Mann gegen Mann. Die Tumultuanten ſchoſſen nur aus den Häuſern und haben nicht einmal eine Barrikade mit den Waffen in der Hand vertheidigt, ſondern nur dahinter verſteckt geſchoſſen, um davonzulaufen, wenn die Soldaten einen Bajonnetangriff machten. Es kamen ungefähr zweihundert Tumultuanten um, meiſt in den Häuſern, aus denen ſie geſchoſſen hatten und in welche die erzürnten Soldaten eindrangen. Von den letztern ſind nur achtzehn und drei Offiziere gefallen. Dies iſt für eine Stadt mit einer halben Million Einwohner ſehr wenig. Man ſagte damals, ein pommerſches Regiment habe ſich erboten, allein mit dem ganzen Berliner Pöbel fertig zu werden, und dieſes Regiment würde es auch geleiſtet haben. Der Aufſtand war am Sonntag Morgen ſchon beſiegt, auf einen ganz kleinen Raum der Stadt beſchränkt und es hätte keiner Stunde mehr bedurft, um ihn völlig niederzuſchlagen. Dann wäre der König Herr und Meiſter geblieben. Dann hätte er nach allen Seiten hin Reſpect eingeflößt und dann erſt hätten ſeine freiwilligen Conceſſionen Vertrauen erweckt. Aber er ſelbſt war es, der den treuen Truppen nicht erlaubte, ihren Sieg zu vollenden. Er befahl ohne Noth, das Schießen einzuſtellen, gab gegen alle Erwartung dem revolutionären Pöbel Recht und ſchickte alle Truppen aus Berlin fort. Es iſt kein Zweifel, daß er dazu von einigen Männern verleitet worden iſt, die er zu ſeinen Miniſtern machte, und daß dieſe in ihrer Thorheit vorausſetzten, der König werde ſich populärer machen, wenn er dem Volke nachgebe, als wenn er auf das Volk ſchießen laſſe. Das Richtige wäre geweſen, erſt den offenen Aufruhr

des von elenden Juden gehetzten Stadtpöbels zu dämpfen und dann großherzig zu thun, was dem preußiſchen und deutſchen Volke frommte.

Ich ſah am Sonntag die Truppen abziehen, ein Regiment nach dem andern, alle mit verhüllten Fahnen, ſtumm und unzufrieden, aber treu. Unter allen Schauſpielen, die ich damals in Berlin mit anſah, war dieſes allein nobel, jedes andere war gemein und ekelhaft. Sogar bei der großartigen Todtenfeier der gefallenen Tumultuanten wurde der Ernſt des Todes in den Hintergrund gedrängt durch die Affectation und den Parteiprunk.

Die Stadt bedeckte ſich mit dreifarbigen Fahnen, deren ſchönſte und größte von der Kuppel des königlichen Schloſſes wehte. Im Grunde war es nur eine Conſequenz des ſchon am Sonntag früh angenommenen Syſtems, wenn ſich der König durch ſeine neuen Miniſter überreden ließ, am Dienſtag Morgen ſeine eigene Perſon mit den drei Farben zu ſchmücken und, die Studenten mit dem deutſchen Doppeladler in der Fahne voran, als neuer König der Deutſchen durch die Straßen zu reiten. Miniſter Graf Schwerin ſchloß ſeine Anrede an die Studenten: Es lebe der deutſche König! Unter den Linden war an allen Baumſtämmen ein Manifeſt angeklebt, wovon ich mir ein Exemplar verſchaffte. Es lautete: „An die deutſche Nation! Eine neue glorreiche Geſchichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an. Ihr ſeid fortan wieder eine einige große Nation, ſtark, frei und mächtig im Herzen von Europa. Preußen, Friedrich Wilhelm IV. hat ſich im Vertrauen auf euern heldenmüthigen Beiſtand und eure geiſtige Wiedergeburt zur Rettung Deutſchlands an die Spitze des Geſammtvaterlandes geſtellt. Ihr werdet ihn mit dem alten ehrwürdigen Farben deutſcher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem conſtitutionellen Fürſten, dem Führer des geſammten deutſchen Volks, dem neuen König der freien wiedergeborenen deutſchen Nation!“

Dieſer koloſſale Unſinn erfüllte mich mit um ſo tieferer Indignation, als der König mir kaum zugeſagt hatte, er würde nichts, was an die deutſche Nation gerichtet wäre, drucken laſſen, ohne es mich

vorher wiſſen zu laſſen. Die neuen Miniſter hatten grade das gethan, was zu vermeiden ich den König am dringendſten gebeten hatte. Das miniſterielle Manifeſt, welches den neuen König der Deutſchen proclamirte, war die Uſurpation in der gröbſten Form und mußte alle Nichtpreußen vor den Kopf ſtoßen. Das hätte vielleicht weniger zu ſagen gehabt, wenn der Uſurpator im Siegesglanz und Vollbewußtſein der Macht aufgetreten wäre und Furcht eingeflößt hätte. Aber nach einer jämmerlichen Niederlage, nach demüthiger Beugung der Krone unter die Zeitungshalle und unter den Pöbel konnte die Uſurpation nur noch lächerlich erſcheinen. Ich war ein wenig wüthend, denn die Sache war doch zu arg. Als mich daher der neue Miniſter des auswärtigen Amtes, den man zum Unterſchied von andern Staatsmännern ſeines Namens den Pariſer oder den rothen Arnim nannte (weil er eben noch Geſandter in Paris geweſen war und rothe Haare hatte) zu ſich einladen ließ, antwortete ich, ich hätte keinen Auftrag für ihn und wolle ihm ſeine koſtbare Zeit nicht ſtehlen. Da er mich aber wiederholt und dringend bitten ließ, zu ihm auf das Miniſterium zu kommen, ging ich einzig aus Rückſicht auf meinen Bruder endlich hin. Arnim war Feuer und Flamme, bildete ſich, wie es ſchien, wirklich ein, der Mann des Tages zu ſein und eine ungeheuer große welthiſtoriſche That vollbracht zu haben. Ich war indeß nicht in der Laune, ihn im geringſten zu ſchonen. Ich ſagte ihm, man hätte im Namen des Königs von Preußen nicht ungeſchickter und taktloſer zu Deutſchland ſprechen können. Bei dieſer meiner ruhigen Erklärung wurde er noch viel röther, als er ſchon war. Doch drückte er die Ueberzeugung aus, von der er durchdrungen ſei, der Entſchluß des Königs werde ganz Deutſchland freudig elektriſiren. Ich erwiderte ihm, da kenne er die Schwaben und die Bayern ſchlecht. Mit umgehender Poſt werden von allen Seiten Proteſte gegen die neue preußiſche Politik und offene Verhöhnungen des unglücklichen Königs in Berlin anlangen. Da übrigens, wie ich wüßte, von ſämmtlichen ſüddeutſchen Höfen außerordentliche Commiſſäre nach Berlin abgehen würden oder ſchon abgegangen ſeien, um irgend etwas Gemeinſchaftliches zu verabreden,

ſo möge er ſich mit dieſen benehmen. Die Sympathien aber zwiſchen dem ſüdweſtlichen Deutſchland und Preußen, die zu nähren und zu befeſtigen ich vor acht Tagen hierher gekommen ſei, beſtünden jetzt nicht mehr und ſeien durch das uſurpatoriſche Gebahren Preußens auf lange hin zerriſſen. Damit empfahl ich mich.

Unter den gedachten Commiſſären befand ſich auch Herr v. Porbeck, badiſcher Geſandter in Stuttgart, dem ich am 23. März zufällig unter den Linden begegnete, als er eben angekommen war. Er freute ſich ſehr, mich zu finden, denn wir waren von Stuttgart her befreundet, und ich konnte ihn ſchnell über alles orientiren, was eben in Berlin vorgegangen war und vorging. Natürlicherweiſe beſchränkten ſich jetzt die Verabredungen zwiſchen den ſüddeutſchen Höfen und dem in Berlin auf eine gewiſſe Uebereinſtimmung in den Conceſſionen und in der Zulaſſung des Frankfurter Parlaments. Mein letztes Gutachten gegen Arnim ging dahin, er möge ſchon das Vorparlament von ſoviel Preußen als möglich beſuchen laſſen, um die radicalen und antipreußiſchen Elemente, die darin nothwendig aufkommen würden, zu neutraliſiren. Aber er hatte wohl kein Mittel, grade die rechten Leute zu ſchicken, und tröſtete ſich, wie der König ſelbſt, mit dem 2. April, an welchem die preußiſchen Stände zuſammentreten ſollten.

Ich ſah damals in Berlin nur wenige meiner alten Freunde, Tieck, Raumer, Maßmann, Waagen und reiſte mit Herrn v. Porbeck wieder heim. Unſere Rückreiſe war ſehr angenehm. Wir hatten gutes Wetter. Von Reichenbach an, wo die Eiſenbahn aufhörte, fuhren wir mit Extrapoſt in warmer Nacht durch das Voigtland und über das Fichtelgebirge. Mein hochgebildeter, aber etwas melancholiſcher Reiſegefährte erzählte mir in dieſer Nacht ſeine Lebensſchickſale und ſchloß mir ſein Herz auf, das von trüben Ahnungen erfüllt war. Auch iſt Herr v. Porbeck nach wenigen Jahren noch im ſchönſten Mannesalter geſtorben. Wie viele edle und zartfühlende Seelen habe ich ſo vor mir verſchwinden ſehen! Wie viele Frühlinge ſah ich dahinſterben!

In Schwaben war der Franzoſenlärm und Bauernaufruhr vorüber, doch war die Aufregung noch ſehr groß. Ich erſtattete dem

König von Württemberg Bericht von allem, was ich in Berlin erlebt hatte. Er grämte ſich grade nicht darüber, daß der König von Preußen aus dem 18. März nicht glänzender hervorgegangen war, denn er ſcheute die bloße Möglichkeit einer preußiſchen Hegemonie. Auch war er jetzt ſchon in Bezug auf Frankreich beruhigter. Nur die deutſche Revolution machte ihm Sorge.

Die Demokraten waren ſehr rührig und erlaubten ſich große Ausgelaſſenheit. Was ich Herrn v. Arnim in Berlin ſagte, war bereits eingetroffen. Die Demokraten in Stuttgart hatten eine Puppe, die den König von Preußen vorſtellen ſollte, erſt mit Kugeln beſchoſſen und dann in den Feuerſee geworfen. Aehnliche Demonſtrationen hatte man in München gemacht. Das war nun freilich nicht aus irgend einem Haß gegen den König von Preußen geſchehen, ſondern hatte nur den Zweck, die Hoffnungen, welche die Märzminiſter und die Altliberalen, mit einem Wort die gemäßigt Conſtitutionellen auf Preußen geſetzt hatten, zu vereiteln. Der Gedanke, den man ſpäter den kleindeutſchen genannt hat, war urſprünglich aus den politiſchen Schriften Paul Pfizers hervorgegangen, ſofern derſelbe früher ſchon vom Eintritt Preußens in die Reihe der conſtitutionellen deutſchen Bundesſtaaten und von der engeren Vereinigung dieſer Staaten unter Preußen, mit Ausſchluß Oeſterreichs, allein Deutſchlands Heil erwartet hatte. Dieſer Gedanke wäre ohne Zweifel ſchon im März verwirklicht worden, wenn der König von Preußen mehr Charakterſtärke gezeigt und am 18. März geſiegt hätte. Der Gedanke wurde zwar nicht aufgegeben, ſeine Durchführung mußte aber vertagt werden, bis man dem König von Preußen wieder mehr Popularität gegeben hatte. Das aber wollten nun die Demokraten um jeden Preis verhindern, denn ihre Abſicht war, weit über das conſtitutionelle Syſtem hinauszugehen, die revolutionäre Gährung zu unterhalten und eine neue conſtitutionelle Ordnung nicht aufkommen zu laſſen. Daher die erkünſtelte Wuth gegen den König von Preußen.

Aus demſelben Grunde hielten die Demokraten eine Volksverſammlung nach der andern und reizten die Menge durch wilde Reden

auf, hielten die Soldaten in den Wein- und Bierhäuſern frei und ſuchten ſie zu verführen. Schon im April wagten ſie, die Hauptwache in Stuttgart zu ſtürmen, um einen Unteroffizier, den ſie bereits verführt hatten und der verhaftet worden war, zu befreien. Natürlicherweiſe wollte die Regierung nicht gern von den Waffen Gebrauch machen, damit es nicht heiße, ſie habe Bürgerblut vergoſſen. Nun fand ſich aber ein ganz geeignetes Mittel die Demokraten auch ohne Blutvergießen zu zähmen. Ein großer Theil der Bürger Stuttgarts beſteht nämlich aus Weingärtnern, welche die rings um die Stadt liegenden Weinberge bebauen und ſich nöthigenfalls noch durch 5 bis 6000 Weingärtner des nahen Neckarthals verſtärken können. Dieſe kräftige Race war den Handwerksgeſellen und Fabrikarbeitern, aus denen hauptſächlich die Demokraten ſich rekrutirten, nicht hold und machte ſich daher ein Vergnügen daraus, die Herren Demokraten ein wenig zu demüthigen. Als nun dieſe zum zweitenmal die Hauptwache ſtürmten, operirte man gegen ſie in drei Reihen. In der erſten ſtanden nur 60 Weingärtner mit Stöcken, in der zweiten Bürgerwehr, in der dritten Militär. Die beiden letzten Reihen aber kamen gar nicht zum Gefecht, denn obgleich die Demokraten an tauſend Mann ſtark waren, ſtoben ſie doch vor den ſechzig ſtarken Männern auseinander, die mit ihren Stöcken dreinſchlugen. Von dieſem Tage an wagten die Demokraten in Stuttgart keinen Aufruhr mehr.

Bekanntlich fügte ſich der Bundestag dem Vorparlament, und ſämmtliche deutſche Regierungen genehmigten die Eröffnung eines allgemeinen Parlaments in Frankfurt a. M. und ſchrieben die Wahlen dazu aus. Ich ſehnte mich nicht gerade nach der Ehre, Mitglied dieſes Parlamentes zu werden, weil ich aus den mir bekannten Prämiſſen keinen guten Schluß ziehen konnte. Indeſſen wollte ich mich doch auch nicht ganz theilnahmlos zurückziehen und ließ es darauf ankommen, ob ich nicht doch vielleicht durch Annahme einer Wahl, wenn auch nur in ſchwachem Maße, Gutes fördern und Böſes verhindern könne. Ein großer Theil der Einwohner im Oberamtsbezirk Tuttlingen hatte aus Neugier den Ausgrabungen zugeſehen, welche mein

Freund Dürrich und ich fünf Wochen lang am Berge Lupfen vorgenommen hatten. Aus dieſem Anlaß war ich ihnen bekannt und bei ihnen beliebt worden. Sie wollten mich ins Parlament wählen und gaben mir auch ihre Stimme, allein drei Oberämter hatten gemeinſchaftlich nur einen Abgeordneten für Frankfurt zu wählen. In den beiden andern Bezirken war ich weniger bekannt, und ein namenloſer Advokat von der demokratiſchen Partei erhielt mehr Stimmen als ich, nachdem man einer Verſammlung von 800 katholiſchen Bauern vorgelogen hatte, ich ſei der Vorſteher der Deutſchkatholiken in Stuttgart. Dieſer nämlich hieß Wölfel und durch Verdrehung meines Vornamens wurden die Bauern überredet, ich ſei derſelbe und ein Todfeind ihrer katholiſchen Kirche. Ich ſaß gerade bei einem ſchönen Mädchen, als die Kanonen vom Dreifaltigkeitsberge bei Spaichingen den demokratiſchen Wahlſieg verkündeten, und meine liebenswürdige Nachbarin kann mir noch bezeugen, wie heiter ich den Vorfall aufnahm. Ich hatte die Wahl von vorn herein fataliſtiſch aufgefaßt und habe nachher Gott oft genug gedankt, daß ich in den Frankfurter Strudel nicht bin hineingeriſſen worden. Die Wahlen in Württemberg fielen meiſt auf Demokraten. Aus andern deutſchen Ländern wurde ſogar eine ziemliche Anzahl Juden gewählt. Dazu die vielen Profeſſoren. Es that mir aufrichtig leid, daß ich von dieſer Verſammlung nicht hoffen konnte, ſie werde Deutſchland eine größere Zukunft bereiten.

Gleichſam zur Entſchädigung wählte mich der Oberamtsbezirk Tuttlingen zum Abgeordneten in den württembergiſchen Landtag, der am 20. September 1848 eröffnet wurde.

Ich hatte unterdeß die weitere Entwickelung der Dinge in Deutſchland mit aufmerkſamen Augen verfolgt und meine unmaßgeblichen Gedanken darüber im Literaturblatt Nr. 50 *) im Juni und

*) Ich ſtellte damals den Parteien in der Paulskirche die Forderung, „mit Aufopferung aller Nebenrückſichten ausſchließlich und mit zäheſter Kraft auf die Einheit zu dringen.“ Ich verwarf „die Thorheit der Republikaner, die es nicht verſtanden, die Idee der Einheit und die ganze Fülle des Nationalſtolzes ſich anzueignen, die vielmehr im Wahn einer allgemeinen Völkerverbrüderung auf Koſten der deutſchen Intereſſen und

in einem Aufſatze in der deutſchen Vierteljahrſchrift, der auch als Flugſchrift beſonders ausgegeben wurde (im September), ausgeſprochen. Ich ſagte damals ſchon öffentlich den Bankerot des Parlaments und das Mißlingen der ganzen deutſchen Revolution voraus, indem ich an die zum Theil in ihrer Leidenſchaftlichkeit ſinnloſen Beſtrebungen des Parlaments einen höheren ſtaatsmänniſchen Maßſtab anlegte. Ich beging ſogar die ungeheure Ketzerei, den däniſchen Krieg zu mißbilligen und muß mich glücklich ſchätzen, daß man mich deshalb nicht geſteinigt hat.

Der Hauptgedanke, den ich in meiner Flugſchrift durchführte, war: Die Deutſchen haben den Patriotismus von 1813 noch nicht wiedergefunden, ſondern träumen nur im franzöſiſchen Liberalismus von 1830 fort. Alles komme auf die äußere Machtfrage an, Deutſchland müſſe ſeine alten Grenzen wieder haben, als eine einige große Kriegsmacht in der Mitte Europas wieder allen Nachbarn Reſpect einflößen, müſſe wieder eine Marine und Colonien gewinnen, gegen jeden fremden Angriff und Einfluß wieder unzugänglich werden. Statt deſſen vertiefen ſich die Deutſchen in die innere Reformfrage, in ein unendliches Detail von Nebenſachen, über die man erſt dann recht werde entſcheiden können, wenn man erſt ein großes und nach außen ſtarkes Reich habe.

Die Summe meiner Kritik war: „Es ſteht ſchlecht, ſehr ſchlecht. Anſtatt die ſcandinaviſchen Sympathien für uns auszubeuten, haben wir ſie in Antipathien verwandelt und unſere natürlichen Bundesgenoſſen zu unſeren Feinden und mehr als je von Rußland abhängig gemacht. Anſtatt in preußiſch Polen entweder das Princip der Germaniſirung mit unerbittlicher Strenge feſtzuhalten, oder in kühner

---

der deutſchen Ehre mit Franzoſen, Italienern, Polen und Czechen gebuhlt und ſogar den Retter der deutſchen Sache in Prag mit Schmähungen überhäuft haben."

Es war am 15. Juli als ich dieſes ſchrieb, und der Jubel über den Erzherzog Reichsverweſer noch neu. Ich ſchrieb von dieſem Jubel: „Hinter ihm lauern tödtliche Feindſchaften. Wie will die neue Centralgewalt den gordiſchen Knoten der Gegenwart löſen? Auf friedlichem Wege kann dieſer Knoten nicht gelöſt werden. Man ſoll ſich alſo auf das Zerhauen deſſelben gefaßt machen, nicht auf Reden, ſondern auf Thaten."

Offenſive das Protektorat Polens gegenüber von Rußland zu übernehmen, haben wir uns die Polen ebenſo zu Feinden gemacht, wie die Ruſſen. Anſtatt uns der romaniſchen Wallachen, die uns darum angefleht, gegen die ruſſiſche Uſurpation anzunehmen, haben wir die Ruſſen in die Moldau einrücken laſſen. Anſtatt der Pforte unſern Beiſtand gegen Rußland zuzuſichern, haben wir dieſe Ehre den Engländern allein überlaſſen. Anſtatt den deutſchen Doppeladler zwiſchen Peſth und Agram aufzuſchlagen, um mit ſeinen beiden drohenden Köpfen rechts und links den dort gegen einander tobenden Parteien Frieden zu gebieten, haben wir die Zukunft des deutſchen Oeſterreich vom Siege zweier nichtdeutſchen Stämme abhängig werden laſſen. Anſtatt daß irgend etwas geſchehen wäre, um die uns ſtammverwandte Schweiz für uns zu gewinnen, oder ihr wenigſtens zu imponiren, mußten wir erleben, daß Radetzky in Mailand den Empfang ruſſiſcher Orden feſtlich beging, während auf dem ſchweizeriſchen Liederfeſt das franzöſiſche Volkslied drohend gegen Deutſchland angeſtimmt wurde. Anſtatt Frankreich durch die Abberufung der Geſandten unſerer Einzelſtaaten von der Einheit Deutſchlands thatſächlich überzeugen zu können, gaben wir uns die Blöße, Herrn von Raumer dort vergeblich antichambriren zu laſſen. Anſtatt mit Holland die Eventualitäten eines neuen franzöſiſchen Krieges zu berathen, ärgerten wir uns bloß über die Limburger Scandale (höhniſches Herabreißen der deutſchen Fahne). Das alles iſt das nothwendige Reſultat der falſchen Stellung, in welcher ſich die Centralgewalt und die Nationalverſammlung in Frankfurt befinden. Sie beruhen auf der Fiction einer allgemeinen Erhebung deutſcher Nation zur Einheit. Dieſe aber hat nicht wirklich ſtattgefunden; die Sondermächte beſtehen alle noch. Vor einer wahren Centralgewalt müſſen alle jene Sonderregierungen verſchwinden. In einer bloßen Nebenordnung neben ihnen kann eine Centralgewalt nicht beſtehen."

Da mich damals der König von Württemberg öfters zu ſich beſchied, gereichte ihm meine Anſicht, die ganze Revolution werde das Ende einer Seifenblaſe haben, ſehr zum Troſte.

In der Ueberzeugung, alles ſei nur Schaum und in der Paulskirche werde kein geſunder, kraftvoller und reiner Wein gekeltert, und bei der leidigen Erfahrung, daß unſer württembergiſcher Landtag von der Paulskirche aus regiert werde, habe ich es nicht für der Mühe werth gehalten, mich auf dieſem Landtage, wie auf den frühern bemerklich zu machen, ſondern hielt ſehr zurück. Es wäre vergeblich geweſen, gegen den Strom zu ſchwimmen. Dagegen widmete ich mich einer wichtigeren Aufgabe außerhalb der Kammer in einem Terrain, deſſen man noch Herr war. In unſerm Stuttgart galt es vor allem, den demokratiſchen Schwindel fernzuhalten, der in Baden und der Pfalz immer größere Dimenſionen annahm. Der demokratiſche Pöbel, der die Soldaten zu verführen trachtete, mußte mit gehöriger Klugheit und Energie im Zaume gehalten werden. Zu dieſem Zweck wurde von den angeſehenſten Bürgern Stuttgarts damals der ſog. vaterländiſche Verein gegründet, bei dem ich als Vicepräſident nicht wenig thätig war. Das Präſidium führte zuerſt Obertribunalrath Bockshammer, ſpäter Procurator Seeger. Die Demokraten feindeten uns wüthend an und ein damals in Stuttgart verbreitetes Witzblatt „Eulenſpiegel" überbot ſich in Carrikaturen auf uns. Allein durch fliegende Blätter und Maueranſchläge parirten wir Schlag auf Schlag jedes kecke Vorgehen der Demokraten und ihres ſog. Landesausſchuſſes und machten den friedlichen Bürgern Muth. So haben wir in der That das Feld behauptet, unterſtützt von der Bürgerwehr und von den conſervativen Bauern der Nachbardörfer. Nur die Hofpartei und der Adel wurden uns zuweilen läſtig, indem ſie ſich unter unſere Flügel flüchteten. Namentlich dienten eine Anzahl königliche Köche, die ſich als Mitglieder des Vereins hatten einſchreiben laſſen, den Demokraten lange zur Zielſcheibe guter und ſchlechter Witze. Auch einige Herrn vom Adel ließen in der Angſt großen Unverſtand blicken. Die erſte Kammer war feldflüchtig geworden, und kam gar nicht zuſammen, da es doch ihre Pflicht geweſen wäre, die conſervativen Stimmen der zweiten Kammer und die ihrigen zu unterſtützen. Einige vornehme Herrn lagen mir dringend an, ein conſervatives Blatt zu

organiſiren, und es koſtete mir viele Mühe, ihnen darzulegen, daß ſie damit nur ein ſehr unliebſames Aufſehen erregen und ſich nur ſelber ſchaden würden.

Wir Conſervativen und Gemäßigten hatten unſern Club täglich im obern Muſeum, die Demokraten im Caffe Kober. Beide Parteien kamen überein, in einzelnen wichtigen Fällen ſich vorher in einer gemeinſchaftlichen Abendverſammlung über die gewiſſen Punkte zu vereinbaren, welche wir in der nächſten öffentlichen Kammerſitzung zum Beſchluß erheben wollten, um die Debatte abzukürzen und die Abſtimmung zu beſchleunigen. Das erſtemal luden wir die Demokraten zu uns ins Muſeum ein und wählten einen aus ihrer Mitte, den jungen Advokaten Becher, zum Präſidenten. Das nächſtemal wurden wir von ihnen zu Kober eingeladen und diesmal wählten ſie mich zum Präſidenten der gemeinſchaftlichen Verſammlung. Es war im November 1848 bald nach der Hinrichtung Robert Blums in Wien, und die Gemüther waren furchtbar erregt. Es drängten ſich eine Menge Demokraten ein, die gar nicht Kammermitglieder waren und mitreden wollten, denen ich aber mit Donnerſtimme das Wort entzog. Man konnte nicht einig werden, es wurde ſpät, und vom Tumult der Demokraten geärgert verließen faſt alle Gemäßigten den Saal und ließen mich bis nach Mitternacht unter den tollen Geſellen faſt allein. Ich hielt aber das Präſidium bis zum Schluß der Sitzung mit eiſerner Ruhe und großer innerer Befriedigung feſt, denn es machte mir Vergnügen, den böſen Kerls einmal befehlen zu können.

Einer der eifrigſten unter den damaligen Demokraten war der junge Johannes Scherr, ein Mann von feinem Geiſt und Geſchmack, der aber zuweilen gefliſſentlich in ſeinen Kammerreden den Groben ſpielte. Er gab eine ſog. Weltliteratur heraus, eine Sammlung von Proben der beſten Dichtungen aller Zeiten und Völker und bat mich um eine Menge Bücher aus meiner reichen Bibliothek, die ich ihm auch gern gewährte. Als er flüchten mußte, ſchickte er mir ſie alle mit einem dankbaren Briefe zurück.

Die ganze Geſetzgeberei lief wie ein Uhrwerk ab, in einer deut-

ſchen Kammer wie in der andern. Alles unter Oberleitung des Frankfurter Parlaments, welches aber die Hauptſache verſäumte. Denn indem es den deutſchen Michel bis über die Ohren mit neuen Rechten überſchüttete, vergaß es die Machtfrage. Oder wenn es ſie nicht vergaß, ſo täuſchte es ſich doch über dieſelbe. Von Gagerns ſog. kühnem Griff an, den man beſſer einen furchtſamen Mißgriff genannt hätte, mußte in Beziehung auf die Machtfrage alles mißlingen. Der Reichsverweſer war von Anfang an nichts anderes, als eine in Frankfurt gegen Preußen aufgeſtellte öſterreichiſche Schildwacht. Den König von Preußen ſchon 1848 zum Reichsoberhaupt wählen zu können, ging nicht wohl an, weil er ſich in den Märztagen doch zu ſchwach gezeigt hatte. Einen andern aber hatte man nicht, an einen andern dachte man nicht, der König von Preußen ſelber wollte nicht. Was konnte dabei herauskommen?

Die Demokraten begriffen das und trugen den Kopf ſehr hoch. Allein ſie waren nicht ſtark genug und benahmen ſich der wirklichen Gefahr gegenüber ſogar ſehr feig. Anſtatt den ruhigen Bürger und Bauer für die große Sache des Vaterlandes zu gewinnen, ſchreckten ſie dieſelben oder ekelten ſie an durch freche Renommiſterei, Verhöhnung, Drohungen mit Raub und Anarchie, und hielten immer nur die rothe Fahne empor, anſtatt ſich um die dreifarbige Nationalfahne zu ſchaaren. Der patriotiſche Gedanke war den damaligen Demokraten gänzlich abhanden gekommen. Sie ſympathiſirten laut mit Italienern, Polen, Czechen und Ungarn, während dieſe alle die Waffen gegen Deutſchland ergriffen unter dem Wuthgeſchrei: Tod allen Deutſchen!

Wir in der württembergiſchen Kammer wurden damals von der Paulskirche täglich wie an Drähten gezogen, was denn doch manchem unerträglich wurde. Der ſog. rothe Seeger war der Leithammel. Als wir den Compromiß Gagerns mit den Demokraten, durch welchen er ihre Stimmen zur Kaiſerwahl erkauft hatte, auch unſererſeits zu ſanctioniren aufgefordert wurden, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten, ſondern nannte die Allianz der preußiſchen Rechten mit der demokratiſchen Linken in Frankfurt eine Mißgeburt, und daß die

Sache vor unſere Kammer gebracht werde, eine Intrigue. Seeger nannte es eine Beleidigung, der Nationalverſammlung eine Intrigue vorzuwerfen. Ich erklärte, die Nationalverſammlung intriguire nicht, wohl aber die Parteien in derſelben. Es iſt eine Beleidigung, wandte Seeger wieder ein, oder eine Binſenwahrheit. Ja wohl, — Binſenwahrheit, rief ich aus. Die Kammermehrheit ſtimmte indeſſen dem Frankfurter Parlamente zu.

Die natürliche Folge der in der Paulskirche begangenen Mißgriffe war erſtens die Zurückweiſung der ihm angebotenen Kaiſerkrone von Seiten Friedrich Wilhelms IV. und ſodann die neue bewaffnete Erhebung der Demokratie in Sachſen, der Pfalz und Baden. Die Demokraten waren aber eben ſo blind, wie die Gagernſche Partei, denn wie dieſe ein Kaiſerreich hatten gründen wollen, ohne einen Kaiſer zu finden, ſo wollten dieſe Krieg führen ohne Soldaten, und ihre Freiſchaaren waren ſchlecht bewaffnet und wenn ſie auch die badenſche Armee verführten, ſo ſanken dieſe debandirten Truppen doch bald auf die niedrigſte Stufe von Freiſchaaren herab.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die demokratiſche Partei in Württemberg die Oberhand erhalten haben würde, wenn damals mit überraſchender Schnelligkeit ein wohlgerüſtetes badiſch-pfälziſches Armeecorps über den Schwarzwald gekommen wäre, denn auch unter den württembergiſchen Truppen, die nicht einmal beiſammen waren, hatten ſich viele ſchon von den Demokraten verführen laſſen, und eine große Volksverſammlung in Reutlingen ging darauf aus, den ganzen bewaffneten Schwarzwald gegen Stuttgart zu führen, während die Demokraten in Heilbronn auch bereits eine ſog. Oſtarmee zu organiſiren anfingen, welche zunächſt mit den Reutlingern gemeinſam die Regierung in Stuttgart bedrohen, dann aber Franken inſurgiren ſollte. Stuttgart lag wie eine kleine conſervative Inſel in einem revolutionären Meere und wäre wohl nicht ſtark genug geweſen, ſich gegen eine badiſch-pfälziſche Armee zu halten, wenn dieſe ſchnell eingefallen wäre. Das geſchah nun aber nicht. Die proviſoriſche Regierung in Baden ſchickte ſtatt der Armee nur eins ihrer Mitglieder, den

Demagogen Fickler, mit Geld nach Stuttgart, um hier die Garniſon zu beſtechen. Eine wirklich koloſſale Naivetät, denn man nahm ihm gleich das Geld ab und ſetzte ihn auf den Asperg. Die Reutlinger ſtanden nun auch von ihrem bewaffneten Zuzug ab, und die 60 Deputirten, die ſie nach Stuttgart ſchickten, um der Regierung Geſetze vorzuſchreiben, wurden von unſerer Bürgerwehr mit Hohnlachen empfangen und von der Regierung abgewieſen.

Unterdeß rüſtete Preußen, um den badiſchen Aufſtand niederzuſchlagen, und ſowie ſich Baden nur noch gegen die Reichsarmee unter Peuker und gegen das zweite Armeecorps unter dem Prinzen von Preußen in der Defenſive befand, hatte auch alle Gefahr für Württemberg aufgehört. Eine neue Sorge ſchien der Hauptſtadt die Ankunft des Rumpfparlaments zu machen, das von Frankfurt hierher geflüchtet kam. Allein dieſe armen Leute hatten nicht mehr viel zu bedeuten. Man wollte ſie zwar ſchonen und ſie wurden dadurch kühn gemacht. Es war doch aber allzu lächerlich, daß ſie eine Reichsregentſchaft ernannten aus ein paar Advokaten, einem Profeſſor, einem Cigarrenhändler, denen der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen gehorchen ſollten. Als ſie von der württembergiſchen Regierung Geld und Truppen verlangten und dieſe es ihnen abſchlug, wandten ſie ſich mit einem Manifeſt an das Volk, welches ihnen, als der oberſten Reichsbehörde und nicht der ihr untergeordneten und ungehorſamen württembergiſchen Regierung Folge zu leiſten habe. Dieſes Manifeſt hätte wenigſtens Unruhen im Lande hervorrufen können, wenn man dem nicht vorgebeugt hätte. Unſer Club war am 7. Juni Abends wie gewöhnlich im Muſeum verſammelt, als mir der damalige Muſeumsſekretär Herlikofer das Manifeſt der Reichsregentſchaft noch naß aus der Druckerei brachte. Ich eilte ſogleich mit drei anderen Abgeordneten zu den Miniſtern, die meiſt ſchon im Bette lagen, denn es war ſpät. Sie verſammelten ſich und ſtimmten mit uns überein, es müſſe ſogleich ein Gegenmanifeſt erlaſſen und ſchon am nächſten Morgen überall hin verſandt werden. Finanzminiſter Goppelt verfaßte das Manifeſt. Ich fand es nicht

kurz und ſchlagend genug. Er ſagte: Nun ſo machen Sie es! und ich that es ſogleich. Ich theile es hier mit. *) Der Kriegsminiſter fuhr noch mitten in der Nacht mit einem Extrazuge nach Ludwigsburg zum König, der ſogleich ſeine Zuſtimmung gab. Als wir am 8. früh im Ständehauſe die Sitzung begannen, war unſer Manifeſt ſchon in

*) Das Württembergiſche Geſammtminiſterium an das Württembergiſche Volk. Die bisherige deutſche National-Verſammlung in Frankfurt hat in Folge Beſchluſſes vom 30. Mai d. J. ihren Wohnſitz nach Stuttgart verlegt. Zurückgeführt auf den ſechsten Theil ihres vollen Beſtandes und faſt ausſchließlich nur noch eine einzige der im Volke enthaltenen Parteien darſtellend, hat die übergeſiedelte Verſammlung in ihrer erſten Sitzung in wenigen Stunden, ohne Debatte, die wichtigſten Beſchlüſſe gefaßt, unter Anderem den Beſchluß, die ſeitherige Central-Gewalt in Frankfurt ab- und eine aus fünf Mitgliedern beſtehende Regentſchaft einzuſetzen. Dieſe ſelbſt aber beginnt ihre Wirkſamkeit damit, ſich den Befehl über die Heere aller deutſchen Staaten zuzuerkennen, und läßt, während ſie verſichert, Alles aufbieten zu wollen, den Bürgerkrieg abzuwenden, bei Keinem, der die Verhältniſſe kennt, einen Zweifel übrig, daß ihr Beginnen nur dazu führen kann, das Gut und Blut Württembergs in einem brudermörderiſchen und gegenüber den größeren deutſchen Staaten ganz ungleichen Kampfe zu vergeuden, und durch die Geldopfer, welche die in Stuttgart neu gewählte Reichs-Regentſchaft zunächſt nur von unſerem Staate fordern könnte, unſeren ohnehin ſchon tief geſunkenen Wohlſtand vollends zu zerrütten.

Wir haben, alle Zweifel an dem rechtmäßigen Fortbeſtande der National-Verſammlung unerörtert laſſend, in ihr nur den einer beſſeren Zukunft noch fähigen Reſt jener politiſchen Schöpfung ſehen wollen, an welche die deutſche Nation ihre ſchönſten Hoffnungen, ihr wohlberechtigtes Streben nach Einigung und Selbſtbeſtimmung geknüpft hat; nicht verhehlen aber können wir uns, welche gewichtige Bedenken ſich der behaupteten Befugniß der Verſammlung entgegenſtellen, die durch das Reichsgeſetz vom 28. Juni 1848 bis zur definitiven Begründung einer Regierungs-Gewalt für Deutſchland eingeſetzte Central-Gewalt mit einer andern zu vertauſchen, und außer allem Zweifel endlich iſt es uns, daß wir dieſer neuen Regentſchaft nicht die Schickſale Württembergs preisgeben dürfen.

Wir erklären daher, daß wir der aufgeſtellten proviſoriſchen Regentſchaft das Recht nicht zugeſtehen, ohne Zuſtimmung der württembergiſchen Regierung für Württemberg gültige Beſchlüſſe zu faſſen, namentlich nicht das Recht, über württembergiſche Streit- und Geldkräfte zu verfügen, und wir vertrauen dem im württembergiſchen Heere und in der Bürgerwehr lebenden Geiſte der Ehre und des Pflichtgefühls. Das Heer wird ſich nicht verführen laſſen, es wird das ſchmähliche Beiſpiel des Treubruchs nicht nachahmen. Das Heer und die Bürgerwehr, ſie werden ihrer Verpflichtung eingedenk ſein, die Verfaſſung zu beſchützen, dem Geſetze Achtung zu verſchaffen und die öffentliche Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten.

Der deutſchen Reichsverfaſſung und Allem, was das deutſche Volk von ihr hofft, auf geſetzlichem Wege durch ausführbare Mittel Geltung zu verſchaffen, wird unſer vereintes Streben bleiben. Stuttgart, den 8. Juni 1849. Die Departements-Vorſtände: Römer. Roſer. Duvernoy. Schmidlin. Rüpplin. Goppelt.

Tausenden von Exemplaren verbreitet, zum größten Aerger der Demokraten. Das Regentschaftsmanifest machte nun gar keinen Eindruck mehr. Wären wir nicht so verfahren, hätten wir uns in jene einfältige badische Revolution fortreißen lassen, so würden unsere demoralisirten Truppen und demokratischen Freischaaren ebenso wenig, wie die pfälzisch badische Armee, im Stande gewesen sein, die Reichsexekution aufzuhalten, und wir wären in Unkosten, Schimpf und Schande hineingerissen worden, wie die Badener und Pfälzer. Um eine große Revolution durchzuführen und eines großen Reiches Einheit herzustellen, dazu gehören andere Männer und eine ganz andere Begeisterung im Volk. Bescheidene Helden wie 1813 und nicht feige Schwätzer, Fresser und Säufer.

Unser Ministerium ersuchte das Rumpfparlament, sich zu entfernen. Schoder erklärte früh am 18. Juni in unserer Kammer, das Parlament werde sich gleichwohl heute Nachmittag um drei Uhr in seinem gewöhnlichen Lokale, dem Fritzischen Reithause, versammeln. Dieses Reithaus lag meinem Haus und Garten schräg gegenüber. Wenn die Demokraten noch Macht und Mittel genug gehabt hätten, das Rumpfparlament zu schützen, so wäre es zu einem Kampf gekommen, der meine häusliche Ruhe sehr hätte stören können. Aber es war schon hinreichend Militär aufgestellt, das Reithaus besetzt, Präsidentenstuhl, Tribüne und Bänke waren entfernt. Nachdem ich nur auf einen Augenblick aus der Kammer hinweggeeilt war, um nach meiner Familie zu sehen, ging ich beruhigt in die Kammer zurück. Um drei Uhr bewegten sich die Mitglieder des Rumpfparlaments unter Vortritt des Präsidenten Löwe, dem unsere ehrwürdigen Veteranen Schott und Uhland zur Seite gingen, in feierlichem Zuge zum Reithause hin, fanden aber eine dicht geschlossene Reihe Kavallerie vor sich, wurden von einem Regierungscommissär höflich ersucht, zurückzugehen und durch die langsam vorgeschobene Reiterei nach einem kurzen Protest Löwes zur Umkehr genöthigt. Meine Frau und Tochter schauten, mit dem Strickstrumpf in der Hand, durch das Gitter meines Gartens zu. Es war nicht die mindeste Gefahr vorhanden und

wurde nicht ein Tropfen Blut vergossen. Was man von vorgekommenen Excessen gegen Parlamentsglieder erzählte, war alles erlogen.

Die Mitglieder des Parlaments konnten bleiben oder gehen, niemand legte ihnen etwas in den Weg. Unter denen, die noch einige Zeit in Stuttgart blieben — denn die meisten flohen aus Angst vor den Preußen in die Schweiz, befand sich Venedey, der mich jetzt nachträglich besuchte, um mir für die Freundlichkeit zu danken, mit der ich hin und wieder eine seiner Schriften angezeigt hatte. Er schien mir ein sehr guter Mensch zu sein, doch ein wenig zu empfindsam für einen Mann der Politik.

Während Regentschaft und Rumpfparlament zu einem Thore Stuttgarts hinausflohen, um die Schweiz zu erreichen, fuhren gar viele Stuttgarter Herren, besonders aus der Beamtenwelt, zum andern Thore hinaus, zunächst nach Heidelberg, um sich am Anblick der Preußen zu laben, die sie damals gern als Befreier begrüßten und ohne deren Kanonen und Bajonnette sie wahrscheinlich auch noch länger vom Alp der Revolution gedrückt geblieben wären. Einer erzählte mir, unterwegs in Sinsheim sei der Boden des Wirthshauses ganz mit Demokratenbärten gepolstert und mehrere Barbiere noch eifrig beschäftigt gewesen, den vor den Preußen fliehenden Demokraten die Bärte abzunehmen. Als die neugierigen Herrn nach Stuttgart zurückkehrten, waren sie ganz entzückt von der kriegerischen Haltung der preußischen Truppen.

Nach der Unterdrückung des Badischen Aufstandes mußte natürlicherweise die ganze Revolution ein Ende nehmen. Sie war ein todtgebornes Kind, eine bloße Nachahmung französischer Vorgänge und gereichte daher der großen deutschen Nation zur Schande. Nicht als ob nicht vieles in Deutschland faul gewesen wäre, wogegen zu revolutioniren man berechtigt war; wenn aber einmal die Deutschen revolutioniren, so müssen sie nicht die Affen der Franzosen sein, sich nicht von den Franzosen erst dazu anstoßen lassen, auch nicht nach fremdem Recepte Reformen vornehmen, sondern alles aus sich selbst schöpfen und nur mit der Kraft der eigenen Natur dem wahren Bedürfniß

dieſer Natur aus eigenen Mitteln abhelfen. — Ich hatte die Erhebung des preußiſchen Volks im Jahr 1813 geſehen. Das war eine Revolution, dort und damals ſah ich ein Volk im Zorn, da ſchwatzte man nicht, da ſoff man nicht, lief aber auch nicht vor der erſten Gefahr davon, ſondern griff in ſtummer Wuth zu den Waffen und ließ nicht mehr vom Feinde los, bis man ihn gänzlich niedergeworfen hatte. Ich ſagte daher in den Jahren 1848 und 49 oft zu meinen Freunden: das iſt keine rechte Revolution, denn das Volk iſt nicht im Zorn.

Der württembergiſche Landtag wurde im Auguſt geſchloſſen und bald darauf das Märzminiſterium entlaſſen. Keiner dieſer würdigen Männer nahm weder einen Orden, noch auch nur eine Penſion an. Sie wollten ganz uneigennützig dem Vaterlande gedient haben. Ohne ſie würde der König während der Revolution eine viel ſchlimmere Stellung gehabt haben. Sie deckten ihn mit Muth und Klugheit, wobei ſich der praktiſche Römer das Hauptverdienſt erwarb. Sie zogen ſich dadurch die bitterſte Feindſchaft der Demokratie zu und ernteten auch von oben wenig Dank.

Wir hatten nun wieder den alten Bundestag. Deutſchland hatte eine ſtarke Arznei eingenommen und war doch nicht kurirt worden. Ich gab meine Meinung über die mißlungene Revolution, über die Dresdener Conferenzen und über die Unmöglichkeit, mit den bisherigen Mitteln und ohne eine durchgreifende Gewalt etwas Neues und Beſſeres zu Stande zu bringen, in einem Aufſatz der deutſchen Vierteljahrſchrift Nr. 53 von 1851 S. 324 f. ab.

Unmittelbar nach dem Ausbruch der Revolution in Baden im Frühjahr 1849 trat eines Morgens ganz verſtört der alte Miniſter Nebenius zu mir herein, der in Eile aus Karlsruhe geflüchtet war. Er war ganz außer ſich, denn ein ſolches Ende ſeiner langen geſetzgeberiſchen und miniſteriellen, ſtets liberalen Wirkſamkeit hätte er ſich vorher nicht träumen laſſen. Seine Angſt war noch durch den Umſtand vergrößert, daß er eine große Geldſumme ohne Quittung in der Eile der Flucht einem niedern Poſtbeamten anvertraut hatte, der ſie

ihm nachſchicken ſollte. Der Mann war zum Glück ehrlich und Rebenius erhielt das Geld noch an demſelben Tage. Ihn aber in Stuttgart zurückzuhalten, war mir nicht möglich; denn wie klar ich es ihm auch machte, daß er hier nicht das Geringſte zu beſorgen habe, wollte er es doch nicht glauben, ſah überall revolutionäre Schreckgeſpenſter und eilte nach München, um ſich erſt von da auf einem Umwege mit ſeinem Großherzog Leopold in Frankfurt a. M. wieder zu vereinigen.

Faſt ein Jahr ſpäter kam auch der badiſche Miniſter Bekk zu mir, den ein gleiches Mißgeſchick verfolgt hatte. Im Vertrauen auf meine geſchichtliche Unparteilichkeit und auf unſern früheren freundſchaftlichen Umgang im Neckarthal brachte er mir die Flugſchrift, in der er ſich als ſchimpflich davongejagter Miniſter gegen ſeine vielen Ankläger vertheidigt hatte, und bat mich dringend, ihn in Schutz zu nehmen. Ich kannte ihn kaum wieder, ſo blaß und mager war der einſt ſo kräftige und rothwangige Mann geworden und ſo ganz hatte ihn die Sicherheit und Feſtigkeit verlaſſen, mit welcher er ſonſt aufzutreten pflegte. Er erweckte mir tiefſtes Mitleid und umſomehr, als ich nicht im Stande war, ſeinem Wunſche genügend zu entſprechen, da er ohne Zweifel zu den maßgebenden badiſchen Beamten gehört hatte, die, um immer populär zu bleiben und immer von der Kammer beſchmeichelt zu werden, die Pflicht dem Recht, die Zucht der Freiheit aufgeopfert und der Oppoſition den Zügel hatte ſchießen laſſen, bis der Fürſt, das Miniſterium und die Kammer der Revolution den Platz räumen mußten. Bekk war zu ehrgeizig, um ſeine Demüthigung lange zu ertragen. Er ſtarb bald.

Ich habe meine Anſicht über das Großherzogthum Baden wiederholt dahin ausgeſprochen, daß dieſer Staat eigentlich regierungsunfähig ſei und von Rechtswegen gar nicht exiſtiren ſollte. Er war eine Schöpfung Napoleons, unſeres Erbfeindes, zuſammengeraubt aus kleinen geiſtlichen und weltlichen Nachbarſtaaten, welche zuſammen die urſprüngliche Markgrafſchaft Baden an Flächenraum und Einwohnerzahl weit überboten. Dazu lag der neugebackene Staat als ein ſchmaler und langer Grenzſtrich an der franzöſiſchen und Schwei-

zergrenze, ohne eine compacte Mitte, unfähig, ſich gegen die ſtärkern Nachbarn irgend zu vertheidigen und vor allen Dingen unfähig, den deutſchen Bund gegen Frankreich irgendwie zu decken. Seine durchaus heterogenen Beſtandtheile, auch confeſſionell ſcharf getrennt, ließen ſich durch keine moraliſche Macht in Einklang bringen, da die Aufgabe des deutſchen Bundes von Anfang an geweſen war, das Aufgehen des Particularismus in die nationale Einheit zu verhindern. Hätte der Wiener Congreß die alten Reichsländer Holland und Belgien einem neuen deutſchen Reiche einverleibt, ſo würden beide ihren Gegenſatz in der größern Geſammtheit ausgeglichen haben, wie die Gegenſätze der altfranzöſiſchen Provinzen in der Einheit des franzöſiſchen Reichs befriedigend ausgeglichen worden ſind. Hätte man bei der Neugeſtaltung Deutſchlands auf dem Wiener Congreß ein großes deutſches Reich wiederhergeſtellt und mit den reichsfeindlichen Rheinbundfürſten aufgeräumt, ſo würden ſämmtliche heterogene Beſtandtheile Badens ihren Gegenſatz in der Reichseinheit ausgeglichen haben. Aber der von Napoleon zum Hohn und Schaden des deutſchen Reichs geſchaffene badiſche Staat erhielt ſeine Sanction auf dem Wiener Congreß, und das einzige Band der Einheit unter ſeinen heterogenen Beſtandtheilen blieb die Dynaſtie, welche damals auf zwei Augen ſtand.

Als das gräfliche Haus Hochberg zum Erbe des Großherzogthums Baden berechtigt wurde, darf man ſich nicht wundern, daß es ſich populär zu machen ſuchte, um ſich durch die Volksgunſt mehr als durch den Bundestag zu legitimiren, und um den bayriſchen Nachbar weniger fürchten zu müſſen. Aus dieſer Nützlichkeitspolitik der neuen badiſchen Regierung erklärt ſich der badiſche Liberalismus und die lächerliche Prahlerei mit dem Muſterſtaate viel natürlicher, als aus dem Vorgehen zweier eitlen Profeſſoren in Freiburg. Der Miniſter Winter ſpielte die Hauptrolle in Karlsruhe am Hofe, nicht das Profeſſorenthum, weder in Heidelberg noch in Freiburg. In ſeiner antikirchlichen Richtung war der Liberalismus in Baden nicht einmal etwas Neues. Dieſer Liberalismus war ſchon napoleoniſch geweſen und

ſchon Karl Friedrich von Baden hatte ihn eifrig gepflegt. Die Anhänglichkeit an die alte Kirche fiel mit der an das alte Reich zuſammen. Deshalb unterſtützte Napoleon I. überall auf deutſchem Boden den Liberalismus, ſoweit er antikirchlich war, und ſchrieb ſich eine civiliſatoriſche, freimaureriſche Miſſion zu, durch die er Deutſchland beglücken wolle. Dieſer Gedanke wurde dem ganzen Rheinbund eingeimpft, und ſeine Propheten waren Johannes Müller, Zſchokke, Poſſelt, Aretin, Murhardt, Crome, ſpeciell in Heidelberg Johann Heinrich Voß und Paulus.

Ich will hier noch einige Anekdoten aus der ſchwäbiſchen Revolutionszeit erzählen:

Bei H. wurde 1848 ein Revierförſter von einem bekannten Wilderer in den Unterleib geſchoſſen und kam kaum mit dem Leben davon, mußte aber nachher die Gegend, in der er zufrieden gelebt hatte, verlaſſen, weil derſelbe Wilderer, der den Mordanfall zu leugnen gewußt hatte, von der Gemeinde als Jäger angeſtellt worden war, ſo daß er mit dieſem böſen Kerl noch handthieren ſollte. Das hielt er natürlich nicht aus und ließ ſich verſetzen.

Im Walde hinter der Solitüde wurde Lieutenant von Gaisberg von zwei Wilderern aus Gerlingen erſchoſſen. Die Mörder kamen auf acht Jahre ins Zuchthaus und hatten dieſe Strafe gerade überſtanden, als in Folge der Revolution die Jagdgeſetze gänzlich waren umgeändert worden. Sofort pachteten ſie die Jagd in demſelben Revier, in welchem ſie den Lieutenant erſchoſſen hatten. — Daſſelbe geſchah bei K. wo ein Forſtwart grauſam ermordet, der Mörder aber der nachherige Jagdpächter wurde.

Durch die neue Geſetzgebung der Revolution verloren die adligen Grundherrn ihre Gerechtſame gegen nur ſchwache Entſchädigung, mußten Gemeindeglieder werden und pro rata zu den Gemeindelaſten beitragen. Einer der erſten Standesherrn verlegte ſofort ſein Rentamt R. nach R. Die Gemeinde R. ſchickte ihm nun eine Deputation nach R., um ihn zu bewegen das Rentamt bei ihnen zu belaſſen. Die Deputation blieb drei Tage in R. lebte auf Gemeindekoſten

herrlich und in Freuden und verzehrte 300 fl., an denen nachher der Standesherr ſelbſt, als das vermöglichſte Mitglied der Gemeinde R. neun Zehntel bezahlen mußte. Vergebens klagte er bei den Gerichten. Die Gemeinde war in ihrem Recht, ſowohl eine Deputation abzuſenden, als die Koſten auf die Gemeindeglieder zu vertheilen.

Ein reicher Kaufmann in Stuttgart ſchwebte während der Revolution immer in der größten Angſt. In einer ſchlafloſen Nacht im Sommer 1849 ſah er zum Fenſter hinaus, der Mond ſchien hell, und die tiefſte Stille herrſchte in der ganzen Stadt. Da erreichte ſeine Angſt den höchſten Grad. Er kleidete ſich an, verließ das Haus und ſchellte heftig am Hauſe Duvernoys, der damals Miniſter des Innern war. Aufgeſchreckt ließ dieſer öffnen, empfing den Kaufmann und frug ihn ſtaunend, was er denn mitten in der Nacht von ihm wolle. Da ſagte der Kaufmann in größter Aufregung, er komme ihn zu warnen, es herrſche eine ſo bedenkliche Stille in der Stadt.

Ein abenteuerliches Original aus jener Zeit war Heinrich Looſe, ein Schwabe, der bereits ein Pfarramt verwaltete, als er, von Genieſucht verblendet, ſich der Literatur zu widmen anfing. Ich warnte ihn vergebens. Er lungerte eine Zeitlang ohne beſtimmte Beſchäftigung herum, wurde Deutſch-Katholik, fand dadurch als Prediger doch wieder einen Beruf und hatte nichts geringeres im Sinn, als den Ruhm eines großen Reformators zu erlangen. Um dieſe Zeit ſtarb ſeine Mutter, der er vielen Kummer gemacht hatte. Bei ihrer Beerdigung aber trat er, als ihr Sarg verſenkt war, auf den Grabhügel, nahm eine heroiſche Stellung an und ſchien eine Rede halten zu wollen, rief aber nur das einzige Wort: Monika! aus. Dieſen Namen trug bekanntlich die Mutter des h. Auguſtinus und er benutzte den Tod der ſeinigen, um ſich prahleriſch als den zweiten Auguſtinus zu verkündigen. Da er ſich bei der badiſchen Revolution betheiligte, wurde ihm das Pflaſter zu heiß und er wanderte nach Amerika aus. Im Jahr 1856 enthielt die Mannheimer Zeitung Ende Januar folgende Notiz: „Aus Nordamerika ſchreibt man uns, daß in Milwaukee der bekannte Prediger Heinrich Looſe in Folge von Nah-

rungsſorgen und zerrütteter Geſundheit in Wahnſinn verfallen iſt. Die Familie Looſes ſoll ſich in größter Noth befinden, und ſeine Frau genöthigt ſein, zwei Guitarreſtunden für einen Schilling zu geben, dabei mitunter Lieder heiteren Inhalts zu ſingen, während in der Nebenſtube der unglückliche geiſtesirre Gatte weilt."

VIII. Mein Verkehr mit König Wilhelm I. von Württemberg.

Ich habe ſchon erzählt, daß ich, um meine Aufnahme ins württembergiſche Staatsbürgerrecht durchzuſetzen, dem Könige perſönlich zu ſchreiben genöthigt war und daß ich es auf eine humoriſtiſche Weiſe that, wodurch ich meinen Zweck vollkommen erreichte. Ich habe auch ſchon erwähnt, daß mir der König im Jahr 1830 die Redaktion ſeiner Hofzeitung antrug, die ich jedoch ablehnte. Der König nahm mir das, wie ich wohl bemerken konnte, übel, da er mich perſönlich deshalb hatte zu ſich kommen laſſen und mir allerlei Artigkeiten geſagt hatte. Sein Publiciſt war bisher der Livländer Lindner geweſen, der ihm das „Manuſcript aus Süddeutſchland" geſchrieben hatte und der in der That eine äußerſt gewandte Feder führte, deſſen er ſich aber kaum mehr bedienen konnte, weil Lindner als Fremder gar zu unpopulär und ſchon zu alt war. Ich habe ihn kennen gelernt und gern gehabt, da er außerordentlich gutmüthig war und Mitleid einflößte, weil er unter einem grimmigen Pantoffel ſtand. Im folgenden Jahre fand der König endlich, wie ich oben ſchon kurz erzählt habe, einen Redakteur ſeiner Hofzeitung in Ernſt Münch.

Der König war ungehalten, daß ich, nachdem ich 1830 ſeinen Vorſchlag nicht angenommen hatte, in die landſtändiſche Oppoſition

eingetreten war. Ich befand mich in der Deputation, die ihm 1833 die antibundestägliche Adreſſe überreichte und die nicht ſehr gnädig aufgenommen wurde. Seitdem kam ich in keine Berührung mehr mit ihm. In den vierziger Jahren übergab mir der preußiſche Geſandte, Herr von Rochow, das Schreiben ſeines Bruders, der damals in Berlin Miniſter des Innern war, worin er mich aufforderte, die Redaction der preußiſchen Staatszeitung zu übernehmen. Obgleich ich, wie oben erwähnt, dieſe ungeſuchte Ehre höflich ablehnte, lief die Nachricht von meiner Berufung nach Berlin doch durch alle Zeitungen, und meine Kinder hörten ſie in der Schule. Da begegnete mir der König von Württemberg zufällig auf der Straße, ſtellte mich und ſagte: „Nun, Menzel, Sie werden uns verlaſſen?“ — Ich antwortete: „Nein, Ew. Majeſtät! ich werde bleiben, wenn Sie es mir erlauben, denn ich befinde mich nirgends wohler, als unter Ihrer Regierung.“ Ich mußte ihm nun den Irrthum aufklären. Er lachte und ſagte: „Nun das freut mich, daß Sie lieber hier bleiben, als fortgehen.“ Von dieſer Stunde an zeigte mir der König bei jedem Anlaß wieder viele Gewogenheit und unterhielt ſich mit mir, wenn wir uns in der Stadt oder in den Anlagen begegneten, gewöhnlich längere Zeit über Politik. Seine Gedanken waren immer klar, ſeine Sprache fließend. Auch liebte er den Scherz und machte oft ſehr witzige Bemerkungen.

Es war mir oft rührend, in den Unterredungen mit dem alten König von Zeit zu Zeit immer noch einen Reſt ſeines Patriotismus, einen Sonnenblick aus längſt verſchwundener Jugendzeit hervorblitzen zu ſehen Er hatte ſich im Jahr 1814 mit Feuer den deutſchen Patrioten angeſchloſſen und eine nicht unrühmliche Rolle unter ihnen geſpielt, ſowohl im Felde, als nachher im Rathe. Die Rheinbundpolitik hatte ihn nicht lange vorher zu einer Ehe gezwungen, die ihm zuwider war, die er daher auch nur dem Scheine nach vollzog, um ſich bald wieder ſcheiden zu laſſen. Von Napoleon ſelbſt war er im ruſſiſchen Feldzug perſönlich auf das empfindlichſte beleidigt und heimgeſchickt worden. Sein eigner Vater war ein Tyrann, im ganzen

Württemberger Lande gefürchtet und gehaßt. Kronprinz Wilhelm fühlte die Leiden des gedrückten Volkes mit. Mußte er doch selbst vor seinem Vater flüchten. Schon als sein Vater die alte württembergische Verfassung willkürlich aufhob, protestirte der Kronprinz in einem Schreiben an den Geheimen Rath und machte denselben für den Frevel verantwortlich, der an den Rechten des Landes begangen werde. Als der Kronprinz zur Regierung kam, stellte er alle die Willkürlichkeiten und Bedrückungen, deren sich sein Vater schuldig gemacht hatte, namentlich die Verschwendung, den Jagdunfug, die Rechtslosigkeit der Unterthanen, das schonungslose Dreinfahren der Kabinetsbefehle und den Muthwillen der Günstlinge, augenblicklich ab und führte nicht nur wieder Sparsamkeit und strenges Recht ein, sondern ließ sich auch gefallen, das alte Recht der württembergischen Stände anzuerkennen, so daß die neue Verfassung, welche die Vergrößerung des Staates und die neuen Verhältnisse unvermeidlich gemacht hatten, durch die gewählten Vertreter des Volks, gemeinschaftlich mit den Vertretern der Krone verabschiedet und nicht, wie alle andern neuen Verfassungen, blos octroyirt wurde.

Der Kronprinz hatte sich im Feldzug 1814 Kriegsruhm erworben, persönlich zur Befreiung Deutschlands mitgewirkt und genoß hohe Achtung, nicht blos in seinem engern kleinen Vaterlande. Er war damals sehr populär und zugleich von den größten Monarchen Europas respectirt, so daß es sich die Schwester des russischen Kaisers, die edle Katharina, zur Ehre schätzte und für ein hohes Glück erachtete, seine Gattin zu werden. Beim ersten Pariser Frieden, zum Theil auch noch beim zweiten, hörte man im Rath der alliirten Mächte noch patriotische Stimmen, die erst auf dem Wiener Congreß verstummten. Es wurden für das deutsche Gesammtvaterland noch große Hoffnungen gehegt. Der Kronprinz theilte damals die Ansicht, die vom preußischen Lager ausging, welche diplomatisch hauptsächlich durch Wilhelm von Humboldt vertreten wurde und der mit dem alten Blücher das preußische Heer und Volk und die begeisterte Jugend anhing. Das Versprechen von Kalisch war noch nicht offiziell zurück-

genommen. Der Kronprinz von Württemberg war einer der wenigen, welcher dem dringenden Verlangen und dem guten Recht der Deutſchen auf Elſaß und Lothringen mitten aus den Rheinbundſtaaten heraus Worte lieh, indem er ſich hier ganz Preußen an die Seite, Oeſterreich und den Rheinbundſtaaten aber gegenüberſtellte. Man darf nicht zweifeln, daß ein echt deutſches Gefühl in ihm überwallte und daß er es um ſo weniger verhehlen wollte, als ihm daran gelegen ſein mußte, dem von ſeinem Vater unter der Franzoſenherrſchaft ſo ſchnöde mißhandelten Volk in Schwaben Bürgſchaften der Zukunft zu geben. Er war ſogar zu dem edlen Ehrgeiz berechtigt, zu einem der Hauptwächter Deutſchlands am Oberrhein auserſehen zu werden und ſein kleines Königreich bis an die künftige franzöſiſche Grenze ausgedehnt zu ſehen. Die Gelegenheit konnte nicht günſtiger ſein. Elſaß war von den Deutſchen erobert und ſpeciell von den Württembergern beſetzt worden. Jedermann erwartete, Elſaß werde wieder mit Deutſchland vereinigt und Straßburg wie ehedem unſer Bollwerk gegen Frankreich werden. Es ſchien unglaublich, daß es anders kommen könnte, die deutſchen Fürſten waren dem deutſchen Volke zu großem Dank verpflichtet. Nur die unvergleichliche Tapferkeit und Hingebung des Volks hatte ſie gerettet, ihnen ihre unabhängigen Throne zurückgegeben. In dem Bewußtſein, daß ſie, die Fürſten, allein an der Zerrüttung des deutſchen Reichs, an der Fremdherrſchaft, an der jahrelangen Plünderung und Mißhandlung des deutſchen Volks Schuld geweſen, hätten ſie dem Volk eine Genugthuung und Befriedigung gewähren ſollen. Ja in ihrem eigenem Intereſſe hätten ſie Elſaß und Lothringen, die wichtigen Feſtungen Straßburg und Metz zum deutſchen Bunde ziehen ſollen, um künftig vor Frankreich beſſer geſchützt zu ſein. Wem aber hätte man das Elſaß ſchicklicher anvertrauen können, als dem patriotiſchen und tapfern Kronprinzen von Württemberg? Auch das Großherzogthum Baden ſtand ihm in Ausſicht. Die hier regierende Familie war im Ausſterben und die, welche ihr ſeitdem nachgefolgt iſt, war damals noch nicht legitimirt. Die deutſche Bundesgewalt hätte mithin, ohne Rechte

eines Dritten zu verletzen, über Baden verfügen können, zu Gunsten eines Prinzen, welcher sich tüchtiger als jeder andere bewährt hatte, die Marken Deutschlands am Oberrhein zu schützen.

Alle diese Hoffnungen des Vaterlands und des Kronprinzen wurden vereitelt durch die Politik Talleyrand's und des russischen Kaisers Alexander, welche Elsaß und Lothringen wie auch die Niederlande mit Frankreich vereinigt lassen wollten, damit Deutschland nicht zu sehr erstarke. England hatte das gleiche Interesse, ein einiges und großes Deutschland nicht zu Stande kommen zu lassen, weil es Hannover mitten in Deutschland nicht nur als englische Provinz behalten, sondern auch noch auf Kosten Deutschlands vergrößern wollte. Endlich war Oesterreich eifrig darauf bedacht, Preußen zu schwächen, damit es nicht länger die deutschen Einheitsbestrebungen unterstützen könne, und die Rheinbundstaaten eng an das österreichische Interesse zu fesseln. Oesterreich dachte also an nichts weniger, als an die Begünstigung des Kronprinzen von Württemberg, welcher sich im Alleinbesitz eines großen süddeutschen Reiches sicher nicht einer undeutschen Politik hingegeben und zu einem Sklaven Metternichs hätte machen lassen. Somit behielt Frankreich das Elsaß und mußte Baden, wie Württemberg ein Kleinstaat bleiben, beide in Verbindung mit dem noch kleinern Hessen-Darmstadt gänzlich ohnmächtig und jedem neuen Angriff der Franzosen wehrlos blosgestellt, wie vorher.

Man kann sich nun leicht denken, daß dieser abscheuliche, von den deutschen Fürsten am deutschen Volk verübte Undank und Verrath, welchen der Wiener Congreß sanctionirte, eine eben so tiefe Entrüstung im Gemüth des Kronprinzen von Württemberg hervorrufen mußte, wie bei allen Patrioten in Preußen. Auf sein kleines Württemberg beschränkt, suchte er wenigstens, hierin von seiner trefflichen Gemahlin Katharina unterstützt, die Wunden, welche die schändliche Rheinbundpolitik und der verrufene Despotismus seines Vaters dem Lande geschlagen hatten, zu heilen und dessen Zukunft durch einen neu begründeten Rechtszustand, Hand in Hand mit der Volksvertretung zu sichern. Aber auch das wurde ihm von Metter-

nich und dem Bundestage verdacht. Unter dem Druck der auswärtigen Diplomatie und Metternichs mußte er seine deutschgesinnten und freisinnigen Minister von Winzigerode und von Wangenheim entlassen und war genöthigt, sich vor noch weitern Gewaltthätigkeiten dieses Metternich vorbeugend durch eine Bestechung desselben zu schützen, indem er ihm die Herrschaft Ochsenhausen um schweres Geld abkaufte. Welche Popularität der junge König Wilhelm damals bei der deutsch gesinnten Jugend genoß, beweist die Thatsache, daß die seit den Karlsbader Beschlüssen verfolgte Burschenschaft davon träumte, ihn, wenn die Dinge sich änderten, einmal als deutschen Kaiser begrüßen zu können. Aber unter dem Druck des Metternich'schen Systems glich König Wilhelm von Württemberg einem ursprünglich harmonisch gestimmten Instrumente, welches durch Wind und Wetter verstimmt, nur noch zerrissene Saiten hängen läßt. Als ein noch junger, rüstiger und verständiger Mann unterdrückte er seinen Schmerz oder machte ihm nur noch in oft sehr geistreichen und beißenden Sarkasmen Luft. Er schickte sich in die Zeit, regierte sein Land gut, blieb in der Welt geachtet, konnte aber seine erste feurige Jugendliebe zum deutschen Vaterlande durch keine neue politische Vorliebe wieder ersetzen. Die Welt ekelte ihn in vieler Beziehung an, und seine kluge Resignation war nicht ohne Bitterkeit. Unter allen Fürsten seiner Zeit liebte er, wie er mir wiederholt sagte, keinen einzigen, den Markgrafen Wilhelm von Baden, seinen Schwager, ausgenommen. Er sah alle diese Fürsten wie an Verstand so an Herz tief unter sich und drückte mir mehrmals den Ingrimm aus, den er darüber empfand, daß solche Dummköpfe mächtig genug seien, Deutschlands Geschicke zu lenken und ihm selber vorzuschreiben, was er zu thun und zu lassen habe, ihm, der sie doch alle übersehe und auch einen bessern Willen habe.

Er schloß sich dem Zollverein an und ließ die unvermeidliche Censur, welche mißliebige Aeußerungen in keinem Bundesstaate duldete, wenigstens in seinem Württemberg in schonender Weise üben. Allein der faule Frieden und die Herrschaft des Metternich'schen

Systems dauerten zu lange. König Wilhelm fand keine Gelegenheit, Deutschland noch in einer Weise nützlich zu werden, wie es früher sein Wunsch gewesen war. Er zerstreute sich in Liebhabereien für die edle Pferdezucht, für die Hebung des Landbaus, wovon die Stiftung der berühmten und viel besuchten Akademie Hohenheim Zeugniß gibt, und für das Theater. Er wurde älter, bequemer und immer mehr Pessimist. Im Jahr 1848 hätte sich vielleicht noch eine Gelegenheit für ihn dargeboten, thatkräftig in die Tagesereignisse einzugreifen, aber er hielt sich nur noch in der Defensive. Er war damals schon 70 Jahre alt.

Nachdem ich im Jahr 1846 die großen Ausgrabungen am Berge Lupfen unternommen hatte, wollte der König die Funde sehen, Der Ausschuß des Alterthumsvereins empfing ihn im Vereinslokal, der alten Legionskaserne. Ich mußte dem König zum Führer dienen und ihm alles erklären. Als er die breiten Eisenschwerter sah, die mein Freund Dürrich und ich aus den alemannischen Gräbern mitgebracht hatten, griff er darnach und sagte: Aha, das sind Römerschwerter! Ja wohl, Ew. Majestät, rief ein Herr, der dem Hofe angehörte, und zupfte mich leise, daß ich nicht widersprechen sollte. Der König aber hatte schon bemerkt, daß ich nicht seiner Meinung sei, und frug mich. Ich holte ihm nun ein echtes Römerschwert herbei und zeigte ihm, wie sehr sich dasselbe, kurz, dick und von Erz, vom deutschen Schwert unterscheide, welches lang, dünn, aber breit, zweischneidig und von Eisen war, weshalb man ein so breites Schwert Spaten nannte, da noch jetzt das Schwert in Italien und Spanien spada, in Frankreich épée heißt. Diese Belehrung nahm der König sehr gut auf, besah sich alles genau, frug nach allem, blieb 1½ Stunden und dankte mir zum Abschied aufs freundlichste, indem er einen scharfen Blick auf den gewissen vornehmen Herrn warf und sagte: Wenn ich solche Sammlungen ansehe, lerne ich gern etwas Neues und will durchaus nicht, daß man mir schmeichle, ich müßte von vorn herein schon alles wissen. Wenige Wochen nachher ließ mich der König abermals in das Lokal des Alterthumsvereins bescheiden, um

meine Funde auch ſeiner Tochter Sophie, Königin der Niederlande zu zeigen. Er begleitete dieſelbe. Die Königin intereſſirte ſich beſonders für die Todtenköpfe und Gerippe, die wir von Oberflacht mitgebracht und die ich alle eigenhändig vom Schlamm gereinigt und wieder zuſammengeſetzt hatte, wie ſie denn in Schädel- und Knochenlehre viele Kenntniſſe beſaß und ſich davor nicht ekelte. Sie war ſehr liebenswürdig, obgleich damals mager. Ich hatte ſie noch in ihren jungen Jahren gekannt, als eine der reizendſten Prinzeſſinen, die man ſehen konnte, ſchön, feurig, ein Bild der friſcheſten Geſundheit und Fülle und ſtrahlend von Luſt und Glück, als Liebling des Vaters. Jetzt war es anders.

Bald darauf kam die Revolution von 1848 heran und gleich im Beginn derſelben hielt ich die Miſſion nach Berlin für rathſam, von der ich bereits ausführlich geſprochen habe und die, obgleich ſie mißlang, doch dem König von Württemberg Veranlaſſung gab, mir ſein Vertrauen zu bewahren und mich während der großen politiſchen Kriſe öfter zu ſich zu rufen. Die Geſpräche mit ihm werden mir unvergeßlich bleiben, denn er beſaß einen außerordentlich klaren Verſtand und ſchickte ſich in die böſe Zeit wenigſtens bis zum Beginn des Jahres 1849 mit gutem Humor. Wenn er ſich noch hätte aufs Roß ſchwingen können, ſo würde er an der Spitze ſeiner, wenn auch nur kleinen württembergiſchen Armee, die für ihn gern ins Feuer gegangen wäre, in wenigen Tagen den badiſchen Aufſtand bewältigt haben, ehe noch Preußen und Bayern gekommen wären. Die württembergiſchen Soldaten waren nur deßhalb unbotmäßig, weil man ſie unthätig bleiben ließ. Sie hätten ſich gern geſchlagen, gleichviel für wen, hätte man ſie losgelaſſen wie die Heſſen, ſie würden gleich dieſen mit Feuereifer über die Demokraten hergefallen ſein. Aber der alte König hatte dazu keinen Trieb mehr. Keine der Großmächte flößte ihm Vertrauen ein. Am meiſten ſpottete er über die Mittelſtaaten; über die Erbärmlichkeit ihrer Politik und über die Unmöglichkeit, ſie zu irgend einem erſprießlichen Zwecke unter einen Hut zu bringen, ſprach er ſich wiederholt und gern aus. Früher habe er, wie er mich verſicherte, keinem

einzigen Fürsten in den Mittel- und Kleinstaaten irgend einen, ihren gemeinschaftlichen Nutzen bezweckenden Gedanken mittheilen können, ohne daß es sogleich dem Fürsten Metternich verrathen worden sei. Als die Feigheit vor diesem aufgehört habe, sei die Feigheit vor dem Liberalismus an die Stelle getreten. Wenn ich, fuhr er fort, es für noch so dringend geboten halte, diese Fürsten zu irgend einem energischen und gemeinschaftlichen Zwecke aufzufordern, ist es, als griffe ich in eine Schüssel voll Sand, wollte darin nach einem Eisen greifen, und griffe immer nur Sand, der mir zwischen den Fingern durchläuft.

Unter seinen neuen sog. Märzministern lobte mir der König immer nur einen, nämlich Römer, der allein praktisch durchgriff und kein Doktrinär war. Dagegen konnte er einen kleinen Aerger über Duvernoy und Pfizer nicht verhehlen, die ihm als Ideologen und Principienmenschen viel zu wenig praktisch schienen. Denken Sie, empfing er mich einmal des Abends, heute haben sich in diesem Zimmer meine Minister eine halbe Stunde lang um Schulfragen herumgestritten, und ich alter praktischer Mann mußte achselzuckend zuhören. Deshalb war dem König von Württemberg auch das Frankfurter Parlament unausstehlich, und er sah in dem Auskramen der doctrinären Professoreneitelkeit in der Paulskirche nur insofern etwas Nutzbares, als dadurch wenigstens die wildeste Demokratie gezügelt wurde. Als er im August von Köln zurückkam, wo er mit dem König von Preußen und dem Erzherzog Johann verkehrt hatte, frug er mich: Was halten Sie von Gagern? und war sichtlich erquickt, als ich ihm rasch antwortete, der kühne Griff sei ein, wenn nicht feiger, doch verstandloser Mißgriff. Wer den König von Preußen zum Kaiser haben wolle, dürfe keinen Erzherzog zum Reichsverweser machen, und wer mit der Mehrheit in der Paulskirche Fürsten und Feldherrn imponiren wolle, dürfe diese arme Mehrheit nicht von den Galerien in der Paulskirche selbst tyranniſiren lassen Der König stimmte dem ganz bei, war aber doch beunruhigt, sofern er fürchtete, Gagern werde seinen preußischen Kaiserplan mit Hülfe preußischer Siege in Däne-

mark und bei der Bedrohung Oesterreichs durch Ungarn doch am Ende durchsetzen, oder die Demokratie werde allen über den Kopf wachsen.

Ich gab um dieselbe Zeit, im August 1848 noch vor dem Waffenstillstand von Malmoe eine Flugschrift heraus, „Deutschlands auswärtige Politik", worin ich im Voraus darzulegen suchte, daß die deutsche Revolution schon jetzt als mißlungen zu betrachten sei, daß sie auch nicht entfernt die Kraft entwickelt habe, die von einer großen in Revolution begriffenen Nation erwartet werden müsse, daß eben deshalb die Nachbarstaaten nur über uns lachen und unsern Reichsgesandten ihre Verachtung zu erkennen geben. Vieles von dem, was ich in dieser Schrift sagte, diente auch dem König von Württemberg zur Beruhigung.

Allein im folgenden Frühjahr verlor er wieder den Muth und sogar auf Augenblicke das besonnene Urtheil. Die badische Militärrevolution bedrohte ihn allerdings bei der unsichern Haltung seiner eigenen Truppen mit großer Gefahr ganz in der Nähe. Nun hätte er sich wenigstens den Conflict mit seinem eigenen Ministerium und mit der ihm sehr ergebenen Kammermehrheit ersparen können, wenn er sich passiv und gleichgültig wie bisher verhalten und alles seinen verantwortlichen Ministern überlassen hätte. Er wußte, der König von Preußen wolle und werde nie Kaiser werden, er hätte ihm also getrost seine Stimme geben können. Das stolze Wort: „einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht," war in der That überflüssig und hätte ihn in große Gefahr bringen können, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit dem Ansinnen des Ministeriums und der Kammer gefügt hätte. Es handelte sich ja nur um eine illusorische Concession in einer illusorischen Sache. Der König war so niedergeschlagen, daß ich ihn, als er mich noch spät in der Nacht rufen ließ, am Tische sitzend fand, den Kopf auf den Arm gestützt und schwer seufzend. Nun, Menzel, sagte er, was soll ich jetzt thun? Es gelang mir, durch meine ganz unbefangene Auffassung der Sachlage ihn aufzuheitern und ihn von einer extremen Entschließung zurückzubringen; denn ein Mann, den er später zu seinem Minister machte, suchte ihn damals zu über-

reden, ſich durch eine ſchnelle und heimliche Abreiſe wenigſtens in der nächſten Zeit allen Verlegenheiten und widerwärtigen Anforderungen zu entziehen. Ich blieb diesmal lange beim König und brachte es ſoweit, daß wir die ſo tragiſch begonnene Scene mit lautem Lachen endigten, woran er ſich ſpäter noch ein paarmal erinnerte. Ein Kammerdiener hatte gehorcht und ſchon am andern Morgen kam der mir ſehr befreundete Herr von Porbeck zu mir, um es mir zu ſagen, denn der weſentliche Inhalt meines Geſprächs mit dem König war ihm ſchon zu Ohren gekommen. Es lag mir aber gar nichts daran, denn was ich dem König geſagt hatte, entſprach dem Wohl des Landes und der Meinung der Kammermehrheit, der ich angehörte.

Die Preußen rückten in Baden ein, die Revolution ging zu Ende. Allzuraſch, wie mir ſchien, warf ſich der König von Württemberg dem durch ſeine Siege erſtarkten Oeſterreich in die Arme. Die Märzminiſter wurden ohne Dank fortgeſchickt. Wie ich gleich im Anfang der Revolution eine Verbindung Süddeutſchlands mit Preußen anzuknüpfen verſucht hatte, ſo ſuchte ich auch noch am Ende der Revolution dieſe Verbindung wenigſtens in ſoweit zu erhalten, daß wir nicht blind und dumm uns der Zuchtruthe Schwarzenbergs ausliefern, der gar nichts anderes als das erbärmlichſte Metternichſche Syſtem zurückführen ſollte. Der König von Württemberg verrechnete ſich ſehr in dieſem Fürſten Schwarzenberg, der ſich die Dienſte Württembergs nur gefallen ließ, ohne dafür zu danken. Wenn er in dem bekannten Briefe an den Fürſten noch ein deutſches Parlament forderte, um ſich die Popularität in Süddeutſchland zu wahren, ſo ſtand damit ſein Erſcheinen in öſterreichiſcher Huſarenuniform an der Tafel des jungen Kaiſers in Bregenz in Widerſpruch. Das veranlaßte eine Mißachtung des Königs von Seiten des Fürſten, die für den Stolz des erſtern höchſt empfindlich war. Als mir einige Zeit ſpäter der gütige König erlaubte, als Geſchichtsſchreiber der neuern Zeit Aufklärung über manche mir dunkle Partie der Politik zu erbitten, und ich ihn unter anderem frug, ob die durch die Zeitungen verbreitete Antwort des Fürſten Schwarzenberg auf ſeinen Brief vom 18. Februar 1851 echt

geweſen ſei, ſtand er unwillig auf, ging ein paarmal ſchweigend im Zimmer auf und ab und rief dann mit finſtrer Miene: „Der Kerl hat mir gar nicht geantwortet!“

Während alſo der König ſeit dem Herbſt 1849 der öſterreichiſchen Fahne zulief, was ſich aus ſeinen im Frühjahr geſprochenen Zornworten gegen das Haus Hohenzollern leicht erklären ließ, verkehrte ich nicht mehr mit ihm, ſondern hielt mit den conſervativ conſtitutionellen Mitgliedern der aufgelöſten Kammer an der Hoffnung feſt, mit Preußen zuſammenwirken zu können gegen Schwarzenbergs einſeitigen Reactionsplan. In dieſem Sinne verfaßte ich im Januar 1850 gemeinſchaftlich mit dem Exminiſter Duvernoy und mit dem Dichter Guſtav Pfizer die preußenfreundliche Adreſſe, welche die Volksverſammlung in Plochingen annahm. Das war nicht nach dem Geſchmack des Königs. Gleichwohl veranlaßte ihn der Undank, den er von Seiten Oeſterreichs erfuhr, zu dem Wunſche, ſich Preußen zu nähern und zu dieſem Zweck mich abermals in ſein Vertrauen zu ziehen.

Er war zu weit gegen Preußen vorgegangen, hatte am 15. März 1850 bei Wiedereröffnung des Landtags eine Rede gehalten, worin er Preußen ſchwer verdächtigte, ſo daß der preußiſche Geſandte, Herr von Sydow, augenblicklich abberufen wurde und auch der württembergiſche Geſandte Berlin verlaſſen mußte. Sydow war eben erſt in Stuttgart angekommen und hatte ſich mir als Freund des General von Radowitz vorgeſtellt, ich widmete mich alſo ſeiner Gemahlin, die noch Wochenlang in Stuttgart zurückbleiben mußte und mit lächerlicher Aengſtlichkeit von den Damen des Hofes gemieden wurde.

Den König ſuchte ich damals nicht auf, aber er begegnete mir zuweilen in den Anlagen, unterhielt ſich mit mir über Politik und ſagte mir einmal, als ich auf ſeine Hingebung an Oeſterreich anſpielte: „Soll ich mich denn nicht ärgern, daß mir die verfluchten Pickelhauben auf meinen Hohenzollern hinſitzen?“ Daß preußiſche Truppen immer noch im Badiſchen blieben und der König von Preußen die Fürſtenthümer Hohenzollern kaufte, überzeugte den König von Württemberg

Preußen wolle in Süddeutſchland feſten Fuß faſſen, obgleich ich ihm wiederholt ſagte, Hohenzollern ſei wie Neuchatel für Preußen ja doch nur ein verlorner Poſten. Ich bekam einen Wink von Berlin, dem König von Württemberg unter der Hand Verſöhnung anzubieten; als der beleidigte Theil forderte Preußen aber eine genugthuende Erklärung, die jener verweigerte.

Ich beſuchte Herrn und Frau v. Sydow im folgenden Winter in Baden-Baden, wo ſie ſich einſtweilen niedergelaſſen hatten, und lernte hier den ihnen befreundeten ruſſiſchen Dichter Joukowski und deſſen liebenswürdige Gemahlin kennen. Wir machten eine ſehr angenehme Partie zuſammen über die Berge nach dem Schloſſe Neu-Eberſtein an einem hellen und ſchneeloſen Februartage. Joukowski war ſchon hoch bejahrt, aber immer noch lebhaft und höchſt gemüthlich. Er gehörte zu den wenigen eigentlichen Romantikern Rußlands und ging auf die altruſſiſche Märchenwelt zurück. Ich verwendete mich bei ihm gelegentlich für eine Dame. Der frühere preußiſche Geſandte in Stuttgart, General von Thun und deſſen Gemahlin hatten ihren zwei vortrefflichen Töchtern die beſte Erziehung gegeben; nachdem dieſelben aber herangewachſen waren, gründete ihre bisherige Gouvernante, Fräulein Groſchopf, eine noch junge und ſchöne, hochgebildete und als Lehrerin muſterhafte Dame, ein Mädcheninſtitut in Vevey am Genferſee. Grade damals hatte ſie mich gebeten, ihr durch meine Verbindungen Penſionärinnen aus Rußland zu verſchaffen, und mir gedruckte Programme ihrer Anſtalt in deutſcher und franzöſiſcher Sprache geſchickt. Joukowski, dem ich die Dame ſehr empfahl, las das Programm und corrigirte es mit einem einzigen Bleiſtiftſtriche. In dem Programm waren nämlich für die erſte oder vornehmſte Klaſſe der Penſionärinnen jährlich hundert Louisdors angeſetzt. Joukowski ſetzte zweihundert, indem er ſagte, wenn eine vornehme Ruſſin jährlich nicht wenigſtens zweihundert Louisdors zahlen müſſe, halte ſie die Anſtalt nicht für nobel genug. Das Fräulein folgte auf meine Veranlaſſung dem Rath des greiſen Dichters und ſetzte in das für Rußland beſtimmte Programm zweihundert Louisdors. Joukowski ſchickte

es nach St. Petersburg und empfahl das Institut. Bald darauf hörte ich, es seien Russinnen in Vevey angekommen.

Ich lernte auch den Vater der Frau von Joukowski kennen, den noch rüstigen Oberst v. Reutern, der in der Schlacht bei Leipzig einen Arm verloren hatte, aber mit dem andern noch jetzt im Alter große Landschafts- und Genrebilder in Oel malte, die er, wie ich hörte, alle seinem gnädigen Kaiser sandte.

Inzwischen war der König von Württemberg mit der Art, wie er von Oesterreich behandelt wurde, nicht mehr zufrieden und war geneigter als vorher, sich Preußen wieder zu nähern. Das hielt aber einigermaßen schwer, weil er den ersten gutgemeinten Antrag Preußens zurückgewiesen hatte. Ich hütete mich, ihn anzugehen, indem ich den richtigen Moment abwartete. Dieser kam bald, denn der unendlich gutmüthige König von Preußen kam ihm abermals einen Schritt entgegen.

Als er nämlich im August 1851 in die hohenzollern'schen Fürstenthümer kam, um sich daselbst huldigen zu lassen, ließ er mich durch den damaligen Ministerpräsidenten von Manteuffel zu sich einladen und benutzte die Rede, die er auf der Burg Hohenzollern nach der Huldigung hielt, um die frühere Rede des Königs von Württemberg offen zu beantworten, indem er mit gen Himmel gehobenen Armen feierlich schwur, er habe nie in Süddeutschland erobern wollen und überhaupt nie nach unrechtem Gute gestrebt. Da ich als Gast des Königs im Schlosse zu Hechingen wohnte und bei der ganzen Huldigungsfeier zugegen war, will ich sie hier beschreiben.

Sie fand statt im Burghof der damals noch nicht ganz wieder hergestellten Burg Hohenzollern. Der Thron war unter einer schönen alten Linde aufgeschlagen. Gegenüber befanden sich die Sitze sämmtlicher Ortsvorsteher in den Fürstenthümern, zur Seite die Sitze der Minister und der beiden Standesherrn, welche gleichfalls huldigten, des alten Fürsten von Fürstenberg und des jungen Fürsten von Thurn und Taxis. Rings umher waren amphitheatralische Sitze für die Zuschauer errichtet und die oberste Reihe bildeten lauter Landmädchen

in ihrer maleriſchen Tracht, alle mit Brautkronen von Goldflitter geſchmückt, was nicht wenig dazu beitrug, der ganzen Scene einen romantiſchen Charakter zu geben. Der König hielt die oben erwähnte Rede. Dann folgte der Huldigungseid. Darauf umarmte er die beiden Fürſten, reichte allen Schultheißen die Hand und ſtrahlte unter ſeinem maleriſchen Helme von Zufriedenheit und Vergnügen. Es war ein ſchönes, heiteres, ungeſtörtes Feſt. Das Wetter war herrlich und der hohe alte Berg nahm ſich mit ſeinen reichen Staffagen ſehr hübſch aus.

Nachher wurde unten bei Hechingen unter einem koloſſalen Zelte getafelt, wozu der König ſämmtliche Schultheißen eingeladen hatte. Ein Herr aus Frankfurt, der mitgekommen war und gleichfalls mit tafeln ſollte, frug mich ängſtlich, wie man ſich denn wohl an einer königlichen Tafel zu benehmen habe? Ich ſagte lachend: „Anſtändig!“ Nun das, meinte er, verſtünde ſich von ſelbſt. Gewiß, ſagte ich, mehr iſt nicht nöthig. Sie müſſen z. B. wenn eine Flaſche rother Wein vor Ihnen ſteht, ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht umfällt und das weiße Tiſchtuch befleckt. Er blieb dennoch ſehr ängſtlich, bis ich ihm ſagte, er ſolle ſich nur an mich halten. Ich werde ſchon ſorgen, daß er neben mich zu ſitzen komme. Der Herr Hofmarſchall placirte mich an der Tafel neben den General v. der Gröben und erlaubte mir, den Frankfurter Herrn an meine andere Seite zu nehmen. Als man ſich nun ſetzte, paſſirte es einem etwas plumpen Schultheißen nicht weit von uns, daß er mit einer ungeſchickten Bewegung des Armes die Flaſche rothen Wein umſtieß, die vor ihm ſtand. Sehen Sie! ſagte ich zu meinem Nachbar, dem himmelangſt war, bis die Bedienten den befleckten Tiſch ſchnell mit Servietten wieder zugedeckt hatten. General v. d. Gröben war ſehr artig, kam mir aber für einen General etwas zu timide vor.

Der König unterhielt ſich mit mir ſehr gnädig. Ein noch längeres Geſpräch hatte ich mit dem Herrn v. Manteuffel, der mir ſchriftliche Vorſchläge für den König von Württemberg mitgab.

Als ich nach Stuttgart zurückkam, ließ mich dieſer gleich zu ſich

rufen, um mich wegen der Vorgänge in Hohenzollern, denen ich angewohnt hatte, zu befragen; denn er hatte erfahren, daß mich der König von Preußen zur Huldigungsfeier eingeladen habe. Er äußerte sich über die Rede des Königs von Preußen nicht unzufrieden und frug mich lächelnd: Hat man Ihnen nichts aufgetragen? Ich berichtete ihm nun, was mir aufgetragen war, als er mich plötzlich unterbrach und mich frug, ob ich auch etwas Schriftliches mitbringe? Ich zog nun mein Papier hervor, er las es aufmerksam, wurde sehr freundlich, gab mir die beruhigendsten Versicherungen, die ich zurückmelden sollte, glaubte aber, die förmliche Wiederanknüpfung des diplomatischen Verkehrs noch eine kurze Zeitlang verschieben zu müssen, weil ihn Fürst Metternich kürzlich auf der Durchreise besucht und mit ihm Verhandlungen angeknüpft habe, die erst erledigt oder beseitigt werden müßten. Er machte bei dieser Gelegenheit starke Ausfälle gegen Oesterreich, von dem er immer nur Widerwärtigkeiten und Undank geerntet habe. Die Versöhnung mit Preußen kam bald darauf wirklich zustande.

Ich besuchte vom Hohenzollern aus noch geschwind meine kürzlich nach Basel verheirathete Tochter, meine Freunde in Freiburg und Herrn v. Sydow in Baden-Baden. An letzterm Orte traf ich wieder mit dem Prinzen von Preußen zusammen und hatte mit ihm wieder, wie im Jahr 1848 eine interessante Unterredung, die wir am Nachmittage noch weiter fortsetzten, als ich ihn zufällig in der großen Allee antraf und er mich aufforderte, ihn zu begleiten. Auch Herr v. Sydow befand sich dabei. Der Prinz war eine große heroische Gestalt und von schönen, männlichen und doch milden Gesichtszügen. Er hatte wie sein königlicher Bruder in Augen und Mund viel von seiner schönen Mutter Louise geerbt. Sein Bruder, der König, war ebenfalls von imposanter Größe, doch nicht so schlank und von weniger stramm militärischer Haltung. Ich hatte damals einen nicht geringen Aerger über die Abhängigkeit von Oesterreich, in die man sich in Stuttgart versetzt hatte. Es mißfiel mir sehr, daß der alte König von Württemberg heimlich Oesterreich grollte und Oesterreich schalt,

während er doch öffentlich noch immer seine Devotion vor ihm machte, wie er es im vorigen Jahr zu Bregenz in der auffallendsten Weise gethan hatte. Ebenso widrig war mir das Verhalten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche Preußen im österreichischen Interesse auf alle Art bemäkelte und in der öffentlichen Meinung Deutschlands herunterſetzte. Herr v. Cotta, der Eigenthümer dieſer weitverbreiteten Zeitung, antwortete auf die Vorwürfe, die man ihm deshalb machte, gewöhnlich mit der Entschuldigung, er müſſe mit dem Strome ſchwimmen, und da Dreiviertel des Abſatzes ſeiner Zeitung auf die öſterreichiſchen Staaten fielen, ſo könne er der Wiener Politik keine Oppoſition machen. Unmittelbar vor der Huldigungsfeier auf der Burg Hohenzollern war ein Beamter des Berliner Preßbüreaus zu Herrn v. Cotta geſchickt worden und hatte ihn mit förmlichen Drohungen erſchreckt, Tags darauf aber wurde derſelbe Cotta vom König von Preußen in Hechingen zum Diner eingeladen. Ich konnte nun nicht umhin, dem Prinzen von Preußen zu ſagen, daß das nicht die rechte Manier ſei. Einem ſo einflußreichen Blatte, wie die Allgemeine Zeitung, dürfe man nicht drohen, wenn man doch die Mittel nicht beſitze, es zu unterdrücken. Wer aber drohe, dürfe noch viel weniger zugleich ſchmeicheln. Ich führte dem Prinzen noch einige andere Berliner Taktloſigkeiten an, die ſo ſehr dazu beigetragen hatten, die preußiſche Regierung um allen Credit, weil um allen Reſpect zu bringen. Ich ſagte dem Prinzen: Wenn Fürſt Schwarzenberg in Wien nur ein Schnippchen ſchlägt, ſo hört es ganz Süddeutſchland und gehorcht ſeinem Winke. In Berlin können Sie hundert Kanonen loßſchießen und wir hören es nicht. Man hat eben keinen Reſpect mehr vor Preußen. Machen Sie, daß man wieder Reſpect bekomme! Der Prinz ſagte, indem er mit dem Fuße ſtampfte: Sie haben Recht, Menzel!

Ich pflückte dieſe Blümchen auf dem Felde der innern Politik Deutſchlands ganz harmlos. Es waren keine irgend wichtigen Fragen, das Schaukelſyſtem der Mittelſtaaten zwiſchen Oeſterreich und Preußen ein gegebenes, herkömmliches. Ungleich mehr intereſſirten mich fort-

während die auswärtigen Angelegenheiten, aber die deutſchen Cabinete waren in der wichtigſten aller Fragen ebenſo uneinig, wie es die Parteien im Parlamente geweſen waren. Im Jahre 1853 trat ein unerwartet günſtiger, vielleicht nie wiederkehrender Moment ein, in welchem es Preußen und Oeſterreich möglich wurde, Rußland zu ſchwächen, Polen, die Donaufürſtenthümer, weiterhin vielleicht ſogar den damals noch energiſch ſich vertheidigenden Kaukaſus der ruſſiſchen Machtſphäre zu entziehen und die Grenzen der deutſchen Nationalität nach Oſten hin auf Jahrhunderte zu ſichern. Es hätte dazu nichts weiter bedurft, als daß Preußen ſich mit Oeſterreich und dem geſammten deutſchen Bunde feſt an die Weſtmächte und an die Türkei angeſchloſſen und dazu Scandinavien und Perſien in die Allianz hineingezogen hätte. Dann wäre Rußland für ſeine gegen Europa geübte barbariſche Gewalt und Argliſt endlich einmal beſtraft und wäre Europa und zunächſt Deutſchland von dem drückenden Alp dieſes Ruſſenthums befreit worden. Ich rieth in einer Flugſchrift, die im Frühjahr 1854 unter dem Titel „die Aufgabe Preußens“ erſchien, aufs Dringendſte zum Anſchluß Preußens an Oeſterreich gegen Rußland. Ich erhielt auch Zuſtimmungen aus Berlin, ſelbſt aus dem Schooße des Miniſteriums. Man wird ſich des berühmten Wortes „Vatermord“ erinnern. Das königliche Kabinet aber blieb ruſſenfreundlich. Somit war Oeſterreich und noch mehr Schweden gelähmt, und Rußland konnte nur ein wenig gedemüthigt werden, blieb aber feſt in ſeiner imponirenden Stellung an den deutſchen Grenzen. Ich betrachtete mit Wehmuth das gnädige Schreiben, worin mir der Miniſterpräſident von Manteuffel für meinen Antheil an der Wiederverſöhnung der Kabinete von Berlin und Stuttgart gedankt hatte. Was kann man dem Vaterlande nutzen, wenn der beſte Rath nicht gehört werden will, da wo er allein helfen könnte? Ein Berliner Gardelieutenant ſchrieb eine hochnaſig ruſſiſche Entgegnung auf meine Flugſchrift. Nur der wackere Kriegsminiſter von Bonin ließ mir durch meinen Bruder herzlich dafür danken.

Ich komme auf König Wilhelm von Württemberg zurück. Der-

ſelbe bewahrte mir ſein Wohlwollen und erlaubte mir, zu ihm zu kommen, ſo oft ich ihm irgend etwas zu ſagen oder zu bitten haben würde. Ich machte davon den beſcheidenſten Gebrauch und zwar niemals für mich, ſondern nur für Andere, hatte daher auch die Freude, daß mir der alte König niemals etwas abſchlug.

Mein Freund, der katholiſche Dekan Durſch in Wurmlingen bei Tuttlingen, hatte eine beträchtliche Anzahl Schnitzwerke aus alten Kirchen des Oberlandes geſammelt von bedeutendem, wenn nicht immer äſthetiſchem, doch kunſtgeſchichtlichem Werth. Vor der Revolution von 1848 hatte dieſer würdige Geiſtliche, wie viele ſeiner Collegen, ein jährliches Einkommen von 4000 fl. gehabt, welches während der Revolution durch die Ablöſungsgeſetze auf 1500 verkleinert wurde. Er konnte nun die gewohnte außerordentliche Wohlthätigkeit nicht mehr üben, mußte ſich an eine andere Stelle verſetzen laſſen und auch ſeine Sammlungen verkaufen. Herr von Quaſt, Conſervator der preußiſchen Alterthümer, und König Ludwig I. von Bayern boten für die Schnitzwerke beträchtliche Summen, Durſch aber wünſchte, ſie der ſchwäbiſchen Heimath zu erhalten, und verkaufte ſie der Stadt Rottweil um 2000 Gulden, höchſtens die Hälfte von dem, was ihm von außen geboten war. Eine alte Kapelle in Rottweil eignete ſich trefflich zur Aufnahme der Bilder. Nun miſchte ſich aber die Kreisregierung ein und annullirte den Kauf, weil Gemeindegeld an ſo unnütze Bilder nicht verſchwendet werden ſolle. Durſch wandte ſich an unſern Alterthumsverein, dem es aber an Geldmitteln und an einem Lokal für die Bilder fehlte. Es iſt eine ſchwäbiſche Ehrenſache, ſagte ich, wir müſſen uns an den König wenden. Graf Wilhelm von Württemberg, Vorſtand des Vereins, war beim König nicht ſo gut angeſchrieben, daß er ihm die Sache vorzuſtellen gewagt hätte. Alſo übernahm ich es, und der König erklärte ſich auch gleich bereit, die zweitauſend Gulden zu zahlen und die Bilder der Stadt Rottweil zu ſchenken. Als ich ihm dankte und nicht unbemerkt ließ, er handle um ſo großmüthiger, als die Rottweiler ihm ſtark opponirten und eben erſt einen Demokraten zum Ortsvorſtande gewählt hatten, entgegnete er mit

liebenswürdiger Milde: Er wisse es wohl, aber er sehe über die heutige Generation hinweg, die Rottweiler hätten früher immer für die interessanten Alterthümer ihrer Stadt gesorgt, gesammelt und mehr gethan, als irgend eine andere Stadt für dieselben Zwecke. Eine Sammlung mehr, werde der Stadt wohl anstehen. Ueberdieß wolle er den Demokraten zeigen, daß er sich nicht durch sie ärgern lasse. Auch erkundigte er sich theilnehmend nach Dursch, ließ ihn zu sich rufen und gab ihm den Titel Kirchenrath.

Bei einer andern Veranlassung fand ich den König ebenso gnädig. Ein alter Kanzlist, Gutermann, hatte hübsche Kenntnisse im Archivfach und weil man ihn benutzt hatte, um mehrere Archive zu ordnen, nannte er sich Archivcommissär. Er ließ auch kleine Sachen drucken, unter andern über die älteste Papierfabrikation der berühmten Familie Holbein in Ravensburg. Er war aber nur Kanzlist oder eigentlich nur Tagschreiber, da ihm die Staatsdienerrechte fehlten, und hatte nur 500 Gulden Gehalt. Das entsprach seinem Talent nicht, und dieses Talent gereichte ihm gleichwohl bei den Alltagschreibern zum Vorwurf. Er wurde also oft geärgert und von seinem Kanzleidirektor als Tagschreiber, den zu behalten man nicht verpflichtet sei, fortgejagt. Jammernd kam er zu mir und bat mich um Hülfe. Er hatte noch andere Gönner, den Grafen Wilhelm, den Freiherrn vom Holtz, Oberstkammerherrn der Königin, aber keiner wollte sich an den König wagen. Ich hatte am allerwenigsten Lust dazu, weil es mir nicht zukam, mich in Sachen der Bureaukratie zu mischen. Als aber alles in mich drang, ich sei der einzige unabhängige Mann, dem der König glauben werde, schrieb ich an den Präsidenten von Maucler, Chef des Geheimen Cabinets, der Fall liege mir vor, und ich erlaube mir, bei ihm anzufragen, ob es mir nicht als Anmaßung ausgelegt werden würde, wenn ich den Wunsch des unglücklichen Gutermann erfülle? Gleich am andern Tage antwortete mir der stets wohlwollende Freiherr von Maucler, er habe dem König meinen Brief vorgelesen und dieser habe gesagt: „Wenn sich Menzel des Mannes annimmt, ist ihm gewiß Unrecht geschehen." Dieses königliche Wort, welches nur

wenige Menschen gehört hatten, war mir doch mehr werth, als alles, was mir der König je hätte gewähren können. Er forderte Bericht vom Finanzminister und war so rücksichtsvoll, mir die Akten zur Einsicht zu schicken. Ich fand darin ein kleines Falsum und hätte es geltend gemacht, wenn der König nicht sofort die weiseste Entschließung getroffen hätte. Herr von Maucler schrieb mir nämlich, der König wolle aus Rücksicht für den hochverdienten Finanzminister von Knapp die Sache auf sich beruhen lassen und habe meinen Clienten Gutermann mit den Rechten eines Staatsdieners in eine Kanzlei ins Departement des Innern versetzt. Acht Tage später traf ich mit dem Finanzminister im Waggon zusammen, als ich nach Bietigheim fuhr, um den dort im Bau begriffenen Viadukt zu sehen, und der Minister war so äußerst gütig und höflich gegen mich, daß er mir nicht nur den ihm Ehre machenden Bau in allen Theilen zeigte, sondern auch im Wirthschaftsgarten den ganzen Abend mit mir zubrachte und nach einem Waldspaziergang erst im letzten Zug mit mir heimfuhr.

Die letzte Gunst erwies mir der König noch einige Jahre vor seinem Tode. Ich bearbeitete eine neue Auflage meiner Geschichte der letzten vierzig Jahre. Als davon einmal auf dem Museum die Rede war, machte ein Herr die weise Bemerkung, ich könne doch nicht alles wissen und viele Geheimnisse der Cabinete würden erst viel später zu Tage kommen. Ich erwiderte, das sei im Allgemeinen eine Binsenwahrheit, heut zu Tage aber sorgen die diplomatischen Indiscretionen und die Blaubücher dafür, daß weit mehr ins Publikum dringe, als das früher der Fall gewesen sei. Wenn ich übrigens so viel wüßte, als der König von Württemberg, der so viel Gelegenheit gehabt habe, in die Geheimnisse der europäischen Cabinete hineinzusehen und dem dabei ein so gesundes Urtheil zur Seite stehe, so würde ich meine Arbeit allerdings haben verbessern können. Ohne daß ich es ahnte, wurden meine Worte dem König hinterbracht, und er ließ mir sagen, er sei bereit, mir auf Fragen, die Geschichte des laufenden Jahrhunderts betreffend, nach seinem besten Wissen zu antworten. Es versteht sich von selbst, daß ich von so vieler Güte

den dankbarſten und ſo viel als möglich ausgiebigen Gebrauch machte. Ich hatte mir die Fragen auf einen großen Bogen notirt, mußte dem König gegenüber ſitzen und notirte mir mit geſchwindem Bleiſtift ſeine Antworten. Es dauerte ungefähr zwei Stunden. Der König war ſehr aufgeräumt und ſchien ein beſonderes Vergnügen daran zu finden, mich darüber zu belehren, daß er trotz der Verwandtſchaft den Kaiſer Alexander von Rußland ebenſowenig habe leiden können, wie dieſer ihn, und daß die Urtheile über ihn gerade in Beziehung auf jenen für liberal gehaltenen Kaiſer die irrigſten von der Welt ſeien. Auch mit Kaiſer Nikolaus ſtand er nicht gut und beide mieden ſich perſönlich. Auch über Oeſterreich ließ ſich der König nichts weniger als liebreich aus und flammte ſogar einen Augenblick in Zorn auf, als ich, wie ich oben ſchon erwähnt habe, unſchuldigerweiſe die böſe Erinnerung an Schwarzenberg in ihm weckte.

Der König wurde immer älter und ging ſeltener mehr aus. Doch begegnete ich ihm noch einigemal in den Straßen und er ſtellte mich dann immer und unterhielt ſich mit mir über die Politik des Tages mit ſo viel Munterkeit, Verſtand und Witz, wie in jüngern Tagen.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

In alten Tagen.

I. Mein Verkehr mit Katholiken.*)

Im Anfang des Jahrhunderts war alles tolerant. Der Papſt war gefangen, die katholiſche Kirche in Frankreich abgeſchafft. Hatte ſchon der Joſephinismus mit den römiſchen Anſprüchen aufgeräumt, ſo ging der Napoleonismus, den in Deutſchland die Rheinbundfürſten nachahmten, noch viel ſchonungsloſer mit den ſ. g. Pfaffen oder Schwarzen um. Sie durften damals, wie man zu ſagen pflegt, nicht mukſen. Aber auch im proteſtantiſchen Norden war der Glaubenseifer durch Aufklärung und Rationalismus abgeſchwächt. Katholiſche und proteſtantiſche Familien, ja auch katholiſche und proteſtantiſche Geiſtliche waren befreundet. Im großen Kriege, der das Joch Napoleons zerbrach, kämpften Katholiken und Proteſtanten brüderlich vereint.

Zur Zeit des Wiener Congreſſes hätte man bei der damaligen brüderlichen Stimmung der deutſchen Völkerſtämme nicht nur die Einheit des Reichs herſtellen, ſondern auch die Einheit der deutſchen Kirche wenigſtens vorbereiten können. Der Papſt war ohnmächtig,

*) Dieſes Kapitel enthält Manches, was ich als proteſtantiſcher Theologe nicht unterſchreiben könnte. Ich fand mich aber dadurch nicht veranlaßt, die betreffenden Stellen zu ſtreichen, weil die darin ausgeſprochenen Anſichten immerhin intereſſant zu leſen und ganz mit der deutſchen Geſinnung des Verfaſſers verwachſen ſind.
Anm. des Herausg.

der deutſche Klerus nichts weniger als fanatiſch. Weſſenberg trug auf eine katholiſche Nationalkirche an, die ſich früher oder ſpäter mit der proteſtantiſchen Hälfte Deutſchlands würde haben vereinigen können. Ein Theil des jungen katholiſchen Klerus drang auf Abſchaffung des Cölibats. Die deutſchen Fürſten würden wohlgethan haben, ſolchen zeitgemäßen Wünſchen nachzugeben. Allein ſie thaten es nicht. Fürſt Metternich wollte, da er doch die Unabhängigkeit Preußens und der Mittelſtaaten gelten laſſen mußte, wenigſtens mit der politiſchen Zerriſſenheit Deutſchlands auch die confeſſionelle verewigen; denn jemehr Deutſchland durch ſeine Theilung geſchwächt blieb, deſto beſſer konnte ſich das internationale Oeſterreich mit ſeinen vielen Nationen, die es mit eiſerner Gewalt zuſammengepreßt hielt und zugleich mittelſt des römiſchen Aberglaubens chloroformirte, nach allen Seiten abrunden. Preußen und die proteſtantiſchen Mittel- und Kleinſtaaten, die alle ihre Kraft nur aus der deutſchen Nationalität ſchöpfen können, hätten dagegen alle Urſache gehabt, dieſer Nationalität zu ihrem Rechte zu verhelfen und zugleich dem mit Oeſterreich verbündeten und Deutſchland ſtets feindlichen römiſchen Papſtthum entgegenzuwirken, alſo den weſſenbergiſchen Plan zu begünſtigen. Aber ſie thaten es nicht. Preußen verließ ſich mehr auf Rußland als auf Deutſchland und die Rheinbundfürſten zugleich auf Rußland und Frankreich.

Somit konnte ſich die römiſche Kirche unter dem Schutze Oeſterreichs und der in Frankreich, Spanien und Neapel wiederhergeſtellten bourboniſchen Höfe von ihrer Niederlage erholen und ſogar der Jeſuitenorden erneuert werden.

Dieſer katholiſchen Reaction kam es nicht wenig zu ſtatten, daß ſich damals auch ein Theil der norddeutſchen Proteſtanten für die alte Kirche lebhaft intereſſirte. Dieſe Richtung kam in der ſ. g. romantiſchen Schule und bei denjenigen Patrioten von 1813 auf, welche wieder einen Kaiſer haben, den alten Barbaroſſa aus dem Kyffhäuſerberge aufwecken wollten und ſich daher mit Liebe in die Erinnerung der alten Kaiſerzeit des Mittelalters vertieften.

Die romantiſche Schule war ſich ſelber nicht klar. Sie entlehnte ihren Namen von Rom, da ſie doch eigentlich nur eine Reaction des germaniſchen Geiſtes und Geſchmacks gegen den romaniſchen war. Sie ſchwärmte für die Gothik, nicht für die Renaiſſance. Die ihr verwandten Maler, die ſ. g. Nazarener, gingen über Raphael bis auf Perugino und Fieſole zurück. Die ihnen verwandten deutſchen Gelehrten aber vertieften ſich nicht in romaniſche Alterthümer, ſondern in die ältere deutſche Dichtkunſt, in die alten deutſchen Lieder, Märchen und Sagen. Das nationale, germaniſche Element war es alſo hauptſächlich, was die romantiſche Schule kennzeichnete, nicht etwas ſpezifiſch Katholiſches und am wenigſten etwas Neukatholiſches. Inſofern nun konnte auch die romantiſche Schule der römiſchen Curie und den Jeſuiten nicht zuſagen und fanden ſich mehrere deutſche Romantiker, welche convertirten, in der katholiſchen Welt nicht wenig getäuſcht, denn Rom haßte und verſpottete alles Gothiſche und pflegte nur den Jeſuitenzopf gleichſam als abendländiſcher Chineſe.

Als Jüngling in die patriotiſche Begeiſterung des Jahres 1813 fortgeriſſen, hing ich natürlicherweiſe auch mit Vorliebe der romantiſchen Schule an, aber nur ſoweit ſie das gothiſche Element pflegte und in Verbindung mit den altdeutſchen Studien. Der neurömiſche Cultus imponirte mir nicht. Ich fand in meiner ſchleſiſchen Heimath die Nepomuks auf den Brücken nicht ſchön, die hohen Holzkreuze mit den in flachem Blech ausgeſchnittenen und mit hochrother Fleiſchfarbe übertünchten Heilanden an den Landſtraßen ſogar abſchreckend. Im Innern der Kirchen würden mich die Wachskerzen und Blumen mehr gerührt und gefreut haben, wenn nicht die geſchnörkelten Altäre im Roccocoſtyl, die pausbackigen Engel und hölzernen Sonnenſtrahlen dabei geweſen wären. Im Gottesdienſt vermißte ich die Ruhe. Die Meſſe wurde gewöhnlich ſehr ſchnell geleſen; man pflegte zu ſagen „geplärrt“. Die Chorknaben waren zu bubenhaft, lachten mitunter und entbehrten durchaus der h. Kindlichkeit. Dazu kam noch im Dome zu Breslau das geputzte Sonntagspublikum, das in dem h. Raume der Kirche ein Stelldichein ſuchte oder einem Concert zuhörte,

was mir später in Wien und Rom noch mehr aufgefallen ist. Auch die katholischen Geistlichen, die ich kennen lernte, waren meist trockene Gesellen oder Lebemenschen, fern von jeder romantischen Schwärmerei. Als ich mehr und mehr die reiche Symbolik der mittelalterlichen Kirche kennen lernte, ist mir oft aufgefallen, daß katholische Pfarrer, wenn ich die Bilder in ihren Kirchen besah, weniger davon verstanden und weniger Sinn dafür hatten als ich.

Meine geschichtlichen Studien führten mich dahin, bald einzusehen, daß die arme deutsche Nation heillos von Rom aus mißhandelt worden sei. Was ich täglich sah und erlebte, überzeugte mich, daß die Deutschen jeden Volksstamms im Norden und Süden in ihrer weit überwiegenden Mehrheit dieselbe ehrliche und gutmüthige Nation sind und sich in den Grundzügen ihres Nationalcharakters von allen anderen Nationen unterscheiden, daß es also gar nicht nöthig gewesen wäre, sie confessionell so schroff zu trennen. Wenn irgend etwas unnatürlich in der Welt ist, so ist es der Gegensatz und Haß zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland. Thatsache ist, daß an der Glaubensspaltung nur die bösen Feinde Deutschlands schuld gewesen sind, daß die Nation selbst sie gar nicht gewollt hat, daß sie, unnatürlich an sich, auch nur ein provisorischer Zustand und wenn auch ein großes Uebel, doch kein unheilbares ist. Denn wenn einmal das deutsche Volk so weit gebildet ist, um die eigentlich richtigen Ursachen seiner Glaubensspaltung zu erkennen, so wird es sie auch von selber aufgeben. Die große deutsche Nation hat ein nie verjährendes Recht, den Prozeß der Reformation zu revidiren und, wenn sie erst zur Einsicht der Ursachen gekommen ist, auch die Wirkungen verschwinden zu machen. Kommt es einmal dazu, so wird sie auch wohl zu der Einsicht gelangen, daß es ihr auf eine allgemeine Reform der Kirche auf dem ganzen Erdenrunde nicht ankommen darf, daß sie in confessioneller Beziehung weder einer andern Nation einen Zwang anthun, noch sich selbst von einer andern einen Zwang gefallen lassen soll. Uniformität des Glaubens ist noch niemals erreicht worden, weil die großen Racen der Menschen und innerhalb derselben auch

wieder die Hauptnationen jede eine andere angeborene und zum Theil auch durch das Klima bedingte conſtante Volksart behalten, welche ſich zum reinen Licht der chriſtlichen Offenbarung wie gefärbte Gläſer verhalten. Den Thatſachen der Geſchichte gegenüber iſt der Anſpruch ſowohl der römiſchen wie der griechiſchen Kirche, die einzig echte und alleinſeligmachende zu ſein, nur lächerlich, weil ſie einander gegenſeitig ausſchließen, und weil es noch andere Kirchen neben ihnen gibt.

Je weiter ich in meinem langen Leben über die religiöſen Dinge geforſcht habe, um ſo mehr iſt mir klar geworden, daß die kirchlichen Parteien in unſerem geliebten Vaterlande alleſammt Unrecht gethan haben, den geſchichtlichen Faden chriſtlich germaniſcher Entwicklung abzureißen. Die Katholiken haben ihn abgeriſſen, ſofern ſie den germaniſchen Geiſt und ſogar die germaniſchen Formen unſeres kaiſerlichen Mittelalters vergaßen und im romaniſchen Neukatholicismus vertilgten, daher auch die gotiſchen Kirchen niederriſſen und durch neurömiſche erſetzten, oder unausgebaut ließen. Auch die Lutheraner und Calviniſten riſſen den hiſtoriſchen Faden ab, indem ſie fünfzehn Jahrhunderte überſprangen und einzig mit der Bibel in der Hand die Weltgeſchichte erſt wieder anfangen wollten. Es wäre natürlicher geweſen, wenn ſie ſich des mittelalterlichen Germanismus in dem Maaße angenommen hätten, als die Romanen denſelben vergeſſen machten. Es war darin noch viel Schönes und echt Volksthümliches zu retten.

Die Deutſchen ſind von Anfang an dem wahren evangeliſchen Chriſtenthum treuer geblieben als Griechen und Römer, aber ſie waren unter ſich geſpalten und ſo behielten jene die Oberhand und konnten die chriſtliche Lehre ungeſtraft verfälſchen. Der Arianismus, d. h. der einfache und natürliche Glaube an Einen Gott war auch der Glaube des Heilandes ſelbſt, der älteſte chriſtliche Glaube, wogegen die Trinitätslehre nur eine neue aus dem Heidenthum geſchöpfte Vielgötterei einführte. Dieſer beſſern ältern Lehre von Einem Gott hingen nun alle deutſchen Völkerſchaften an, die Oſt- und Weſtgothen,

Vandalen und Alanen, Burgunder und Longobarden mit einziger Ausnahme der Franken. Auch die Lehre des Engländers Pelagius stand dem wahren evangelischen Christenthum viel näher, als die erst später von der römischen Kirche erfundene Lehre von der Erbsünde und Gnadenwahl und entsprach auch ungleich mehr dem germanischen Charakter, denn sie anerkannte die Freiheit des menschlichen Willens und die eigene Verantwortlichkeit im Handeln. Christus selbst hatte nie commandirt, als ob er dumme Sclaven vor sich hätte, sondern gepredigt, gelehrt, überzeugt. Er hatte den Menschen als ein actives Wesen genommen, welches mit Vernunft begabt selber überlegen und sich frei zum Guten oder Bösen wenden könne, welches nicht gezwungen, sondern nur mit freier Ueberzeugung ihm glauben dürfe. Er hat den Menschen nicht als ein passives Wesen genommen, welches die Priester nach altägyptischer Art mit unzähligen Geboten und Verboten einschnüren und einschachteln sollten, als ein Wesen, das von sich aus gar nichts sei und sein könne, dem erst die Priester seinen Inhalt eintrichtern müßten. Christus wandte sich an das göttliche Element im Menschen, an seinen freien Willen, an seine Vernunft, an sein Gewissen, an das, wodurch er ein Ebenbild Gottes ist. Er sprach zu den Herzen und weckte den Glauben und den Entschluß zum Guten im Innersten des Menschen, weit davon entfernt, daß er gemeint hätte, es genüge zu einem Christen, wenn nur sein äußerer Leib wie ein Klotz manipulirt werde, wenn des Priesters Hand ihn äußerlich berühre, oder bespritze und beschmiere, oder ihm etwas in den Mund stecke.

Die ungeheuerliche Fälschung des alten wahren Christenthums wäre nie von den frommen Deutschen ausgegangen und auch die Romanen hätten sie nicht durchzuführen vermocht, wenn die Deutschen unter sich einiger gewesen wären und praktischer zusammengehalten hätten, um römischer Arglist und Lüge zu widerstehen. Um die hierarchischen Zwecke des Papstthums zu erreichen und der romanischen Race ein neues Uebergewicht über die den Romanen des Südens so tief verhaßte germanische Race zu geben, mußte der natürliche Faden

in der Entwicklung des Chriſtenthums gewaltſam abgeriſſen und mußten neue Fäden angeflickt werden, von denen dann Rom mit eiſerner Stirn behauptete, ſie enthielten die echte alte Lehre, der Arianismus und Pelagianismus dagegen, welche wirklich altevangeliſch und apoſtoliſch waren, ſeien ganz neue und verdammliche Ketzereien. Wer da weiß, welche politiſchen nicht nur, ſondern auch Raceneinflüſſe in der Kirchengeſchichte mitgewirkt und namentlich auf die Bildung neuer Dogmen eingewirkt haben, der wird nicht verkennen, daß bei der Unterdrückung des Arianismus und Pelagianismus der romaniſche Racenhaß gegen die Deutſchen mehr mitwirkte, als blos theologiſche Rechthaberei. Die römiſche Hierarchie verſtand es ſchon vor der deutſchen Reformation ſehr gut, einer ſolchen vorzubeugen, und eine ſolche wäre auch ſchon längſt erfolgt, wenn die Lehren des Arius und Pelagius hätten durchdringen können.

In der abendländiſchen Kirche machte ſich der romaniſche Racenzug auf Koſten des germaniſchen ſchon ſeit Gregor VII. und mehr noch nach dem Sturz der Hohenſtaufen immer breiter und führte endlich zur Renaiſſance. Das Papſtthum tauchte ganz in heidniſcher Claſſicität unter und miſchte die alten Götter des Olymp mit den göttlichen Perſonen und Heiligen der Chriſtenheit.

Die Wiederherſtellung einer nationalen Kirche Deutſchlands wird ſo lange ein Bedürfniß bleiben, als wir noch von Rom drangſalirt ſind. Weſſenberg konnte nicht durchdringen, und wir vermiſſen bei ihm auch die gothiſche Erinnerung. Dieſe ließ ſich bei weitem mehr in den patriotiſchen Worten wiedererkennen, welche König Friedrich Wilhelm IV., nachdem er den Ausbau des Kölner Domes befohlen hatte, bei der Grundſteinlegung ſprach.

Görres goß noch während der großen Befreiungskriege das glühende Metall ſeiner Rede im Rheiniſchen Merkur aus und die Gluth ſollte alles wegtilgen, was ſeit Jahrhunderten an der chriſtlichen Kirche und an dem deutſchen Volk und Kaiſerthum gefrevelt worden war. So träumten es ſich die guten Patrioten, die von den großen Siegen und Opfern in der Niederwerfung Napoleons einen

dauernden Erfolg erwarteten. So träumten es ſich auch die ſ. g. Romantiker, Dichter, Künſtler und Alterthumsforſcher, welche die altdeutſchen Sprachdenkmäler, die Gothik und alle alte Herrlichkeit unſerer Kaiſerzeit wieder ins Leben riefen. Man hätte glauben ſollen, daß es nicht bei ſchönen Träumen bleiben würde, ſondern daß wirklich etwas für die Wiedergeburt unſerer großen Nation geſchehen würde. Man hatte auf den Schlachtfeldern gemeinſam und ſiegreich gekämpft, warum hätte ſich der alte confeſſionelle Hader nicht ſollen beilegen laſſen? Der Sturm der Revolution, des Joſephinismus und Napoleonismus hatte mit den Jeſuiten auch eine ſo große Menge anderer hierarchiſcher und ſuperſtitiöſer Auswüchſe der römiſchen Kirche weggeriſſen, der Papſt ſelbſt dankte ſeine Wiederherſtellung weniger dem katholiſchen Oeſterreich und Spanien, als den proteſtantiſchen Großmächten und Rußland. Er hätte ſich alſo durch Conceſſionen an die Proteſtanten nur dankbar bezeugen und der Kirche einen langen Frieden ſichern können.

Aber der romaniſche Neid wollte Deutſchland nicht einig werden laſſen und benutzte unſere confeſſionellen Gegenſätze, um dieſelben aufs Neue künſtlich zu verſchärfen. Zugleich wurden der Irreligioſität wie der franzöſiſchen Mode wieder Thür und Thor geöffnet, und andererſeits durften auch die wiederhergeſtellten Jeſuiten das arme Deutſchland langſam wieder im römiſchen Intereſſe unterminiren. Nicht ohne Staunen mußte man erleben, wie das kaum ſo verhaßte und endlich glücklich überwundene Frankreich uns nicht nur mit ſeinen Moden, ſondern auch mit ſeiner Literatur und mit ſeinen politiſchen Doctrinen beherrſchen durfte. Franzöſiſche Memoiren wurden maſſenhaft überſetzt und Lieblingslectüre des gebildeten deutſchen Publikums. Desgleichen eine Sündfluth franzöſiſcher Romane voll ſcheußlicher Sittenverwilderung. Dazu durften Juden (Börne und Heine) unter rauſchendem Beifall des deutſchen Publikums deutſche Art und Sitte, deutſchen Glauben und deutſche Treue verhöhnen und uns die Franzoſen zu unſeren einzigen Lehrern und Meiſtern empfehlen. Preußen ſelbſt war nach einem Jahrzehnt der Reſtauration

ſeines kriegeriſchen, macedoniſchen Charakters beraubt, an deſſen Stelle ein atheniensiſcher oder alexandriniſcher Charakter trat. Statt des Schwertes, Helms und Waffenrocks verehrte man nur noch Goethes Schlafrock, Hegels göttlichen Frack und Humboldts franzöſiſche Feder. Daneben trieb man Rahelcultus. Die verpönte religiöſe und patriotiſche Begeiſterung ſollte gänzlich niedergeſchwatzt werden durch die Sophiſten der Selbſtvergötterung, durch die Ruhmredigkeit der Metropole der Intelligenz.

Gegen dieſes ebenſo undeutſche als unchriſtliche Berlinerthum, wie gegen die grenzenloſe Frivolität des Metternichſchen Regimes in Wien wagten ſich nach und nach zwei Oppoſitionen hervor, ſeit der Julirevolution die liberale, ſeit den Kölner Wirren die klerikale. Beide aber entſprachen dem wahren Bedürfniß unſeres mißhandelten Volkes nicht, denn die eine Oppoſition wie die andere war undeutſch und antideutſch, beide romaniſch, die liberale durch und durch franzöſiſch, die klerikale durch und durch römiſch-jeſuitiſch.

König Friedrich Wilhelm IV. machte den Katholiken ſeines Reichs die wichtigſten Conceſſionen, aber die Jeſuiten ſahen undankbar in ſeiner Güte nur eine Schwäche und beuteten ſie aus. Seitdem war an keinen confeſſionellen Frieden mehr zu denken. Görres ſelbſt wandte ſich noch in ſeinen alten Tagen ganz auf die römiſche Seite, während zugleich das junge Iſrael die norddeutſchen Romantiker verhöhnte und dieſe, welche Görres einſt ſeine wärmſten Freunde genannt hatte, jetzt auch von den Katholiken ſelbſt verleugnet wurden. Ich drückte mein Bedauern darüber aus in einer Recenſion des Buchs, welches Herr von Eichendorff über Romantik geſchrieben hatte (in meinem Literaturblatt, Jahrgang 1847 Nr. 87). Eichendorff nannte die romantiſche Poeſie ein Heimweh nach der alten Kirche, aber er ſagte nicht, daß darunter nur die Gothik oder der germaniſche Charakter der Kirche gemeint war, nicht die neukatholiſche Jeſuitenkirche, und daß die ſ. g. Romantik gar nichts Romaniſches, ſondern etwas Altdeutſches wollte. Eichendorff verkannte den Charakter der romantiſchen Poeſie, indem er es erſtens verleugnete, daß ſie von

Proteſtanten ausgegangen war, und es zweitens für möglich hielt, aus dem modernen durchaus antideutſchen Jeſuitismus könne eine neue Blüthe jener Romantik hervorgehen.

Ich ſchrieb: „Herr v. Eichendorff hätte nicht verfehlen ſollen, zur Ehre der Proteſtanten und Norddeutſchen hervorzuheben, daß ſich dieſer blumenreiche Vorfrühling bei ihnen entfaltet hat, ohne daß ſie durch irgendwelche namhafte Sympathie von Seiten der katholiſchen Welt unterſtützt worden ſind. Ja trotz des Aufſchwungs katholiſcher Geſinnung in unſern Tagen gibt es immer noch keinen romantiſchen Dichter unter den Katholiken. Die alte Kirche hat treffliche Apologeten, Dogmatiker, Moraliſten, Geſchichtſchreiber wiedergefunden, aber noch keinen Dichter. Deshalb darf man allerdings die Frage aufwerfen: war die romantiſche Poeſie bloß Heimweh nach der alten Kirche, war ſie in nicht noch höherem Grade Heimweh nach anderen Gütern, welche der Zopfzeit abhanden gekommen waren, z. B. nach friſcher und geſunder Volksthümlichkeit, nach nationalem Heroismus, nach dem alten Märchenzauber ꝛc.? und war dabei die katholiſche Erinnerung nicht bloß Nebenſache? Und die noch wichtigere und bedenklichere Frage: liegt im Geiſte des Katholicismus, wie er ſich nach der Reformation ausgebildet hat, irgend eine Gewähr, daß er jemals die romantiſche Poeſie wieder erwecken werde? Warum ſind die romantiſchen Dichter auf dem proteſtantiſchen Gebiet aufgeſtanden und keiner auf dem katholiſchen? Warum ſind zwar einige namhafte proteſtantiſche Dichter katholiſch geworden, haben aber keinen Einfluß auf die Katholiken ſelbſt erlangen können und keinen Nachahmer bei ihnen gefunden? Warum ſind die Wiener Poeten, trotz Friedrich Schlegel und Werner dem radikalſten Leipziger Lerchenſtrich gefolgt? Warum giebt es trotz des großen Trierer Feſtes keine katholiſchen Sänger am Rhein, welche das radikale Rohrſpatzengepfeif im Schilfe ſeiner ſchönen Ufer übertönen könnten? Warum iſt in Bayern die poetiſche Bildung der Katholiken noch ſo weit zurück, daß unlängſt ein Würzburger die Klopſtockiſche Meſſiade noch in einer Mariade nachahmen konnte? Warum — und das iſt wohl die Haupt-

frage — warum hat die katholiſche Reaktion in Frankreich noch keinen Dichter hervorgebracht, der zu nennen wäre? Die ſ. g. Romantiker Frankreichs folgen alle einer kirchenfeindlichen Richtung. Erwies ſich nun die katholiſche Geſinnung trotz ihrer gewaltigen Wiedererſtarkung ſeit der Revolution ſo unfruchtbar im Geſchmacksgebiete, ſo wäre man faſt verſucht zu befürchten, den nach der Jeſuitenzeit, nach Beſeitigung des gothiſchen Styls aufgekommenen katholiſchen Formen ſei der eigentliche poetiſche Zauber ganz ebenſo entfremdet worden, wie den proteſtantiſchen. Der von Herrn v. Eichendorff voraus verkündete künftige Frühling der romantiſchen, d. h. katholiſchen Poeſie wird alſo wohl noch lange auf ſich warten laſſen, und um ſo mehr, ſcheint es, müſſen wir jene proteſtantiſchen Dichter in Ehren halten, die allein für ſich, wie durch Inſpiration die Wundergebilde der romantiſchen Poeſie geſchaffen haben, als gar keine katholiſche Poeſie, noch auch das geringſte Bedürfniß darnach in der katholiſchen Welt ſelbſt vorhanden war. Das Alleinſtehen, ſonſt ein Unglück für die Dichter, macht unſere Romantiker gerade am intereſſanteſten, und zwar kommt ihre poetiſche Größe weniger in ihrem Gegenſatz gegen ihre proteſtantiſchen Feinde, als in dem Gegenſatz zu Tage, in welchem ſich ihre warme Lebendigkeit der katholiſchen Apathie gegenüber befand."

Ich bewunderte Görres ſchon, ehe ich ihn noch perſönlich kennen lernte, wegen ſeines feurigen Patriotismus im Rheiniſchen Merkur. Im Jahr 1819 fand ich ihn in Coblenz und lebte, wie ich ſchon erzählt habe, ſpäter mit ihm ein Jahr in Aarau zuſammen. Man kann ſich denken, wie es mich ärgerte und betrübte, als er in München ganz ins ultramontane Lager überging. Merkwürdig genug, daß er die letzte patriotiſche Schrift, die aus ſeiner Feder floß, grade mir anvertraute. Er ſchickte mir nämlich von München aus für mein Literaturblatt ſeinen ſchönen großen Aufſatz über Ludwig Achim von Arnim zu, den ich mit Vergnügen abdruckte. Görres war in Heidelberg zu Anfang des Jahrhunderts mit Arnim innig befreundet geweſen und hatte ihn bis an ſeinen Tod geliebt. Dieſe Liebe des

feurigsten Katholiken zu einem stockpreußischen Baron und Protestanten würde man heute für unmöglich halten, aber sie wurzelte auf die natürlichste Weise in den patriotischen Gefühlen, die nach den Schlachten von Austerlitz und Jena alle echten deutschen Herzen versöhnten und eins machten. Doch schon in jenem Aufsatz, den Görres nach Arnims Tode schrieb, konnte er den Widerwillen nicht unterdrücken, den ihm das damalige Preußen in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. einflößte. Görres litt überdies persönlich unter der preußischen Verfolgung. Aber das hätte ihn nicht abhalten sollen, das preußische Volk und Heer zu achten, welches 1813 den Ausschlag gab und von dem allein die große deutsche Begeisterung ausgegangen war. Ein so guter Deutscher, wie er war, hätte sich niemals den Römlingen, den Erbfeinden der deutschen Sache, hingeben sollen. Ich war auch mit dem damaligen Preußen unzufrieden, kehrte ihm den Rücken und entsagte jedem Glück, das mir dort hätte blühen können. Aber ich blieb trotz dem Unfug der damaligen Berliner Minister und Professoren dem großen nationalen Gedanken und seinen bewährtesten Trägern, den Norddeutschen, treu.

Mit dem katholischen Klerus in Schwaben kam ich verhältnißmäßig in wenig Berührung. Die meisten Geistlichen waren in den zwanziger Jahren überaus liberal und tolerant, wie ihr Bischof Keller eine Kreatur des alten rheinbündischen, halb josephinischen, halb napoleonistischen Staatskirchenthums. Ziemlich großes Ansehen genoß der Pfarrer Pflanz, der neben mir in der Kammer saß, ein braver und ehrlicher Mann der Wessenbergschen Richtung, der gern eine deutsche Kirche gehabt hätte statt der römischen, der aber dem protestantischen Rationalismus viel näher stand als der Gothik. Doch ging Pflanz mit seinen Freunden nicht so weit, wie die Stürmer und Dränger, welche damals im Badischen den Cölibat abschaffen wollten. Er starb bald. Den Tübinger Professor, nachherigen Bischof Hefele sah ich öfter, wenn er in den Ferien von Tübingen nach Stuttgart kam, im dortigen Museum, und fand an ihm einen ebenso gelehrten als liebenswürdigen Mann. Mit seinem Freunde Professor Kuhn,

mit dem ich in den Revolutionsjahren 1848 und 49 in der Kammer saß, war ich näher bekannt. Er war sehr verständig, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ihn der Papst auf den Index setzen lassen. Ueberhaupt war die Facultät der katholischen Theologie in Tübingen bei den Jesuiten übel angeschrieben. Indessen hatte man in Schwaben, wie man dort zu sagen pflegt, einen gesunden Bauernverstand, sowohl von Seite der Regierung, als von Seite des Domkapitels in Rottenburg. Man echauffirte sich nicht wie im benachbarten Baden und später in Bayern. Man gab sich gegenseitig nach, machte alles möglichst in der Stille ab und vermied Extreme und öffentlichen Scandal. Dadurch wurde der confessionelle Frieden im Königreich Württemberg viele Jahrzehnte hindurch glücklich gewahrt.

Zu nähern Freunden zählte ich den früher genannten katholischen Dekan Dursch in Wurmlingen, später in Rottweil, der mich während meiner Wahlreise im Oberamt Tuttlingen im Jahr 1848 gastlich bei sich aufnahm, ein hochgebildeter, toleranter und liebenswürdiger Mann. Ferner den katholischen Pfarrer Werfer, auf den ich später noch einmal zurückkomme.

Schwaben ist noch reich an uralten Geschlechtern, die mit dem Volke seit Jahrhunderten verwachsen, dennoch in neuerer Zeit theils durch den Despotismus von oben, theils durch die demokratische Gesetzgebung von unten gleichsam in die Luft gestellt worden sind. Es wäre wohl besser und auch natürlicher, wenn sie, wie die Aristokratie in England, noch ein lebendiges Mittelglied zwischen der Krone und dem Volke wären. Der Zusammenhang fehlte hier. Die mediatisirten Fürsten und Grafen hielten sich meist an Oesterreich. Der württembergische Hofadel stammte meist aus Mecklenburg, Sachsen und Preußen und war wenig begütert.

Ich wurde nur mit wenigen der mediatisirten Herren als Mitgliedern der ersten württembergischen Kammer bekannt. So mit dem Fürsten von Waldburg-Wolfeck-Wurzach, der mir aus seinem Archive sehr interessante Acten, den dreißigjährigen Krieg betreffend, mittheilte. Sein Vetter, der Fürst von Waldburg-Zeil, vergaß im

Revolutionsjahr 1848, was er seinem Stande schuldig sei, und spielte den Demagogen. Einen merkwürdigen Gegensatz stellte sein jüngerer Bruder Georg dar, den ich zufällig kennen lernte, der mich dann besuchte und mir noch von Belgien aus schrieb. Er war damals noch sehr jung und überaus liebenswürdig. Er kam nämlich aus Rom, um sich im Vaterlande zu erholen, denn er hatte eine schwere Krankheit überstanden. Als Novize des Jesuitenordens hatte er sich den schwersten Prüfungen und Uebungen unterzogen, wochenlang bei Gefangenen im Kerker zubringen, auch zu Fuß wandern müssen und war dabei ganz elend geworden. Dennoch hing er mit Begeisterung an seinem Stande und wurde bald darauf bei den Missionen verwendet und predigte dem Volk im Freien. Er ließ auch Gedichte drucken, aus denen eine schöne Seele spricht. Rührend ist darin besonders die Erinnerung an seinen Ahnherrn Georg Truchseß von Waldburg, der so viele tausend Bauern in blutigen Schlachten niederhauen ließ. Der Urenkel freut sich, daß er zu dem Landvolke in derselben Gegend jetzt mit dem Kreuze komme, mit dem Worte Gottes und mit der Liebe Gottes.

Eins der ältesten Geschlechter des Landes sind die Rechberge. Graf Rechberg, der Majoratsherr, Präsident der ersten Kammer und Bruder des berühmten Ministers in Oesterreich, war mir schon lange als einer der ehrenwerthesten Männer des Landes bekannt. Als er mich daher im Jahre 1861 einlud, seinen Töchtern eine Orientirung in der neueren Geschichte zu geben, ging ich mit Vergnügen darauf ein, hatte aber nicht blos die liebenswürdigen jungen Gräfinnen, sondern auch ihre treffliche Mutter, dazu auch die Gräfin Degenfeld mit ihren zwei Töchtern zu meinem Auditorium. Ich befand mich überaus wohl in diesem vornehmen Kreise, in dem auch gar nichts von den Affectationen, an denen so oft die höhern Zirkel leiden, zu bemerken war, sondern die edelste Einfachheit und Natürlichkeit vorherrschte. Der patriarchalische Adel hatte etwas außerordentlich Herzgewinnendes. Daher auch die Treue der alten Diener zu ihren wohlwollenden Herren.

Ich mußte im nächsten Winter meine historischen Vorlesungen fortsetzen, da die reiche Fürstin von Arenberg und ihre geistvolle Tochter Eleonore mich hören wollten. Die junge Prinzessin zeichnete sich, während ich frei und rasch redete, alle wichtigen Thatsachen und Urtheile so richtig auf, daß mancher Student sie darum hätte beneiden können. Das von ihr Niedergeschriebene hatte völlig den Werth eines Compendiums der neuesten Geschichte, so klar und übersichtlich hatte sie alles zusammengestellt. Ich bat sie oft, ihren Wissensdrang zu mäßigen, um ihre zarte Gesundheit zu schonen. Meine Seele hing an ihr. Sie weinte, als wir schieden.

Auch mit dem alten Rittergeschlecht der Berlichingen kam ich in Berührung. Der sog. Fritz Berlichingen, ein direkter Nachkomme des alten Götz, war eine Zeitlang ritterschaftlicher Abgeordneter beim Landtage und wohnte nicht weit von mir am Spitalplatz. Etwas dick und podagrisch, war er doch lebhaft und witzig, genirte sich sehr wenig und machte oft ausgezeichnete Bonmots, welche gewöhnlich die Lächerlichkeiten der Bureaukratie betrafen, zuweilen aber auch höher hinaufstiegen. Er war sehr reich und hatte in seiner Jugend zu wenig gelernt, sonst hätte mehr aus ihm werden können. Seine Gemahlin, von jüdischer Abstammung aus Hamburg, gehörte dem Damenkreise an, der einst in Frankfurt a. M. durch den General v. Radowitz bezaubert worden war. Sie wurde daher auch katholisch und lebte als die frömmste Katholikin, die mir vorgekommen ist. Sie war sehr leidend und konnte jahrelang das Ruhebett nicht verlassen, aber ich fand sie immer gleich heiter. Als ich einst mit ihrer Freundin, der Marquise v. Ferrieres, Gemahlin des französischen Gesandten, von ihr sprach und mir das Wort „unglücklich" auf die Zunge kam, protestirte die Marquise auf das lebhafteste und sagte vielmehr, Frau von Berlichingen sei innerlich glücklicher als irgend wer auf Erden. Ich glaube dies selbst, denn ich habe sie in langen Jahren und unter schweren Leiden immer gleich fröhlich gefunden.

Sie hatte eine Tochter und zwei Söhne, auf welche sie ungleich mehr moralischen Einfluß übte als der Vater. Ihre zärtlichste Sorge

war, daß ihre Knaben nicht in die gewöhnlichen Laſter reicher Adeligen fallen ſollten. Ehe ich noch ihre Bekanntſchaft gemacht hatte, geſchah es, daß ſie täglich zwei blonde Knaben mit ſchwarzen Käppchen brüderlich miteinander über den Spitalplatz gehen ſah. Sie fand in den Mienen und dem Benehmen dieſer Kinder etwas ſo Unſchuldvolles und Nobles, daß der Wunſch in ihr aufſtieg, dieſe Knaben möchten mit den ihrigen befreundet werden. Ihr Wunſch ging bald in Erfüllung. Jene blonden Knaben waren meine jüngſten Söhne, und Otto, der ältere von beiden, kam mit Adolf, dem älteren Sohne der Frau von Berlichingen, in das ſog. chriſtliche Gymnaſium, welches damals in Stuttgart gegründet wurde. Sie ſchloſſen ſich in ſolcher Freundſchaft aneinander, daß ſie auch noch viele Jahre ſpäter correſpondirt haben und Adolf ſowohl als ſeine Mutter meinen Sohn noch in Köln beſuchten. Die Schweſter Mathilde blühte wie eine Roſe auf, friſch und geſund, heiter und liebenswürdig, ein ſchönes, reiches Mädchen — wie begehrungswürdig für ſo manchen jungen Edelmann! Aber ſie wollte nichts von den Freuden der Welt, ſondern wie die Mutter katholiſch werden und dann ins Kloſter gehen. Ihr proteſtantiſcher Vater wollte das nicht gleich zugeben, ſondern ſchickte die Tochter in ein weibliches Erziehungsinſtitut in Heidelberg. Bald darauf aber ſchrieb die Vorſteherin jenes Inſtituts an Freiherrn von Berlichingen, ſie müſſe ihn dringend bitten, die Tochter zurückzunehmen, weil ſie ſo eifrig unter ihren Mitſchülerinnen Propaganda mache, daß ſie fürchten müſſe, ſie würde ſie alle katholiſch machen. Nun kam die Tochter zurück, ging nach Frankreich, iſt in Paris Nonne geworden und lebt in einem Kloſter bei Bregenz am Bodenſee. Als ihr Bruder Adolf das von frommen Proteſtanten gegründete chriſtliche Gymnaſium in Stuttgart verließ, erlaubte ihm ſein Vater, ſeine Studien bei den Jeſuiten in Feldkirch fortzuſetzen, berief ihn aber von dort wieder zurück und ließ ihn ein Jahr in Tübingen ſtudiren, wo er unter ſo vielen proteſtantiſchen Lehrern und Studenten Gelegenheit hatte zu überlegen, ob er dem Katholicismus, für welchen ihn ſeine Mutter begeiſtert hatte, nicht lieber wieder entſagen und als Erbe eines be-

rühmten Namens und bedeutender Güter die Luſt und Ehren der Welt genießen ſollte. Allein er verließ dieſe Univerſität nur, um unmittelbar nachher in den Jeſuitenorden einzutreten. Auch ſein jüngerer Bruder Joſeph, ein ſchöner Knabe, wurde in Feldkirch erzogen.

Nach einigen Jahren reiſte Frau v. Berlichingen nach Rom, verweilte dort vor dem Concil und während desſelben und diente, wie öffentliche Blätter ſie beſchuldigten, dem Ultramontanismus, namentlich auch in der Rottenburger Denunciationsangelegenheit, die den alten guten Biſchof Lipp ſo bekümmerte, daß er bald darauf ſtarb. Die Denunciation regte die Katholiken in Württemberg ſehr auf, verfehlte jedoch ihren Zweck, denn der neu gewählte Biſchof Hefele ſchloß ſich beim Concil der deutſchen Oppoſition im Sinne Döllingers an. Daß er ſich nachher doch zu einer freilich ſtark verklauſulirten Verkündigung des neuen Dogma entſchloß, war eigentlich nur eine Conzeſſion, die er der weltlichen Regierung machte und zwar ganz im bisherigen Syſtem des ſich biegenden und wieder aufrichtenden Schilfes, wodurch Streit und Eclat vermieden wurde.

Joſeph Berlichingen trat, als er kaum herangewachſen war, in die Armee des Papſtes ein und, nachdem dieſe 1870 aufgelöſt worden war, kehrte er heim, folgte der württembergiſchen Armee ins Feld und fiel noch an demſelben Tage, an welchem er im Lager angekommen war, in einem Gefecht. Schade um den trefflichen Jungen! Schon als Knabe war er einmal ganz allein auf einem kleinen Kahn von Bregenz nach Friedrichshafen über den Bodenſee hin und zurück gerudert. Ich verweilte länger bei dem Hauſe Berlichingen theils in liebevoller Erinnerung an die Zeit, wo es darin noch nicht ſo bigott ausſah, theils weil man an dieſem Falle die erſtaunliche Gewalt kennen lernt, welche Jeſuiten über Frauenherzen zu gewinnen vermögen.

Auch im Großherzogthum Baden hatte ich manchen guten Bekannten und Freund. Mein älteſter katholiſcher Freund daſelbſt, mit dem ich ſchon in Heidelberg im Anfang der zwanziger Jahre angenehm verkehrte, war der Alterthumsforſcher Mone, früher Profeſſor in Heidelberg, nachher Archivdirektor in Carlsruhe. Ferner der Sagen-

ſammler Baader. Den edlen Herrn v. Weſſenberg in Conſtanz lernte ich leider nicht perſönlich kennen, doch ſchrieb er mir, und auch ſein alter Bruder, vormals öſterreichiſcher Miniſter, ſchrieb mir einmal mit Zuſendung einer von ihm verfaßten politiſchen Flugſchrift. Ich habe immer lebhaft bedauert, daß Weſſenberg, welcher ganz geeignet geweſen wäre, der katholiſchen Kirche Deutſchlands ein mehr germaniſches Kleid zu geben, von den Regierungen im Stiche gelaſſen wurde. Wie viel Sorgen und Widerwärtigkeiten hätten ſich die Regierungen erſparen können, wenn ſie damals das noch warme Eiſen geſchmiedet hätten. In jetzt kaum begreiflicher Fahrläſſigkeit wieſen ſie ihre beſten Freunde im katholiſchen Klerus zurück, maßregelten die jungen Prieſter und ſchreckten ſie unter das Joch Roms und der Jeſuiten zurück, welche jetzt erſt Terrain gewannen.

Die Schuld lag übrigens ganz allein am Fürſten Metternich, dem die ſüddeutſchen Höfe und Miniſterien als dem Protector ihrer Viel- und Kleinſtaaterei in allem, was er befahl, blind und ſogar gegen ihre beſſere Ueberzeugung folgten. Auf die Gefahr hin, dem Fürſten Metternich mißfällig zu ſein, hätte es die badiſche Regierung im Vertrauen auf die öffentliche Meinung und die damalige Stimmung, wie ſie in ganz Deutſchland, auch im katholiſchen vorherrſchte, wohl wagen dürfen, für den edlen Weſſenberg einzutreten. Es hätte ihr ewigen Ruhm erworben und die Schande von 1849 erſpart. Eine Zeitlang half ſich die badiſche Regierung mit ſchüchternen und ſchwachen Erzbiſchöfen in Freiburg und mit der Anſtellung liberaler Profeſſoren daſelbſt, reizte aber gerade dadurch die nur zu oft berechtigte Indignation der Katholiken. Ich erinnere nur an den Scandal nach dem Hintritt des guten Großherzog Leopold. Dem Erzbiſchof wurden damals in allen liberalen Blättern die ſchwerſten Vorwürfe gemacht, daß er für den hochſeligen Herrn eine Todtenfeier ohne Hochamt veranſtaltet habe. So grob war die liberale Unwiſſenheit, daß ihr entging, der noch im Großherzogthum gebräuchliche Heidelberger Katechismus erkläre die katholiſche Meſſe für ein verfluchtes Teufelswerk. Wie wollte man nun einem Erzbiſchof ein ſolches

Teufelswerk zumuthen? Und was hätte es dem verſtorbenen Großherzog nützen ſollen?

Ich hatte zu Freiburg im Breisgau Bekannte. Wenn ich nach Baſel zu meiner dort verheiratheten Tochter reiste, hielt ich unterwegs gern im ſchönen Freiburg ein wenig an und verfehlte nie, den herrlichen Münſter zu beſuchen. Mein älteſter Freund in Freiburg war der Dichter Spindler mit ſeiner kunſtliebenden, mit frommer Malerei beſchäftigten, intereſſanten und liebenswürdigen, aber nicht glücklichen Tochter. Ich fand hier auch den Profeſſor Heinrich Schreiber mit ſeiner muſterhaften Sammlung keltiſcher Alterthümer. Er hatte, weil er zu den Deutſch-Katholiken übergegangen war, ſein Amt niederlegen müſſen. Die gemäßigten Theologen der Univerſität waren ſehr freundlich gegen mich. Staudenmaier bewirthete mich einmal, und mehrmals ſaß ich am Krankenbette des ehrwürdigen Domherrn Hirſcher, des großen Kunſtfreundes und zugleich eines der biederſten und einſichtsvollſten Geiſtlichen, die ich kennen gelernt habe. Auch mit dem geiſtreichen Alban Stolz machte ich einmal einen ſehr gemüthlichen Abendſpaziergang. Ich liebte ihn als den Verfaſſer des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, aber ich mußte an ihm wie an Görres erleben, daß er ſein deutſches Herz ſchließlich ganz in die Gefangenſchaft Roms ergab. Er war wohl durch die Bewunderung, mit der die Ultramontanen ihn überſchütteten, allmählich etwas verwöhnt worden. Der unvernünftige ſüddeutſche Haß gegen die Norddeutſchen nahm zuletzt bei ihm eine Heftigkeit an, daß man ihn für ein wenig übergeſchnappt halten konnte, denn wie kann ein wirklich vernünftiger Menſch einen ganzen Volksſtamm deutſcher Brüder, und noch dazu einen der edelſten; ſo häßlich haſſen.

Ich gehe nun zu meinen katholiſchen Freunden in Bayern über. Ich hatte mir dort Gunſt erworben, weil ich einigemal in meinem Literaturblatt gegen die Ungerechtigkeit auftrat, mit der man in München verdiente Bayern gegen die ſ. g. Nordlichter zurückſetzte, d. h. gegen die dort angeſtellten Norddeutſchen und Proteſtanten, die ſich

dann auf ihre Bevorzugung allzuviel einbildeten und arrogant auf die Vernachläſſigten herunterſahen. Ich kam hier wieder in den Fall, in dem ich mich öfter befunden habe, den anklagen zu müſſen, den ich an einem andern Orte warm vertheidigte, weil er hier Unrecht that und ihm dort Unrecht widerfuhr. So habe ich z. B. den Philoſophen Schelling in Berlin gegen die boshafte Hegel'ſche Clique vertheidigt, die ihm Unrecht that, ihn vorher aber in München getadelt, als er dort vergöttert wurde und ſich auch wirklich wie ein Allwiſſender und Unfehlbarer geberdete. Ihm allein wurde alle Gunſt von oben und aller Ruhm zu Theil, während der geniale und Schelling an Tiefſinn übertreffende Philoſoph Baader als ein geborner Bayer im Schatten ſtehen mußte. Und welche Ehren und Auszeichnungen widerfuhren Thierſch, während der treffliche Schmeller als ein geborener Bayer nur 600 Gulden Gehalt bezog und die Akademie nach ſeinem Tode lange, lange wartete, bis ſie endlich (ich war der erſte, der dazu mahnte) den Beſchluß faßte, Schmellers werthvollen noch ungedruckten Nachlaß zum Drucke zu befördern.

Görres und Oken fand ich nicht mehr in München, dagegen kam ich mit dem Neffen des Erſtern, dem Profeſſor Laſaulx in freundlichen Verkehr. Ein braver Mann. In ſeinen langen Haaren ſah er ganz wie ein alter Turner aus und verrieth nichts von ſeiner großen claſſiſchen Gelehrſamkeit. Ein tiefer Zug von Schwermuth geht durch ſeine Schriften. Als mich in einer derſelben ein gewiſſer Peſſimismus frappirt hatte, kam Laſaulx zufällig auf einer Reiſe zu ſeinen Frankfurter Verwandten zu mir, und wir ſprachen lange mit einander über die künftigen Jahrhunderte. Er bewies mir, daß ich ſelbſt im Jahr 1834 in einem kleinen Buch „Geiſt der Geſchichte" der Menſchheit ihr apokalyptiſches Ende vorhergeſagt habe. Ich meinte indeſſen, der letzte Act des großen Trauerſpiels ſtehe noch nicht ſo nahe bevor und wir ſeien auf Kampf, nicht auf Verzagen angewieſen. Man müſſe den ehrenvollen Kampf auf Erden beſtehen, wenn man auch recht wohl wiſſe, daß uns der Lohn erſt in einer andern Welt erwarte. Der Muth war ihm aber gänzlich geſunken. Er hatte

damals wohl ſchon Todesahnungen; ſchnell hintereinander ſtarben ihm vier geliebte Kinder, denen er ſelber bald ins Grab nachfolgte.

Seine Schweſter Amalie, Oberin der barmherzigen Schweſtern am Niederrhein, erwarb ſich einen nicht geringen Ruhm, indem ſie das neue Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkannte und deßhalb gezwungen wurde, ihr ſegensreiches Wirken zu unterbrechen. Die römiſchen Pfaffen verdammten ſie und jagten ſie fort, und ſie endete bald darauf im Beginn des Jahres 1872 ihr ſchönes Leben. Ihre Leiche wurde ohne Sang und Klang beſtattet, von keinem Prieſter begleitet, aber von unzähligen Segenswünſchen und einem großen Zuge von Leidtragenden. Sie rettete die Ehre der Familie Görres, der ſie angehörte, während Jörg, der die hiſtoriſch-politiſchen Blätter in München immer noch im Namen dieſer Familie herausgab, den glühenden deutſchen Patriotismus des alten Görres gänzlich verleugnete und von einer freieren Auffaſſung der Dinge, namentlich auch der öſterreichiſchen, zum ſtupideſten Ultramontanismus überging und offener Feind der deutſchen Nation, ihres Intereſſes und ihrer Ehre wurde.

Ich kannte Jörg nicht perſönlich. Als ich aber im Frühjahr 1866 einige Tage in München verweilte, ſuchte er mich im Gaſthof auf. In ſeinem Weſen lag gar nichts Pfäffiſches, ich wunderte mich daher, durch welche Mittel es den Jeſuiten gelungen ſein mochte, in ihren Sclavendienſt einen Mann zu ziehen, der vermöge ſeiner Gaben eine viel ehrenvollere Stellung zum deutſchen Vaterlande hätte einnehmen können. Nicht lange nach unſerer Begegnung in München erſchien in ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Blättern eine von Onno Klopp verfaßte giftige Recenſion eines meiner hiſtoriſchen Werke, die keinen anderen Zweck hatte, als ſich an mir zu rächen, weil ich Friedrichs des Großen Andenken durch den kleinen Parteigänger des Welfenkönigs nicht hatte wollen beſchimpfen laſſen.

Ich gedenke noch des alten aber ſehr munteren Profeſſors von Ringseis in München, der mich einmal mit Frau und Tochter in Stuttgart beſuchte. Seine noch in ſchneeweißen Haaren blühende und ſchöne Frau war eine Erſcheinung von ſeltener Liebenswürdig-

keit, die mir unvergeßlich bleibt. Weniger ſchön war ihre Tochter Emilie, aber höchſt intereſſant als Dichterin chriſtlicher Schauſpiele, deren geiſtige Schönheit hoch über allen ähnlichen Produkten der Neuzeit ſteht, von derſelben Heiligkeit wie die Autos des Calderon und wie die geiſtliche Lyrik der unvergeßlichen Annette von Droſte-Hülshoff. Wunderbar, daß kein Mann unter den Neuern dieſe Annette und dieſe Emilie im Zauber der Andacht und Gottesminne erreichte.

Ein ſehr liebenswürdiger Katholik war auch der geheime Regierungsrath Volk in Erfurt, der ſich als Schriftſteller Ludwig Clarus nannte. Er ſtand mit mir in langjähriger Verbindung und beſuchte mich. Wir hatten im Bade Cannſtatt einmal ein langes Geſpräch, in welchem er mir die Gründe entwickelte, aus denen er katholiſch werden wollte (was er auch geworden iſt), ich ihm aber die Gründe entgegenhielt, aus denen ich nicht das Gleiche thun wollte. Er hat ſehr gute Bücher geſchrieben über Schweden, Spanien, Wilhelm v. Aquitanien, über das Oberammergauer Paſſionsſpiel. Auch der treffliche Lorinſer pflegte mir aus Schleſien ſeine neuen Bücher zu ſchicken.

Unter dem katholiſchen Adel Weſtphalens gewann ich mehrere Freunde, Graf Bocholz, Freiherrn v. Brencken, deren ich ſchon gedacht habe. Auch Freiherr Auguſt von Haxthauſen beſuchte mich zu mehreren Malen und correſpondirte mit mir. Dieſer geiſtvolle Weſtphale lebte einige Jahre in Rußland und hat ein vortreffliches Werk über die inneren Verhältniſſe dieſes Landes geſchrieben. Auch gab derſelbe das Paderborner Liederbuch, meiſt uralte Marien- und Wallfahrtslieder mit den alten ſchönen Melodien heraus, die ich in meiner Recenſion und in einem Aufſatz in der Allg. Zeitung aus der altvlämiſchen Muſikſchule herleiten zu müſſen glaubte, welche der altitalieniſchen noch vorherging. Herr v. Haxthauſen beſchäftigte ſich viel mit den chriſtlichen Kirchen des Oſtens. Er war unter andern in Armenien geweſen und hatte die Zwitterſtellung der armeniſchen Kirche zwiſchen der ruſſiſchen und römiſchen genau kennen gelernt.

Obgleich ein ſehr eifriger und treuer Katholik, oder vielleicht grade weil er es war, bemühte er ſich, gleich dem ruſſiſchen Fürſten Gagarin, der in den Jeſuitenorden eintrat, um eine Ausſöhnung der griechiſch-ruſſiſchen mit der römiſchen Kirche, wofür ſich auch ſeine hohe Gönnerin, die Großfürſtin Helene zu intereſſiren ſchien.

Wenn ich gleich ſelbſt ſo ireniſch bin, als man nur ſein kann, ſo mußte ich doch die Möglichkeit einer ſolchen Ausſöhnung der morgenländiſchen mit der abendländiſchen Kirche beſtreiten. Es würde zwar Rom ſehr ſchmeicheln, den Namen ſeiner Kirche bis über den Ural hinüber ausbreiten zu können, allein der Czaar ſelbſt würde das zähe Ruſſenthum nicht dahin bringen können, ſich Rom zu unterwerfen. Auf der andern Seite würde es dem panſlaviſtiſchen Gedanken entſprechen, das Kaiſerthum des Mittelalters auf den Czaaren, als den mächtigſten Herrſcher der Jetztzeit, überzutragen. Allein der Czaar kann ſich niemals des Vortheils begeben, Papſt und Kaiſer zugleich zu ſein, wie es Peters des Großen Erben nun einmal ſind. Er könnte alſo am h. Vater in Rom auch nicht einmal den Schein der Unabhängigkeit anerkennen, deren Weſenheit identiſch iſt mit dem Weſen der römiſchen Kirche.

Eine Ausſöhnung dieſer Kirche mit den Proteſtanten wäre eher denkbar, da die letzteren nur in der katholiſchen Kirche wurzeln oder ein Aſt desſelben Baumes ſind. Allein die Urſachen, welche die Trennung veranlaßt haben, ſind noch nicht überwunden. Im Jahr 1860 lud mich der geiſtvolle Profeſſor Michelis in Weſtphalen zu einer ireniſchen Beſprechung ein, die bald darauf in Erfurt ſtattfinden ſollte und auch wirklich ſtattgefunden hat. Ich antwortete ihm, ich könne der freundlichen Einladung nicht Folge leiſten, weil die Vorbedingungen noch nicht vorhanden ſeien, die eine Ausſöhnung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten möglich machen könnten. Jeder Verſuch dazu müſſe jetzt noch mißlingen, und die, welche ihn machten, würden ſich nur Vorwürfen ausſetzen und die beiden Parteien würden ihnen jede Competenz beſtreiten. Mein alter Freund Leo begab ſich damals

nach Erfurt, um seinen guten Willen zu zeigen. Die braven Männer, die dort zusammen kamen, konnten aber lediglich nichts ausrichten.

Ich habe der Marquise von Ferrières gedacht. Diese Dame war von hoher Liebenswürdigkeit, überaus fromm und bei den feinsten Formen ihres Standes doch so zutraulich, daß man ihr gern glaubte, wenn sie erzählte, ihre Eltern stammten aus Deutschland. Ihr Gemahl war ein großer und schöner Mann, der nicht nur eine Reise um die Welt gemacht, sondern sie auch beschrieben hatte. Er war überhaupt sehr gebildet und wißbegierig, weshalb er mich aufsuchte und viel mit mir über Welt und Literatur verkehrte. Als er einmal Abends bis 9 Uhr bei mir geblieben war, fiel ihm plötzlich ein, er hätte schon um 6 Uhr daheim sein sollen, wo er mehrere Herrn zum Diner eingeladen habe. Doch tröstete er sich, seine Frau habe die Honneurs gemacht und er habe sich gewiß besser mit mir unterhalten, als mit den eingeladenen Herrn.

Ein anderer, einer der berühmtesten Franzosen, der Graf v. Montalembert besuchte mich schon in den zwanziger Jahren, als er noch ein Jüngling war, und das letztemal im Sommer 1861. Wir wechselten hin und wieder Briefe, und er tauschte seinen Correspondant gegen mein Literaturblatt aus. Ich schätzte diesen liebenswürdigen Franzosen überaus hoch, obgleich ich fast immer mit ihm in einen kleinen Streit gerieth. Ich erinnere mich, daß ich ihm vor 30 Jahren einmal eine Aeußerung sehr übel nahm, indem er am deutschen Volke den Vorzug der Geistigkeit und Wissenschaftlichkeit rühmte, der ihm den Mangel an praktischen Tugenden und Fähigkeiten reichlich ersetze. Das habe ich niemals gelten lassen. Das große Volk Odins war das praktischste in der Welt und wurde auch durch das Christenthum keineswegs abgeschwächt oder dem praktischen Leben entfremdet, sondern entfaltete grade erst im christlichen Mittelalter seine ganze nationale Kraft als das herrschende Volk in Europa. Erst in neuerer Zeit hat uns die Bureaukratie und die Schule abgestumpft. Wenn wir wieder einmal einig wären, würden wir auch bald so praktisch, gebieterisch und unbarmherzig gegen andere Völker

ſein, wie wir es früher waren, und am meiſten ſollen ſich die Franzoſen in Acht nehmen, wenn ſie ſich einbilden, wir ſeien nur noch ein Schreibervolk.

Im Uebrigen bewunderte ich ſtets an dem Grafen von Montalembert nicht nur den feurigen Muth, mit dem er die Kirche vertheidigte, ſondern auch das tiefe Verſtändniß des Mittelalters und der innigen Durchdringung des chriſtlichen und germaniſchen Geiſtes. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Franzoſen für die germaniſche Auffaſſung des Kirchlichen im Mittelalter ſich mehr Sinn erhalten oder wieder gewonnen haben, als die Katholiken in Deutſchland ſelbſt, die ihrer Gothik nur zu lange und zu gänzlich entfremdet wurden. Ich darf wohl bei dieſem Anlaß daran erinnern, daß der Haß zwiſchen Deutſchen und Franzoſen nicht im tiefſten Gemüth beider Nationen begründet iſt. Es beſteht vielmehr zwiſchen beiden eine uralte Wahlverwandſchaft. Unſer großes deutſches Reich wurde in Frankreich gegründet. Das Chriſtenthum empfingen wir aus Frankreich. Das chriſtliche Ritterthum entfaltete ſeine Blüte zuerſt in Frankreich. Die Kreuzzüge gingen von Frankreich aus. Die gothiſche Baukunſt begann an den franzöſiſch-niederländiſchen Grenzen. Das Chriſtenthum hat ein enges Band um die deutſche und franzöſiſche Nation geſchlungen, und nur in dem Maße, wie dieſes Band ſich lockerte und die chriſtlichen Gefühle ſich in beiden Nationen abſchwächten, ſind ſie einander feindlich gegenüber getreten.

Im Jahr 1854 gab ich meine chriſtliche Symbolik heraus, freilich nur eine fleißige Compilation, aber doch geeignet, auf die Gemüthstiefe aufmerkſam zu machen, die ſich in der poetiſchen Auffaſſung des Chriſtenthums hauptſächlich im germaniſchen Mittelalter kund gab.

II. Geſchichtsſtudien.

Die an geſchichtlichen Werken ziemlich reiche Bibliothek meines ſeligen Vaters nährte von früher Jugend auf meine Neigung zu geſchichtlichen Studien. Ich las, ich verſchlang alles, was in dieſes Gebiet gehörte, und erfreute mich eines guten Gedächtniſſes. Es war reiner Wiſſensdrang, die Luſt, wie im Raume durch Naturkunde und Geographie, ſo in der Zeit durch Geſchichtskunde ſoviel als möglich orientirt zu ſein. Einen beſtimmten Zweck, irgend etwas Einzelnes vorzugsweiſe feſtzuhalten und mich um das andere nicht zu bekümmern, hatte ich nie vor Augen. Es war mir immer nur um das Ganze zu thun, und wenn ich auch ſpäter vorzugsweiſe die deutſche und die neuere Geſchichte bearbeitete, ſo beſchäftigte ich mich doch immer zugleich, wie es meine Zeit erlaubte und neue Lectüre ſich mir darbot, mit der Geſchichte und Literatur aller andern Völker und Zeiten, woraus am Ende meine zwölfbändige Weltgeſchichte erwachſen iſt. Ich dachte nur immer, wenn man nun doch einmal auf dieſem Planeten ſitzt und ſiebenzigmal mit ihm die Sonne umläuft, ſollte man ſich auch ſo viel als möglich auf ihm umſehen, ſo viel als möglich von ihm wiſſen.

Die populären Werke über deutſche Geſchichte, die man früher hatte, erſchienen mir ungenügend. Ich fing daher ſchon 1823 in der Schweiz an eine dergleichen zu ſchreiben. Ein gut gemeintes, in einigen Grundgedanken auch correktes, doch in der Ausführung noch ſehr ſchwaches Werk, weil ich trotz vielen Leſens doch damals zumal in der Schweiz zu beſchränkte Mittel hatte. Erſt ſeit jenen zwanziger Jahren ſind nach und nach theils die bisher verſchloſſenen Archive geöffnet worden, wodurch der Geſchichtforſchung ein vorher unbekanntes, überaus reiches und ſolides Material dargeboten wurde, theils iſt auf dem Gebiet der Literatur- und Culturgeſchichte unendlich viel ans Licht gefördert worden, was uns über die Vergangenheit Auf-

ſchluß giebt. Man braucht, um dies klar zu ſehen, nur Schillers 30jährigen Krieg, der ſchön geſchrieben, aber nur oberflächlich aus den trüglichſten Quellen geſchöpft iſt, mit den gediegenen Werken zu vergleichen, welche die aus echten Urkunden geſchöpfte Wahrheit enthalten, von der Schiller keine Ahnung hatte, noch haben konnte.

Auch meine Vorträge über Weltgeſchichte in Aarau veranlaßten mich, von meiner Luſt, mich in allen Gebieten der Geſchichte zu orientiren, nicht abzulaſſen. Meine Geſchichte der Deutſchen erſchien 1824 bei Geßner in Zürich und wurde ſpäter von Cotta in Stuttgart übernommen, indem Geßner durch Abtretung des Verlagsrechtes mit meiner Zuſtimmung eine Cotta'ſche Schuldforderung tilgte. Im Cotta'ſchen Verlag erſchienen noch vier neue und verbeſſerte Auflagen des Werks, die letzte (fünfte) in fünf kleinen Bänden 1855. Da keine weitere Auflage mehr erſchien, vereinigte ich mich mit der Cotta'ſchen Buchhandlung, das Verlagsrecht auf den Buchhändler Adolf Kröner überzutragen, und ſo erſchien 1872 die ſechſte verbeſſerte Auflage, deren Widmung der deutſche Kaiſer von mir anzunehmen die Gnade hatte.

Im Jahre 1829 unternahm ich, wie ſchon erwähnt, eine zeitgemäße Fortſetzung des ältern von Poſſelt herausgegebenen hiſtoriſchen Taſchenbuchs, hörte aber mit dem Jahrgang 1833 auf, weil mir derſelbe in Preußen verboten wurde. Ich hatte nämlich die ruſſiſche Reaction in Polen ohne Gehäſſigkeit, nur der Wahrheit gemäß geſchildert. Die preußiſche Regierung befand ſich aber damals dermaßen unter ruſſiſcher Bevormundung, daß man die Wahrheit über Rußland nicht ſagen durfte.

Im Jahre 1834 gab ich ein kleines Buch „Geiſt der Geſchichte" heraus und ſprach darin einige neue Gedanken aus; den einen derſelben auf Seite 17 will ich hier kurz wiedergeben. „Obgleich die Erde gezwungen iſt, ſich um die Sonne zu bewegen, bleibt ſie doch mit ihrem Nordpole ſtets unverrückt dem Nordpol am Himmel zugekehrt. Um den Nordpol der Erde her lagert ſich das meiſte Feſtland, wie um den Nordpol am Himmel die größte Menge der

Sterne. Alſo erkennen wir ein Geſetz der Erde, das mit dem Geſetz der ganzen uns ſichtbaren Sternenwelt übereinſtimmt und älter ſein muß als das Geſetz, das uns an die Sonne bindet, weil die Sonne mit ihrer oſtweſtlichen Aequatorialthätigkeit nur eine Contraſtirung des Oſtens und Weſtens, nicht aber ein Uebergewicht des Nordpols über den Südpol hervorbringen konnte, welche beide Pole in Bezug auf die Sonne gleich ſind und ihren Unterſchied nur aus einer höheren Urſache herleiten. Daß dieſe Urſache aber dieſelbe iſt, welche auf der Nordſeite des Himmels die Sterne in größerer Zahl gehäuft hat, iſt klar, und wir dürfen mithin den Schwerpunkt der uns ſichtbaren Welt in der Richtung des Nordpols ſuchen.

Indeß iſt außer dieſer Richtung unſerer Erdachſe und der ihr entſprechenden Anhäufung des Continents auf der Nordſeite wenig Eigenthümliches auf der Erde übrig, was nicht in den Bereich der Sonnenwirkſamkeit gezogen, als eine Folge oder wenigſtens als eine Wechſelwirkung mit derſelben erſchiene. Ueberall tritt ein ſiegreicher Sonnengott hervor, der die alten Erdengötter entweder als ergrimmte Titanen bändigt, oder die weibliche Erde als ſtarker Mann beherrſcht und als Eros die mütterliche Urnacht eine ſchönere Lichtwelt gebären läßt.

Alles Leben auf der Erde iſt daher an die Sonne gebunden und ihr Werk; ſchon die Metalle, die Embryonenwelt im tiefen Mutterſchooß der Erde trägt den Stempel des goldenen Vaters; denn nicht der Erdachſe, ſondern dem Aequator parallel laufen die Metallgänge, und die edelſten werden in Menge nur unter dem Aequator ſelbſt gefunden. Ebenſo iſt es mit der Pflanzen- und Thierwelt, deren vollendetſte Formen nur unter dem Aequator ſich häufen. Und wie das Räumliche, ſo gehorcht auch das Zeitliche dem Sonnenzuge, das Wachsthum alles Organiſchen, die Lebenszeit.

Auf überraſchende Weiſe jedoch macht der Menſch, der Geſchöpfe höchſtes, von dieſem Sonnendienſt eine Ausnahme, und kehrt zurück zu jenem urälteſten Erden- oder vielmehr Sternendienſt, der älter iſt als die Sonne. Ungleich den Metallen, Pflanzen und Thieren, folgt das menſchliche Geſchlecht nicht dem bunten Thierkreis, den die

Sonne um die Erde gezogen; es folgt vielmehr dem Zuge des Pols, und die edelſten Menſchenracen leben auf der Nordſeite der Erde — das Haupt nicht der Sonne, ſondern jenem geheimnißvoll im Dunkel der Urnacht verborgenen Polarſtern zugewendet; und wer von ihnen in jenen Thierkreis des Aequators tritt, wird ſelbſt thierähnlich, wie die Neger, Malaien und Weſt-Indianer. Eben ſo wenig iſt der Menſch in der Zeit an die Sonne gebunden. In ſeinen vornehmſten geiſtigen wie körperlichen Functionen hängt er nicht, wie das Thier, von dem Stande der Sonne ab.

Dies alles beweiſt, daß der Menſch als die Quinteſſenz der Erde auch jene urälteſte den Sternen verwandte Erdkraft, die von der Sonne unabhängig iſt, angenommen hat. Und damit iſt von der Naturſeite aus der wunderbare Zwieſpalt im Menſchen und ſeiner Geſchichte ſchon vorher beſtimmt."

Ein anderer Grundgedanke jenes kleinen Buchs betrifft die letzte Entartung des Menſchengeſchlechts. „Das Alterthum hatte mit einer mächtigen Naturgewalt zu kämpfen, die ſich in offner Wildheit als Barbarei ausſprach; die neue Zeit hat einen noch gefährlicheren Feind im Schooße der gebildeten Geſellſchaft großgezogen. Das iſt die Gemeinheit, die letztgeborene Tochter der Hölle, deren Macht unwiderſtehlich iſt. Den Wilden kann man civiliſiren, den Zornigen beſänftigen, aber die Gemeinheit der Gebildeten, die umgeben von allem Edlen und Schönen, es dennoch haſſen, dieſe verſtockte kalte Böswilligkeit, iſt unüberwindlich. Sie mehrt ſich aber mit der Bildung ſelbſt. Ihr falſcher Blick lauert aus allen Erſcheinungen des öffentlichen und Privatlebens hervor und am frechſten, wo die Emancipation am weiteſten gediehen iſt, in der politiſchen Bildung Nordamerikas, wie in der gelehrten Bildung Deutſchlands. Vor dieſer Gemeinheit ſchützt keine Erhebung ſchöner Geiſter, keiner Thaten Erhabenheit, keines Geſetzes fruchtbare Ausſaat. Nie wird ſie hingeriſſen durch eine Begeiſterung, nie durch Erziehung ausgetilgt. Sie findet ſich bei den Kindern der edelſten Eltern, bei den Schülern der weiſeſten Meiſter. Iſt ſie nicht ein ſchon urſprünglich im Erdprincip und

hiſtoriſchen Schickſal bedingtes Uebel, eine furchtbare Ergänzung der alten böſen Naturgewalt im Gebiete der Cultur, um dieſe zu überwinden, wie einſt die Cultur jene alte Barbarei überwand?"

In der That iſt das Endergebniß der welthiſtoriſchen Betrachtung nicht erquicklich. Das Göttliche kam auf Erden nie zur Erſcheinung, ohne bald wieder entweiht zu werden. Nichts Gutes, Schönes, Großes gelangte je zur Anerkennung und Herrſchaft, es wurde wieder herabgewürdigt und abgeſchätzt. Einem großen und weiſen Könige folgten erbärmliche Enkel, einem großen Denker geiſtloſe Scholaſtiker, einem großen Dichter und Künſtler ſtümperhafte Schüler und langweilige Epigonen nach. Die heilige Kirche ſelbſt wurde entweiht durch unwürdige Pfaffen. Heldenvölker ſanken zu Krämervölkern herab. Die edelſten Republikaner wurden zuletzt immer von einem Gerber Kleon, die wohlwollendſten Schwärmer für das Menſchenwohl durch gemeine Sansculotten überholt. Bricht eine veraltete Form und meint man, eine beſſere gefunden zu haben, ſo hängt ſich bald auch an ſie die Laſt der Gemeinheit und bricht auch ſie wieder in Stücke.

Im Jahre 1842 kam ich einmal zufällig mit Gfrörer zuſammen, und indem wir davon ſprachen, wie ſchwierig es für den Forſcher ſei, ſich ſeltene alte Drucke oder noch ungedruckte Quellen der Geſchichte und Sprachdenkmale zu verſchaffen, kamen wir auf den Gedanken, auf der Stelle einen Verein zu gründen, der ſich die Herausgabe ſolcher alten Schriftwerke zur Aufgabe machen ſollte. Derſelbe kam auch alsbald unter dem einfachen Namen des Literariſchen Vereins in Stuttgart zu Stande. Zum Präſidenten wählten wir, weil der König das Protectorat übernahm, deſſen Privatbibliothekar, den guten alten Hofrath von Lehr. Von Stuttgarter Gelehrten traten bei: Archivrath Kausler, Archivrath Oechslin, die Bibliothekare Staelin und Pfeiffer, Legationsrath von Kölle. An der Herausgabe der alten Werke betheiligten ſich außerdem die namhafteſten Gelehrten in Deutſchland, wie die lange Reihe von Bänden beweiſt, die unter dem Namen des Literariſchen Vereins erſchienen ſind. Ich gab nur die Briefe der Herzogin Eliſabeth Charlotte an ihre Stiefſchweſter,

die Raugräfin Louiſe aus dem Gräflich Degenfeld'ſchen Archive heraus, ein höchſt intereſſantes Werk, das auch mit großem Beifall aufgenommen wurde. Es war mir damals nicht möglich, wenn ich auch große Luſt dazu gehabt hätte, zu dem in Hannover aufbewahrten Briefwechſel der Herzogin mit der Kurfürſtin Sophie zu gelangen. Er iſt noch immer ungedruckt. Nur Auszüge daraus hat Ranke mitgetheilt.

Durch Nachläſſigkeit des Caſſiers kam der Literariſche Verein dem Bankerott nahe und das Deficit hätte durch die Ausſchußmitglieder gedeckt werden müſſen. Das jagte einigen Mitgliedern, und zwar nicht den ärmſten, großen Schrecken ein. Da die Rechnungen ſeit Jahren in Verwirrung waren, wußte man ſich nicht zu helfen. Es kamen noch Verwandtſchaftsrückſichten mit ins Spiel, aus denen man die Sache nicht gern vor die Gerichte bringen wollte. Ich ließ mich nun vom Ausſchuß bevollmächtigen, die ganze Sache ins Reine zu bringen, und war auch bald damit fertig. Ich ſchrieb nämlich an ſämmtliche Geſchäftsfreunde, beziehungsweiſe Gläubiger des Vereins, bat jeden um eine kurze Ueberſicht deſſen, was er ſeit dem Beginn des Vereins für denſelben geleiſtet und von ihm empfangen habe, erhielt alle dieſe Ueberſichten und erkannte daraus, wie falſch die bisherigen Jahresrechnungen unſers Caſſiers abgefaßt und wie viele Forderungen der Drucker und Papierfabrikanten als ſchon getilgt eingetragen waren. Ich ließ mir hierauf den Caſſier kommen und erklärte ihm, wenn er mir nicht binnen 24 Stunden die ganze fehlende Summe baar einhändige, ſo ſäße er übermorgen im Kriminalgefängniß. Jede Gegenrede abſchneidend wies ich ihm die Thür und am andern Morgen brachte er mir das Geld und ich konnte nun die ökonomiſchen Angelegenheiten des Vereins auf die befriedigendſte Weiſe ordnen. Der Caſſier hatte das Geld in der Eile aufnehmen müſſen und konnte es, da er früher ſchon mehr verzehrt als verdient hatte, nicht wieder bezahlen, brachte ſich daher ums Leben.

Dieſer Vorfall und der Austritt mehrerer Mitglieder des Vereinsausſchuſſes durch den Tod (Oechslin, Kölle) oder durch Entfernung von Stuttgart (Gfrörer, Pfeiffer), wie auch die Sorge, man

könne in ähnliche ökonomische Verdrießlichkeiten gerathen, wie die zum erstenmal glücklich überwundenen, veranlaßten die meisten der noch übrigen Mitglieder den Sitz des Vereins nach Tübingen zu verlegen, wo jüngere Kräfte sich desselben annahmen und Professor Keller das Präsidium führte.

Ich hätte gern in den Schriften des Vereins noch einiges von historischem Werth abdrucken lassen, es wurde jedoch von der Mehrheit des Ausschusses abgelehnt in einer Periode, in der man mehr für altdeutsche und altromanische Poesie, als für geschichtliche Dokumente schwärmte. Ich hatte nämlich aus Tyrol eine Kiste mit sehr werthvollen Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1809 erhalten, deren Eigenthümer ich heute noch nicht zu nennen befugt bin. Ich mußte sie dem Besitzer zurücksenden. Sie bestanden in einer nicht geringen Anzahl von Originalbriefen des Andreas Hofer, die meisten von der Hand seines Sekretärs und nur von ihm unterschrieben, viele aber noch ganz von seiner eigenen Hand und einige noch von Staub verunreinigt, weil er sie mitten im Kriegsgetümmel geschrieben hatte. Drei derselben, die mir für die Kriegsgeschichte und zur Charakteristik seiner Person vorzüglich interessant schienen, ließ ich in einer Recension des Rapp'schen Werkes „Tyrol i. J. 1809" in meinem Literaturblatt abdrucken, und da sie dort vergessen liegen, will ich sie noch einmal in diesem Werke mittheilen. Die Kiste enthielt ferner die Abschrift einer etwas weitläufigen Selbstbiographie des Pater Donay, den man lange fälschlich für den Verräther Hofers gehalten hat. Ferner eine Relation des Gastwirth Straub, leider voll unbehaglicher Polemik. Dazu viele protocollarische Aussagen von Theilnehmern am Kriege und eine Menge von gedruckten Plakaten und fliegenden Blättern aus jener bewegten Zeit.

Ich lasse nun die betreffende Stelle aus meinem Literaturblatt folgen: „Weder der wildernde, genial ausschlagende Speckbacher, noch der fanatische und gern das Maaß überschreitende Kapuziner Haspinger, noch weniger der schon längst landfremde und vornehm gewordene Teimer konnten dem Tyroler Volk zum Mittelpunkte dienen, das ver-

mochte nur ein ſo frommer, in ſeiner Kraft ſo milder, in ſeiner Tapferkeit ſo beſonnener Hausvater, wie Hofer, dem in dieſer Beziehung der Unterinnthaler Wirth Straub am nächſten ſtand und auch beim Volk das meiſte Anſehen genoß. Herr Rapp hebt Straub ſehr hervor und läßt dagegen den von andern Geſchichtſchreibern vielbeſprochenen Speckbacher etwas mehr zurücktreten. Dieſe beiden Volkshelden, von denen jeder Unglaubliches leiſtete, waren beide aus dem untern Innthal und wegen der Verſchiedenheit ihres Charakters oft nicht einig. Eine Mißſtimmung gegen Speckbacher tritt in der noch ungedruckten Lebensbeſchreibung Straubs zu Tage. Andreas Hofer war bemüht, überall zu verſöhnen und auszugleichen. Sowohl das patriarchaliſche Uebergewicht ſeiner Stellung, als die Klarheit ſeines Geiſtes und die Fülle ſeines patriotiſchen Gemüthes leuchtet uns in einem noch nie (auch nicht bei Rapp) gedruckten Briefe auf eine herzerfreuende Art entgegen. Er ſchrieb: ‚Lieber Straub gehe auch du dießmahl nach unter Innthall und Binxgau mit dem Rablander wirth und unterſuch alles genau, und bleib du bey dieſem dermahlen vorhabenden feindlichen angrif und leite alles nach deinen anſichten alles das ganze comando iſt dir von mir übergeben. Pulfer und Bley und Brod & Wein & Brandtwein wird nachgeſchickt werden: richte auch die Winterſtelleriſche Streit affaire wegen mit Speckbacher und Firler in die brüderliche Ordnung und Ruhe. Gott mit uns. Innsbruck, den 18ten September 1809. Andere Hoffer, Obercomandant in Tyroll. Extra dem Pater wegen ſeinen hitzigen unternehmungen zu predigen bitte.‘ Unter dem Pater iſt der allzufeurige Haſpinger gemeint. Aus dieſem einzigen kurzen Briefe kann man erſehen, mit welcher Umſicht Hofer die Dinge in Tyrol leitete, wie richtig er die Unterbefehlshaber beurtheilte und wie ſcharf er ſie im Auge behielt.

Nach den bisherigen Darſtellungen erſcheint Hofer am Ausgang des Krieges nicht mehr in der Glorie des Obercommandanten, dem das Land von Seiten des Kaiſers anvertraut worden war. Wir vermiſſen die Auseinanderſetzung des Betrauten mit ſeinem Herrn, dem Kaiſer. Eine ſolche hat ſtattgefunden, wenn ihrer auch in den ge-

druckten Werken noch nicht gedacht ist. Hofer hat zwei Briefe unmittelbar an den Kaiser und einen an den Erzherzog Johann geschrieben, die ihm zur höchsten Ehre gereichen und deren Originale sich noch in Wien vorfinden werden. Wir theilen sie hier nach einer von sicherer Hand beglaubigten und besiegelten Abschrift mit. Daß sie, wenn auch von ihm direkt, doch nicht unmittelbar von ihm in seinem bäuerlichen Styl geschrieben sind, erklärt sich aus der Ehrfurcht vor dem Kaiser, dem er natürlicherweise etwas besser Stylisirtes und reiner Geschriebenes darbieten mußte.

‚An Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich. Nun kommt es leider so weit, daß ich mir bald nicht mehr zu helfen weiß. Gestern mußte ich Innsbruck verlassen — und der Feind wird ohne Zweifel heute dort eintreffen — Schrecklich ist unsere Lage! — Ich sehe mich und mein liebes Vaterland bereits von allen Seiten verlassen, ohne Hülfstruppen, ohne Geld. Man hört nichts als von Feinden. Alle ausländischen Blätter zeigen bestimmt den Frieden an und überdies fällt uns der Feind mit einer Macht, die beiläufig etwa 20,000 Mann stark seyn soll, ins Land. — Der Gedanke, daß uns Ihro Majestät bei Abschließung des Friedens vergessen haben sollte, kann und läßt sich nicht denken auf der einen Seite. Aber auf der andern Seite läßt sich die bange Stille, die immer nur halb offiziellen und unbestimmten Nachrichten der von Ihro Majestät ankommenden Conriere, die äußerst saumselige Unterstützung an Geld und besonders die so eben durch einen Courier eingelangte Abberufung des erst jüngst angekommenen Oberlandes-Commissairs und Armee-Intendanten v. Roschmann — nicht erklären. Nehmen Ihro Majestät die Lage Tyrols, das namenlose Elend, in welches sich dasselbe durch diesen Krieg versetzt hat, in Erwägung. Hat eine Nation das gethan, was Tyrol gethan hat? Man kann mit Recht sagen, Tyrol hat sein Aeußerstes gethan, und für wen? Für Gott, für Religion und für seinen allgeliebten, rechtmäßigen und allgerechten Kaiser von Oesterreich. — Daher nehme ich das Wort im Namen des ganzen Landes, Ihro Majestät nochmals um schleunige Hülfe durch alles zu bitten. — Retten

Sie uns — Tyrol ist bereit, für Ihro Majestät seinen letzten Tropfen Blut auf dem Schlachtfelde zu verspritzen — Ich bin Bürge dafür. Aber ohne Hülfe, ohne Unterstützung können wirs ja nicht länger aushalten und müssen daher einem unbeschreiblichen, grenzenlosen Elende und allgemeiner Verwüstung entgegensehen. Ich bitte nochmals fußfällig um Unterstützung und Hülfe. Ich und das ganze Land werfen uns in Ihro Majestät Arme und hoffen auch sicher auf Allerhöchst Dero Hülfe. In deren zuversichtlichen Erwartung und tiefster Ehrfurcht erstirbt Ihro Majestät allerunterthänigster treugehorsamster Andere Hofer, Obercommandant in Tyrol. Steinach den 22. October 1809.

An Se. K. K. Hoheit, den allgeliebten Erzherzog Johann. Ihro Kaiserliche Hoheit werden durch alles, was Höchstdieselben zum Mitleid bewegen kann, um schleunigste Hülfe und Unterstützung jeder Art gebeten, sonst ist Tyrol für immer verloren. — Auch werden Ihro K. H. dringend gebeten, gegenwärtiges Schreiben Sr. Majestät dem Kaiser und Sr. Excellenz dem Fürsten von Lichtenstein eiligst zu überbringen und für das arme und getreue Tyrol alles Mögliche zu thun, damit wir doch nicht verlassen werden. Genehmigen Ihro ꝛc. Steinach 22. October 1809.'

In den nächsten Tagen langte der ersehnte Courier mit sicheren und offiziellen Nachrichten vom Kaiser an, die aber nur den Friedensabschluß und die Thatsache, daß Tyrol aufgegeben sei, bestätigten. Tyrol war aufgegeben, weil Oesterreich in der That völlig außer Stande war, es zu halten. Jedoch sicherte der zehnte Artikel des Wiener Friedens allen Tyrolern eine unbedingte Amnestie zu, wenn sie die Waffen niederlegen und sich unterwerfen würden, wozu auch Erzherzog Johann in einem eigenen Schreiben dringend rieth. Das war bei der einmal eingetretenen Lage der Dinge auch der weiseste Rath. Die Tyroler hatten sich nur darüber zu beschweren, daß man sie so lange in Ungewißheit gelassen hatte und daß beim Friedensschluß nicht noch bestimmte Fragen in Bezug auf Tyrol erledigt worden seien. Der zehnte Friedensartikel war in der That eben so sum-

mariſch, wie die Verzögerung ſeiner Bekanntmachung eine große Vernachläſſigung der treuen Tyroler. Indem nun Andreas Hofer, als der die ganze ſchwere Verantwortung des Oberbefehls im Namen des Kaiſers übernommen hatte, ſich in das Nothwendige fügte, ließ es doch ſeine Gewiſſenhaftigkeit nicht zu, ſich der Verantwortung für alles zu entſchlagen und kurzweg zu verabſchieden, ſondern er ſchrieb in treuer Sorge für das ihm anvertraute Land und für die Perſonen, über deren Schickſal im Wiener Frieden nicht entſchieden war (die nicht geborenen Tyroler, die gleichwohl in ihren Reihen gefochten, und die Patrioten, welche Geld geliehen hatten), noch einmal einen ernſten, edeln Brief, der allein beweiſen würde, wie werth Hofer eines Regiments geweſen war, das er mit ſo klarem Bewußtſein ſeiner Verantwortlichkeit niederlegte.

‚An Se. Majeſtät den Kaiſer von Oeſterreich. Nachdem der Unterzeichnete durch den Courier B. von Lichtenthurm den für mein Vaterland ſo äußerſt traurigen Frieden vernommen, ſo nimmt ſich der Unterzeichnete die Freiheit, über nachſtehende Punkte anzufragen, als: 1) was mit den hier befindlichen k. k. öſterreichiſchen Ranzionirten zu thun ſei, welche der Unterzeichnete ſowohl der Cavallerie, Artillerie als Infanterie mobil gemacht und der Cavallerie mit ſehr großen ſtarken Pferden angeſchaffen hat? und 2) was es mit den unendlich großen Schulden, in welche das arme Land durch dieſen traurigen Krieg verſetzt worden, und die theils durch die Vertheidigung, theils durch andere daher rührende unglückliche Fälle entſtanden ſind, für eine Beſchaffenheit habe und wie ſolche bezahlt werden? Denn dieſe ungeheuren Schulden iſt das Land ein für allemal unmöglich im Stande zu beſtreiten, und wenn Ihro Majeſtät dieſe traurige Lage nicht in Erwägung und zu Herzen nehmen, in welche Allerhöchſtdieſelben durch dieſen traurigen Krieg daſſelbe verſetzt, ſo iſt unſer armes verwüſtetes Vaterland auf immer und für allezeit unglücklich. — Der Unterzeichnete bittet daher allerunterthänigſt im Namen des ganzen Landes, und wirft ſich Ihro Majeſtät in aller Unterthänigkeit zu Füßen — Ihro Majeſtät möchten doch daſſelbe beherzigen und dem

Lande jene Gerechtigkeit angedeihen laſſen, auf die es vermöge ſeiner Anhänglichkeit an das allerhöchſte Kaiſerhaus, welche es werkthätig an den Tag gelegt hat, vor Gott und der Welt Anſpruch zu haben glaubt. — Vertrauensvollſt auf die bekannte Güte und Gerechtigkeit, welche Ihro Majeſtät jeder Zeit eigen war, hoffet der Unterzeichnete, Ihro Majeſtät werden das arme Land Tyrol in dieſem ſchrecklichen Ruin nicht liegen, ſondern alle nur mögliche Unterſtützung jeder Art angedeihen laſſen. In welch getroſter Hoffnung der Unterzeichnete in tiefſter Ehrfurcht erſtirbt Ihro Majeſtät allerunterthänigſt treu gehorſamſter Andere Hofer, Obercommandant in Tyrol. Steinach, den 2. November 1809.'"

Auch Freiherr von Aufſeß in Nürnberg ſetzte ſich mit mir in Verbindung und beſuchte mich mehrmals. Ich mußte ſein Germaniſches Muſeum unterſtützen und in den Gelehrtenausſchuß desſelben eintreten. Die Befürchtung aber, die ich gleich anfangs gehegt hatte, ging in Erfüllung. Das Muſeum konnte nämlich den weiten Rahmen nicht ausfüllen, den Freiherr von Aufſeß ihm vorgeſchrieben hatte. Es war von vornherein ganz unmöglich, in der kleinen Stadt Nürnberg zu vereinigen, was in den großen Reſidenz- und Univerſitätsſtädten an Alterthümern zerſtreut und bereits in feſter Hand war. Nur ſchwache Reſte oder Copien konnten in Nürnberg zuſammengebracht werden. Nun hätten dafür allein die anfangs zahlreich einlaufenden Geldbeiträge verwendet werden ſollen. Sie wurden aber großentheils 1. für Beſoldungen von zahlreichen Beamten und Dienern des Muſeums, deren es ſo viele gar nicht bedurfte, und 2. für Annoncen, für eine Mehrheit von Zeitſchriften, für den Druck von Catalogen ꝛc. ausgegeben. Das war zu viel Schein und zu wenig Weſen. Ich ſagte daher ſchon in den erſten Jahren des Muſeums voraus, ein großes Nationalmuſeum für ganz Deutſchland werde es niemals werden, ſondern ein kleines Particularmuſeum in Nürnberg bleiben.

Auch mit dem Maler und Alterthumsforſcher Lindenſchmidt in Mainz kam ich in Verbindung. Er lag in ziemlich erbittertem

Streite mit den Keltomanen, weil dieſe alle alten Gräber und Grabfunde für keltiſch erklärten und das Keltiſche ſelber mißverſtanden. Ich bat Lindenſchmidt, deſſen Anſicht ich völlig theilte, ſich doch ja nicht zu ereifern, denn das öffentliche Hadern unter Gelehrten reizte das Publikum nur zum Lachen und ſchade der ernſten Sache, die man vertrete. In einem ſo dunklen Gebiete überdieß, wie es noch unſere Gräberkunde ſei, müſſe man erſt mehr erfahren und verglichen haben, ehe man die alten Völkerſchaften, deren Genoſſen in deutſcher Erde ruhen, genau unterſcheiden und nachweiſen könne. Lindenſchmidt nahm dieſe Mahnung ſehr gut auf.

Ich äußerte Holtzmanns Meinung über die Kelten ſchon ehe er ſie ausſprach, in meinen früher erſchienenen geſchichtlichen Werken. Es iſt die alte Anſicht von Pelloutier. Die Kelten waren ein den Deutſchen nahe verwandtes Volk und gänzlich verſchieden von den Britten und Iren, die vor ihnen den Nordweſten Europas bewohnten und ſtets in enge Grenzen eingeſchloſſen blieben.

Profeſſor Klein in Mainz erfreute mich durch ſeinen Beſuch und durch ſeine Briefe. Dieſer wackere Patriot trat dem ſchändlichen Unfug der rheiniſchen Liberalen entgegen, die nach dem Vorgang des unbeſonnenen Gervinus es wagten, Georg Forſter zu loben und zu preiſen. Moleſchott ging gar ſo weit und ſchlug vor, dieſem Vaterlandsverräther in Mainz ein Denkmal zu ſetzen. Georg Forſter, vom damaligen Kurfürſten von Mainz als Profeſſor angeſtellt, half nicht nur die Feſtung Mainz an die Franzoſen verrathen, ſondern gründete auch einen Jakobinerclub in Mainz und ließ ſich von ſeiner Partei beauftragen, nach Paris zu gehen und im Namen des Volks die Einverleibung des Kurfürſtenthums Mainz in Frankreich zu verlangen. Und dieſem Elenden wollten die deutſchen Fortſchrittsmänner ein Denkmal ſetzen. Dagegen nun erhob ſich Klein in gerechtem Zorn, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihn unterſtützte und in meinem Literaturblatt die alte Unart der Deutſchen, ſich ſelber die Ehre abzuſchneiden, gehörig rügte. Wie nobel ſind doch die Franzoſen, die einem Manne, der ihre Feſtungen und Provinzen dem Feind ausge-

liefert hätte, gewiß nie mehr ein gutes Wort ſchenken, viel weniger Denkmäler würden ſetzen wollen.

Sehr unangenehm war mir der lange fortgeſetzte Hader zwiſchen den klein- und großdeutſchen Geſchichtsbaumeiſtern. Hier ſchnitten ſich die proteſtantiſchen, preußiſchen und liberalen, dort die katholiſchen, öſterreichiſchen und conſervativen Profeſſoren die Geſchichte nach ihren Parteizwecken zu. Die einen lobten alles, was die andern tadelten. Jeder Theil verſchwieg möglichſt oder entſtellte, was ſeinem Parteiintereſſe nicht entſprach. Es war mir unmöglich, hier eine andere Partei zu ergreifen, als die der beiderſeits verkannten, in der Mitte liegenden Wahrheit. Das trug mir nun keinen Dank ein, vielmehr wurden beide Parteien mit mir unzufrieden. Ich kümmerte mich indeſſen nicht darum, in der Ueberzeugung, die Wahrheit müſſe immer zuletzt Recht behalten. Aber es ſchmerzte mich, daß grade die Geſchichtſchreiber, welche die Parteileidenſchaften zügeln ſollten, Oel in deren Flammen goſſen, und grade in einem Zeitpunkt, in welchem ohnehin ſo viele Unvernunft wetteiferte, Nord- und Süddeutſchland gegen einander zu erhitzen.

Ich fing ſeit 1853 wieder an, mich vorzugsweiſe der neuern Geſchichte zu widmen und gab eine Geſchichte Europas von 1789—1815, dann als Fortſetzung die Geſchichte der letzten vierzig Jahre von 1816—1856 heraus. Beide erlebten mehrere Auflagen, obgleich ich darin von der Schablone der Parteien ſtark abwich, alſo auch auf keine Parteiunterſtützung rechnen konnte. Da dieſe Bücher dennoch ſo viele Leſer gefunden hatten, griff ich weiter in die Geſchichte zurück, um die Tendenzen und Ereigniſſe des 19. Jahrhunderts aus der vorangegangenen Zeit zu motiviren, und gab eine Geſchichte der letzten 120 Jahre von 1740—1860 heraus.

Nun war ich endlich alt genug geworden und hatte mich in der politiſchen, Cultur- und Literaturgeſchichte aller Zeiten und Völker ausreichend orientirt, um auch eine Allgemeine Weltgeſchichte ſchreiben zu können. Eine ſolche zu ſchreiben, war ich ſchon wieder-

holt von Verlagshändlern gebeten worden, namentlich seitdem die von Rotteck trotz ihres Liberalismus wegen ihrer Oberflächlichkeit nicht mehr anzog. Ich hatte es jedoch stets abgelehnt, solange ich noch nicht alt genug war, solange ich noch nicht genug Erfahrung, meine welthistorische Orientirung noch zu viele Lücken hatte. Erst nach Vollendung meines 60. Lebensjahres wagte ich, die Feder anzusetzen und habe das schwierige Werk glücklich vollendet.*)

Ich hatte übrigens Gelegenheit, in 45 Jahrgängen meines Literaturblatts nach und nach eine Menge sehr interessanter Geschichtswerke zu recensiren und daran hin und wieder kritische Bemerkungen zu knüpfen, die vielleicht aus dem Meere der Vergessenheit herausgeschöpft werden könnten.

Da ich im Zuge war, die neuere und neueste Geschichte zur Uebersicht zu bringen, gab ich noch ein Supplement zur Geschichte der letzten vierzig Jahre heraus und füllte die in meinen Darstellungen der neuern Geschichte noch offen gebliebene Lücke zwischen 1860 und 1866 durch „die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Ende des lombardischen Krieges" aus. Voll des lebhaftesten Interesses für die weitere Entwicklung der deutschen Angelegenheiten setzte ich die schon so weit geführte Arbeit auch noch weiter fort.

Als ich im Spätherbst 1868 zum erstenmal in meinem Leben ernstlich erkrankte und ein Herzleiden mir keine lange Lebensdauer mehr zu versprechen schien, schrieb ich in den dunklen Wintertagen eine „Kritik des modernen Zeitbewußtseins," worin einige Grundgedanken meiner frühern kleinen Schrift „Geist der Geschichte" klarer und weiter ausgeführt waren. Ein etwas melancholisches Buch, in das aber nicht blos mein Krankheitszustand und Alter, sondern auch lange Lebenserfahrung und Menschenkenntniß und ein langes Studium der Weltgeschichte Schatten warfen.**)

*) Die Allgemeine Weltgeschichte erschien 1862 und 1863 im Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart. Anm. des Herausg.

**) Daß es dem genannten Buche neben dem Schatten nicht an Lichtstrahlen fehlt, die gewaltig gezündet haben, beweist die nach wenigen Jahren nothwendig gewordene zweite Auflage. Anm. des Herausg.

In Nebenſtunden ſchrieb ich „Einige Bemerkungen über die ſchöne Literatur der Franzoſen," eine Abhandlung, die etwa zehn Druckbogen füllen wird und worin ich zum erſtenmal einen Grundzug in der franzöſiſchen ſchönen Literatur vom Beginn derſelben bis auf die neueſte Zeit nachwies, nämlich den galloromaniſchen, heidniſchen und unſittlichen Grundzug, der ſich von den Artusromanen an bis auf Victor Hugo und Eugen Sue immer treu geblieben iſt. Dieſe Schrift, die ich nicht in Druck gegeben habe, gehört mit zu den Schriften, die ich im patriotiſchen Sinn zu Ehren Deutſchlands und zur Abwehr fremden und verderblichen Einfluſſes verfaßt habe.

Eins meiner ausführlichſten Geſchichtswerke, das mir ſehr viele Zeit koſtete, war die 1858 erſchienene „Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die neueſte Zeit" in drei Bänden. Obgleich ſie viel fleißiger ausgearbeitet war, als die gangbarſten damaligen Handbücher der deutſchen Nationalliteratur, ſofern ſie nicht nur die Dichter charakteriſirte, ſondern auch von jedem irgend erheblichen Werke den Hauptinhalt in kurzer Ueberſicht angab, erwarb ſie ſich doch weniger Freunde als Feinde, weil ſie den damaligen politiſchen und literariſchen Cliquen nicht huldigte. Hier ſtieß ich bei den alten Vergötterern Goethes, dort bei dem jungen Iſrael an. Ich beging ohne Zweifel einen Fehler, indem ich zu viele, namentlich neuere Dichter einregiſtrirte, von denen es kaum der Mühe werth geweſen wäre zu ſprechen. Auch paſſirte mir eine fatale Verwechslung. Im dritten Bande S. 217 nämlich legte ich eine Aeußerung Werners irrthümlich dem alten Goethe in den Mund, was einen jungen Literaten veranlaßte, in einer Flugſchrift über mich herzufallen, als hätte ich es abſichtlich gethan.

Ich beſtrebte mich, in meinem Buch überall den Zuſammenhang der Dichtkunſt mit dem Leben und mit den Schickſalen der Nation nachzuweiſen und legte mehr Werth auf den Geiſt und Inhalt, als auf die Form der Werke. Auch nahm ich zum erſtenmal, was vor mir noch nie ein Literarhiſtoriker gethan hatte, die lateiniſchen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, ſofern ſie Deutſche waren, obgleich

ſie nur lateiniſch ſchrieben, in die Zahl der deutſchen Dichter auf und entdeckte in ihnen neben viel Nachäfferei doch auch manches Geiſtreiche und viel guten deutſchen Humor. So nahm ich auch unbedenklich Friedrich den Großen unter die deutſchen Dichter auf, obgleich er nur in franzöſiſcher Sprache gedichtet hat, und machte auch in dieſer Beziehung auf die großen Vorzüge ſeines Geiſtes aufmerkſam.

III. Deutſche Alterthumskunde.

Schon in Breslau hatte ich mit großer Vorliebe altdeutſche Studien getrieben, die Nibelungen, die Minneſänger, den Parcival ꝛc. geleſen, was mir ſpäter, als ich nach der Schweiz kam, das Verſtändniß der alemanniſchen Mundart ſehr erleichterte. Ich erprobte an mir ſelbſt die patriotiſche Wirkung jener altdeutſchen Studien. Unter den romantiſchen Dichtern in der Zeit vor und während der Freiheitskriege machte Tieck, obgleich er viel geiſtreicher war, doch weniger Eindruck auf die Jugend als Fouqué, welcher trotz ſeiner Koketterie und Affectation doch im Ganzen anmuthige Bilder aus der altdeutſchen und nordiſchen Vorzeit und beſonders viel ritterliche Heldengeſtalten in die erbärmlichſte Zeit Deutſchlands und in die feige Philiſterei unter der Franzoſenherrſchaft hineingezaubert hatte.

Wenn man auch heute jene wunderlichen, ein wenig phantaſtiſchen und in der Form gezierten Romane nicht mehr lieſt, ſo verdienen ſie doch eine ungleich größere Anerkennung, als die gelehrten Arbeiten, mittelſt welcher Lachmann in Berlin nach den Befreiungs-

kriegen die ſchöne Begeiſterung der Jugend für die altdeutſchen Studien durch ſeine Mißhandlung des Nibelungenliedes und durch ſeine philologiſche Silbenſtecherei auszutilgen bemüht war. Die leidige Vornehmthuerei exakter Profeſſorenweisheit, hinter der doch nur erbärmliche Kleinigkeitskrämerei und ſogar gänzliches dummes Mißverſtändniß der großen Vorzeit verſteckt war, hatte ſich damals in Berlin mit dem Hegelthum und der Vergötterung Goethes und Humboldts verbunden, die patriotiſche Begeiſterung von 1813 vergeſſen zu machen, wozu dann die Literaturjuden ſchadenfroh ihre Piccoloflötchen bliesen.

Als ich nach der Schweiz und Schwaben kam, fand ich dort nur wenige, die an den Einheitsbeſtrebungen in Norddeutſchland und an der romantiſchen Poeſie Freude und Theil gehabt hätten. Hier herrſchte noch in den Schulen der claſſiſche Zopf, ein vorzugsweiſe particulariſtiſcher Sinn und franzöſiſche Sympathien, welche durch den neuen Liberalismus wieder aufgefriſcht wurden. Sogar Uhland war mehr Württemberger und Liberaler als deutſcher Patriot. In der Heimath der alten Minneſänger begegnete mir nur eine einzige Perſönlichkeit, in welcher ihr Geiſt noch fortlebte. Das war der alte Freiherr von Laßberg, der ſich mit ſeinen altdeutſchen Bücherſchätzen in das ſchön gelegene Mersburg am Bodenſee zurückgezogen hatte, und mit dem ich in freundliche Beziehung kam. Im Jahr 1843 vertheidigte ich (in meinem Literaturblatt Nr. 126) ſeine Nibelungenhandſchrift als die offenbar ältere, urſprünglichere und poetiſchere gegen das anmaßende und geſchmackloſe Urtheil Lachmanns (elf Jahre vor Holzmann). Mir fehlten die vier Bände des Laßberg'ſchen Liederſaals, und ſie waren im Buchhandel nicht zu bekommen. Ich wandte mich daher an Laßberg ſelbſt nach Mersburg. Er ſchickte mir ſogleich das gewünſchte Buch und ſchrieb mir dazu: „Mersburg den 11. Juli 1844. Ich danke Euer Wohlgeboren recht herzlich, daß Sie mir anlaß gegeben haben, etwas zu tun, was Inen angenem ſein kann. Wenn ich auch nur noch dieſen einzigen abdruck des Liederſaales hätte, ſo müßten Sie in haben. In den händen

des teutſchen mannes, der ſeit jaren eben ſo mutig als beharrlich für teutſche ſitte, recht und warheit kämpfet, kann der Liederſaal nur zum guten wirken. Können Sie mich ſonſt wo irgend zu einem erenhaften dienſte brauchen, ſo bitte ich meiner bereitwilligkeit verſichert zu ſein, ſo wie der eben ſo herzlichen als aufrichtigen hochachtung Ires warhaft ergebenen Joſeph von Laßberg."

Ich kam nicht mehr in den Fall, von ſeinem freundſchaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Inzwiſchen ſetzte ich meine Forſchungen über die Vorzeit unſeres Volkes fort und überzeugte mich immer mehr von der ungeheuern Verblendung, in welcher ſich die deutſche Leſewelt ſammt ihren Geſchichtsſchreibern bisher befunden hatte, ſeitdem der ganzen deutſchen Nation die Brille der claſſiſchen Schule auf der Naſe ſaß. Schon die Mönche, die in lateiniſchen Chroniken Abriſſe der Weltgeſchichte und gelegentlich auch der deutſchen Vorzeit ſchrieben, thaten es nur in der lateiniſchen Kirchenſprache und legten nur die jüdiſche und römiſche Geſchichte zu Grunde. Als vollends ſeit dem 15. Jahrhundert die Renaiſſance zur Herrſchaft gelangte und man ſogar die Familiennamen in Deutſchland latiniſirte und auch auf proteſtantiſchen Univerſitäten, wie auf den katholiſchen, nur lateiniſch geſprochen und geſchrieben wurde, bildete ſich eine Vorſtellung von den alten Germanen aus, wie wir ſie auch noch in Kupferſtichen vielfach verewigt finden, die unſere Urväter als nackte Wilde, ähnlich den Irokeſen und Huronen darſtellen und höchſtens ihre rohe Tapferkeit als barbariſche Tugend gelten laſſen. Auch vom katholiſchen Mittelalter haben die deutſchen Gelehrten zur Zeit der Renaiſſance und zwar nicht blos die proteſtantiſchen, ſondern auch die jeſuitiſch zugeſchulten Katholiken ſehr ungenügende und zum Theil ganz falſche Vorſtellungen gehabt, und dieſe Täuſchung hat im vorigen Jahrhundert der Aufklärung noch zugenommen. Man verſtand den germaniſchen Charakter des mittelalterlichen Reichs nicht mehr, noch auch den germaniſchen Charakter der abendländiſchen Kirche, ehe die Anmaßungen des Papſtthums und die Renaiſſance ihn zurückgedrängt hatten. Die Aufklärung zeigte ſich ſo unwiſſend, daß ſie unter dem

allgemeinen Namen des finstern und barbarischen Mittelalters den kolossalen Aberglauben der Hexenprocesse und die Grausamkeit der Carolina, die erst mit dem römischen Recht und den classischen Studien am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Romanismus aufgekommen sind, dem ältern germanischen Mittelalter aufbürdete, welches daran gar nicht schuld war.

In unserm Jahrhundert sind die meisten dieser Vorurtheile beibehalten worden und haben sich neue daran angeschlossen, z. B. die Keltomanie, von der auch meine trefflichen Freunde Mone und Leo angesteckt wurden. Da sollte ganz Deutschland ursprünglich keltisch gewesen sein und wurden auch noch Völkerstämme nach Christi Geburt und als schon die Römer mit den Germanen im Kampfe lagen, trotz ihres echt germanischen Charakters für keltisch ausgegeben, und sogar in den offenbar deutschen Sprachüberresten und Namen wollte man nur Keltisches sehen. Und man wußte nicht einmal, was keltisch sei. Denn man verstand darunter nur das britische Idiom, was in der Bretagne und Wales sich erhalten hat, aber über diese engen Grenzen diesseits und jenseits des Canals niemals hinausgekommen ist. Was außerhalb dieser engen Grenzen in Frankreich und Deutschland Keltisches existirte, stand dem Deutschen viel näher als jenem Britenthum, wie das im vorigen Jahrhundert schon Pelloutier, in unserem Barth und zuletzt Holzmann überzeugend nachgewiesen haben.

Mit dem Streit über Keltenthum und Germanenthum hing eine neue Vorliebe für Ausgrabungen uralter Gräber in Deutschland zusammen. Er wurde aber dadurch nicht geschlichtet, denn man stritt nun erst wieder über die Nationalität der Begrabenen, von denen man Reste auffand. Zum Behuf der Ausgrabungen, wie auch der Sammlung mittelalterlicher Denkmäler, Bilder, Waffen, Schmuck ꝛc. kamen an verschiedenen Orten Deutschlands Alterthumsvereine zustande, und wir Gelehrten in Stuttgart gründeten im Beginn der vierziger Jahre auch den schon genannten württembergischen Alterthumsverein.

Der König übernahm das Protectorat des Vereins und räumte demſelben ein Lokal in der alten Legionskaſerne ein. Auch mußten die Miniſter des Innern und der Finanzen an alle ihre Beamten ins Land ausſchreiben, daß künftig nichts Alterthümliches zerſtört oder veräußert werden ſollte, bevor der Verein ſein Gutachten darüber abgegeben habe. Das half aber nichts. Nach wenigen Wochen laſen wir z. B., die Ruine auf dem Buſſen ſei mit Pulver zerſprengt worden, was den Umwohnenden zu einer Art von Volksfeſt gedient habe. Wir aber hatten nichts davon erfahren. Auch ſollten alle Alterthümer, welche bei Anlage der neuen Eiſenbahnen ausgegraben würden, uns zugeſtellt werden. Wir bekamen aber nichts. In der Nähe von Beſigheim war Vieles gefunden worden, aber niemand hatte es uns angezeigt. Als mich der König einmal frug, ob uns die Eiſenbahnbauten keine Ausbeute geliefert hätten, ſagte ich ihm ſcherzend, ſeine Beamten ſchienen gegen uns nicht ſo gnädig zu ſein wie er ſelbſt. Wie ungehalten er über dieſen Fall war, erfuhr ich ſchon am andern Tage durch den Finanzminiſter von Gärtner, den er heftig zur Rede geſtellt hatte. Ich verſichere Sie, ſagte mir Gärtner, ich habe die beſtimmteſten Befehle an die Eiſenbahndirection erlaſſen. Ich ging zum Eiſenbahndirector, dem nachmaligen Miniſter von Knapp. Ich verſichere Sie, ſagte dieſer, ich habe den Bauinſpectoren die beſtimmteſten Befehle gegeben. Wir erkundigten uns nun beim Bauinſpector in Beſigheim und erhielten von demſelben zur Antwort, er habe den Bau zu leiten, könne aber nicht überall ſein. Ob hinter ſeinem Rücken die Arbeiter etwas gefunden hätten oder nicht, wiſſe er nicht. Ich bat einen Finanzbeamten, der Sache doch noch ein wenig nachzuforſchen, und erfuhr, es ſeien eine Menge römiſche Alterthümer gefunden worden, von denen ein Mitglied unſeres Vereins (ohne dem Verein das Geringſte davon zu ſagen) das beſte für eine andere (auch dem Staat gehörige) Sammlung behalten habe; doch ſeien noch unbedeutendere Gegenſtände, namentlich zerbrochene Gefäße vorhanden, wovon man dem Verein Anzeige machen würde. Sechs Wochen vergingen, da ſagte ein Knecht zum Aufwärter unſeres Vereins: Du,

jetzt kannſt du die Scherben holen. In unſerm Verein war darüber große Aufregung, und ich wollte dem König in Bezug auf dieſes Verfahren eine weitere Meldung machen. Ich wurde aber um Gotteswillen gebeten, es nicht zu thun, denn der König werde ſich nur darüber ärgern und der Verein werde ihm verleidet, die Schreiber aber würden nachher wie vorher nur thun, was ihnen beliebte. Das ſchien auch mir ſo vollkommen richtig, daß ich dem König nichts ſagte. Unſer Aufwärter ging demüthig hin und brachte alte unbrauchbare Scherben zurück.

Das Beſte, was die Vereinsſammlung geziert hat, gruben wir ſelber aus. Das Land wimmelt von Heidengräbern der verſchiedenſten Art. Hauptmann v. Dürrich, der mehr als zwanzig Jahre lang als Ingenieuroffizier bei der Landesvermeſſung mitwirkte und dem kein Berg und Thal unbekannt geblieben iſt, hatte überall die Gegenden bezeichnet, die noch viel Hügelgräber haben und ſolche, wo unter der Erde verborgene Gräber entdeckt worden ſind. Unter allen Ausgrabungen, die damals von Vereinsgliedern und anderen gemacht wurden, waren zwei die merkwürdigſten, die Hauptman v. Dürrich und ich gemeinſam unternahmen. Wir haben darüber in zwei illuſtrirten Heften des württembergiſchen Alterthumsvereins ausführlich Bericht erſtattet und die Funde abbilden laſſen.

Meine Alterthumsſtudien brachten mich auch mit Jakob Grimm in Berührung. Ich hatte ihn ſchon früher einmal in Stuttgart kennen gelernt und gab ihm einen ganzen Stoß Notizen zu ſeiner deutſchen Mythologie, die ich im Verlauf der Jahre geſammelt hatte. Da ich es für eine meiner wichtigſten Lebensaufgaben hielt, die deutſche Geſchichte zu erforſchen, ſo mußten mich natürlicherweiſe die älteſten Zeiten umſomehr intereſſiren, als ſie noch ſo wenig aufgehellt waren. Ich hatte ſchon in den zwanziger Jahren eine große Maſſe Excerpte zur älteſten deutſchen Sitten- und Rechtsgeſchichte gemacht, an die ſich nach und nach immermehr andere auch über unſere älteſte Heidenreligion, Volksaberglaubenund Volksſagen anſchloſſen. Ich ſammelte

dafür immerfort, konnte aber erſt in den fünfziger Jahren Zeit gewinnen, um wenigſtens einiges davon auszuarbeiten.

Im Jahr 1847 unternahm ich mit meinem Freunde Dürrich größere Ausgrabungen in einem Bergwald oberhalb der Stadt Heidenheim an der Brenz. Es waren Hügelgräber von 50 — 100 Fuß im Durchmeſſer, größtentheils mit Bäumen überwachſen. Die Arbeit an dieſen Hügeln war mühſam. Ganz unten auf dem gewachſenen Boden war alles ſchwarz von der Aſche des Scheiterhaufens, auf dem man die Todten verbrannt hatte. Genau in der Mitte befanden ſich größere und kleinere Urnen von Thon, größtentheils ſehr zerbröckelt. Dieſe ſind zuerſt mit Erde ganz zugedeckt worden, und erſt in der zweiten Schicht darüber lagen hauptſächlich Halsringe, Armringe, Gürtel und Beinringe von Bronze, auch der Reſt eines Gürtel- und Schürzenbeſchlags von Bronze. Desgleichen der Beſchlag eines längſt vermoderten Trinkhorns. Von Waffen fand ſich nur eine Lanzenſpitze, von edlem Schmuck ein einziger goldner Ohrring, der ſich in der Erde wie neu erhalten hatte, weil er vom reinſten Golde war. Man konnte nichts Geſchmackvolleres in dieſer Art ſehen. Zwanzig Jahre ſpäter ſaß ich einmal bei der Tafel neben der ſchönen Frau v. Roſenberg, Gemahlin des preußiſchen Geſandten in Stuttgart, als ich bemerkte, ſie trage Ohrringe, welche dem von mir in jenem Hügelgrab gefundenen vollkommen glichen. Ich machte ſie darauf aufmerkſam und ſie ſagte mir, ſie habe dieſe Ohrringe aus Stockholm mitgebracht, wo ihr Gemahl früher Geſandter war. Man habe dort in alten ſchwediſchen Heidengräbern ſolche Ohrringe, wie auch Armringe von gleicher Schönheit, die ſie mir zeigte, aufgefunden und wegen ihrer geſchmackvollen Form hätten ſich die Damen ganz ähnlichen Schmuck machen laſſen. Es iſt für die Culturgeſchichte nicht ohne Intereſſe, daß dieſelbe Schmuckart in Schweden und an einem Nebenflüßchen der Donau in alten Gräbern gefunden wurde.

Unter dem Waldberge, auf welchem wir die Hügelgräber öffneten, liegt das Dorf Mergelſtetten mit einer anſehnlichen Fabrik der Gebrüder Zöppritz, in deren Familienkreiſe wir die gaſtlichſte Aufnahme

fanden. Auch beſuchte uns im Walde der dicke Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, der in der Umgegend ein Jagdrevier beſaß. Trotz ſeines Körperumfangs war er außerordentlich munter und raſch, wie er denn auch weite Reiſen in zwei fernen Welttheilen am obern Nil und am obern Miſſouri gemacht hat. Er hat mir auch in Stuttgart, wo er ſich jedoch nie lange aufhielt, immer viel Vertrauen und Liebe bewieſen. Da wir uns faſt den ganzen Tag im Walde aufhielten, genoſſen wir ein ſeltenes Schauſpiel. Der Wald wimmelte nämlich in dieſem Sommer von großen Hirſchkäfern, die zu tauſenden auf dem Boden herumliefen, da ſie doch in andern Jahren nur viel ſeltener vorkommen. Zwei Jahre vorher beobachtete ich eine ähnliche Naturſeltenheit in der Nähe von Stuttgart in den Wäldern auf der Feuerbacher Haide und der Solitüde. In dieſem Jahr nämlich wimmelte der Wald von unzähligen Molchen, den großen ſchwarzen und prachtvoll goldgelb gefleckten Thieren, die in andern Jahren nur ſelten geſehen werden. Mehrere dieſer Thiere kamen damals auch in meinen Keller in Stuttgart, verſchwanden aber bald wieder.

Während ich noch in Heidenheim war, ereignete ſich dort ein Vorfall, der beim Volk einen tiefen Eindruck machte. Im Jahre vorher war Mißwachs eingetreten, dem große Theurung folgte. Daher der ſog. Maikrawall in Stuttgart, ein kleiner Volksaufſtand gegen die vermeinten Kornwucherer. Indem man im laufenden Jahre einer ergiebigen Ernte immer näher kam, ſanken die hohen Kornpreiſe allmählich herab. Auf dem Markt in Heidenheim wurde viel Getreide verkauft. Ein einziger reicher Bauer wollte den Preis nicht ermäßigen, behielt alſo ſeine vollen Dinkelſäcke drei Wochen nach einander, immer in der Hoffnung, Unwetter werde die Ausſicht auf eine gute Ernte noch vereiteln. Als aber das Wetter lange heiter blieb und das Getreide jeden Markttag wohlfeiler wurde, gerieth er in Grimm und Verzweiflung und ſtürzte ſich von der Brücke in die Brenz hinunter.

Ich komme auf mein Studium deutſcher Alterthümer zurück, deſſen Ergebniſſe ich acht Jahre ſpäter in meinem „Odin," der 1855 gedruckt wurde, und in mehreren Abhandlungen über die altdeutſche

Feier der Sonnenwende, über die Sonnenlehen, die Heimchen, Thors Mütter ꝛc. in der Germania meines Freundes Pfeiffer und in einem Abriß der Rieſen-, Nixen- und Elbenmärchen im erſten Bande meiner „deutſchen Dichtung" niederlegte. Schon einige Jahre früher hatte ich in einem Bändchen unter dem Titel „Mythologiſche Forſchungen und Sammlungen" vier dem mythologiſchen Gebiet angehörige Monographien Adams, Amors, des Regenbogens und der Bienen zuſammengetragen. Ich hatte ſolcher Monographien noch viel mehr angelegt, unterließ es aber, mit ihrer Herausgabe fortzufahren, weil es doch nur Material war, nur von ſehr relativem Werthe, wenn es nicht in einem größern Ganzen verarbeitet wurde.

Neu war in meinem Werke über die deutſche Dichtung das umfaſſende Herbeiziehen der noch im Volksmunde lebenden Märchen und Sagen, denen ich eine größere Aufmerkſamkeit widmen zu müſſen glaubte, als alle bisherigen Sammler, da ich ihren bisher zu wenig erkannten Werth theils als zum nationalen Schatz deutſcher Dichtung gehörig, theils als Schlüſſel zum Verſtändniß ſehr alter Mythen der europäiſchen Heidenzeit, bei fortgeſetztem Studium immer deutlicher begriff.

Dieſe Studien brachten mich mit vielen Männern in Berührung, die auf demſelben Felde arbeiteten. Ich ſtand in lebhaftem Verkehr mit dem bayriſchen Oberbaurath Panzer, deſſen frühen Tod ich tief beklagte. Dem gleichfalls um die bayriſche Sagenforſchung hochverdienten Miniſterialrath Schönwerth ſchrieb ich die Vorrede zu ſeinen Sitten und Sagen aus der Oberpfalz. Dem geiſtreichen Sammler der Schweizer Sagen, Profeſſor Rochholz, hatte ich Gelegenheit, zur Veröffentlichung ſeiner Arbeiten behülflich zu ſein. Von dem liebenswürdigen Tiroler Sagenſammler, Profeſſor Zingerle in Innsbruck, wurde ich beſucht und beſuchte ihn wieder, bei welchem Anlaß ich mich auch der Gaſtfreundſchaft des Ritter von Alpenburg erfreute, des unermüdlich thätigen und wohlthätigen Mannes, deſſen von Bechſtein eingeleitete Sagenſammlungen zu den beſten gehören. Auch J. W. Wolf machte mir die Freude ſeines Beſuchs, war aber damals ſchon leidend und endete ſein für die Wiſſenſchaft

ſo nützliches Leben nur allzu frühe. Auch Mannhardt, der nach ihm die Zeitſchrift für deutſche Mythologie redigirte, kam von Tübingen aus einigemal zu mir, ein ſehr lebhafter Geiſt in kleinem Körper. Zweimal beſuchte mich Nußwurm, der im hohen Norden zu Hapſal für Sagenforſchung wirkt, Verfaſſer des reichhaltigen Werkes Eibofolke. Firmenich, den Sammler der Völkerſtimmen Germaniens, lernte ich in Rom kennen. Faſt alle Sagen- und Liederſammler ſchickten mir ihre Bücher zu, ſogar noch vom alten Breslauer Büſching erhielt ich ein Schreiben. Desgleichen von Kretſchmer, von Erlach, Preusker, Eiſelein, Montanus, Sommer, Gräve, Pröhle, Kaufmann, Wenzig, Rank, Hocker, v. Leoprechting, E. Meier, Simrock, Caſſel ꝛc. Auch von Ettmüller, Diez in Bonn, Genthe, Bergmann in Wien, Holland in München ꝛc.

Ueber meinen Odin ſchrieb mir Jakob Grimm aus Berlin am 21. Auguſt 1855: Verehrter Herr und Freund! Ich bin Ihnen ſchon lange Dank zu ſagen ſchuldig für die gütige Zuſendung Ihres Odin. Sie wiſſen mich aber in einem Strudel von Arbeiten, die nicht nachlaſſen und ſtatt deren, wenn ich ihnen Einhalt thue, andere auf mich eindringen. Dann iſt es aber auch ſchwer, ein Urtheil zu faſſen und zu fällen über ein Buch wie das Ihrige. Sie haben darin eine Fülle von ſinnigen Combinationen verflochten, deren viele anſprechen, viele auch Zweifel hinterlaſſen. Wie ſollte es auf einem ſolchen Felde, wenn man es beherrſchen will, anders ergehen? Was Sie über den Trotz und die Unbußfertigkeit des deutſchen Heidenthums ſagen, iſt ſehr treffend; ich bekenne mich noch heute zu dem menſchlichen Muth und gegen die weinerliche kirchliche Empfindung die ſich jetzt unnatürlich in die Höhe drängt. Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich im engen Raume eines Briefes auf Einzelnes eingehe und es lobe oder beſtreite. Ich hoffe, daß Ihre Schrift dazu beitragen wird, unſere Mythologie zu erweitern und zu verfeinern. Meiner etwas ſtrengeren Methode wäre dies nicht gelungen, weil ſie den Leſer weniger anzuziehen vermag. Es freut mich, daß durch Wolfs Tod die von ihm begründete Zeitſchrift nicht untergehen wird,

denn ſie liefert einen reichen Zuwachs an Stoff, wonach wir alle, wie wir auch ſonſt verſchieden verfahren, begierig ſind. Ich wünſche Ihnen zur Fortſetzung Ihres Werks alle Freude und Luſt und verbleibe mit wahrer Hochachtung Ihr ergebenſter Jacob Grimm. — Dieſer Tage erfreuten mich Haltrichs Sammlungen zur deutſchen Thierſage (Kronſtadt 1855). Sie bezeugen, daß man auch im fernen Siebenbürgen mit Erfolg auf unſere Mythologie und Sage achtet."

Ich habe jedoch nicht gefunden, daß der eigentliche Kern meiner Forſchungen über das altdeutſche Heidenthum recht begriffen worden wäre. Grimm deutet nur an, daß er meine Auffaſſung des Odinismus theilt, obgleich dies in ſeiner deutſchen Mythologie nicht ausgeſprochen iſt. Von andern, die ſich mit deutſcher Mythologie abgeben, muß ich immer noch leſen, daß ſie Odin für einen guten Gott, noch dazu für einen Naturgott und am Ende gar für den Sonnengott halten. Sie haben alſo nicht begriffen oder nicht geleſen, was ich darüber geſchrieben und klar genug bewieſen habe. Es würde nicht viel daran liegen, wenn es ſich hier um eine gelehrte Meinungsverſchiedenheit in Bezug auf unbedeutende Dinge handelte. Es handelt ſich aber um das Weſentlichſte, was den altdeutſchen Heidenglauben charakteriſirt, und wodurch ſich derſelbe von den Heidenreligionen aller andern Völker unterſcheidet. Ohne den Odinismus richtig zu verſtehen, kennt man unſre heidniſchen Vorfahren ſo gut wie gar nicht oder macht ſich von ihnen allzu geringe Begriffe.

Die unbändige Heldenkraft der alten Deutſchen war etwas ganz anderes, als die Tapferkeit der amerikaniſchen Wilden. Es war ein Geiſt und ein Bewußtſein darin, wie es bei keinem andern Volke vorkommt, und grade davon gibt die Odinslehre Zeugniß. In Odin iſt der innerſte Geiſt des deutſchen Volks, jene treibende Kraft perſonificirt, welche das Volk zum herrſchenden in der Weltgeſchichte machte, jener furor teutonicus, den ſchon die Römer anſtaunten. Bei dieſem Volke war die Kraft und der durch ſie erzielte Erfolg alles, und die Moral ſtand ganz im Hintergrunde. Deswegen iſt Odin ein ſchrecklicher und böſer Gott, wie alle deutſchen Stämme der Völker-

wanderung ſchreckliche und böſe Völker waren, ehe ſie zum Chriſtenthum bekehrt wurden. Bei den Normannen hat ſich die alte odiniſche Härte am längſten erhalten, weil ſie am ſpäteſten bekehrt wurden. Wer den echt odiniſchen Geiſt kennen lernen will, wie er noch tief in die chriſtliche Zeit hineinragte, der leſe Shakeſpeares hiſtoriſche Trauerſpiele. Auch heute noch iſt der alte heidniſche Trotz von der chriſtlichen Milde nicht überall in der germaniſchen Race überwunden. Man ſtelle ſich nur die Yankees vor.

Indem die alten Deutſchen zu ihrem höchſten Gotte die Praxis erhoben, die Thatkraft und ihren Erfolg, löſte ſich von vorn herein ihre ganze heidniſche Theologie von derjenigen der ſüdlichen Heidenvölker ab. In den Naturreligionen dieſer ſüdlichen Völker wurden immer nur Götter des Raumes verehrt, Sonne, Mond und Sterne, Himmel, Erde und Meer, Wald und Quellen, Gewitter, Morgenröthe, Regenbogen ꝛc. Um die Zeit kümmerten ſie ſich faſt gar nicht. In ewig gleichem Kreislauf wiederholten ſich ihnen jährlich dieſelben Erſcheinungen der räumlichen Natur. Im Heidenglauben der alten Deutſchen war dagegen alles Räumliche Nebenſache und herrſchten die Begriffe der Zeit und Ewigkeit vor. Die Zeit wurde als eine große, raſtlos fortſtürmende Bewegung echt dramatiſch aufgefaßt, voll von Kraftäußerung und Handlung, aber von einem böſen Geiſt regiert, daher trotz allem Großen und Herrlichen doch dem verdienten Untergange zueilend. Der treibende Geiſt der Zeit war Odin, die Kraft ohne ſittliche Schranke mißbrauchend, daher auch der Glaube, daß er mit allen Göttern, die er beherrſcht, und mit allem, was er geſchaffen, im großen Weltbrande untergehen müſſe. Dieſer vergänglichen Zeit gegenüber dachten ſich die alten Deutſchen einen höheren Gott, thronend in der ruhigen Ewigkeit, genannt Allvater, der nach dem Ende Odins und ſeiner Zeitlichkeit eine neue Welt des Friedens, des Rechts und der Liebe ſchaffen ſollte.

Innerhalb der Zeitlichkeit und der Herrſchaft Odins erkannten die alten Deutſchen wohl eine ſittliche Macht, ein heiliges Recht, eine

edle Opferfähigkeit, eine mütterliche Liebe und eine reine Unſchuld an, aber nicht als herrſchende, ſondern als unterdrückte Mächte. Das Recht des gemeinen Volkes vertrat Thor der Donnergott, das Recht der Weiber die gute Mutter Frigg, den Adel der Geſinnung Sigurd. Die ganze Lehre aber culminirt in dem Satze: Ueber allen Göttern und Menſchen hoch erhaben ſteht die Göttin des reinen jungfräulichen Lichts, aus der Ewigkeit ſtammend, die zwar als Sonne in die Zeitlichkeit gebannt iſt, dieſelbe aber überdauern wird und innerhalb der Zeit ſolche Menſchen, die ſich durch ihren ſittlichen Werth über die Götter der vergänglichen Zeit erheben, beſchützt und zu ſich in ihre Ewigkeit nimmt. Dieſen germaniſchen Grundgedanken theilte auch die altgriechiſche Myſterienlehre, wie ich in meiner „Vorchriſtlichen Unſterblichkeitslehre" ausführlich nachgewieſen habe. Man muß daraus endlich erkennen, daß unſern heidniſchen Vorfahren viel mehr Geiſt innegewohnt hat, als die in der claſſiſchen Schule verzogenen Gelehrten bisher begriffen oder nur geahnt haben.

Innerhalb des claſſiſchen Gebiets bekämpften ſich zunächſt vornehmlich die Euhemeriſten und Pantheiſten. Dann kamen noch andere Lieblingsmeinungen auf. In dem Maaße, wie der claſſiſche Horizont ſich durch das Bekanntwerden unleugbarer orientaliſcher Einflüſſe auf die griechiſche Mythologie auszudehnen anfing, beeiferte ſich der berühmte Otfried Müller, im Widerſpruch mit jener Tendenz alle griechiſchen Mythen ſo viel als immer möglich zu lokaliſiren und jeder eine beſtimmte örtliche Entſtehung zuzuerkennen, gewiſſermaßen alle Mythen zu Autochthonen zu machen. Andere Gelehrte, wie z. B. Creuzer, hingen mit der zu Anfang des Jahrhunderts Mode gewordenen Naturphiloſophie zuſammen und legten daher etwas zu viel Werth auf die Vergötterung der Natur und etwas zu wenig auf die Abſpiegelung der Volksthümlichkeit, der Sitten, Rechtsanſchauungen ꝛc. in der nationalen Götterwelt. Leider iſt dieſe Einſeitigkeit in jüngſter Zeit bis zur Abſurdität vorgeſchritten. Wir haben jetzt eine förmliche Schule, welche die ganze Mythenwelt einzig aus meteorologiſchen Erſcheinungen, aus Nebel, Wolken und Gewittern er-

klären will. Eine Methode, die in der That noch armſeliger iſt, als die ſabäiſche, die überall nur Sonne- und Mondbilder ſieht.

Seitdem ſo viele Gelehrte in den orientaliſchen Sprachen und Literaturen forſchen, iſt ein Rückſchlag gegen das griechiſch-römiſche Studium erfolgt. Der ſo eigenſinnig zurückgewieſene Einfluß orientaliſcher Ideen auf die alten Hellenen wird jetzt ſchon in ganz übertriebener Weiſe geltend und bei jeder mythologiſchen Forſchung zur Hauptſache gemacht. Sogar in germaniſchen Mythen und Volksſagen will man brahmaniſche Spuren auffinden, und einer unſerer Gelehrten leitet ſogar alle Mythenbildung vom Buddhismus her. So viele Einſeitigkeiten widerſprechen ſich gegenſeitig und kommt daher auch keine zu allgemeiner Geltung. Sie verwirren indeß das ohnehin verwirrte Terrain noch viel mehr und ſchrecken gewiß manchen aufſtrebenden Jüngling, wie auch den wiſſensdurſtigen Theil des Publikums von der Mythologie zurück.

Gleichwohl iſt die Mythenforſchung durch ausgezeichnete Monographien und insbeſondere durch Publikation immer neu entdeckter ſchriftlicher und Kunſtdenkmäler der heidniſchen Vorzeit ausnehmend gefördert worden. In den zahlreichen Vaſenbildern, Terrakotten, etruskiſchen Spiegeln, in den immer noch neu entdeckten Wandbildern von Pompeji ꝛc. ſind den Mythologen ganz neue Seiten der altgriechiſchen Mythenwelt enthüllt worden. In Eduard Braun hat die Neuzeit einen Forſcher erlebt, der mit dem Schönheitsſinn Winckelmanns zugleich die klarſte Orientirung in den bisher verwickeltſten Gruppirungen z. B. des neptuniſchen und bachiſchen Gebietes verbindet. In Bezug auf die antiken Grabbilder haben Stephani in Petersburg und Bachofen in Baſel den feinſten Sinn für das Verſtändniß griechiſcher Symbole und Mythen bewährt. Auf der andern Seite iſt uns in wenigen Jahrzehnten ein überreiches Mythenmaterial aus dem Orient und aus dem Norden zugefloſſen. Engliſche, franzöſiſche und deutſche Gelehrte haben gewetteifert, das wichtigſte der brahmaniſchen und buddhiſtiſchen Literatur, den Aveſta der Perſer ꝛc., ſogar altägyptiſche Hieroglyphen und aſſyriſche Keilſchriften

durch Ueberſetzungen in Europa bekannt zu machen. In Kopenhagen hat man fortgefahren, die Schätze altisländiſcher Literatur drucken zu laſſen. Nicht weniger iſt in England für die altgäliſche Literatur geſchehen. Auch aus der ſlaviſchen Vorzeit iſt von Petersburg und Prag aus vieles bekannt geworden. Endlich hat man durch Reiſende ſchon ſo viel vom Heidenthum und von den Mythen ſogar Amerikas und Afrikas erfahren, daß die betreffenden Forſchungen ſchon in ganzen Lehrbüchern zur Ueberſicht gebracht worden ſind.

Es iſt auffallend, liegt aber ganz in der deutſchen Art, daß in Deutſchland ſelbſt grade das Verſtändniß des altdeutſchen Heidenthums noch am wenigſten weit gediehen iſt. Man täuſcht ſich in Deutſchland über den Brahma und Buddha weniger, als über unſern einheimiſchen Odin oder Wodan.

Am wenigſten iſt bisher für die vergleichende Mythologie geleiſtet worden, und doch kann ohne ſie keine richtige und umfaſſende Einſicht in die heidniſche Vorzeit erlangt werden. Nur an der Hand der vergleichenden Mythologie kann die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes in der vorchriſtlichen Zeit erforſcht werden. Denn in den Mythen ſpiegeln ſich die feſtſtehenden Charaktere der Nationen in beinahe regelmäßigen Gegenſätzen ab und zugleich auch die durch die gegenſeitige Berührung bedingte Fortbildung, theils zur Verſöhnung des Gegenſatzes in etwas Neuem und Höherem, theils zur noch größern Verſchärfung des Gegenſatzes. Es iſt gewiß vom höchſten Intereſſe, dieſe urſprünglich ſchon im Racenunterſchied bedingten Gegenſätze kennen zu lernen und überhaupt zu wiſſen, wie ſich die in den Götterlehren, Mythen und Myſterien concentrirten Geiſter der Hauptnationen in der alten Welt mit ihrer eignen Weisheit beholfen haben, ehe ihnen durch das Chriſtenthum die göttliche Offenbarung zu theil wurde. Es iſt wohl etwas Wahres daran und in der chriſtlichen Tradition durch die Bedeutung der Propheten und Sibyllen anerkannt, daß dem chriſtlichen Morgenlicht eine Dämmerung vorausging, eine im Heidenthum ſelbſt unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Licht und Ahnung desſelben erwacht war. Dazu aber bedurfte es eben

der ganzen ſchwarzen Nacht des Heidenthums, und der tiefe Unterſchied des Chriſtenthums vom Heidenthum wird dadurch grade beſtätigt und keineswegs, wie Einige geglaubt haben, ausgeglichen.

Die Myſterienlehre aller alten Völker iſt ausſchließlich Unſterblichkeitslehre, Vertröſtung der Eingeweihten auf das ewige Leben. Auch die eleuſiniſchen Geheimniſſe, die dem cerealiſchen Cultus angehören, enthielten keinen andern Gedanken, als daß der Menſch ſich verhalte wie das Saatkorn, welches in die Nacht der Erde vergraben, doch nicht todt bleibe, ſondern im Frühling in der ſproſſenden Saat ſeine Auferſtehung zum Lichte feiere. Weil aber die Unſterblichkeitslehre faſt aller Völker vorausſetzte, der Menſch ſei ein gefallener Geiſt, ein wegen irgend einer Schuld aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit verbanntes Weſen und kehre nach dem Tode in die Ewigkeit zurück, mußten ſich die Myſterien zunächſt mit der Grenze zwiſchen der Ewigkeit und Zeitlichkeit und mit den Eingangs- und Ausgangspforten aus der einen in die andere beſchäftigen.

Die Alten kamen zu der Erkenntniß, jene Pforten, die aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit und umgekehrt hinüber führten, ſeien ausſchließlich die Knotenpunkte des Sonnenlaufs, die Solſtitien und Aequinoctien. Mithin wurde das Sonnenjahr, ſeine Symbolik und ſein Cultus die Unterlage der Myſterienlehre. Da nun die aſtronomiſchen Berechnungen des Sonnenjahrs, des Laufes der Sonne durch die zwölf Sternbilder oder ſ. g. Thierzeichen und der Zuſammenhang der Planeten mit der Sonne wahrſcheinlich den Magiern im alten Babylon zu verdanken iſt, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß auch ſchon die älteſte Myſterienlehre von dieſer berühmten Genoſſenſchaft der Magier ausgegangen iſt. Mit dem Kalender und dem Feſtcyklus des Sonnenjahres haben ſich auch Symbolik und Mythologie der Sonnen- und Planetengötter und der in den verſchiedenen Jahreszeiten vorwaltenden Naturkräfte in alle Länder verbreitet, nach Indien und China, nach Aegypten, Griechenland und weithin nach dem Norden und Weſten Europas. Der Einfluß, den

der Kalender übte, ist überall wiederzuerkennen, wenn auch Klima, geographische Lage, die große Verschiedenheit der Racen und der Zeiten mannigfaltige Modificationen in der Symbolik, im Mythus und Cultus bedingten. Auch die christliche Religion konnte am Kalender nichts ändern und dem Sonnenjahr, wie dem unabänderlichen Festcyklus desselben nur eine höhere Weihe geben. Aus diesem Grunde fiel die Geburt Christi genau in dasselbe Solstitium, in welchem schon die Mysterienlehre der Heiden die Pforte erkannt hatte, durch welche die Herrlichkeit des Ewigen in die Niedrigkeit des Zeitlichen hinabsteigt.

Ich beschäftigte mich sehr viel mit dieser Frage, die das älteste Bewußtsein der Menschheit betraf, in dessen Dunkelheiten einzudringen und einige Klarheit zu verbreiten, einen hohen Reiz hat. Ohne mich damit zu übereilen, ja ohne die Absicht, etwas darüber zu schreiben, verfolgte ich dieses Studium nur in Nebenstunden nahe an vierzig Jahre lang. Dabei merkte ich immer deutlicher, wie viele Lücken das Wissen meiner Vorgänger übrig gelassen hatte und wie wenig noch zwischen den Forschungen des einen und andern verglichen und combinirt worden sei. Der Heidenglaube unserer deutschen und nordischen Vorfahren war noch immer gröblich mißverstanden, was freilich nicht Wunder nehmen darf, da das Studium desselben eigentlich erst mit Jakob Grimm in einigen Aufschwung gekommen ist. Ungleich mehr überraschte mich die allmähliche Entdeckung, daß auch die Symbolik, die Mythen und Mysterien des classischen Alterthums, obgleich sich seit mehreren Jahrhunderten schon Tausende von Gelehrten damit beschäftigt haben, noch nie klar verstanden worden sind, die Begriffe davon noch immer in chaotischer Verwirrung liegen. Ich forschte immer ruhig fort und erst, nachdem ich 71 Jahre alt geworden war, erachtete ich es für räthlich, die Hauptergebnisse meiner diesfälligen langen Forschung in den Druck zu geben, ehe mich der Tod ereilen würde. Bücher dieser Art haben immer nur ein kleines auserlesenes Publikum, ich war also Herrn Reisland, Inhaber der Fues'schen Verlagshandlung in Leipzig dankbar, daß er den Verlag

meines Werks unter dem Titel „die vorchriſtliche Unſterblichkeitslehre“ 1869 übernahm.

Dasſelbe enthält die Hauptſache, doch dient ihr eine zweite Arbeit „Symbolik und Mythologie des Sonnenjahrs,“ die ich noch druckfertig im Manuſcript zurückbehalten habe, zur nothwendigen Ergänzung oder eigentlich zur Einleitung.

IV. Naturſtudien.

Ich war von Jugend auf ein warmer Freund der Natur. Schon meine Kindheit brachte ich in einer ſchönen und waldreichen Gebirgsgegend unter reichen Erzeugniſſen des Bergwerks und Petrefakten zu, wunderbaren Reſten einer untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt, prachtvollen tropiſchen Farrnkräutern und vorweltlichen Fiſchen, in Schiefer abgedruckt. Ich liebte, auf die Berge zu ſchweifen und im Wald an jenen reizenden lichten Stellen zu verweilen, wo um bunte und ſeltene Waldblumen Schmetterlinge ſchwebten, oder ich ſuchte die geheimnißvolle Orchis im tiefen Schatten. Die Großmama unterhielt, wie früher erwähnt, in ihrem geräumigen Hofe grüne und weiße Pfauen, einen Storch, einen Kranich, Perlhühner ꝛc. Die ganze Thierwelt wurde mir aufgeſchloſſen durch die Bilder in den zahlreichen Bänden Buffons. Ich hatte die Vaterſtadt noch nicht verlaſſen, als ich ſchon mancherlei naturgeſchichtliche Beobachtungen gemacht hatte, die man ihrer Seltenheit wegen nie wieder vergißt, z. B. einen ſtundenlangen Kampf kleiner gelber Ameiſen gegen große dunkelbraune, wobei gegen alle Erwartung die letzteren unterlagen und zu tauſenden umgebracht wurden.

Später auf dem Lande brachte ich Winter und Sommer die meiſte Zeit im Freien zu, beaufſichtigte die Arbeiter im Felde und auf den Wieſen, oder war im Walde, jagte, legte Dohnen, ſuchte ſeltne Blumen, ſammelte Beeren und eßbare Pilze, wovon es in jenen Gegenden wimmelte und die ich in Süddeutſchland nur ſelten wiedergefunden habe. Der Wald wurde meine eigentliche Heimat. Ganz neue Naturwunder gingen mir aber im polniſchen Urwald auf, wovon ich ſchon im zweiten Kapitel des erſten Buches ausführlicher gehandelt habe.

In Breslau war ich entfernt von der Natur, begann aber mehr über ſie zu leſen und wurde durch den geiſtreichen Naturphiloſophen Steffens lebhaft dazu angeregt. Deshalb wurde ich auch in Jena einer der eifrigſten Schüler des Naturphiloſophen Oken. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich auf meiner Fußreiſe von Berlin nach Jena Betrachtungen über die Eichenanpflanzung anſtellte und einen Aufſatz darüber herausgab, das erſte, was von mir gedruckt wurde; ebenſo, daß ich Oken, deſſen Vorträgen ich mit Begeiſterung folgte, doch ſchon als Student an den Donnerstagabenden, die ſeine Vertrauten bei ihm zubrachten, opponirte, ſofern mir ſein Schematismus der Wirklichkeit Gewalt anzuthun ſchien. Er blieb mir ſein ganzes Leben hindurch gewogen, beſuchte mich, als er aus Jena vertrieben war, in der Schweiz und empfing ſpäter, nachdem er eine Anſtellung in München gefunden hatte, dort meinen Gegenbeſuch. Später kam er nach Zürich und noch kurz vor ſeinem Tode ſtand ich ihm in einer literariſchen Fehde bei.

In der Schweiz war ich auf meinen vielen Alpenreiſen durch die ſchönen Schmetterlinge angereizt, mir eine Sammlung derſelben einzufangen, welche, gut conſervirt, heute noch eine Zierde meiner Zimmer iſt und mich an manchen ſchönen Tag einer nie wiederkehrenden Jugend in der erhabenen Nähe der Jungfrau, des Schreckhorns und Finſteraarhorns erinnert. Auch in Stuttgart ſetzte ich noch einige Jahre auf Spaziergängen zu Thal und Berg meine entomologiſchen Studien fort, bis meine Kinder heranwuchſen, die ich auf

meinen Ausflügen mitnahm, denen ich aber mit dem Einfangen und Tödten unſchuldiger Thierchen kein böſes Beiſpiel geben wollte. Ich muß noch bemerken, daß ich in Zürich im Hauſe des Naturforſcher Schinz wohlgelitten war, der ſich beſonders mit Vögeln und Inſecten beſchäftigte und dem ich noch, als er mich einmal in Stuttgart beſuchte, einige ſeltene Schmetterlinge mitgab. Der treffliche kleine Mann hatte manches Sonderbare. So ſetzte er z. B. ſeinem naturgeſchichtlichen Bilderbuche die Bildniſſe des Fürſten Poniatowsky und der berühmten Schauſpielerin Mdlle. Georges in der Reihe der Säugethiere voran.

Als ich mich in Stuttgart anſiedelte, war der berühmteſte Gelehrte daſelbſt der alte Profeſſor Kielmayer, in welchem die erſten naturwiſſenſchaftlichen Größen der Zeit, z. B. Cuvier, ihren ehemaligen Lehrer verehrten und der eigentlich auch der deutſchen Naturphiloſophie ihren erſten Anſtoß gegeben hatte. Er trug noch immer, wie im vorigen Jahrhundert, einen kleinen Zopf, war aber von bezaubernder Freundlichkeit. Ein Fremder kam einmal mit einem rieſenhaften Hufeiſenmagneten in Stuttgart an und machte auf dem Muſeum großartige electro-magnetiſche Experimente. Die ausſtrömenden Flammen hatten etwas Impoſantes und mancher Zuſchauer erſchrak davor. Als der Fremde zwei Drähte brachte und einen der Anweſenden erſuchte, ſich einen auf die Zunge, den andern ins Auge legen zu laſſen und die Wirkung des electro-magnetiſchen Stromes darin zu ſpüren, hatte keiner Luſt. Ich werde nie vergeſſen, mit welchen hellen Augen der greiſe Kielmayer mich anſah und zu mir ſagte: Nun Sie werden doch Muth genug haben? Ich ließ mir ſogleich die Drähte anlegen und hatte keinen Schaden davon, wie ſich von ſelbſt verſtand.

Ich hatte auch das beſondere Glück, das Wohlgefallen des alten, als mathematiſcher Rechner berühmten Profeſſor Wurm auf mich zu ziehen, der mich mehrmals zu ſich einlud. Auch mit ſeinem Sohn wurde ich gut bekannt, er verließ aber Stuttgart, wurde Profeſſor in Hamburg und hat ſich ſpäter an die Gothaer angeſchloſſen.

Der alte Naturphiloſoph, Profeſſor Eſchenmeyer, begrüßte mich bald nach meiner Verheirathung als Verwandter meiner Frau; da er aber ſeine Ruhetage in Kirchheim verlebte, ſahen wir uns ſelten, und er nahm mir auch wohl ein wenig übel, daß ich den Weinsberger Geiſterſpuk, für den er Partei ergriff, ſo wenig ſchonte. Er war ein geiſtreicher und feiner Mann, aber er hatte ſich wie Schelling, Oken, Steffens, Troxler, Wagner und eine Zeitlang ſogar Görres viel zu ſehr von der unglücklichen Syſtematik einfangen laſſen, die von vorn herein eine Schablone aufſtellt und darnach die ganze Natur conſtruiren, ihr tiefſinniges Räthſel löſen will. Allerdings iſt es geiſtlos, immer nur die Natur in ihren einzelnen Details zu ſtudiren, allerdings muß man vergleichend verfahren, ſich großartige Ueberblicke zu verſchaffen ſuchen und von den Theilen auf das Ganze und von den Wirkungen auf die Urſache Schlüſſe ziehen dürfen. Die Naturphiloſophie hat durch dieſes Zuſammenfaſſen der Natur im Ganzen nicht nur der geiſtloſen Empirie, ſondern auch der Willkür entgegengewirkt, mit der gerade die trockenſten Empiriker phantaſtiſche Hypotheſen erſinnen, um etwas zu erklären, was ſich nur aus einer Ueberſicht des Ganzen erklären läßt, die ihnen eben fehlt. Damit iſt aber nicht gemeint, daß die Naturphiloſophen ein Recht haben ſollten, mit dem Kreiſe ihrer unvollkommenen Erfahrung den Kreis der wirklichen Natur decken und eine der Wirklichkeit adäquate Conſtruction der Natur aufſtellen zu wollen. Das können ſie nicht. Ihre Schablone bleibt immer ungenügend, und deshalb ſtellt jeder wieder eine andere auf. Jede neue Entdeckung in der Wirklichkeit ſtößt ein altes Syſtem um, weil es deſſen Vorausſetzungen widerlegt.

Der intelligente Mechanikus Kinzelbach in Stuttgart, der ſich eine eigene Sternwarte erbaute, verſchaffte mir ein ausgezeichnetes Fraunhoferſches Fernglas, mit dem ich den ganzen Nachthimmel durchmuſterte. Auch ein Plößl'ſches Mikroſkop und ein Sonnenmikroſkop, Magnet, Prisma ꝛc. ſchaffte ich mir an und machte damit zahlreiche Verſuche. Unter dem Mikroſkop unterſuchte ich eine Zeitlang mit beſonderer Vorliebe die Pollen von hundert verſchiedenen

Blütenarten und controllirte damit einigermaßen, was Hugo von Mohl darüber geschrieben. Mit dem jungen Apotheker Berg, einem geschickten Chemiker, untersuchte ich unter demselben Mikroskop die Crystallisation der mannigfachsten chemischen Stoffe. Berg lebte nicht lange. Er war Mitglied des Aristokratentisches, von dem ich schon gesprochen habe, im Museum in Stuttgart. Hier saßen wir eines Abends wie gewöhnlich beisammen, und Berg hielt, während er sprach, wie er das oft zu thun pflegte, sein halb mit Wein gefülltes Glas in die Höhe, ohne es, weil er noch nicht ausgeredet hatte, an die Lippen zu setzen. Da plötzlich zersprang ihm das Glas in der Hand mit einem hellen Klange und war mitten durch gerissen. Berg selbst erklärte das Phänomen aus der Wärme seiner Hand, die auf das Glas gewirkt habe, doch trat in der heitern Gesellschaft eine bedenkliche Stille ein, weil nach einem alten Aberglauben ein Glas, welches von selbst zerspringt, dem, der es hält, den Tod bedeutet, und wirklich fiel Berg schon in den nächsten Tagen, vom Schlage getroffen, auf der Straße um und war augenblicklich todt.

Ich machte auch manchen interessanten Versuch mit dem Sonnenmikroskop, aber diese Studien strengten mir das Auge zu sehr an, welches ich zu anderen, nöthigeren Studien brauchte, weshalb ich mein Mikroskop zuschloß. Länger brauchte ich das Teleskop, weil mir die astronomischen Studien wichtiger waren. Mit dem älteren Littrow wurde ich 1831 in Wien bekannt und besuchte ihn öfters auf der Sternwarte. Als wir Sonnenflecken beobachteten, bemerkte ich, daß er sich noch eines dunkelgelben Glases bediente. Ich hatte aber kurz vorher durch Kinzelbach aus London bereits die Zusammenstellung violetten und grünen Glases erhalten, wodurch man die Sonne schneeweiß und klarer als durch jede Färbung sieht. Littrow kannte die Erfindung noch nicht und bestellte die Gläser sogleich. Der ausgezeichnetste aller deutschen Astronomen jener Zeit, Mädler in Dorpat, machte mir die Freude, mir mehrmals Recensionen für mein Literaturblatt zu schicken.

Im Jahr 1834 wurde die jährliche große Naturforscherversamm-

lung in Stuttgart abgehalten, und zwar unter den günstigsten Umständen, denn es geschah im September und in einem der besten Weinjahre. Die auf's gastfreundlichste empfangenen Gäste schwelgten beim herrlichsten Wetter im Genuß der süßen Trauben. Man sah da viele Größen der Wissenschaft, aber auch viele Mittelmäßigkeiten und Leute, denen es eigentlich nur um das Zweckessen und um die Befriedigung der Eitelkeit in Reden und Trinksprüchen zu thun war. Humboldt fehlte, ich lernte ihn erst später in Berlin persönlich kennen.

Mit dem geistreichen Anthropologen Autenrieth, Kanzler in Tübingen, wurde ich in der Ständeversammlung näher bekannt und unterhielt mich oft mit ihm, wenn grade eine langweilige Rede gehalten wurde, sehr angenehm hinter den Coulissen. Helfen Sie mir! rief er mir einmal entgegen, als ich in die Kammer eintrat. Die Universität Tübingen brauchte Leichen zur Unterweisung in der Anatomie und sprach außer den Leichen der Verbrecher auch die von Armen an, die auf Staatskosten unterhalten würden. Dagegen erhob sich nun die Prälatenbank und die conservative Partei aus Gründen der Frömmigkeit und Pietät für die Verstorbenen und in gleicher Weise die liberale Partei, welche den Reichen kein Privilegium vor den Armen gönnen wollte. Beiden Parteien zu widerstehen war dem Kanzler nicht möglich gewesen, er rief mich also zu Hülfe, und es gelang mir, solche Gründe für das Recht der Anatomie geltend zu machen, daß die Sache noch einmal an eine Commission gewiesen und der Kanzler Berichterstatter, ich sein Correferent wurde. Wir trugen nun einen vollständigen Sieg davon, indem wir sowohl die Frommen, als die Liberalen überzeugten, das steuerpflichtige Volk habe ein Recht auf gute Wundärzte im Frieden wie im Kriege, Regierung und Kammern hätten also auch die Pflicht, für gute Wundärzte zu sorgen, und die könne man nur haben, wenn sie gründlich Anatomie studirt und an Leichen operiren gelernt hätten.

Auch G. H. Schubert lernte ich kennen, da er mich von München aus mehreremale besuchte. Er war etwas corpulent und unend-

lich ſanft und fromm, aber voll Geiſt und einem gewiſſen Schönheitsſinn, den nicht alle Naturforſcher mit ihm theilen. Seine naturwiſſenſchaftlichen Lehrbücher gefielen mir viel beſſer, als ſeine frommen Schriften, denn die letzteren ſchienen mir doch nur mehr für Frauenzimmer beſtimmt zu ſein.

In Baſel lernte ich den Profeſſor Schönbein kennen, den ſeiner Zeit berühmten Erfinder der Schießbaumwolle. In meinen ältern Correſpondenzen finde ich noch Briefe, welche mir der Berliner Aſtronom Ideler, der ältere Froriep in Weimar, der alte Brandes, v. Martius in München, Heer in Glarus ꝛc. geſchrieben haben.

Mit dem berühmten Chemiker Liebig, damals noch in Gießen, kam ich im Jahr 1840 in eine intereſſante Berührung. Er ſchrieb mir unter dem 25. Auguſt: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre in dem Beifolgenden ein kleines Werk zu überſenden worin ich verſucht habe dem Ackerbau und der Phyſiologie eine auf wiſſenſchaftliche Principien gebaute Grundlage zu geben und eine von der Empirie unabhängige Theorie zu entwickeln. Die Anſichten über die Bedingungen des Lebens der Vegetabilien, der Wirkung des Düngers und der Urſache der Vortheilhaftigkeit des Fruchtwechſels, zu denen ich gelangt bin, ſind aus einer Reihe von Unterſuchungen hervorgegangen, deren erſtes Reſultat in der Beweisführung beſteht, daß gleiche Flächen culturfähiges Land (mittlerer Boden) gleiche Quantitäten Kohlenſtoff in der Form von Holz, Heu, Stroh, Früchten oder Wurzeln produciren. Es ergab ſich hieraus mit Zuverläſſigkeit die eigentliche und wahre Quelle des Kohlenſtoffs aller Vegetabilien, ſie konnte nicht im Dünger oder ſog. Humus geſucht werden, denn Wälder und Wieſen erhalten keinen kohlenſtoffhaltigen Dünger und produciren demungeachtet eine Kohlenſtoffmenge welche vollkommen gleich iſt derjenigen welche Getreideland hervorbringt. Ich habe zu zeigen verſucht, daß die Atmoſphäre den Kohlenſtoff in der Form von Kohlenſäure enthält, nur daß ihre Fähigkeit den Kohlenſtoff derſelben ſich anzueignen die weſentliche Bedingung des Lebens der Thiere in ſich ſchließe.

Durch den Reſpirationsproceß der Thiere und zahlloſe Ver-

brennungsproceſſe wird der Luft in jedem Zeitmomente eine gewiſſe Menge Sauerſtoffgas entzogen, es läßt ſich mit annähernder Genauigkeit berechnen, bis zu welcher Zeitperiode die Luft durch Entziehung alles Sauerſtoffs abſolut untauglich werden würde, das Leben der Thiere zu unterhalten, wenn nicht eine Quelle exiſtirte, durch welche der Sauerſtoff wieder erſetzt würde. — Eine unergründliche Weisheit hat das Leben der Thiere abhängig gemacht von der Pflanzenwelt, ein jeder Morgen Ackerland ſendet jährlich in die Luft 58,000 Cubikfuß des reinſten Sauerſtoffgaſes, alles was durch Verbrennungs- und Athmungsproceſſe verzehrt wurde, es wird im Lebensprozeß der Vegetabilien wieder erſetzt und erneuert. — Zur Ausbildung gewiſſer Organe und zur Verrichtung beſonderer Functionen bedürfen die Pflanzen einer Anzahl organiſcher Stoffe, die ihnen der Boden liefert. Für gewiſſe Gattungen von Pflanzen iſt ein Boden fruchtbar, wenn er dieſe zu ihrem Leben unentbehrlichen Beſtandtheile enthält, er iſt unfähig zu ihrer Entwicklung wenn ſie ihm fehlen. — In jeder Art von Kraut, Frucht, Wurzeln nehmen wir dem Boden nicht nur die Elemente, welche die Pflanze von der Atmoſphäre empfing, ſondern auch die anorganiſchen Stoffe, die ſie dem Boden entzog; geben wir ihm die letztern wieder, ſo bleibt ſich ſeine Fruchtbarkeit gleich, durch unvollſtändigen Erſatz nimmt ſie ab, ſie ſteigert ſich, wenn wir mehr davon zuführen als wir hinwegnehmen. Ich habe die Subſtanzen nachgewieſen die wir dem Acker nehmen und gezeigt, daß aller Dünger nur inſofern einen günſtigen Einfluß auf die Vegetation ausübt als er reich iſt an dieſen Körpern. Ich habe ferner die bisher unbekannte Quelle des Stickſtoffes in den Pflanzen, von welcher die Entſtehung des Klebers und der wichtigſten Nahrungsmittel der Thiere abhängig iſt, in dem Regenwaſſer nachgewieſen und gezeigt, daß ſie identiſch iſt mit der ſtickſtoffhaltigen Subſtanz im faulenden Urine und thieriſchen Excrementen. Die Wirkung des Gypſes auf die Vegetation, des gebrannten Thons erklärt ſich dann auf eine höchſt einfache Weiſe. Die Reihe, in welcher die Gewächſe auf einem und demſelben Boden, ohne ſich gegenſeitig in ihrer Entwicklung zu

ſchaden, folgen dürfen, der Einfluß des Bodens auf die Cultur der Holzpflanzen, die beſten und zweckmäßigſten Düngemittel, ſie ſind durch ſorgfältige Analyſen feſtgeſtellt worden. Die Proceſſe der Gährung, Fäulniß und Verweſung ſind auf Urſachen von denen ſie abhängig ſind, zurückgeführt worden, eine rationelle Theorie der Wein-, Bier-, Brantweinbereitung, der Eſſig- und Salpeterbildung, der Entſtehung der Braunkohle, der Steinkohle ergeben ſich damit von ſelbſt. Der Begriff von Gift, von Contagien und Miasmen und ihrer Wirkungsweiſe konnte mit Beſtimmtheit feſtgeſtellt werden. Ohne Kenntniß der Materien, welche die Vegetabilien zu ihrer Entwicklung nicht entbehren können, der Nahrungsmittel die ſie aus der Luft und aus dem Boden ziehen, der Subſtanzen die wir in der Ernte dem Boden nehmen und in dem Dünger wiedergeben müſſen, d. h. ohne Kenntniß der chemiſchen Bedingungen ihres Lebens, kann an irgend eine rationelle Cultur nicht gedacht werden. Bei neuen Formen, welche die Nahrungsmittel der Pflanzen und Thiere in dem Organismus annehmen, der Aſſimilationsproceß und Reſpirationsproceß, die zahlloſen anomalen Bildungen und Veränderungen, durch welche ein Heer von Krankheitserſcheinungen charakteriſirt wird, ſie müſſen ſo lange völlig unerforſchlich bleiben, als wir die Zuſammenſetzung der Körper nicht kennen, die zur Nahrung gedient und die Metamorphoſen, die ſie erlitten haben. Dieſe chemiſchen Beziehungen ſind es vorzüglich, auf welche ich die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher und Aerzte in dieſem Werke habe lenken wollen.

Ich würde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie die Güte haben wollten, in dem Morgenblatte eine Analyſe dieſes Werkes geben zu wollen, es iſt nicht blos für Oekonomen und Phyſiologen, ſondern für Gebildete überhaupt geſchrieben, ſo daß ich einen Werth darauf lege, wenn das größere Publikum Kenntniß von ſeiner Exiſtenz erhält. Sie finden vielleicht in dieſem Buche den Schlüſſel zu meinem Aufſatze über den Zuſtand der Chemie in Preußen inſofern darin der Beweis niedergelegt iſt, daß ohne gründliche Kenntniß in Chemie und Phyſik keine

reellen Fortschritte in der Agricultur und Physiologie erwartet werden können. Mit der aufrichtigsten Verehrung ꝛc. Dr. Justus Liebig."

In demselben Jahre schickte mir Liebig jenen Aufsatz aus seinen Annalen der Chemie „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen" und bat mich, zur größern Verbreitung desselben durch mein Literaturblatt beizutragen, wenn ich auch nur einen Auszug des Inhalts mittheilen und die Bedeutung der Sache hervorheben könne. Er fügte hinzu, „Grade jetzt, wo durch Altensteins Tod die Hegel'sche Schule ihre Hauptstütze verloren hat, dürfte eine Aenderung in den Ansichten der Regierung in Preußen zu erwarten sein. Es bedarf für sie nur eigentlich des Bewußtwerdens der Mängel, um sie zu beseitigen. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich mit einer Antwort beehren wollten. Wenn auch mein Aufsatz seiner Form wegen keine Aufnahme in Ihrer Zeitschrift finden kann, so schätze ich mich dennoch glücklich, hiedurch Gelegenheit zu haben, Ihnen die hohe Achtung und Bewunderung auszudrücken, die Sie mir durch Ihre Aufsätze im Literaturblatte und Ihre historischen Schriften eingeflößt haben, so wie die aufrichtige Anerkennung der großen Verdienste, die Sie sich um die wahrhaft bessere Geistesrichtung in Deutschland erworben haben."

In dem gedachten Aufsatze war nachgewiesen, daß in Berlin Rose zwar ein Laboratorium habe, aber nur ein gemiethetes, und daß die Regierung nur einen Theil der Miethe trage, sonst nichts; daß Rammelsberg auch ein Laboratorium eröffnet habe, aber ohne alle Unterstützung der Regierung, und daß nur Mitscherlich jährlich aus dem Fond der Akademie 4 bis 500 Thaler erhalte; daß es ferner weder in Königsberg, noch in Halle, weder in Greifswald noch in Bonn ein Laboratorium gebe. Ich machte nun in meinem Literaturblatt die entsprechende Anzeige und theilte sie dem k. preußischen Gesandten in Stuttgart mit, zu Handen des Ministeriums in Berlin. Minister Eichhorn bestellte sogleich fünfzig Exemplare der Nummer meines Blattes, vertheilte sie an die preußischen Universitäten und forderte Gutachten ein. Sämmtliche Chemiker und Physiker bestätig-

ten Liebigs Aussage und benutzten die Gelegenheit, um Abhülfe zu verlangen. Bald darauf besuchte mich Liebig in Stuttgart und sagte mir, das ganze Ergebniß sei gewesen, daß der Minister 3000 Thaler an die verschiedenen Universitäten vertheilt habe, was viel zu wenig sei, um auch nur ein genügendes Laboratorium herzustellen. Warum hat Humboldt in dieser Angelegenheit nichts gethan?

Alexander von Humboldt konnte nicht leiden, wenn irgend ein Naturforscher eine seiner Meinungen bestritt. So konnte es der treffliche Meyen trotz seiner reichen Kenntnisse und Erfahrungen in Preußen zu nichts Rechtem bringen, weil er einmal als ausgezeichneter Botaniker dem allmächtigen Humboldt zu widersprechen gewagt hatte. Aus gleichem Grunde blieb Przistanowski zurückgesetzt, denn er hatte als Geologe einmal den Frevel begangen, nicht an alles zu glauben, was Humboldt orakelte. Przistanowski besuchte mich in den ersten Jahren meiner Ehe zum öftern. Ein schöner, noch junger Mann, aber schon mit weißen Haaren, verband er die liebenswürdige Ritterlichkeit des Polen mit deutschem Geist und Wissen.

Im Anfang der vierziger Jahre gründeten wir in Stuttgart auch einen Verein für vaterländische Naturkunde, wobei ich mich in der Art betheiligte, daß ich in die Redactionscommission der vom Verein herausgegebenen Jahreshefte gewählt wurde, ein paarmal einen Vortrag hielt, in einem ärgerlichen Streite die heiklige Correspondenz für den Verein führte und am Montag Abend mit den vornehmsten Mitgliedern des Vereins im Museum zusammenkam. In Stuttgart lebten damals Männer, die einzelne Fächer der Naturwissenschaft so gründlich trieben und sich desfalls einen so geachteten Namen gemacht hatten, daß die Professoren in Tübingen sich ihnen ohne Eifersucht anschlossen. Unsere Montagsgesellschaft vereinigte merkwürdige Gegensätze. Das älteste Mitglied war Obermedicinalrath Jäger, besonders bekannt als Petrefactologe, eine ehrwürdige Erscheinung mit langen weißen Haaren. Der älteste nach ihm war Staatsrath Roser im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, einer der ersten Entomologen in Deutschland, dem Insecten

aller Art zur Bestimmung übersendet wurden. Ein korpulenter und freundlicher Herr war er zugleich sehr witzig. — Ein Graf v. Seckendorf, k. Ceremonienmeister, war als ausgezeichneter Conchologe Mitglied unsers Vereins. Berühmt als Botaniker war der Kanzleirath v. Martens. Sein Vater war dänischer Geschäftsträger in Venedig gewesen, hatte aber eine Württembergerin geheirathet. So kamen die in Venedig geborenen Kinder nach Schwaben. Herr v. Martens hat ein Werk über Venedig geschrieben, welches namentlich über die Natur der Lagune und ihre Flora und Fauna den reichsten Aufschluß giebt und auch in jeder andern Beziehung den hochgebildeten und gemüthlichen Verfasser zu erkennen giebt. Gleiche Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit zeichnet die Tagebücher seines Bruders, des Oberstlieutenant von Martens aus.

Zu den älteren Mitgliedern des Vereins gehörte noch der treffliche Professor Kurr, der eine Zeitlang der polytechnischen Schule vorstand; ausgezeichneter Botaniker und Mineraloge und von herzgewinnender Freundlichkeit. Ich erinnere mich, daß wir uns einst von wunderbaren Vorkommnissen in der Natur unterhielten und er mir folgenden merkwürdigen Fall erzählte. Er hatte von früher Jugend an Neigung zur Botanik und pflanzte als Knabe ein eigenes kleines Gärtchen an. In demselben wuchs einmal eine häßliche klebrige Pflanze, ganz fremdartig, die er selbst erst später als Bilsenkraut erkannt hat. An demselben Tage, an dem er das Kraut zum erstenmal sah, wurde seine Großmutter krank und starb bald. Viele Jahre blieb dann das Bilsenkraut weg. Da auf einmal kam es wieder zum Vorschein, und wenige Tage darauf starb Kurrs Bruder.

Medicinalrath Hering, Vorstand der Veterinärschule, war eins der wichtigsten Mitglieder unseres Vereins, von einem trockenen und immer umsomehr überraschenden Humor. In den kritischen Tagen der Revolution von 1849, als der König schon Stuttgart verlassen hatte und nur noch in Ludwigsburg verweilte, im Begriff, sich auch von dort und überhaupt aus dem Lande zu entfernen, wenn die Dinge schlimmer gegangen wären, — in dieser gefährlichen Zeit verließ ich

nur auf einige Augenblicke am Montag Abend den Club der Abgeordneten, um in die Montagsgesellschaft der Naturforscher zu gehen. Da zeigte Hering eine von ihm neu entdeckte Species der Laus, und im lauten Gelächter vergaßen wir den Ernst der Zeit.

Jüngere Mitglieder des Vereins waren der Zoologe, Professor Krauß, der sehr interessante Reisen in Afrika und Norwegen gemacht hatte, der treffliche Petrefactologe, Professor Fraas, der Botaniker Lechler, der später nach Chile ging, beim Botanisiren auf der Landenge von Panama das gelbe Fieber bekam und auf dem Meere starb.

Vorstand des Vereins war Graf Wilhelm von Württemberg, für den gewöhnlich der verdiente Petrefactologe und Meteorologe Professor, später Oberstudienrath Plieninger präsidirte. Leider kam der Verein in Dissidien mit diesen Herren, so daß sie zurücktraten.

Einmal besuchte uns der berühmte Leopold von Buch und wohnte einer unserer Sitzungen bei. Schon über siebzig Jahre alt, war er immer noch frisch und rüstig und sprach sehr schnell. Seine Zunge schnitt wie ein scharfes Messer die Argumente eines Herrn entzwei, der die Anmaßung gehabt hatte, dem geehrten Gast, dessen Meinung wir hören wollten, vorzugreifen, zuerst in breiter Rede seine eigene Meinung vorzutragen und ihm dann erst das Wort zu geben.

Der ehrwürdige Geheimrath und Professor Tiedemann in Heidelberg, Vater des unglücklichen Commandanten der Festung Rastadt, der 1849 der Revolution zum Opfer fiel, schickte mir seine Monographie des Tabaks zu und sagte im Begleitschreiben aus Frankfurt 8. October 1853: „Ich nehme mir die Freiheit, beifolgend eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte des Tabaks zu übersenden, welche schon der berühmte Historiograph Schlötzer ungern vermißte. Das Kraut, von den Indianern Amerikas für heilig gehalten und dem in der Sonne wohnenden großen Geiste als etwas wohlgefälliges zum Opfer gebracht, hat sich in dem Zeitraum von drei Jahrhunderten über die ganze Erde verbreitet und alle Völker, die rohesten wie die

cultivirtesten, haben es lieb gewonnen. Millionen Menschen aller Alter und Stände, hin und wieder selbst Frauen, lassen es täglich gedankenlos in Rauch aufgehen, ohne den Ursprung des seltsamen Gebrauchs zu kennen und dabei des großen Geistes und des Herrn des Lebens zu gedenken. Auch übt der Tabak einen mächtigen Einfluß auf Landbau, Handel, Industrie und sociale Verhältnisse aus und trägt nicht wenig zur Vertheuerung der brodgebenden Cerealien bei. Es würde mich freuen, wenn Sie die Schrift für werth hielten, von derselben in Ihrem hochgeschätzten und vielgelesenen Literaturblatte Notiz zu nehmen."

Es versteht sich, daß ich seinem Verlangen entsprach. Ich muß aber hier eine Bemerkung hinzufügen. Der Gebrauch des Tabaks ist weder der Gesundheit schädlich, noch irgendwie unmoralisch, ja er hat sogar viel Angenehmes und empfiehlt sich in gewissen Situationen des Lebens, wenn man friert, wenn es übel riecht, wenn man Langeweile hat ꝛc. Aber er ist und bleibt doch unästhetisch. Man kann sich den deutschen Helden Siegfried so wenig wie den Homerischen Achilleus, und einen Propheten oder Apostel so wenig als einen Engel mit der Pfeife oder Cigarre im Munde denken. Es ist überhaupt charakteristisch, daß die Colonialwaaren sich so wenig mit Poesie vertragen. Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle sind dem poetischen Bewußtsein des Europäers fremd geblieben, während sich an die einheimischen Produkte, das Brod, den Wein, den Honig, die Linnen so viel romantischer Zauber knüpft.

Beachtenswerth erschien mir in Tiedemanns Briefe, daß er über die Andacht der Indianer bei ihrem der Sonne dargebrachten Tabaksopfer nicht spottet, sondern das schöne Dankgefühl, welches darin liegt, anerkennt. Unser Geschlecht, welches sich christlich nennt und über Heiden hoch erhaben fühlt, steht doch in Gottesfurcht und Gottesliebe hinter denselben zurück. Thierisch verschlingt es die Gaben Gottes und schwelgt in Genüssen, ohne daran zu denken, woher sie stammen und wie väterlich Gott für seine Kinder gesorgt hat.

Von merkwürdigen Reisenden machte mir den ernstesten und

würdigſten Eindruck der abeſſiniſche Reiſende Rüppell, dem man die Strapazen der Reiſen in heißem Klima, aber auch den wiſſenſchaftlichen Eifer, der ihn beſeelte, anſah. Er klagte, daß von ſeinem ſchönen Reiſewerke, welches er auf eigene Koſten herausgab, nur 54 Exemplare abgeſetzt worden ſeien, und auch meiſt nur in England, weil die reichen deutſchen Fürſten, Grafen, Bankiers und Fabrikanten ſich um die Wiſſenſchaft nicht kümmern. Von Rengger, dem Paraguay-Reiſenden, habe ich ſchon geſprochen.

Ich lernte in Stuttgart auch Moritz Wagner und Schneidawind kennen. Einen freundlichen Beſuch empfing ich von dem liebenswürdigen und gewandten Kohl, der meine Bücherkenntniß ausbeutete und ſich von mir die Titel vieler Werke bezeichnen ließ, die er leſen wollte, bevor er die deutſche Alpenwelt bereiſte und beſchrieb. Auch Gerſtäcker kam einmal zu mir. Ich muß geſtehen, ich hatte von dieſem Vielſchreiber nicht die beſte Meinung und empfing ihn ein wenig kalt, allein es währte keine Viertelſtunde, ſo hatte ich den muntern und lebhaften jungen Mann liebgewonnen und widmete ihm den halben Tag.

In meiner alten Correſpondenz finde ich noch das Schreiben eines gewiſſen Jahn aus Mainz, der nach Jeruſalem pilgerte und eine ſehr intereſſante Fußreiſe durch Kleinaſien machte. Es war während des Krieges zwiſchen Mehemed Ali und dem Sultan. Als Jahn zu Fuß durch Syrien wanderte, traf er mit der türkiſchen Armee zuſammen, die eben nach geſchloſſenem Frieden durch Kleinaſien nach Conſtantinopel zurückkehren ſollte. Da er ganz wie ein deutſcher Handwerksburſche oder Student mit dem Torniſter auf dem Rücken einherſchritt, hätte man glauben ſollen, die rohe Soldateska, die verwilderten Baſchibozzugs würden ihn inſultiren, doch geſchah das Gegentheil. Sobald die türkiſchen Soldaten hörten, er ſei kein Ruſſe, kein Engländer, kein Franzoſe, ſondern ein Deutſcher, bewillkommten ſie ihn herzlich und luden ihn ein, bei ihnen zu bleiben und unter ihrem Schutze die weite Reiſe zu machen, wie auch geſchah.

Ich weiß kaum, wie ich es entſchuldigen ſoll, daß ich auch ein-

mal über Natur geschrieben habe, da ich immer nur Dilettant war und gern eingestehe, daß mein Buch über „Naturkunde" an vielen kleinen Flüchtigkeiten leidet. Ich hätte darin keine umfassende Orientirung versuchen, sondern nur gewisse Hauptpunkte hervorheben sollen, die den Zeitgenossen wohl eingeschärft werden durften. Die Männer von Fach gingen, wenn auch in noch so stolzer Haltung, doch oft auf einem Irrwege. Ihnen das zu sagen, war mein gutes Recht. — Meine „Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt," die ich im Jahr 1856 herausgab, entstand auf eine ähnliche Art wie meine christliche Symbolik, nämlich aus einer unendlichen Menge von Notizen und Excerpten, die ich mir nach und nach gesammelt hatte.

Humboldts Kosmos war damals das gefeiertste Buch in dem bezeichneten Gebiete und diente in der That, das damalige Stadium der naturwissenschaftlichen Studien zu bezeichnen. Hier sind vor allem zwei Punkte hervorzuheben. Einmal die Selbstüberhebung und sodann die Decentralisirung der Wissenschaft.

Die Naturstudien wurden durchgängig (außer in England) in einem antichristlichen Sinne getrieben, so zwar, daß es lächerlich erschienen wäre, wenn man bei der Betrachtung der Natur noch an die Weisheit ihres Schöpfers hätte denken wollen. Die Wissenschaft ließ keine andere Weisheit gelten als die der Naturforscher, der berühmten Entdecker oder Erklärer neuer Naturwesen und Naturkräfte. Wie Humboldt in seinem Kosmos unausgesetzt nach rechts und links seine gelehrten Collegen becomplimentirt und nicht aufhört den menschlichen Scharfsinn zu preisen, nie aber ein Wort für Gott übrig hat, der die Natur erschuf, so ist auch unsere ganze naturwissenschaftliche Literatur (mit wenigen Ausnahmen) auf die menschliche Hoffahrt gestellt. Jeder trachtet nur, in die Annalen der Wissenschaft sein mihi einzutragen, wenn er nur ein neues Pflänzchen oder eine neue versteinerte Muschel entdeckt hat, und vergißt den allmächtigen Gott, der alles gemacht hat. Nun hat zwar schon der witzige Lichtenberg gesagt, mancher (der älteren) Naturforscher preise die Größe Gottes, um damit die Kleinheit seiner Erkenntnisse zu maskiren, und es gibt

langweilige Bücher, worin wie die Milchſtraßen, ſo das Infuſionsthierchen declamatoriſch zu Zeugen der Größe Gottes aufgerufen werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ſolcher Geiſtloſigkeit nicht das Wort reden will. Aber durch ſolche Salbadereien wird das andere Extrem, das hoffährtige Ignoriren Gottes, keineswegs entſchuldigt. In der Natur bezieht ſich jedes Einzelne auf das Ganze, und man vermag ihre Bedeutung nicht zu erkennen, wenn man nicht dieſes große Ganze, ſeinen Zweck und ſeinen Urheber ins Auge faßt. Wer einen Bau ſtudirt, darf ſich nicht mit Einzelheiten ſeiner Gliederung begnügen, ſondern muß das Ganze zuſammenfaſſen, ſeinen Zweck und ſeinen Meiſter kennen. Die moderne Naturwiſſenſchaft ſieht nun vom Meiſter der Natur mit einem gefliſſentlichen Trotze ab, und dieſer Trotz hat in der materialiſtiſchen Philoſophie ſogar eine ſyſtematiſche Form angenommen und das ungeheuerliche Sophisma ausgeheckt, das Werk zeuge gegen ſeinen Meiſter, oder in der Natur liege der Beweis, daß es keinen Gott gebe.

Die Decentraliſirung der Wiſſenſchaften hängt genau damit zuſammen. Man vergißt den Meiſter des Ganzen, weil man an das Ganze ſelbſt nicht denkt, ſondern ſich nur mit den Theilen beſchäftigt. Ich bin weit entfernt, die Empirie zu tadeln, die ſich in hunderte und tauſende von Augen vertheilen muß, wenn ſie alles in der Natur erſpähen will. Es iſt im Entwickelungsgange der Wiſſenſchaft ſogar natürlich, daß einmal vorübergehend die Wahrnehmung ſich mit Vorliebe nur dem Einzelnen zuwendet. Indeß muß immer vorausgeſetzt werden, daß die zahlloſen einzelnen Funde endlich wieder combinirt und für die beſſere Erkenntniß des Ganzen verwerthet werden.

Wenn die Naturphiloſophen im Anfang des Jahrhunderts nur phantaſirt haben und die Baſis ihrer Syſteme durch ſpätere Entdeckungen umgeworfen iſt, ſo ſind doch auch die Empiriker, ſelbſt der große Humboldt, von Vorausſetzungen ausgegangen, die purer Aberglaube und eigentlich kindiſch ſind. Das iſt z. B. die Vorausſetzung eines unendlichen Raums, einer unendlichen Zeit, einer Urmaterie, die Exiſtenz von Atomen, eines feuerflüſſigen Erdinnern ꝛc. Ich

bin überzeugt, die Wissenschaft wird dahin gelangen, dereinst alle meine Behauptungen in dieser Beziehung zu rechtfertigen.

Hier noch ein kurzer Ueberblick über die Grundgedanken meines Buchs. 1. Die Natur ist nichts Selbständiges, sondern nur Mittel zum Zweck ihres Schöpfers. Der Zweck der uns zunächst bekannten irdischen Natur ist, den auf der Erde lebenden Vernunftwesen oder Menschen als den Kindern Gottes eine Stätte zu bereiten, damit innerhalb des dazu erforderlichen Raumes und der dazu erforderlichen Zeit wie der Einzelne so die ganze Menschheit ihr Leben vollenden könne. Nach der Analogie unserer Erde sind wahrscheinlich auch alle übrigen Himmelskörper oder Sterne nur für die auf ihnen wohnenden Vernunftwesen geschaffen, unter denen sich vielleicht Wesen höheren Ranges befinden, sofern sie Sterne bewohnen, welche viel größer und wahrscheinlich auch reicher organisirt sind als unsere Erde.

2. Wie die Vernunftwesen selbst, so sind auch die Himmelskörper und ist alles, was auf denselben die Existenz jener Vernunftwesen ermöglicht, ihnen dient und nur um ihretwillen da ist, von Gott frei geschaffen oder aus der Tiefe seiner Allmacht hervorgezaubert und die Natur reicht nirgends weiter, als es zu diesem Zwecke nöthig ist.

3. Es gibt mithin keine allgemeine oder ewige Materie, die einen unendlichen Raum ausfüllte und ewig dauern müßte oder eine von Gott unabhängige Existenz ansprechen oder gar eine Bedingung seines eigenen Wesens sein könnte. Es giebt keine Urmaterie, keine s. g. Atome, aus denen alles entstünde und in die alles wieder zerfließen müßte. Eine Materie kommt nirgends vor, als sofern sie den Zwecken Gottes dient, ist also immer nur etwas Relatives, durch den besonderen Zweck zu einer elementaren oder organischen Bildung bestimmt.

4. Es gibt auch keine allgemeinen, absoluten und ewigen Naturkräfte, sondern die sog. Naturkräfte wirken in der sog. Materie zu dem bezeichneten Zwecke nur soweit und so lange es Gottes Absicht ist.

5. Ebenſowenig gibt es einen unendlichen Raum und eine unendliche Zeit, ſondern nur einen durch den Zweck des Schöpfers umſchriebenen Raum und eine durch denſelben Zweck beſchränkte Zeit.

6. Die Natur ſteht und fällt mit den Vernunftweſen, für die allein ſie geſchaffen iſt, denn ſie hat für ſich ſelbſt keinen Zweck.

7. Eben deshalb iſt die Natur auch nichts Todtes, noch vollbringt ſie ein vollſtändiges Leben für ſich, ſondern ſie hängt von dem höheren Leben der Menſchheit oder der Geſammtheit aller geſchaffenen Vernunftweſen ab. Darum bietet die Natur uns nicht blos Raum, Wohnung und Nahrung, ſondern ſie iſt auch von Geiſt durchdrungen; ſie dient uns nicht blos leiblich, ſondern ſie ſteht auch in wunderbarer Correſpondenz mit unſerm Seelenleben und dient demſelben zu einem ſymboliſchen und weisſagenden Spiegel.

Seit die moderne Naturwiſſenſchaft blüht, iſt mit ihren ſchätzbaren Fortſchritten und Entdeckungen eine einſeitige Vorliebe für das Seciren ihres Leichnams Hand in Hand gegangen. Es iſt gewiß, daß man die wichtigſten Entdeckungen nicht hätte machen können ohne dieſes Seciren und Analyſiren. Allein daraus folgt noch nicht, daß man die ganze Natur nur für ein anatomiſches Präparat oder als ein chemiſches Laboratorium anſehen ſoll, wie viele Naturforſcher vorzugsweiſe verlangen. Die Natur wollte nicht den Leichnam, wollte auch nicht die Geſetzmäßigkeit der innern Conſtruction als ihren Zweck. Dieſe galt ihr nur als Mittel, ihr Zweck war der lebendige Leib, aber auch dieſer war wieder nur das Mittel für die Zwecke der Seele.

Die Naturwiſſenſchaft hat ſehr Unrecht, ſich nur auf die Analyſe der einzelnen Körper, Kräfte und Wirkungen zu beſchränken, und das Verſtändniß des wirklich Fertigen in der Natur und des Ganzen, zu welchem alles in ihr zuſammenwirkt, der Landſchaft und ihrer großartigen Wechſel, nur dem Aeſthetiker und Künſtler zu überlaſſen. Der Naturwiſſenſchaft muß es nicht allein um die Theile, ſondern auch um das Ganze, nicht nur um die Mittel, ſondern auch um den Zweck zu thun ſein. Wie die Palme im botaniſchen Syſteme da ſteht, ſo hat ſie Gott nicht in die Natur geſetzt, nicht vereinzelt, ſondern in

Verbindung mit andern Pflanzen in einer bestimmten Zone, der sie ihren landschaftlichen Charakter verleihen muß. Ist das geheime Gesetz der Landschaftsbildung etwa von geringerem wissenschaftlichen Werthe, als das Gesetz der Zellenbildung, der Saftbereitung ꝛc. in der einzelnen Pflanze? Oder soll die Wissenschaft keine Notiz davon nehmen, daß die Landschaft und die sie vorzugsweise charakterisirenden Pflanzen in geheimer Wahlverwandtschaft mit der menschlichen Seele stehen und in ihrer körperlichen Erscheinung zum Symbol von etwas Geistigem werden? Die Palme steht in Wahlverwandtschaft mit der Empfindung des Heiligen, man darf sagen mit der Paradiesesahnung oder -Erinnerung in der menschlichen Seele. Wäre es anders, so hätte es der schönen und heiligen Palmenform gar nicht bedurft, so hätten sich der gemeinen Eßlust auch andere als Palmfrüchte und der botanischen Betrachtung ein anderes Zellengewebe und eine andere Saftbildung darbieten können. Einzig ihre Schönheit und Heiligkeit war der Zweck, zu dem Gott die Palme schuf.

Es ist mit allem, was in der Landschaft vorkommt, derselbe Fall. Der mineralische Bestandtheil allein macht nicht das Gebirge. Er ist nur das Mittel für einen höheren Zweck. Es kommt nicht darauf an, daß dies Gebirge aus Granit, ein anderes aus Kalkstein besteht, die Größe und Physiognomie der Berge bestimmt den Charakter der Landschaft und steht dadurch in Wahlverwandtschaft mit des Menschen Seele. Oder sollte man die Majestät der Gebirge für nichts Bedeutenderes halten als für eine bloße Anwendung mineralogischer Gesetze? Man kennt den elektrischen Prozeß im Gewitter; hört aber mit dieser prosaischen Auffassung dessen poetische Erhabenheit und dessen Macht der Seelenerschütterung auf? Hat die Finsterniß nur die Bedeutung der Lichtabwesenheit und nicht vielmehr eine viel tiefere, die in die Seele greift? Man kennt die Bestandtheile des Meerwassers; genügt es aber wohl, aus ihrer Mischung allein die Größe, das Schöne, Erhabene und Schreckliche des Meeres, den tiefen Eindruck, den es auf die Seele macht, und seine Bedeutung für die Schicksale der Menschen zu erklären? Man weiß, wie aus schmutzi-

gem und ſtinkendem Erdreich der Saft in den Blumenſtengel emporſteigt; aber genügt das wohl, um die Schönheit und den Duft der Lilie zu erklären? Man hat in der Materie des blonden Haares eine Miſchung von Schwefel und Waſſerſtoff gefunden; gewinnt man aus dieſer Entdeckung aber irgend ein Verſtändniß von der Bedeutung der blonden Race in der Weltgeſchichte, von der maleriſchen Schönheit und dem Liebreiz der Blondinen?

Der allgemeine Grundſatz, daß es weder einen abſoluten Raum, angefüllt mit einer Urmaterie, noch eine abſolute Zeit, welche ausgefüllt werden müßte, geben kann, ſondern daß es nur einen relativen Raum für die Körper, die ihn ausfüllen, und nur eine relative Zeit für die geſchaffenen Weſen von ihrem Entſtehen bis zu ihrem Ende giebt, findet auch ſeine Anwendung auf die ganze uns bekannte Natur. Neuere Gelehrte haben eine abſolute Organiſationsreihe vorausgeſetzt, die allerdings im Menſchen culminirt, in der aber die Menſchheit doch nur ein einzelnes Glied ſein ſoll. Inſofern hat man den Menſchen vom Affen abſtammen laſſen, dieſen wieder von niedern Thieren und die Thiere von den Pflanzen, ſo daß der höhere Organismus dem niedern an Werth ganz gleich ſteht, weil er ohne denſelben gar nicht exiſtiren würde und nur allen Organismen zuſammen ein Werth zukommt. Eine ſolche Behauptung folgt freilich aus der Vorausſetzung, nur die abſolute Materie ſei ewig, ſei das Abſolute ſchlechthin. Nun iſt aber die Materie nur ein Mittel für die Zwecke des Geiſtes, die Leiblichkeit nur ein Kleid des Geiſtes, und weil die zur Unſterblichkeit beſtimmten Geiſter in keiner andern Leiblichkeit vorkommen, als in der menſchlichen, iſt die ganze materielle Natur auch nur Mittel für den Zweck der Menſchheit und ſtehen alle organiſchen Weſen im Dienſt der Menſchheit und ſind einzig zu dieſem Zweck auf ſo mannigfaltige Art organiſirt. Jede Pflanze, jedes Thier exiſtirt nur zu dieſem Behuf, und nur ſeine geheime Wahlverwandtſchaft mit der Seele des Menſchen ſpiegelt ſich in ſeiner Leiblichkeit. Pflanzen und Thiere exiſtiren nicht für ſich. Es hätte niemals Pflanzen und Thiere gegeben, wenn der Menſch nicht da wäre.

Ich bilde mir ein, daß diese Lehre, obgleich die heutigen Schulen nichts von ihr wissen wollen, dereinst die herrschende werden wird, weil sie die allein wahre Naturansicht enthält. Zunächst machte aber meine Naturkunde kein Glück. Das auf meine Kosten gedruckte Buch fand keinen entsprechenden Absatz. Es fehlte mir an Raum, die vielen Exemplare unterzubringen, ich entschloß mich daher, den ganzen Rest der Auflage der Calwer Vereinsbuchhandlung (G. Weitbrecht) zu dem Zwecke zu überlassen, die Exemplare nach Gelegenheit in den Missionen und zum Zweck derselben gratis vertheilen zu lassen. Im Frühjahr 1873 empfing ich nun aus Calw ein Dankschreiben, von Privatschreiben von Missionären begleitet, worin sie die Freude meldeten, mit welcher sie in der hohen Polarzone mein Geschenk erhalten hätten. „Wir fühlen uns für alle diese sehr willkommenen Bücher gegen Dich und den verehrten Verein zum herzlichen Dank verpflichtet. Ihr spendet freilich durch die vielen herrlichen und köstlichen Schriften viel an uns in Grönland, und in Labrador wird es wohl dasselbe sein. Der Herr segne Euch reichlich dafür, was ich dann auch gewiß bin."

In zweiten Privatbriefe heißt es noch: „Ich habe in Menzels Naturkunde mit wahrer Erbauung gelesen und mich herzlich gefreut, diesen Mann so kennen zu lernen, daß er unserer heutigen ungläubigen Gelehrtenwelt, oder auch gelehrtem Unglauben kühn die Stirne bietet. Wie freut man sich doch da und dankt dem Herrn, daß er uns solche Männer zum Gegengewicht schenkt der Finsterniß gegenüber!"

Außer dem, was ich in meiner Naturkunde zusammentrug, häuften sich mir auch zahlreiche Collectaneen von Naturmerkwürdigkeiten an, geschöpft aus Erfahrung und Lektüre, besonders aus einer Menge von Reisewerken. Der Reisende hat Gelegenheit, viel zu beobachten, wovon in den Lehrbüchern der Naturkunde wenig oder nichts zu finden ist, denn die Natur selbst ist unendlich reicher als die Wissenschaft, die sie mit irgend einer Theorie schon ganz eingefangen und übermeistert zu haben glaubt. Ich zweigte von den Naturmerkwürdigkeiten eine besondere Sammlung ab, in der ich nur die eigentlichen

Naturſchönheiten verzeichnete, wie ſie mir eine mannigfache Beleſenheit darbot. Eine dritte Sammlung, welche die poetiſche Auffaſſung der Natur im heidniſchen Volksglauben in Mythen und Sagen umfaßt, ging in mein größeres Mythenwerk über.

V. Nachleſe aus dem Privatleben.

Mit zunehmendem Alter ſagte ich mich mehr und mehr von den vielen Vereinen los, an denen ich theilgenommen hatte, mitunter auch in Folge der Erfahrungen, die ich wenigſtens in einigen Vereinen gemacht hatte. Es lag im Charakter der ganzen Zeit, daß ſich in faſt alle gemeinnützigen Vereine ganz ebenſo wie in die ſtändiſchen Vertretungen, unberufene Leute eindrängten, Juriſten, die aus allem eine Rechtsfrage machen wollten und in den Verhandlungen eine unleidliche Statutenreiterei trieben, Techniker voll Eitelkeit, die mit einander concurrirten und gegen einander intriguirten, Magiſtratsperſonen, große Geldmänner, die ehrenhalber in die Ausſchüſſe gewählt wurden, aber von der Sache nichts verſtanden und doch für Orakel gehalten ſein wollten; junge Gelbſchnäbel, die mit ſchrecklicher Anmaßung das vomirten, was ſie kurz vorher auf der Univerſität verſchluckt, aber nicht verdaut hatten; endlich der Troß von Halbgebildeten und Dilettanten, die überall dabei ſein mußten, und denen es hauptſächlich um Zweckeſſen und Redenhalten zu thun war. Bei der großen Schillerfeier in Stuttgart im Jahr 1859 wollte Wilhelm Wackernagel, der neben mir ſaß, einen gemüthlichen Gruß aus der

Schweiz anbringen, aber er konnte nicht zu Worte kommen, weil Legionen von inländischen Schulmeistern sich ihm vordrängten, um banale Phrasen bis zur Unausstehlichkeit zu wiederholen.

Sehr ergötzlich war in dieser Beziehung auch die Enthüllung des Listdenkmals in Reutlingen am 6. August 1863. Ich mußte als List's alter Freund dabei sein, man hatte mich auch ins Comité gewählt. Die Enthüllungsfeier war recht hübsch, aber beim Gastmahl drängten sich schon nach dem Rindfleisch fünfzig Redner herbei. Ich konnte es nicht aushalten, und als ein Professor gar anfing, im Catheder ton über das Verhältniß Friedrich Lists (der die ganze deutsche Philosophie verachtete) zur Philosophie zu peroriren und den armen List zu einem Philosophen zu machen, ging ich fort, stillte meinen Hunger in Metzingen und traf noch an demselben Abend mit meinen kriegerischen Söhnen in Urach zusammen, wo die württembergischen Truppen abwechselnd ein Sommerlager bezogen. Hier in den frischen grünen Wäldern vergaß ich einige vergnügte Tage hindurch die Thorheit der Menschen.

Ich füge hier ein paar Bemerkungen über meine Söhne an. Ich hatte deren sieben. Einer starb früh. Als die ältesten die mittleren Klassen des Gymnasiums besuchten, herrschte auf demselben das System der Fusion. Drei Jahrhunderte lang hatte der Humanismus in Württemberg die Herrschaft behauptet. Nun drängte der Gewerbestand und wollte Realschulen haben. Als Mitglied der Schulcommission war ich einmal in der Kammer Zeuge eines heftigen Streits zwischen den ersten Vertretern des Humanismus und des Realismus in Württemberg. Der greise Prälat Flatt wollte die Realschulen durchaus zurückweisen. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen, einer der geistvollsten Physiologen, vertheidigte sie. Flatt wurde so ärgerlich, daß er des Kanzlers Worte „dummes Geschwätz" nannte. Ich mußte versöhnend dazwischentreten und konnte es, da ich beide hochschätzte und mich beide gern hatten. Flatt war schon sehr alt, aber seine Augen glänzten noch merkwürdig. Er sagte mir einmal, daß ihm zuweilen alles in der Welt gleichgültig, ja zuwider werde, sogar seine Familie und

ſeine Freunde, und daß er von ſolchen trüben Stimmungen nur dadurch geheilt werde, wenn es an ſeine Thür klopfe und ein ganz fremder Menſch hereintrete. Autenrieth war einer der berühmteſten Aerzte und ſagte mir, als ich ihn einmal nur zum Scherz conſultirte, im Jahr 1833 voraus, ich werde in Stuttgart alt werden. Der einzige Rath, den er mir lachend gab, war: Nehmen ſie niemals Medicin ein! Ich bevorwortete in der Schulcommiſſion den Realismus, verfaßte darüber einen Bericht und las ihn dem alten Flatt vor, der am Ende ſagte: Ich ſehe wohl, ich bin alt und es geht eben in der Welt wie es geht! Der Realismus brach ſich wirklich, jedoch nur langſam, Bahn. Man legte ihm immer noch Hemmniſſe in den Weg und es fehlte anfangs an Lehrern. Man piquirte ſich, vor der erſten Realſchule zu warnen und das Gymnaſium allein zu preiſen. Man verſuchte, den Wünſchen der höher gebildeten Induſtriellen im Gymnaſium dadurch zu genügen, daß man darin neben dem humaniſtiſchen auch realiſtiſchen Unterricht aufnahm. Durch dieſes Mittel der ſog. Fuſion oder Cumulation des Unterrichts hoffte der Humanismus ſich die Alleingewalt zu ſichern.

Nun wurden aber die armen Knaben im Gymnaſium mit Stunden überhäuft. Sie mußten an mehreren Tagen in der Woche ſieben Stunden lang in der Schule hocken und dazu noch Ausarbeitungen für die Schule daheim machen. Ich befolgte den Grundſatz, keinen meiner Söhne aus dem Hauſe zu entlaſſen, er habe denn alle ritterlichen Uebungen gelernt: Turnen, Fechten, Reiten, Tanzen, Schwimmen, Singen und ein Inſtrument ſpielen, das letztere natürlich nur, wenn er dazu Talent zeigte. Zudem verlangte ich, die Jungen ſollten ſo oft als möglich friſche Luft genießen und ſich im Wald und auf den Bergen tummeln. Das ging nun bei ſieben Schulſtunden nicht an. Ich vereinigte mich daher mit einer Anzahl von Vätern, die ebenſo dachten wie ich, namentlich mit dem damaligen Stadtſchultheiß Gutbrod, einem Biedermanne, mit dem Oberſten, ſpäter General und Kriegsminiſter von Baur, Herrn von Luck und andern zu einem ſog. Elternverein, der in wenigen Tagen über hundert Mitglieder zählte.

Wir erklärten in einer Eingabe an den k. Studienrath, wir verlangten Abkürzung der Lernzeit, widrigenfalls wir alle unsere Söhne vom Gymnasium zurückziehen würden. Natürlicherweise gab man uns nach. Der König selbst scheint bis dahin gar nicht gewußt zu haben, wie weit die Unvernunft seiner Schulmeister gegangen war. Unserer Beschwerde wurde augenblicklich abgeholfen. Zwei Lehrstunden fielen weg und wurden durch Uebungen im Turnen und Exerciren ersetzt. Man nahm tüchtige Unteroffiziere, die jungen Leute stellten sich sehr gut an (wie später die Jugendwehr). Man exercirte schon im Feuer, und mein zweiter Sohn Ludwig lernte den Dienst so gut, daß er, als er später im Frühjahre 1848 als Freiwilliger beim 6. württembergischen Infanterieregiment eintrat, sofort das Exercitium auf dem großen Wasen bei Cannstadt mit Ober- und Untergewehr als Flügelmann seiner Compagnie (denn er war der größte) mitmachte, zum nicht geringen Erstaunen des Hauptmanns, der ihn noch nicht kannte. Aber sein Feldwebel war derselbe, der ihn als Knaben einexercirt hatte.

Im Jahr 1850 wurde ich vom k. württembergischen Oberstudienrath eingeladen, Mitglied der neu eingesetzten Maturitäts-Prüfungs-Commission zu werden. Man hatte nämlich wahrgenommen, daß nach und nach die jungen Leute etwas zu früh vom Gymnasium entlassen wurden und zu jung auf die Universität kamen. Die ein Brodstudium trieben, wollten eben recht früh fertig werden. Man hatte ferner bemerkt, daß zuweilen auch Jünglinge ohne hinreichende Kenntnisse auf die Universität entlassen wurden, bald aus Rücksicht auf vornehme und reiche Eltern, bald in Folge der Rivalität unter den verschiedenen Lehranstalten, von denen jede gute Schüler liefern wollte. Die katholischen Gymnasien glaubten sich zuweilen hintangesetzt, auch die protestantischen bildeten sich ein, das Stuttgarter Gymnasium werde bevorzugt. Genug, der Oberstudienrath griff einmal durch und setzte eine Commission nieder, von der alle Abiturienten von allen Gymnasien und Lyceen des Landes geprüft werden sollten, ehe sie auf die Universität entlassen wurden. Auch sollte,

außerordentliche Ausnahmen abgerechnet, keiner vor dem achtzehnten Jahre zugelaſſen werden. Die Commiſſion ſollte aus den Rectoren der Gymnaſien in Stuttgart, Ulm und Ellwangen und aus drei unabhängigen, nicht im Staatsdienſte ſtehenden Gelehrten zuſammengeſetzt ſein. Von der letztern Kategorie fand man aber keinen außer mir, ſo daß man doch noch zwei Gymnaſialprofeſſoren zuziehen mußte. Einer dieſer Profeſſoren und ein Rector waren Katholiken. Ich konnte die ganze Einrichtung nur billigen, trat alſo bei. Wir wirkten in der That wohlthätig. Die Prüfungen fanden zweimal im Jahre ſtatt, im Frühling und Herbſt, und in den erſten Jahren ließen wir eine bedeutende Anzahl Candidaten durchfallen, ohne Rückſicht auf die Verwandtſchaft oder die Anſtalt, aus der ſie kamen. Wer das nöthige Maß von Kenntniſſen nicht beſaß, wurde ohne Gnade abgewieſen. Darnach richteten ſich nun die Eltern, die Anſtalten und die jungen Leute ſelbſt, und binnen wenigen Jahren hatten wir durchgängig fähigere Abiturienten.

Das Haupt der Commiſſion war der gelehrte Rector Roth, ein muſterhafter Schulmann, aber fanatiſcher Philologe, während der damalige Director des Oberſtudienrathes, Knapp, ein ebenſo ſtrenger Bureaukrat, mehr den Forderungen des praktiſchen Lebens Rechnung tragen ſollte. Der letztere hatte die Oberleitung, der erſtere betrachtete ihn aber nur als einen Eindringling und ſich ſelbſt als Sachverſtändigen und eigentlichen Herrn der Schule. Jeder von beiden hatte ein gewiſſes Recht auf ſeiner Seite und war achtungswürdig in der Vertheidigung des Princips, aber jeder war herrſchſüchtig, es gab daher heftige Scenen, wobei mir zuweilen die Vermittlung gelang. Roth beleidigte den ganzen Oberſtudienrath dermaßen, daß er aus demſelben austreten mußte, wollte auch das Rectorat niederlegen, behielt es nach dem Wunſche des Königs bei, legte es aber doch nach einigen Jahren nieder und zog nach Tübingen, wo ſeine gründlich gelehrten Vorleſungen, wie er es verdiente, auf das fleißigſte beſucht wurden. Knapp ſtarb. Ich blieb zwölf Jahre

lang in der Commiſſion und dankte erſt ab, als ein neuer modus examinandi beliebt wurde, der mir nicht mehr zuſagte.

Ich will beiläufig bemerken, daß der Oberſtudienrath nach dem Beiſpiel derſelben Behörde in einigen andern deutſchen Staaten allen Lehranſtalten des Landes eine beſtimmte Orthographie vorſchrieb. Ich wurde auch zu einem Gutachten darüber aufgefordert und fand die Forderungen des württembergiſchen Schemas vorſichtig und gemäßigt, erklärte mich aber doch in einem ausführlichen Aufſatz in der Allgemeinen Zeitung gegen jedes einſeitige Vorgehen in dieſer Richtung. Weder die Behörde eines Staates, noch auch die aller deutſchen Bundesſtaaten, wenn ſie ſich je (was undenkbar) dazu vereinigen könnten, beſäßen das Recht und die Macht, die freie Entwicklung im Sprachgebrauch zu hemmen. Die Preſſe werde ſich in dieſer Beziehung niemals einem Schulzwang unterwerfen. Ich führte zugleich aus, der Reichthum der deutſchen Sprachbildung dulde und erfordere ſogar eine Mannigfaltigkeit in der Rechtſchreibung.

Ich behielt auf meiner literariſchen Hochwarte die Augen immer offen, um zu erſpähen, was ſich in der Nation etwa für urſprüngliche und geſunde Kräfte regten, um der alten Volksnatur unter der dreihundertjährigen Sündfluth und Ueberſchüttung mit dem ganzen fremdartigen Wuſte der Renaiſſance, ſ. g. Bildung und Aufklärung wieder Luft zu machen. Der erſte Verſuch dazu im Aufkommen der ſ. g. romantiſchen Poeſie im Anfang des Jahrhunderts war nicht gelungen. Da führte die Zerſetzung der abgeſtorbenen Poeſie in die beiden Extreme einerſeits gottloſeſter Verruchtheit, andrerſeits der langweiligſten Convenienzen unwillkürlich zum Natürlichen zurück. Man wollte nicht immer angeſpannt und überſpannt und mit vornehmer Anmaßung zum Gähnen verdammt werden. Das Streben zum Natürlichen machte ſich nun in zwei Formen geltend, in der Form der ſ. g. Volksſtücke auf den raſch zunehmenden Volks- und Sommertheatern und in der Form der ſ. g. Dorfgeſchichten. Man wollte das verſtiegene und verzwickte gelehrte Zeug nicht mehr haben.

Was die Volksſtücke betrifft, ſo gab es in der That unter ihnen

ſolche, die man als Anfänge eines neuen, wieder volksthümlichen Schauſpiels betrachten konnte. Sie brachten Menſchen aus dem gemeinen Volke und treue Scenen nach dem Leben auf die Bühne. Sie ſtellten das Volk in ſeiner harmloſen Luſt, in ſeinem tiefen Elend und namentlich im Kampfe mit alle den unnatürlichen Verkehrtheiten dar, die das moderne Staatsleben und die Corruption der höheren Stände mit ſich bringen und unter denen es leiden mußte. Der Inhalt ſolcher Stücke iſt oft rührend und tief ergreifend, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob auch der ſchönen dichteriſchen Form genügt wird. Ein Theil dieſer Volksſtücke ſtammt freilich aus Paris, wo der vierte Stand ſich ſeit der Reſtauration ſeine beſondere Poeſie geſchaffen hatte. So kamen einige verrufene Pariſer Verbrecherdramen und zur Zeit unſerer Revolution auch einige Stücke mit communiſtiſchen Tendenzen auf unſere Volksbühne. Allein im Ganzen vertrug man in Deutſchland das Gift nicht, in dem ſo gern der Pariſer Pöbel ſich berauſcht, und eine beſſere Moral und eine harmloſere Rührung, ein harmloſerer Witz behielten die Oberhand. Das Verderben der Volksbühnen kam von einer ganz anderen Seite. Weder die Directionen der Volksbühne, noch das Publikum wurde ſich des Gegenſatzes bewußt, in welchen das junge, natürliche, geſunde Volksſchauſpiel zu dem verdorbenen Geſchmack, oder eigentlich der vornehmen Abgeſchmacktheit der Hoftheater ſtehen ſoll. Die Volksbühnen nehmen demnach nur noch allzuviel von den Hofbühnen an, ziehen deren abgetragene Kleider an und wollen vornehm thun, was ganz ihrem Principe, wie ihren Mitteln widerſpricht. Außerdem üben die kleinen Theater der Hauptſtädte allzuvielen Einfluß auf die kleinen Theater in den Provinzen. Nun paßt aber der Wiener oder Berliner Stadtton gewiß nicht in die Provinzen und kann dort nur ſchädlich wirken zur Unterdrückung des wahren Volksthümlichen.

Mit ebenſo vielem Vergnügen wie die Volksſtücke begrüßte ich die Dorfgeſchichten. Allein auch ſie haben nicht ſo viel gewirkt und erreicht, als man hätte wünſchen ſollen. Sie fielen zu ſehr in den Fehler der niederländiſchen Malerſchule, indem ſie mit der Natur-

treue kokettirten, auch wo dieſe häßlich war. Dann fiel unzähliges ſchreibſeliges Volk darüber her und fabricirte Dorfgeſchichten nach der Schablone, ſo daß man Mühe hatte, unter dem Wuſt einige Goldkörner von Poeſie herauszufinden. Viele maßten ſich an, das Leben, ja die Seele des Volkes abzuſpiegeln, und kannten das Volk gar nicht.

Der Urheber der ganzen neuen Manier war Pfarrer Bitzius im Canton Bern, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf ſchrieb. Indem ich ſeine Bücher empfahl, mißbilligte ich doch die allzu grelle Ausmalung der Habgier, des Geizes, des Eigenſinns und der Roheit im Bauernſtande. Es iſt wahr, daß alle dieſe Eigenſchaften im Volke vorhanden ſind, aber das Volksleben bietet auch noch viele ſchöne und edle Seiten dar, und es heißt das Volk karikiren, wenn man vorzugsweiſe jene und nicht dieſe ausmalt. Als ich mich in dieſem Sinne theils öffentlich, theils in Geſprächen mit Schweizer Freunden geäußert hatte, ſchrieb mir Bitzius am 19. Auguſt 1844 mit Ueberſendung ſeiner Anne Bäbi: „Ihre mündlichen Mahnungen durch Thurgau und Ihre gedruckten Fingerzeige habe ich ſoviel möglich mir zu Gemüthe geführt. Aber wenn eine Perſon ſpricht, ſo muß ich ſie reden laſſen nach ihrer Art, ich mag wollen oder nicht. Ich muß den bezeichnendſten Ausdruck wählen, wie grob er ſein mag. Das Ding iſt ſtärker als ich. Freilich geſchieht es, daß nach einigen Jahren mir dies und das auch häßlich ſcheint, weil ich es nun beſſer zu bezeichnen wüßte. Ich dachte nicht daran, Schriftſteller zu werden, wurde 38 Jahre alt, ehe ich etwas drucken ließ. Die Noth des Volkes und der radicale Unſinn, der eine ſchön aufgehende Zeit verdarb, zwangen mich dazu, glätteten mir aber meine Ungeſchliffenheit nicht. Wenn mir recht iſt, ſo turnten wir im Jahr 1820 auf dem heitern Platz zu Zofingen mit einander. — Gegenwärtig habe ich unſere politiſche Kopf- und Rathloſigkeit auf dem Korn. Ich ſollte mich eigentlich hier hinein nicht mengen, aber wer zieht dem, der aufrichtig das Volk liebt, die Grenzen, was im Volksleben ihn angehe und nicht angehe? Iſt ein Volksleben eben kein Cadaver, wo kein Glied mehr was weiß

vom andern, ſondern ein Ganzes, in allen Gliedern das gleiche, ſo daß man in keinem das Leben verletzen kann, ohne daß es das geſammte Leben fühlt."

Ich ſelbſt ſchrieb einige Dorfgeſchichten, indem ich überhaupt in Mußeſtunden kleine poetiſche Motive zu Novellen verarbeitete, die ſich jedoch nur zum Theil in der ländlichen Sphäre bewegten.

Seit 1857 nahm mich das von Franzmüller gut geleitete Sommertheater in Cannſtadt, wo vom Mai bis September täglich geſpielt wurde, je nachdem gute Schauſpieler da waren, mehr oder weniger in Anſpruch. Ich vertheidigte einmal die Volkstheater gegen einen abſchätzenden Artikel der Augsb. Allg. Zeitung. Ich vermochte jedoch nicht, das kleine Theater auf eine höhere Stufe zu bringen. Der Direktor glaubte, dem gemeinen Geſchmack des Publikums nachgeben zu müſſen, um eine gute Einnahme zu haben, verſtand aber unter dem Publikum die Pflaſtertreter der Hauptſtadt und einige aus Cannſtadt. Das eigentliche Publikum würde wohl auch an würdigern, ernſtern und rührendern Stücken Geſchmack finden; ſolche nahmen aber im Verlauf der Jahre immer mehr ab, und es wurden immer mehr nur Poſſen aufgeführt.

Ich wäre gern viel gereiſt, aber meine Mittel reichten nicht, da ich ſchon ziemlich früh eine zahlreiche Familie zu verſorgen bekam und das Reiſen, ehe die Eiſenbahnen aufkamen, zeitraubender und theurer war als jetzt. Ich reiſte einmal nach Wien, ein paarmal nach Berlin und brachte ein Vierteljahr in Italien zu. Sonſt machte ich keine größern Reiſen, deſtomehr in der guten Jahreszeit aber von Stuttgart aus theils in deſſen ſchöne Umgebung, theils in die rauhe Alb, den Schwarzwald, an den Bodenſee und in deſſen alpine Umgebung. Dieſe kleinen Ausflüge ſtörten mich weniger in meiner raſtloſen literariſchen Thätigkeit, koſteten mich weniger und waren doch durch die Bewegung in freier Luft meiner Geſundheit zuträglich und ſtets für mich ein poetiſcher Genuß. Stuttgart ſelbſt iſt ein angenehmer Aufenthaltsort. In meinem kleinen mit Reben umkränzten Hauſe, das ein hübſcher Garten von der Straße trennte, wohnte ich mitten in der

Stadt doch halb wie auf dem Lande. Auf der Oſtſeite genießt die Stadt den dunkelgrünen Schatten hoher und dichter Kaſtanienalleen und von allen Seiten blicken die Weinberge in die Straßen hinein. Nach allen Richtungen im Thal zum Neckar hin und gegen die Berge im Norden, Weſten und Süden bewegt man ſich in einer ſchönen Landſchaft, in ſchönem Buchen- und Tannenwald, und die Berge bieten wechſelnde Fernſichten in Menge dar. Mein Lieblingsweg war viele Jahrzehnte lang über den Bopſerwald hinab nach Wangen oder Rohracker. Wenn ich da einige Stunden Berg- oder Waldluft genoſſen hatte, ruhte ich in Eßlingen, Ober- oder Untertürkheim am Neckar bei einem guten Glaſe Wein aus, der auf den nächſten Bergen wächſt und als der beſte unter den Neckarweinen berühmt iſt. Als in Eßlingen der Lärm der großen Maſchinenfabrik zu laut wurde, blieb ich ſeitdem lieber in Obertürkheim, wo ich ſeit den ſiebenziger Jahren meines Lebens an dem Muſiklehrer Bender und ſeiner wackern Frau, einer ehemaligen Gouvernante, ſehr liebenswürdige Geſellſchafter fand. Sie hatten ſich in jüngern Jahren in Rußland geheirathet. In Obertürkheim, im Garten der „Mühle", trank ich gewöhnlich den ſog. grünen Wein, der rein von Sylvanertrauben herrührt.

Das Neckarthal war früher noch ſchöner. Als ich das erſtemal 1820 nach Stuttgart kam, ragte noch der Kahlenſtein, ein ſchöner Felſen bei Cannſtadt gegen den Neckar hin. Bald darauf hat ihn König Wilhelm I. mit großen Koſten wegraſiren laſſen, um auf den planirten Berg ſeine Villa Roſenſtein zu bauen. Auch das alte Stammſchloß Württemberg über Untertürkheim war eine romantiſche und hiſtoriſch denkwürdige Ruine, eine Zierde der Gegend. Auch ſie ließ König Wilhelm wegraſiren und ſtatt ihrer auf den kahlen Berg eine griechiſche Rotunde ſetzen mit dem Grabe der Königin Katharina.

Eine lange Reihe von Jahren machte ich im Sommer wöchentlich oft mehrere Ausflüge nach den ſchönen Eßlinger Filialen, die ich kannte, wie meine Taſche. Die Luft iſt dort ſehr gut, die zerſtreuten Häuſer liegen in einem Obſtwalde. Auch in den kleinen Wirthshäuſern trinkt man dort überall guten Wein. Wenn man, wie ich pflegte,

von der auf dem Berge liegenden Kelter von Sulzgries aus nach Eßlingen heruntergeht, hat man in der Abendsonne die herrlichste Aussicht, im Vordergrunde über das Neckarthal und die Stadt Eßlingen, im Hintergrunde das schöne Panorama der schwäbischen Alb. In das Remsthal kam ich seltener, häufig aber nach Fellbach unter dem Rothenberge, auf dem das Stammschloß Württemberg stand. Hier lebte der Vater meines Schwiegersohns Auberlen als Schulmeister, dessen Vater und Großvater ebendaselbst Schulmeister gewesen waren, in einem wahrhaft patriarchalischen rebenumkränzten Hause, neben der alterthümlichen, festungsartig ummauerten und mit einem Wallgraben umringten Kirche. Hinter solche befestigte Kirchhöfe pflegten sich im Mittelalter vom Feind gefährdete Gemeinden zu retten und sich zu vertheidigen. Nicht weit davon liegt das uralte Waiblingen, von dem der größte Kriegsruf im Mittelalter ausgegangen ist: Hie Welf, hie Waiblingen! Im Remsthal ziehen uns viele berühmte Weinorte, besonders aber Groß-Heppach an, wo ich öfters in dem Zimmer saß, in welchem einst Prinz Eugenius mit Marlborough und dem Markgrafen von Baden den Plan zur siegreichen Schlacht bei Höchstedt entwarf.

Natürlicherweise bestieg ich auch während meines langen Aufenthalts in Schwaben öfter den Hohenstaufen. Man kann von gewissen Punkten der Berge in der Nähe von Stuttgart aus den Hohenstaufen und den Hohenzollern, die zwei Hauptburgen, zwischen denen die rauhe Alb sich in ihrer ganzen Schönheit ausbreitet, zugleich sehen. Es bleibt immer ein schöner Gedanke, daß von diesen Burgen aus die edelsten Kaisergeschlechter Deutschlands ausgegangen sind. Das tragische Schicksal der Hohenstaufen, an das ich nie ohne tiefe Rührung denken konnte, mußte in jedem guten Deutschen die Sehnsucht nach irgend einer Genugthuung erwecken. Ich schrieb schon vor vierzig Jahren, die Hohenstaufen warten noch auf ihren Rächer. Ist es nun nicht wunderbar, daß ihnen dieser Rächer endlich erstanden ist und zwar aus der Burg Hohenzollern, die dem Hohenstaufen an demselben Gebirge gegenübersteht, die größte Kaiserwiege gegenüber dem größten

Kaisergrabe! In Schwaben existirte ein sog. Hohenstaufenverein, an dessen Spitze der verstorbene Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, stand. Es wurde oft darüber gestritten, was man auf die kahle Staffel des Hohenstaufen bauen solle, und ich war sehr zufrieden, daß man nicht damit zustandekam, da zu etwas Großartigem die Mittel fehlten und etwas Aermliches des großen Namens, der großen Erinnerung unwürdig gewesen wäre. Ich sträubte mich namentlich gegen den fatalen Gedanken, den Hohenstaufen mit einer Pyramide oder einem kleinen Thürmchen zu schmücken.

Zu den angenehmsten Spaziergängen in der rauhen Alb gehört das Rockenthal, so benannt von den vielen Rockensteinen, den rockenartig aus dem Wald aufsteigenden weißen Kalkfelsen. Das mehrere Stunden lange, ganz unbewohnte Thal bleibt mit seinem Bächlein eng durch die einander nahestehenden Waldgebirge, und ist besonders für den Botaniker interessant durch die Menge seltener Waldpflanzen. Die beiden Endpunkte des Thals sind die berühmtesten Bierorte Württembergs, Weißenstein und Eybach. Die Besitzer beider waren mir befreundet, Graf Rechberg und Graf Degenfeld. Ehe ich noch den Grafen Rechberg kennen lernte, ging ich einmal nach Weißenstein, um dort die spanischen Bilder zu sehen, die der Vater des Grafen, ein College des Minister Montgelas in Bayern, von dort mitgebracht und in Weißenstein aufbewahrt haben sollte. Ich hoffte darunter zwei Murillos zu entdecken, welche die Königin von Spanien einst ihrem Beichtvater, einem Kapuziner aus Tirol geschenkt hatte, als derselbe in sein heimisches Kloster zu Clausen zurückkehrte. Die Dame war ihm sehr gnädig gewesen und hatte ihm eine größere Anzahl Bilder der berühmtesten spanischen Maler verehrt, womit er sein Kloster schmückte. Als aber in der napoleonischen Zeit Tirol an Bayern abgetreten werden mußte und das kirchenfeindliche System des Minister Montgelas auch unbarmherzig in Tirol eindrang, wurden jene Bilder aus dem Kloster Clausen geraubt. Vier Murillos waren vorhanden gewesen, davon kamen jedoch nur zwei nach München in die königliche Galerie, wo sie sich noch jetzt befinden. Die andern zwei sind

ſpurlos verſchwunden, und es iſt oft vergebens nach ihnen geforſcht worden. Da ich nun erfuhr, in Weißenſtein befänden ſich ausgezeichnete ſpaniſche Bilder aus dem Nachlaß des Miniſter Grafen Rechberg, Vater des gegenwärtigen Beſitzers von Weißenſtein, und dieſer bayriſche Miniſter ein College Montgelas' geweſen war, hielt ich für möglich, die beiden verſchwundenen Murillos in Weißenſtein zu finden. Ich fand nun hier ein paar wundervolle Bilder von Velasquez, aber keinen Murillo und erfuhr ſpäter vom Grafen Rechberg ſelbſt, die geſuchten Bilder ſeien nie in ſeinem Beſitze geweſen.

Ich hatte eine Vorliebe für die grünen Buchenwälder der rauhen Alb, aus denen überall in charakteriſtiſcher Weiſe der weißſchimmernde Jurakalk durchbricht. Ich habe nach und nach mit nur wenigen Ausnahmen alle Thäler dieſes Gebirges vom Brenzthal an bis zum obern Donauthal beſucht. Die rauhe Alb iſt eine Erhebuug der Erdrinde dem rechten Neckarufer entlang. Nur von dieſer Seite ſtellt ſie ſich als ein Gebirge dar. Oſtwärts ſenkt ſie ſich nur langſam in einer ſchiefen Ebene zum linken Ufer der Donau hinab, weßhalb auch das atmoſphäriſche Waſſer, was auf dieſe ſchiefe Fläche fällt, ſich gegen die Donau hin konzentrirt und in zwei überaus reichen Quellen zu Tage tritt, in dem berühmten Blautopf bei Blaubeuren und zu Königsbronn im Brenzthal. Merkwürdig iſt das ganz farbloſe Waſſer im Baſſin zu Königsbronn, während der Blautopf in ſeiner Färbung dem ſchönſten Alpenſee gleicht.

Wenn ich, was faſt alljährlich geſchah, in der guten Jahreszeit die Alb aufſuchte, kam ich am häufigſten ins Lenningerthal, ins Neidlingerthal, ins obere Filsthal, ins Uracher Thal, ins Pfullingerthal mit dem Lichtenſtein. Urach und ſeine Umgebung gehört unſtreitig zu den ſchönſten Partien, die man von Stuttgart aus machen kann.

Im April des Jahres 1857 wollte ich einmal wie gewöhnlich früh morgens an mein Pult treten und ſchreiben, als die Sonne ſo ſchön zum Fenſter hereinſchien, daß mich auf einmal ein unwiderſtehlicher Trieb hinauszulaufen ergriff. Ohne alle Vorbereitung ſetzte ich mich auf die Eiſenbahn und fuhr nach Plochingen, von wo aus

ich zu Fuß durch Kirchheim und bis Owen lief, hier ein Mittageſſen beſtellte und noch geſchwind auf der ſteilſten Seite zur Teck hinaufkletterte. Von dieſer berühmten Burgruine aus hat man inſofern eine der ſchönſten Ausſichten, die es im ganzen Schwabenlande giebt, weil ſich die rauhe Alb ſelbſt, namentlich der Neuffen, hier in den großartigſten Profilen darſtellt. Wenn man dieſe Burgen ſieht, zu denen auch der etwas ferner liegende Hohenſtaufen gehört, begreift man, woher die Ritter kamen, die einſt der Spanier los fieros Allamanos nannte. Als ich vom Berge wieder herabkam und im Wirthshaus ein paar köſtliche Forellen verzehrte, machte ich die Bekanntſchaft eines jungen Herrn, der nach Tübingen gehen wollte und ſich mir ſpäter als einen Privatdocenten daſelbſt zu erkennen gab. Der Wirth in Owen hatte eine intereſſante Sammlung ausgeſtopfter und lebender Thiere, unter denen ſich einige ſeltene und ſchöne Vögel der rauhen Alb auszeichneten. Wir betrachteten dieſe Thiere während eines heftigen Gewitters. Dann ſchien die Sonne wieder, und wir waren ſo ins Geſpräch vertieft, daß mein junger Geſellſchafter ſich entſchloß, ehe er nach Tübingen ging, mir ins Lenningerthal bis Guttenberg zu folgen. Der kothigen Straße wegen fuhren wir dahin. Von Guttenberg an ging ich wieder zu Fuß, und mein junger Freund begleitete mich noch bis zur Hälfte der Schopflocher Steige. Hier nahmen wir Abſchied, und ich eilte, noch ehe es dunkel wurde, die ſchöne Ruine Reißenſtein zu erreichen, die ins Neidlingerthal hinabſieht und von keiner Seite einen ſo maleriſchen Anblick darbietet, als von der, von wo ich damals kam. Ich hatte fünf Jahre früher dieſelbe Ruine von Neidlingen aus beſtiegen. Von hier aus kam ich noch bei guter Tageszeit auf der noch neuen Chauſſee nach Wieſenſteig hinunter. Man behält hier zur Rechten das obere Filsthal unter langgeſtreckten Waldgebirgen, bei deren Anblick man kaum zweifelt, daß der Name des Ortes vom Wieſent herkommt, der Kuh des Auerſtiers. Denn in dieſe Waldgebirge iſt die Cultur noch nicht tief eingedrungen, die engen Wieſenthäler werden von dichtem Wald eingeſchloſſen, aus deſſen Dickicht einſt die wilden Rinderheerden ab- und aufſtiegen. —

Im Gasthof zu Wiesensteig war eine Hochzeit, deren Jubel mich eine zeitlang nicht schlafen ließ, bis meine Nerven sich endlich doch noch stärker bewiesen, als aller Lärm, der sie zu irritiren suchte. Am andern Morgen lachte die Sonne wieder sehr schön, doch waren in dem obern Filsthal, wie überhaupt auf der Höhe des Gebirgszuges schon am Reißenstein alle Bäume noch kahl, während sie gestern im Leuningerthale, so wie am Neckar, schon in voller Blüthe standen. Ich kehrte durch das schöne Albthal zurück, welches sich von Wiesensteig bis Geislingen fünf Stunden lang hinzieht und wo ich immer gern verweilte. Nur wenige Stunden von einander liegen hier zwei Badeorte, Ditzenbach mit einem lieblichen Säuerling und Ueberkingen mit einem merkwürdigen sehr alten Gasthofe.

Im Sommer desselben Jahres 1857 wollte ich einmal meinen zu Winterbach im Remsthal als Vikar angestellten Sohn Konrad besuchen. Ich ging von Reichenbach aus über den Schurwald und genoß die schöne Aussicht über das Neckar- und Remsthal und auf den Hohenstaufen. Man wird dort oben im Walde auch noch durch eine höchst elegante Forstkultur, besonders durch eine malerische Anlage eines hohen Lärchenwaldes überrascht. Als ich nach Winterbach hinabgestiegen war, empfing mich der Pfarrer, ein jüngerer Bruder des berühmten Prälaten Kapff, mit der Nachricht, er habe soeben eine Anfrage vom Consistorium erhalten, ob mein Sohn nicht geneigt wäre, nach Bremen zu gehen, um dort ein paar Sommermonate hindurch als Hülfsprediger einen auf der Badereise abwesenden Bremer Pastor auf der Kanzel zu ersetzen. Die Bremer Herrn pflegten sich gewöhnlich und schon von längerer Zeit her dergleichen Hülfleistungen aus Württemberg zu erbitten, wie andrerseits die jungen Bremer Theologen auch vorzugsweise gern in Tübingen studirten. Mein Sohn, damals noch sehr jung, kam zu der Ehre, vom Consistorium nach Bremen geschickt zu werden, nur zufällig, weil ein paar ältere es abgelehnt hatten. Er ging mit mir zu Fuß durch das Remsthal zurück, um sogleich nach Bremen abzureisen, und war auffallend freudig erregt.

Ich ahnte nichts davon, daß hier mehr als Zufall im Spiel war. Mein Sohn war schon einmal in Bremen gewesen aus einem sehr eigenthümlichen Anlasse. Ein gewisser Heinrich Kohlmann aus Bremen studirte Theologie in Tübingen und wurde der intimste Freund meines Sohnes. An einem sehr kalten Wintertage im Januar 1855 erfror er sich auf einer nächtlichen Schlittenfahrt beide Hände, wurde zwar durch die Kunst der Aerzte so weit hergestellt, daß er nur die beiden Zeigefinger einbüßte, blieb aber einer langen Kur unterworfen und kehrte, da er die Hände noch nicht brauchen konnte, in Gesellschaft und unter der Pflege meines Sohnes zu seinen Eltern zurück. Sein Vater war Pastor in Horn unfern von Bremen. Während seines vierzehntägigen Aufenthalts im Horner Pfarrhause faßte mein Sohn eine zärtliche Neigung zu Heinrichs Schwester Amalie, die von ihr erwidert wurde. Beide wagten indeß nicht zu hoffen, daß diese Neigung jemals zu einem dauernden Band führen könnte. Im folgenden Sommer kehrte der wieder genesene Heinrich in Begleitung seines Vaters und seiner Schwester nach Tübingen zurück, und hier sahen sich die Liebenden wieder, nur auf kurze Zeit und ohne irgend eine Aussicht, jemals wieder zusammenzukommen. Nun auf einmal kam die Anfrage vom Consistorium, und man kann sich denken, daß mein Sohn nicht anders glaubte, als Gott selbst befehle ihm nach Bremen zu gehen, wohin er sich so lange schon und bisher ohne Hoffnung gesehnt hatte. Ich wußte und ahnte von alledem nichts. Er kam nach Horn und ging am Garten des Pfarrhauses vorüber. Amalie saß mit ihrer Mutter und dem jüngsten Bruder im Garten. Letzterer sagte, der vorbei gehende junge Mann sei Konrad so ähnlich. Da trat er herein, er war es selbst. Nicht nur das Mädchen, sondern auch ihre vortreffliche Mutter gingen nun bald in Konrads Glauben ein, daß hier eine höhere Hand im Spiele sei. Genug, die Herzen hatten sich schon längst gefunden, die Mutter gab zuerst den Segen dazu. Vor uns beiden strengen Vätern wurde die Sache noch geheim gehalten, weil mein Sohn damals sein zweites Examen noch

nicht gemacht hatte. Nachdem er dasſelbe aber mit Ehren beſtanden und einen annehmbaren Platz in der Schweiz gefunden hatte, gaben wir in Gottes Namen das junge Paar im Frühjahr 1862 zuſammen.

Im Spätſommer 1857 machte ich noch eine ſehr behagliche Reiſe zum damaligen Oberpräſidenten in Sigmaringen, meinem vieljährigen Freunde und Gönner, Herrn von Sydow, der mich ſchon öfter nach ſeinem ſchönen Thale eingeladen hatte. In der That gibt es in ganz Schwaben nichts ſo Maleriſches, wie das Donauthal von Tuttlingen nach Sigmaringen. Im Ganzen hat das Gebirge noch ganz den Charakter der rauhen Alb und des Jura. Es iſt ein verwittertes Kalkgebirge unter lichtgrünem Buchenwald, nicht wie der Schwarzwald Granit unter dunklen Tannen. Aber die Mannigfaltigkeit der Felſenprofile, Höhlen und Burgruinen im Donauthal iſt überraſchender, als in jedem andern Thale des ſchwäbiſchen Jura. Wir fuhren in zwei Wagen auf der damals noch neuen Chauſſee und dinirten in dem reizend gelegenen Beuron, wo ſeitdem wieder Mönche angeſiedelt ſind. In unſerer Geſellſchaft befand ſich eine Schweſter des Herrn von Sydow aus Berlin, ein geiſtlicher Herr und zwei reizende Mädchen, die muntere Eliſe von Bernard aus München, welche ſpäter die Gemahlin des Herrn von Mallincrodt wurde, und die zarte ſchöne Hedwig, Tochter des Lippeſchen Geheimraths und bekannten chriſtlichen Dichters Victor von Strauß. Herr von Sydow hatte in ſeiner bedächtigen Art die Fahrt ſo eingerichtet, daß wir unterwegs dreimal darum looſen mußten, welche Mitglieder der Geſellſchaft beiſammen in dem einen oder andern Wagen ſitzen ſollten. Nun warf mich aber das Loos jedesmal und immer wieder allein mit den beiden Mädchen zuſammen, woran wir uns außerordentlich ergötzten.

Ich lernte bei Frau von Sydow auch mehrere jeſuitiſche Väter aus dem nahen Gorheim kennen. Nachher fuhr ich nach dem Heiligenberge, den ich ſpäter noch einmal mit meiner Nichte Emma beſucht habe, weil mir kein Punkt in Schwaben bekannt iſt, von wo aus man eine ſo wundervolle Ausſicht über das Rheinthal, den

Bodenſee und die ganze nördliche Alpenkette genöſſe. Das Schloß ſelbſt iſt, vorzüglich wegen des ſchönen Ritterſaales im früheſten, noch halb romantiſchen Renaiſſanceſtyl merkwürdig. Von da fuhr ich hinab nach Salmannsweiler, um die ſchöne gothiſche Kirche daſelbſt zu ſehen, und dann nach Friedrichshafen. Hier traf ich mit meinem Sohn Otto zuſammen und machte mit ihm noch ein paar hübſche Ausflüge über Immenſtadt nach Oberſtdorf im Oberillerthale und nach Bregenz und Feldkirch im Vorarlberg. In Feldkirch beſuchte ich das Jeſuitenhaus, wo ich ſehr freundlich empfangen wurde. Noch an demſelben Abend aber ergötzte mich beim Nachteſſen in Bregenz ein Heuerlein aus Oberſchwaben, welcher zufällig neben mir ſitzend mit einigen andern Schwarzröcken eine ſcurrile Unterhaltung pflog und dabei, weil ich ihm ein Norddeutſcher zu ſein ſchien, beſtändig auf die Norddeutſchen, ihre Ausſprache ꝛc. ſtichelte und ſein Müthchen dabei kühlte. Ich ſagte nichts dazu und gab nur Acht, wie weit der junge geiſtliche Tölpel ſeine dumme Unverſchämtheit treiben würde. Aber wie erſchraken die Herrn, als ſie meinen Namen im Fremdenbuch fanden. Einer der Geiſtlichen war aus Bayern und hatte mir wenige Wochen vorher mit einem demüthigen Briefe ein Buch zur Recenſion geſchickt. Er kam noch am andern Morgen in früher Stunde an meinen Wagen, um ſich höflich von mir zu verabſchieden.

Dergleichen Scenen habe ich oft und zwar im Schooße der verſchiedenſten Parteien erlebt. Da erfreut ſich die unerfahrene Jugend und das blödſinnige Alter, über die Gegenpartei zu ſpotten und das Herz vor Lachen auszuſchütten, hier der Katholik über den Proteſtanten, der Süddeutſche über den Norddeutſchen, dort umgekehrt das Münchner Nordlicht über den Stockbayern, der Lichtfreund über die welche den h. Rock in Trier küſſen. In dieſem pöbelhaften Benehmen der Parteien gegen einander liegt ein Hauptgrund ihrer Unverſöhnlichkeit.

Ich hatte immer eine große Liebe zu kleinen Kindern, und dieſe Neigung wuchs mit den Jahren. Als ich 1833 mein Haus in Stuttgart aufte, war mein nächſtes Nachbarhaus die ſ. g. Paulinenpflege,

worin 50—60 Kinder beiderlei Geſchlechts als Waiſen oder verwahrloſte Kinder verpflegt und erzogen werden. Dieſe Kinder lud ich alle Weihnachten zu mir ein und ſchenkte jedem einen neuen Sechſer, meine Frau fügte eine ſ. g. Seele, ein überzuckertes Gebäck dazu. Im Jahr 1867, in welchem ich dieſes ſchreibe, hatte ich ſie das 34ſte mal beſchenkt.

Wenn mir in der Stadt auf der Straße oder auf dem Lande ein hübſches Kind begegnete, liebkoſte ich es, und in der Regel wurde meine Zuneigung von den Kindern erwidert. Es geſchah zuweilen, daß ich Kinder ſchnell beruhigte, wenn ſie ſelbſt auf dem Arm der Mutter weinten oder zornig waren. Ich glaube faſt, die Kinder ſpüren, ob man ſie lieb hat. Mehrmals wurde ich in der Straße von kleinen Kindern, die eben Ringelreihen machten, in die Mitte genommen und nicht losgelaſſen, bis ich eins nach dem andern aufhob und küßte. Manche Frau ſah ich als Mutter, eine ſogar als Großmutter, die ich als kleines Kind kennen gelernt und immer auf der Straße geſtellt und begrüßt hatte. Die guten Kinder vergaßen mich nie und lächelten mich noch nach dreißig, vierzig Jahren an.

Als ich einmal am Ende der vierziger Jahre in der Allee am Turnplatz vorüberging, ſtrahlten mir die Augen eines kleinen Kindes entgegen, das auf der Mutter Schooß ſaß. Ich blieb bei ihm ſtehen und liebkoſte es. Das Kind ſah mich lachend an, aber eine faſt überirdiſche Gluth brach aus ſeinen ſchwarzen tiefen Augen. Dieſes Kind war Anna Mehlig, die Tochter eines Chorſängers beim Stuttgarter Hoftheater. Sie kam ſpäter häufig zu uns, ich lud ſie oft zu meinem Geburtstag und zu Weihnachten ein. Meine Tochter Anna gab ihr Unterricht in der engliſchen Sprache. Sie wurde eine berühmte Klaviervirtuoſin und machte Kunſtreiſen. Seit 1860 die Töchter meines verſtorbenen Bruders Rudolf in mein Haus gekommen waren, wurden Anna's Beziehungen zu uns immer intimer, denn meine jüngſte Nichte Hannchen wurde ihre Freundin. Wir machten viele Spaziergänge zuſammen, auch über die Berge. Anna

war nicht nur ein ausgezeichnetes Kunsttalent und eine schöne Erscheinung, sondern auch eine unendlich gutmüthige Seele.

Ich machte einmal eine kleine Herbstpartie ins Remsthal und sah im Dorfe Korb im Vorbeigehen ein kleines kaum dreijähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit und blond wie ein Engel. Ich rief es zu mir, aber es verbarg sich voll Schüchternheit. Endlich kam es auf mich zugelaufen, küßte meine Hand lange, daß die schönen blonden Locken sie ganz bedeckten und ich auf einmal Thränen auf der Hand fühlte. Das Kind weinte wirklich, riß sich aber schnell empor und verschwand in ihrem kleinen Hause.

Ich pflegte im Frühjahr oder Herbst lange Jahre hinter einander eine Reise an den Bodensee zu machen, zumal seitdem man auf der Eisenbahn von Stuttgart aus binnen fünf Stunden zu seinen Ufern gelangen konnte. Hier öffnet sich dem Schwabenlande die ehemals im Herzogthum Alemannien innig mit ihm verbundene Schweiz, welche jetzt unnatürlich von ihm getrennt ist. Das s. g. schwäbische Meer, der schöne große See, hinter dem das ganze herrliche Amphitheater der Schneeberge sich aufthürmt, war einst der Mittelpunkt des großen alemannischen Volksstammes, welcher von Augsburg bis zu den Vogesen und von Schwäbisch Hall bis Worms (Bormio) und Cleve (Chiavenna) jenseits der Alpen reichte. An diesem See wurden den höchsten Göttern der Alemannen dieselben großen Pferdeopfer dargebracht, die man in Schweden denselben Göttern schlachtete. Auf den Bodensee, als den Mittelpunkt des nationalen Cultus, weisen eine Menge Volkssagen und Traditionen hin. In Lucä Grafensaal werden aus den berühmten zwölf Welfen, die nach der alten Welfensage als neugeborene Kinder im See hätten ertränkt werden sollen, die zwölf edelsten Geschlechter Alemanniens, die Stammväter der Welfen von Altdorf und Ravensburg, der Grafen vom Heiligenberg, von Tübingen, von Calw, von Rechberg, von Helfenstein ꝛc. Auch spielt in frommen Stiftungen der genannten Grafengeschlechter der Name Bertha eine Rolle und läßt sich hier, wie anderswo auf die mütterliche Göttin Bertha zurückführen. Ich habe viel Sagenstoff

geſammelt und verglichen, wodurch dieſe Andeutungen beſtätigt werden. Doch gehört ihre nähere Erörterung nicht an dieſen Ort.

Hier am Bodenſee war ehemals der Mittelpunkt der alemanniſchen Welt. Die mehr nordwärts wohnenden Alemannen am Neckar waren ſchon unter Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich dem großen Frankenreich unterworfen worden, die im Oberland bewahrten aber noch ihre Unabhängigkeit unter dem Schutz des großen Gothenkönigs Theodorich in Italien. Man hat über die Umgeſtaltungen Süddeutſchlands in jenen merkwürdigen Jahrhunderten noch viel zu wenig nachgedacht. Als die Oſtgothen in Italien von den Longobarden verdrängt wurden und die letzteren ſich dem fränkiſchen Reiche feindſelig gegenüberſtellten, hatte bereits der große deutſche Mönch Winfried (h. Bonifacius) den welthiſtoriſchen Plan gefaßt, alle deutſchen Völker in einer Kirche zu vereinigen und dadurch den genialen Karlingern die Vereinigung derſelben Stämme auch in einem weltlichen Reiche zu ermöglichen. Wie heute noch jeder vernünftige Deutſche die Einheit unſerer großen Nation wünſchen und fördern muß, ſo war es auch damals ſchon die Pflicht und das dringende Intereſſe aller Deutſchen, zuſammenzuhalten gegen die furchtbare Macht der Muhammedaner im Süden und der Slaven im Oſten. Das nationale Intereſſe der Deutſchen fiel hier ganz mit dem chriſtlichen zuſammen. Die griechiſchen und romaniſchen Völker waren zu verderbt und ohnmächtig, um ferner das Chriſtenthum retten und erhalten zu können. Nur das ſtarke deutſche Volk vermochte das, wenn es einig war. Karl der Große führte bekanntlich den Gedanken des h. Winfried aus und gründete das große deutſche Kaiſerthum, welches alle germaniſchen Stämme umfaſſen ſollte, zugleich in einer Kirche vereint. Bei der alten Eiferſucht unter den deutſchen Stämmen, war dieſe Vereinigung zu Stande zu bringen ein nicht minder ſchwieriges Werk, als es heute die Vereinigung aller Deutſchen unter der einzig dazu befähigten Fahne des ſchwarzen Adlers iſt. Gegenüber den hartköpfigen Particulariſten, die lieber die ganze deutſche Nation zu Grunde gehen ließen, ehe ſie ihr Sonderthum opferten, brauchte

Karl der Große einsichtsvolle Patrioten und Staatsmänner, treue Freunde und Helfer, die das große Ziel der deutschen Einheit fest im Auge behielten und an dem heiligen Werke der Vereinigung aller Deutschen bauen halfen mit nie ermüdender Thatkraft.

Einen solchen Freund nun fand Karl der Große in Oberschwaben. Hier auf dem Berge Bussen, der von weiter Ferne her das Auge des Reisenden auf sich zieht, hauste Graf Gerold, der einflußreichste Mann im Lande der Alemannen. Eben hatten die Alemannen im Unterlande sich gegen das Frankenreich empört und Karls des Großen Bruder Karlmann hatte bei Cannstadt am Neckar ihre Häuptlinge, mehr als 20 an der Zahl, köpfen lassen. Einen so unvernünftigen Widerstand gegen die Unterländer leisteten damals die Oberländer dem, der die Einheit aller Deutschen wollte, nicht. Gerold trat vielmehr Karl dem Großen an die Seite, führte ihm den ganzen Heerbann der riesenhaften Allgäuer, Schwarzwälder und Schweizer Alemannen zu, erfocht an ihrer Spitze in Karls des Großen Kriegen reiche Siege, erwarb den Schwaben das Recht, in allen Schlachten des Reiches Banner voranzutragen und vermählte seine Schwester Hildegart mit seinem kaiserlichen Herrn und Freund, dem er die Treue bis in den Tod bewährte, denn er fiel ruhmvoll in einer Schlacht.

Man ersieht hieraus, welchen großen Antheil die Oberschwaben am Zustandekommen der Einheit des Reichs unter Karl dem Großen gehabt haben. Während Karl noch mit den Longobarden in Italien und den Niederländern an der Nordsee zu kämpfen hatte und ihn Slaven und Avaren von Osten her bedrohten, trat Gerold mit den Alemannen in die Mitte und wurde das wichtige Bindeglied, welches das cisrhenanische Frankenreich mit dem transrhenanischen verband. Nur auf solche Weise konnte die große Reichseinheit und Stiftung des Kaiserreichs möglich werden. Zum Lohn für diese Hingebung an die große nationale Sache erhielten die Alemannen in Karls des Großen Heere bald den ersten Rang und erlangten im neuen Reiche der Deutschen ein solches Ansehen, daß aus ihnen die Geschlechter

hervorgingen, welche die größten Throne beſtiegen und zum Theil heute noch innehaben, das kaiſerliche Geſchlecht der Hohenſtaufen, das kaiſerliche Geſchlecht der Habsburger, die königlichen Geſchlechter der Zollern und der Welfen, deren erſteres nunmehr auch ein kaiſerliches geworden iſt.

Man kann ſich denken, mit welchen Empfindungen ich ſeit der Mitte der ſechziger Jahre, wenn mich die Eiſenbahn zum Bodenſee trug, unterwegs den ſchönen Berg Buſſen betrachtete, in jenen Tagen, wo die oberländiſchen Katholiken mit den Demokraten und der Stuttgarter Regierung im Bunde zum erſten deutſchen Zollparlament nur Leute wählten, die ſich gegen die deutſchen Einheitsbeſtrebungen verſchworen hatten, nichts ſehnlicher wünſchten, als die franzöſiſche Intervention, und den Franzoſen gern das linke Rheinufer preisgegeben hätten, nur um den Nordbund unterdrückt und die Einigung der großen deutſchen Nation vereitelt zu ſehen. Und wenn ich weiter hinab zum See gelangte, an welchem einſt aller Geiſt und alle Macht des großen alemanniſchen Volksſtammes concentrirt geweſen war, ſah ich jetzt den ſchönen See und ſeine Ufer zertheilt an ſechs verſchiedene Souveräne und ſeine Dampfſchiffe unter ſechs verſchiedenen Flaggen, und welches Band der Einheit hält noch Badener, Württemberger, Baiern, Oeſterreicher, St. Galler und Thurgauer zuſammen?

Ich pflegte, wenn ich zum Bodenſee reiſte, unterwegs in Ulm bei meinem Sohn Ludwig zu verweilen, der ſeit 1853 hier in der Bundesfeſtung als Offizier lebte. Er wohnte hoch oben auf der Wilhelmsburg mit der ſchönen Ausſicht bis in die Schweizerberge. Ich hatte noch viele Bekannte in Ulm, unter denen mir Profeſſor Oſterdinger, mein College vom Landtage her, der Buchhändler Adam, gleichfalls mein Landtagscollege, Profeſſor Mauch und der gleich ſeinem Stuttgarter Vater liebenswürdige Poſtmeiſter Kübler, die angenehmſten und auch anhänglichſten waren. Ueber die Reſtauration des Ulmer Münſters wurde, ſo oft ich dort war, viel raiſonnirt, im ganzen ſah ich ſie aber doch alle Jahre rüſtig fortſchreiten. Zu meiner

großen Freude, denn ich erkannte in der seit 300 Jahren wieder aufgenommenen Arbeit am Bau unserer großen echt deutschen Kirche, einen Sieg des nationalen Princips, dem ich alle Kraft meines Lebens gewidmet hatte.

Oberhalb Ulm führt die Eisenbahn an dem schönen Schlosse Erbach vorbei. Mit dem Besitzer desselben, Freiherrn von Ulm wurde ich 1855 durch Ofterdinger bekannt und auf seine alte Burg eingeladen, die imposant vom Berge auf die weite Ebene hinabschaut und damals noch ganz so erhalten war, wie sie im Mittelalter gebaut wurde. Man trat durch das große Thor in eine weite Halle, welche ringsum mit den prachtvollsten Hirschgeweihen verziert war. Nachdem ich die breite Treppe emporgestiegen war, fand ich im Innern die alterthümlichsten Säle und Zimmer alle reich und geschmackvoll modern meublirt. Einer der wohnlichsten Landsitze die ich kennen gelernt habe. Aber der alte Freiherr starb und das Schloß kam in andere Hände.

Ist man auf der Eisenbahn über Biberach hinausgefahren, so sieht man links das Dorf Essendorf. Hier wohnte Pfarrer Werfer, Neffe des allbeliebten Verfassers von Jugendschriften, Christoph von Schmid. Von ebenso liebenswürdiger Humanität wie sein Oheim gab Werfer dessen Schriften und Lebensgeschichte heraus, wie auch mehrere eigene erbauliche und poetische Schriften. Er beschäftigte sich auch mit Malerei und beschenkte meine Tochter mit einem hübschen Oelbild vom Bodensee. Als ich einmal in Essendorf bei ihm übernachtete und ohne mich viel umzusehen müde zu Bette ging, erwachte ich am andern Morgen unter einer großen Menge von Crucifixen, Heiligenstatuen und Gemälden, die ich jetzt erst beim Licht der Morgensonne erkannte.

Die Umgebungen des Bodensees sind auf der Nordseite deshalb anziehender, weil man über dem See den schönen Anblick der Alpen hat, während die Nordseite selbst niedriger und weniger interessant ist. Den ganzen See überblickt man am besten von den Höhen über Friedrichshafen aus, insbesondere auf dem Kirchhof von Berg. Von

hier aus ſah ich einmal nach einem Gewitter auf eine Entfernung von wenigſtens drei Stunden einen fabelhaft breiten Regenbogen mitten auf dem See ſtehen und durch ſeine prächtigen Farben ein Segelſchiff hindurchfahren.

Oefter brachte ich im Frühjahr und Herbſt einige Tage in Ueberlingen am untern See zu. Dieſe kleine Reichsſtadt hat noch ſehr viel Alterthümliches, und die Ausſicht von den verſchiedenen Höhen über der Stadt iſt ſehr empfehlenswerth. Ich ſah einmal von hier aus, ebenfalls nach einem Gewitter, die Tiroler Gebirge trotz ihrer großen Entfernung in ihren übereinanderliegenden Reihen in den ſchärfſten und klarſten Conturen. Ueber der Stadt liegt ein Kirchhof mit hübſchen Bäumen. Ehe ich ihn bemerkte, ſah ich einmal reizende Kinder ein paar noch kleinere in einem Wägelchen fahren, liebkoste ſie und frug ſie, wohin ſie außerhalb der Stadt führen. „In Gottesacker ini“ antwortete das älteſte Mädchen mit holdſeligem Lächeln. Hier iſt der Kirchhof Spielplatz der Kinder.

Nach Conſtanz kam ich weniger oft, das letztemal im Jahr 1868 mit meinem ſchleſiſchen Neffen Sikora, um mit ihm, der aus Böhmen ſtammt, den Huſſenſtein zu ſehen, wenige Tage früher, als die Czechen dort anlangten, um ihren Hus zu feiern. Dieſer Hus hatte immer etwas Fatales für mich und obgleich ich ihn, als einen Vorläufer Luthers nach der einmal auf proteſtantiſchen Schulen und Univerſitäten herkömmlichen Anſicht reſpectiren ſollte, konnte ich doch in dem wahnſinnigen Gebahren der Huſſiten nicht die Frucht eines geſunden Baumes erkennen. Durch die genauern Forſchungen ſpäterer öſterreichiſcher Gelehrten, namentlich Höflers in Prag, wurde ich belehrt, daß mein Inſtinkt mich nicht getäuſcht hatte.

Eine hübſche Partie vom Bodenſee aus bietet die Fahrt auf der Eiſenbahn nach St. Gallen dar. Von dort iſt mir noch erinnerlich, daß ich vom Freudenberg aus, der nahe bei der Stadt liegt, eine reizende Ausſicht theils auf den Säntis, theils auf den See genoß. Unterhalb des Wirthshauſes und etwas ſeitwärts lag ein Nonnenkloſter, deſſen fromme Bewohnerinnen am heißen Sommernachmittage

eben beſchäftigt waren, hoch aufgeſchürzt und mit großem Fleiße in ihrem großen Garten Heu zu machen.

Auch nach Bregenz kam ich öfter. Einmal zur Pfingſtzeit, als ich mit meinem militäriſchen Sohne Ludwig zum See reiste, entfloh ich dem großen ſchwäbiſchen Sängerfeſt in Ravensburg, wo es mir zu voll war, nach Bregenz und lud dahin auch meinen älteſten Sohn Rudolf ein, der damals zu Frauenfeld im Thurgau Profeſſor war. Am Pfingſtmorgen erſtiegen wir die Höhen über Bregenz und lagen ausruhend im Graſe, um uns an der Ausſicht über die Stadt und den See zu freuen, als ringsum die Pfingſtglocken erklangen. Ein ſchöner, heiliger Morgen. Wie erſtaunt war ich, als die Glocken des zunächſt am Berge liegenden Nonnenkloſters am längſten aushielten und intermittirend in ſo wunderbaren Tönen erklangen, wie ſie der geniale Componiſt der „Kloſterglocken“ wirklichen Glocken abgelauſcht zu haben ſchien. In dieſes Nonnenkloſter bei Bregenz kam ſpäter das ſchöne Fräulein von Berlichingen, die ich als Kind gekannt hatte.

Meine letzte Bergreiſe in der Schweiz machte ich im Jahr 1861 zu Fuß mit meiner Nichte Emma auf den Uetliberg bei Zürich an einem heißen Tage und zu Mittag, ſo daß ich diesmal mein Alter ſpürte und, zwar immer muthig, doch erſchöpft oben ankam. Oben auf dem Berge war eine heimelige und billige Wirthſchaft, in der wir über Nacht blieben. Mein Herz war ſehr bewegt von Erinnerungen. Ich ſah grade hinunter auf das große Kloſter Muri, wo ich ſo oft von Aarau aus eingekehrt war, wenn ich über Luzern in die Alpen reiste. Ich ſah das Aargau, die Kette des Jura, an deſſen Fuß ich meine ſchönſten Jugendjahre verlebt hatte.

Auch in den Schwarzwald kam ich oft. Ich wurde, wie früher erwähnt, dreimal zum Abgeordneten für den württembergiſchen Landtag gewählt, zweimal in Balingen, einmal in Tuttlingen. Von Balingen aus hatte ich ſtets die alte Ruine von Hohenzollern vor mir, was mich im Jahr 1831, als ich hier zum erſtenmale gewählt war, ſchmerzlich an Preußen erinnerte. Wer hätte damals geglaubt, daß vierzig Jahre ſpäter das alte Neſt der ſchwarzen Adler ſich wie

das des Phönix verjüngen und als neuerbaute prächtige Burg ſeine ſchönen Mauern und Thürme gegen den Himmel erheben würde, und daß Schwaben, damals noch ſtark mit Rheinbundsgeiſt erfüllt, wieder einen deutſchen Kaiſer und zwar aus ſchwäbiſchem Geſchlecht erleben würde? Eine der nächſten und ſchönſten Partien nach dem Schwarzwald, die man von Stuttgart aus macht, iſt die ins Thal der Nagold über Calw nach Kloſter Hirſau und nach den Bädern Liebenzell und Teinach. In erſtgedachtem Bade, welches 1844 meine Frau benutzen mußte, brachte ich im Sommer vergnügte Tage zu. Damals hielt ſich dort auch das ſchwäbiſche Fräulein v. Gemmingen auf, welches kurz vorher meinen frommen Landsmann, Profeſſor Tholuck in Halle, geheirathet hatte, ein munteres und liebenswürdiges Weſen. Zwei Jahre ſpäter weilte ich über einen Monat lang bei den Ausgrabungen alemanniſcher Gräber in Oberflacht im Thale zwiſchen den beiden merkwürdigen Bergen Lupfen und Karpfen. Im folgenden Jahre machte ich einen Ausflug nach Rottweil, um das hier aufgefundene große und außerordentlich ſchöne altrömiſche Moſaikbild (Orpheus unter den Thieren) durchzeichnen zu laſſen, wie wir es nachher in den Jahresheften des württembergiſchen Alterthumsvereins haben abbilden laſſen. Auf der Rückreiſe führte mich der Weg durch den Schönbuch, den großen Wald, der damals in noch nie geſehener Pracht blühte, denn nicht nur die Buchen, ſondern auch die Fichten und Tannen, ſtanden gleichzeitig in voller Blüthe und ſtreckten wunderſchön, beſonders alle Nadelholzbäume ihre gelben und rothen Blüthenzapfen wie Kerzen an Weihnachtsbäumen gen Himmel. Ich habe nie wieder einen gewöhnlichen Wald in ſo ungewöhnlicher Pracht geſehen.

Im eigentlichen Schwarzwald, wo er am höchſten wird und ins Rheinthal hinabſieht, erſcheinen als die größte Schönheit der Wälder die hohen Weißtannen, die jährlich in Flöße verbunden den Neckar und Rhein hinabgehen, um in Holland als Schiffsmaſten verwendet zu werden. Von Baden-Baden aus machte ich früher mit Ludwig Tieck, ſpäter mit Herrn v. Sydow ſehr vergnügte Ausflüge ins ſchöne Murgthal. Auch von Baſel aus mit meinem Schwiegerſohn Auberlen

nach dem reizend gelegenen Badenweiler und den Rhein entlang nach dem alten Johanniterschloß Beuggen, wo der fromme Zeller ein Schullehrerseminar und eine Rettungsanstalt für Kinder leitete.

Die beiden Kriegsjahre 1870 und 71 waren für mich noch die schöne Abendröthe, welche der schönen Morgenröthe von 1813 entsprach und worin mein langer Lebenstag auf herzerfreuende Weise sich abschloß. Die Hoffnungen meiner Jugend für unser großes Vaterland waren in Erfüllung gegangen, und ich folgte den Ereignissen des Krieges mit dem doppelten Interesse des alten Patrioten und des Geschichtschreibers.

Zwei meiner Söhne haben an dem Kriege theilgenommen. Ludwig, der Hauptmann, machte gleich im Beginn des Krieges die Expedition in den Schwarzwald unter Oberst v. Seubert mit. Schon am Mittag des 1. August rückte er mit seiner Kompagnie durch das Höllenthal bis Freiburg vor und streifte am 2. und 3. August rheinaufwärts zwischen Breisach und Neuenburg. Zu gleicher Zeit rückte Oberst v. Seubert mit zwei Kompagnien durch das Wiesenthal gegen Basel und Hüningen, und zwei weitere Kompagnien unter Major Sonntag zogen über den Kniebis durch das Renchthal nach Kehl. Durch eingehende Rekognoszirungen der vorhandenen Rheinübergangsstellen, durch häufige Abgabe von Signalen, Anzünden von nächtlichen Lagerfeuern, sowie durch unaufhörlichen raschen Ortswechsel suchte dieses kleine Detachement jenseits des Rheins glauben zu machen, es handle sich hier um einen projektirten Uebergang größerer Truppenmassen.

Wie sehr diese Demonstrationen ihren Zweck erfüllten, geht aus den Berichten der französischen Zeitungen jener Zeit hervor. Auch auf den Gang der Schlacht bei Wörth waren dieselben nicht ohne Einfluß, indem dem Marschall Mac Mahon von Seiten des VII. französischen Armeekorps (General Felix Douai) nicht diejenige Unterstützung zu Theil wurde, die ohne die genannten Vorgänge im Schwarzwald hätte geleistet werden müssen.

Anfangs wurden diese württembergischen Truppen im Badischen

mit Jubel empfangen und gereichten der geängsteten Bevölkerung zu großem Troste. Als aber Schlag auf Schlag die großen Siege der Deutschen im Elsaß aufeinander folgten, und die Franzosen über die Vogesen zurückgeworfen waren, änderte sich die Haltung wenigstens der badischen Beamten auffallend, und als Oberst v. Seubert den Rhein überschreiten wollte, um die Verbindung zwischen Straßburg und Südfrankreich zu unterbrechen, wurde das Detachement nach Stuttgart zurückbeordert. Wie man sich damals zuflüsterte, war der alte badische Neid wieder einmal ins Spiel gekommen, und sollen die Badener besorgt haben, württembergische Truppen möchten sich an der Eroberung des Elsaß betheiligen, die sie sich gerne allein vorbehalten hätten.

Das 6. württembergische Infanterieregiment, bei welchem mein Sohn stand, wurde zwar am 8. September nach Frankreich nachgeschickt, es wurde aber nur im Rücken der siegreichen Armeen im Etappendienst verwendet.

So hatte dieser Sohn zwar manche Mühe und Plage, besonders auf den Streifzügen gegen die Francstireurs, konnte aber in diesem ganzen herrlichen Kriege keinem einzigen Gefechte anwohnen. Indessen war ihm der Aufenthalt in Frankreich doch vielfach interessant, und fand derselbe besonders unter dem Landvolke noch ganz gesunde Ansichten.

Mein jüngster Sohn Adolf, Oberlieutenant und Regimentsadjutant im 1. Infanterieregiment, hatte mehr Glück, indem er einer Feldbrigade zugetheilt war und während der Belagerung von Paris den blutigen Doppelkampf bei Champigny und Villiers mitmachte, in welchem 4000 Württemberger, nur von den Sachsen und zuletzt noch von den Pommern unterstützt, die ihnen mehr als zehnfach an Zahl überlegenen Franzosen, die unter General Ducrot einen großen Ausfall machten, aufs heldenmüthigste, aber auch mit schweren Verlusten zurückschlugen. Meinem Sohne wurde das Pferd unter dem Leibe von mehreren Chassepotkugeln tödlich getroffen, er selbst kam mit einem unbedeutenden Prellschuß davon. Sein Oberst, der liebens-

würdige Berger, wurde ſchwer verwundet und ſtarb bald darauf. An den Reſt des tapfern Regimentes wurden viele eiſerne Kreuze vertheilt, und auch mein Sohn trug das ſeinige auf der Bruſt, als er heimkehrte.

Er war auch mit bei der Schlacht von Sedan und ſchrieb mir damals, ſein Regiment habe neun Tage lang bei den Gewaltmärſchen und mangelhafter Nahrung in Feindesland und in ſchlechtem Wetter große Strapazen ausgeſtanden, aber die Hoffnung auf einen großen Sieg und ſchließlich die wirkliche Gefangennehmung eines Kaiſers mit 80,000 Mann habe alle Mühe vergeſſen gemacht.

Mit den Einwohnern kamen unſere Krieger in Frankreich ziemlich gut aus. Die Franctireurs wagten ſich nicht recht heran. Widerſpenſtige Magiſtrate gaben gehörigen Drohungen immer bald nach. Hin und wieder äußerten gebildete Franzoſen und ſelbſt Bauern im Vertrauen, ſie verwünſchten den Krieg und hätten die Deutſchen achten lernen. Häufig betonten ſie den Contraſt zwiſchen der geſunden, kräftigen und ſtrammen deutſchen Race, und dem ſaloppen Weſen, der kleineren Figur, ſchwächlichen Geſtalt und leidigen Corruption ihrer Landsleute. Wir ſind nicht ſo liederlich als eure Leute, ſagte einmal mein Sohn zu einem guten alten Mütterchen, das ſeine Leute bewundert hatte. Da nickte das Mütterchen mit dem Kopf und ſagte: Ja freilich, freilich, daran liegts!

VI. Letzte politiſche Thätigkeit.

Nach Beendigung der Stürme von 1849 und dem kläglichen Tage von Olmütz kehrte mit dem Bundestage auch der alte faule Frieden wieder, und man mußte wieder für lange Zeit alle Hoffnungen für Deutſchland aufgeben. Man hätte von den jüngſten Erfahrungen, die man gemacht hatte, etwas lernen können, aber man lernte nichts. Preußen hatte ſich zu Olmütz ſelbſt entwaffnet und das deutſche Nationalintereſſe auch gegenüber von Dänemark der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Politik zum Opfer gebracht. Oeſterreich glaubte das Rad der Zeit nun ganz gemächlich wieder rückwärts drehen und die Völker wieder mit Abſolutismus und Concordat knechten zu können. In den Mittelſtaaten war der Particularismus zum zweitenmal, wie 1813, ſo jetzt wieder 1850 von Oeſterreich beſchützt worden und mußte ſich demſelben dankbar und anhänglich bezeigen, damit jeder etwa wiederholte Verſuch, ihnen ihre kleinen Souveränetäten zu beſchneiden und Deutſchland unter der Hegemonie Preußens zu vereinigen, vereitelt werde.

Oeſterreich erhielt dadurch in Deutſchland ein bedeutendes Uebergewicht und machte ſich trotz Abſolutismus und Concordat doch populär durch ſein Auftreten gegen Rußland, während Preußen ſich immer noch von Rußland ins Schlepptau nehmen ließ. Ich konnte mich umſoweniger mit der öſterreichiſchen Politik verſöhnen, als ſie ſchon während der Kriege gegen den großen Napoleon und auf dem Wiener Congreß im öſterreichiſchen Sonderintereſſe das große deutſche Nationalintereſſe mißachtet und verrathen, jetzt durch Herſtellung des elenden Bundestags dieſen Verrath wiederholt und es ſogar ganz ernſtlich darauf angelegt hatte, einfach zum alten habsburgiſchen Syſtem der Völkerverdummung und Völkerknechtung mittelſt deſpotiſcher Regierung im Bunde mit dem Papſtthum zurückzukehren, zu

jener für Deutſchland ſo unglückſeligen Politik, die das deutſche Reich ſchon ſeit einem halben Jahrtauſend dem romaniſchen Einfluß preisgegeben hat. Allein ich konnte doch nicht billigen, daß man im Sinne der einſt in der Paulskirche herrſchenden Partei Oeſterreich von Deutſchland ganz ausſchließen wollte. Hier durfte der Bibelſpruch: „Wenn dich ein Glied ärgert, ſo ſchneide es ab“ keine Anwendung finden, denn eine große Nation darf keines ihrer Glieder aufgeben. Wenn ſich auch ein Glied feindlich gegen die andern ſtellt, ſo bleiben ſie doch alle Glieder deſſelben Leibes, und man muß eben abwarten, bis ſie ſich wieder in den natürlichen und geſunden Organismus des Ganzen ſchicken werden. Ich liebte das deutſche Oberland und die kerndeutſchen Stämme in den Alpen von Tirol, Salzburg, Steiermark. Ich hielt es im Intereſſe Geſammtdeutſchlands für unerläßlich, den Hafen von Trieſt am Mittelmeer zu haben, und hielt die deutſche Race für vollkommen berechtigt, unter den barbariſchen Völkern an der untern Donau zu germaniſiren. Ich hielt die Donau unbedenklich für einen deutſchen Strom, der bis an ſeine Mündung deutſch werden müſſe, und zwar nicht blos im deutſchen, ſondern überhaupt im Intereſſe der Humanität und Civiliſation, welches die barbariſchen Völkerſchaften im Oſten niemals allein haben fördern können, wozu ſie vielmehr ſtets einen ſtarken germaniſchen Zuſatz gebrauchten. Auch kann den barbariſchen Ruſſen nicht wohl die Civiliſirung Aſiens anheimgeſtellt werden, denn ſie haben das Zeug, den Geiſt, die Gewiſſenhaftigkeit nicht dazu, ſie können andere Völker nur unterdrücken, aber nicht civiliſiren und veredeln. Dieſes unſer Recht iſt mir nie zweifelhaft geweſen. Ich finde in meinen Papieren noch ein Lied, das ich ſchon vor vierzig Jahren dichtete und hier mittheilen will:

Auf der Donau.

O wogiger Donauſtrom
Wallend ins ſchwarze Meer,
Was du einſt werden ſollſt,
Ich künd' es lang vorher.

Frei ſollſt du werden, frei
Und brechen jedes Band,
Was deinen Lauf hielt ein
Und ſperrte Land von Land.

Europas Lebenspuls,
Der unterbunden lag,
Du brichſt dich endlich durch
Mit ſtarkem Herzensſchlag.

Du brichſt das Eiſenthor
Der hohen Pforte ein,
Dein Waſſer will nicht mehr
Des Halbmonds Spiegel ſein.

Du brichſt am ſchwarzen Meer
Der Ruſſen Schanzen ein,
Deine Welle will nicht mehr
Vom Czaar geknutet ſein.

Kein andres Ziel gibt's hier,
Als vorwärts ſtolz und keck.
Du öffneſt uns und wir —
Wir öffnen dir den Weg.

Von deiner Quelle ſteigt
Das deutſche Volk herab
Und mißt ſein heilig Reich
An deiner Strömung ab.

Indem ich nur immer das deutſche Geſammtwohl ins Auge faßte, mußte ich die Politik Oeſterreichs im Krimkriege billigen und ſchrieb in dieſem Sinne 1854 eine Flugſchrift „die Aufgabe Preußens" worin ich Preußen dringend ermahnte, die Gelegenheit nicht zu verſäumen, ſondern ſich an Oeſterreich und die Weſtmächte anzuſchließen, um Rußland ſo weit zu ſchwächen und zurückzudrängen, daß es Deutſchland nicht ſo leicht mehr gefährden könne. Rußlands Macht war ungeheuer angewachſen und uns furchtbar nahe gerückt. Schon hatte es uns die deutſchen Oſtſeeprovinzen entriſſen und ſich Polens bemeiſtert,

von wo aus sein Festungsviereck an der Weichsel Berlin und Wien zugleich nahe bedrohte. Grade damals wollte die russische Intrigue uns auch der deutschen Elbherzogthümer berauben und im dänischen Gesammtstaat aufgehen lassen, wodurch es sich, da Dänemark sein Vasall war, vollends der Ostsee bemeistern wollte. Es war die höchste Zeit, dem Vorrücken Rußlands eine Schranke zu ziehen, und die große Allianz gegen Rußland im Krimkriege bot dazu die günstigste Gelegenheit. Aber Preußen blieb neutral, denn es mißtraute, allerdings mit Recht, der österreichischen und französischen Freundschaft. Aber wenn Preußen mit voller Energie in den Kampf eingetreten wäre, hätte es damals schon eine unwiderstehliche Macht entfalten können, wie nachher 1866 und 1870.

Meine Flugschrift fand kein Gehör. Man darf wohl annehmen, wenn Preußen mit Oesterreich am Krimkriege theilgenommen hätte, so würde nicht nur Rußland gründlicher besiegt, sondern auch Frankreich abgehalten worden sein, fünf Jahre später über Oesterreich herzufallen. In beiden Fällen litt das Gesammtinteresse Deutschlands Schaden.

Nachdem 1852 die guten Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Stuttgart wiederhergestellt waren, kam als neuer preußischer Gesandter Graf v. Seckendorf nach Stuttgart, ein so ehrenwerther Mann, daß man von ihm sagte, es sei noch nie ein unreines Wort über seine Lippen gekommen. Obgleich ich nun in meiner Flugschrift „die Aufgabe Preußens" der Berliner Politik Vorwürfe gemacht hatte, und die Kreuzzeitungspartei, die es mit Rußland hielt, mich deshalb angriff, auch die preußische Regierung selbst den mit mir gleich denkenden Kriegsminister v. Bonin entließ und Rußland Vorschub leistete, ohne sich eine Gegenleistung auszubitten, und ich mich demnach als eine persona ingrata in Berlin betrachten mußte, bewies mir doch Graf v. Seckendorf die ungenirteste Freundschaft und Aufmerksamkeit.

Auch sein Gesandtschaftssekretär, Herr v. Magnus, kam mit mir in freundschaftliche Berührung und hinterließ mir, als er nach Brüssel versetzt wurde, die fernere Sorge für einen armen Gold-

arbeiter, den er auf ſeine Koſten ins Wildbad geſchickt hatte, ob er dort vom Beinfraß geheilt werden könne. Mit dem Gelde, welches mir Herr v. Magnus hinterließ, und welches ich in Gemeinſchaft mit der Gräfin v. Zeplin, geb. Maucler bei andern Menſchenfreunden ſammelte, konnte ich den armen Leidenden noch den folgenden Sommer im Wildbad und zwei Winter in Stuttgart unterhalten. Magnus heirathete in Stuttgart die liebenswürdige Tochter des ruſſiſchen Geſandten in London, ein Fräulein von Brunnow, hat ſie jedoch bald durch den Tod verloren. Ich correſpondirte noch einige Zeit mit ihm, um ihm über unſern gemeinſchaftlichen Pflegling zu berichten. Dann hörte ich lange nichts mehr von ihm, bis die Zeitungen meldeten, mit welcher Treue und Aufopferung er als preußiſcher Geſandter in Mexiko den Kaiſer Maximilian zu retten geſucht hatte. Ich kannte von früher her ſeinen Edelmuth und freute mich daher ſehr über die würdevolle, großmüthige und herzliche Art, wie er Preußen in der neuen Welt vertrat. Er fiel in Folge ſeiner Anſtrengungen in Queretaro in eine ſchwere Krankheit, kehrte im folgenden Jahr 1868 nach Europa zurück und beſuchte mich mit ſeinem holden Töchterchen in Stuttgart. Aus ſeinem Munde erfuhr ich nun gar Vieles über die Vorgänge in Mexiko, was mir von hiſtoriſchem Intereſſe war. Am meiſten überraſchte mich eine Notiz in Betreff der unglücklichen Kaiſerin Charlotte. Die ſchwärmeriſche Liebe nämlich, welche dieſe junge Dame für ihren Gemahl hegte, ſoll von demſelben nicht erwidert worden ſein.

Wenige Monate nach dem Beſuch des Herrn von Magnus erhielt ich im Sommer 1868 mehrmals Beſuche von dem ſogenannten Pater oder Abbé Fiſcher, der eine ſo bedeutende Rolle in Mexiko geſpielt hatte. Als Proteſtant in Württemberg geboren, war er nach allerlei Schickſalswechſeln und Abenteuern nach Mexiko gekommen, dort katholiſch und Pfarrer geworden. Die Zeitungen wußten viel von der Wirkſamkeit Fiſchers in der klerikalen Partei auf einer Sendung nach Rom und am Hofe Maximilians zu reden, meiſt in einem für ihn ſehr ungünſtigen Sinne. Ich war jedoch geneigt, ihn zu

entſchuldigen, weil doch Alles, was man ihm vorwarf, ſich darauf beſchränkte, daß er von Anfang bis zu Ende im Intereſſe der Kirche gehandelt hatte. Das war nun freilich in den Augen der liberalen Preſſe ſchon an und für ſich ein Verbrechen. Allein die klerikale Partei in Mexiko war die geweſen, die allein dem franzöſiſchen Kaiſer Muth gemacht hatte, in Mexiko zu interveniren, die allein den Erzherzog Maximilian zum Kaiſer ausgerufen hatte, auf die allein ſowohl die franzöſiſche Expedition als Maximilian ſich ſtützen und verlaſſen konnte. Alſo iſt nicht Fiſcher anzuklagen, der das Band, welches die aus Europa herbeigerufenen Franzoſen, Oeſterreicher und Belgier mit der klerikalen Partei in Mexiko verknüpfte, als ein natürliches anſah und nicht gelöſt wiſſen wollte, ſondern nur die verdienen Vorwürfe, welche Maximilian riethen, ſich von ſeinen einzigen Freunden zu trennen und mit der liberalen Partei zu experimentiren. Fiſchers Perſönlichkeit war anſprechend. Ein großer, ſtattlicher Mann, verband er Ruhe und Würde mit einem ſcharfen Verſtande, ſo daß ich gleich begriff, warum er ſo viel Einfluß auf Maximilian hatte gewinnen können.

Beiläufig ſei bemerkt, daß mir auch in Bezug auf Portugal, durch Herrn Saraiva, einen in England ſich aufhaltenden Portugieſen, eine große Menge in verſchiedenen engliſchen Blättern niedergelegte Berichterſtattungen über die innern Zuſtände Portugals ſeit dreißig Jahren zugeſchickt wurden, in denen die groben Verunſtaltungen der Wahrheit, welche ſich die engliſch-franzöſiſche Preſſe hatte zu Schulden kommen laſſen, nachgewieſen waren. Was man auch über das Zurückgebliebenſein der Portugieſen in der Cultur ſagen mag, ſo iſt doch gewiß, daß Dom Miguel dort die nationale Sache vertrat, während ſein Bruder Dom Pedro nur das Werkzeug engliſcher und franzöſiſcher Intriguen war und die liberale Preſſe von faſt ganz Europa ohne alle Kritik dieſen Intriguen zur Verfügung ſtand.

Graf Seckendorf wurde auf den Geſandtſchaftspoſten nach München verſetzt, wo er bald darauf geſtorben iſt. In die Zeit ſeines Aufenthalts in Stuttgart fiel auch der des franzöſiſchen Geſandten

Marquis von Ferrières, mit dem ich sehr bekannt wurde, und seiner frommen Gemahlin, von der ich an einem andern Orte gesprochen habe. Auch der russische Gesandte v. Titoff suchte mich damals eine Zeitlang auf, aus keinem andern Grunde, als weil er überhaupt sehr wißbegierig war und mich um vieles zu fragen hatte. Er war ein sehr angenehmer und gebildeter Mann, und seine damals noch unverheirathete Tochter, die ich mehrmals zur Tafel führte, sehr liebenswürdig. Allein mit gegenseitigem Einverständniß lösten wir unsere Verbindung leise wieder auf, denn ich konnte als ein so offner Gegner der russischen Politik, wie ich es war, gegen einen russischen Gesandten die Artigkeit nicht übertreiben.

An die Stelle des Herrn von Magnus als Gesandtschaftssekretär war Herr von Zschock getreten, den der verstorbene General von Radowitz in die Diplomatie eingeführt hatte, eine redliche, treue Seele, eine tüchtige Arbeitskraft, aber von heftigem Temperament und leicht mißtrauisch, so daß ich oft seinen Unwillen mäßigen mußte. Er sah dann immer ein, daß ich Recht hatte und es wohl mit ihm meinte, wie denn auch sein Unwille immer nur edle, männliche und patriotische Motive hatte.

Der folgende preußische Gesandte am Stuttgarter Hofe war ein Herr v. d. Schulenburg, der mir viele Liebe bewies. Er erzog seine Kinder sehr gut, indem er sie nicht verweichlichen ließ, wie es in so vielen andern adeligen Häusern geschieht. Sein zweiter Sohn Richard, ein fünfjähriger Knabe, das schönste Kind, das man sehen konnte und von eben so gutem Herzen, war mein Liebling, und ich bewahre noch die Photographie auf, in der Buchner seine kindliche Schönheit verewigt hat. Die Familie verließ Stuttgart nach wenigen Jahren wieder, um nach Dresden überzusiedeln. Hier fand ich Herrn v. d. Schulenburg 1866 auf dem preußischen Gesandtschaftsposten wieder. Vier Jahre früher war Herr von Savigny, der Sohn des berühmten Juristen und Ministers, preußischer Gesandter in Dresden gewesen und hatte mich, als ich zur Hochzeit meines ältesten Sohnes dorthin reiste, zu sich eingeladen. Hier fand ich auch

den sächsischen Präsidenten von Langenn, einen gelehrten und sehr liebenswürdigen Greis, mit dem ich schon öfters Briefe gewechselt hatte. Im Familienkreise des Herrn v. Savigny lebte noch seine geistreiche und trotz ihres Alters ungemein lebendige Mutter. Seine Gemahlin aber war die sanfte und gütevolle Schwester der damals noch unvermählten Gräfin Freda, die ich im Hause Schulenburg in Stuttgart kennen gelernt und die viele Aufmerksamkeit für mich gehabt hatte. Beide Schwestern waren Töchter des reichen Grafen von Arnim-Boitzenburg, Minister im Jahr 1848, mit dem ich im Schlosse zu Berlin eine interessante Unterredung hatte. Die hochgewachsene feurige Freda glich einer Amazone, welcher kein Mann würdig genug zu sein schien. Eine kühne Reiterin und Jägerin war sie zugleich geistvoll und in der Literatur bewandert.

Der nächstfolgende preußische Gesandte in Stuttgart war ein Herr von Canitz, von sehr ruhigem Temperamente. Seine Gemahlin, eine Holländerin von imponirender Größe und doch lieblichen Zügen, stritt zuweilen mit mir, wenn ich den Holländern nicht genug Anerkennung zollte. Auch die Gemahlin seines Nachfolgers, des Herrn von Rosenberg, war eine große Gestalt, mit offenem Blick großer blauer Augen, lebhaft und angenehm. Ich machte überhaupt die Wahrnehmung, daß sämmtliche Damen der preußischen Gesandten, die ich nach und nach kennen lernte, sehr liebenswürdig waren. Unter allen aber widmete mir die Gräfin Seckendorf, welche nach dem Tode ihres Gemahls in Potsdam lebte, die zuvorkommendste Güte, eine etwas corpulente Dame, von deren Zügen aber der Ausdruck jugendlicher Schönheit nicht weichen zu wollen schien.

Im Sommer 1858 lernte ich den Doctor Fischer, resignirten Statthalter von Oberösterreich, kennen. Er suchte mich auf, und wir wurden bald näher befreundet. Er brachte den Sommer über mit seiner Familie im Bade Cannstadt zu. Ein geborener Tiroler, ausgezeichneter und wohlhabender Advocat, war er durch das Vertrauen des Volks 1848 in die Reichsversammlung gewählt worden, wurde bald auch eine Vertrauensperson des Ministeriums und der

kaiſerlichen Familie und erhielt in jenen ſchwierigen Zeiten das Amt des Statthalters in Oberöſterreich, welches er erſt unter dem Miniſterium Schwarzenberg wieder aufgab. Ein echter und ſchöner Tiroler vereinigte er mit der Biederkeit und Frömmigkeit dieſes Volksſtammes reiche Kenntniſſe, einen ſcharfen Verſtand, große Lebenserfahrung und feine Formen. Er war über die Dinge und Perſonen in Oeſterreich genau unterrichtet und beurtheilte ſie ohne Vorurtheil und ohne Gehäſſigkeit, indem er maßvoll und beſonnen immer das Ganze und die Zukunft im Auge behielt, fern von Leidenſchaft und auch fern von Illuſionen. Er hatte gehandelt, wo er etwas nützen konnte, ſich aber zurückgezogen, als er es nicht mehr konnte, ſich indeß ein freies Urtheil vorbehalten, immer bereit, ſich dem Dienſt des Vaterlandes wieder zu widmen, wenn es ſeiner bedurfte. Ich gewann ihn ſehr lieb, wir ſahen uns faſt täglich und machten zuſammen viele kleine Partien. Er zog im Winter nach Freiburg im Breisgau.

Im Laufe jenes Winters wurde mir ein Prozeß angehängt. Ich hatte nämlich in meinem Literaturblatt aus Anlaß eines übertriebenen Lobes, welches dem damals längſt verſtorbenen Heinrich Zſchokke geſpendet war, an die ſchlechte Rolle erinnert, die derſelbe zur Zeit Napoleons und des Rheinbunds geſpielt hat. Es iſt allbekannt, daß er damals von Montgelas in Bayern bezahlt war und daß er in Flugſchriften und Zeitungsartikeln das Intereſſe Napoleons und des Rheinbundes gegenüber allen patriotiſchen Regungen verfocht, wie er denn auch ein eigenes Buch für Napoleon gegen die Spanier ſchrieb, um den Eindruck abzuſchwächen, den die ſpaniſche Volkserhebung gegen die Franzoſenherrſchaft bei den gegen dieſelbe Herrſchaft tief erbitterten Deutſchen zu machen anfing. Zſchokke pries Napoleon als den großen Reformator und Befreier Deutſchlands mit kriechender Schmeichelei. Die Erinnerung an dieſe ſeine Wirkſamkeit hielt ich nun der oben erwähnten Lobpreiſung entgegen und wies namentlich darauf hin, daß ſein notoriſcher Vaterlandsverrath kein uneigennütziger geweſen ſei. Nun hat aber der Scharfſinn des berühmten Rechtslehrers Wächter, als derſelbe noch Kanzler in Tü-

bingen und Mitglied der württembergiſchen Ständeverſammlung war, in das neue württembergiſche Strafgeſetzbuch einen Paragraphen hineingeklügelt, wonach Ehrenkränkungen Verſtorbener ſo gut wie Lebender ſtraffällig ſein ſollen. Ich ſcherzte mit meinem Freunde, dem witzigen Freiherrn Fritz von Berlichingen, er ſolle mich verklagen, weil ich ſeinen directen Ahnherrn, den berühmten Götz von Berlichingen, einen gemeinen Raubritter genannt habe. Wenn auch Götz ſchon 300 Jahre im Grabe liege, ſo werden die württembergiſchen Gerichte dennoch die Klage annehmen.

Die Familie Zſchokke in Aarau hatte Wind von dieſem Geſetzesparagraphen bekommen und Advocat Hölder in Stuttgart gab ſich dazu her, in ihrem Namen eine Klage gegen mich anzubringen. Da ich geſagt hatte, Zſchokke habe ſich beſtechen laſſen, dieſe Behauptung aber natürlich durch die Vorlage ſeiner Quittungen nicht beweiſen konnte, mußte mich das Gericht verurtheilen. Eine Ehrenkränkung hatte wirklich ſtattgefunden, und das Geſetz erlaubte, wenn ſie ſich auch auf eine längſt vergangene Zeit und auf einen längſt verſtorbenen Mann bezog, dieſelbe zur Unterſuchung und Strafe zu ziehen. Ich hätte mich daher nur über das Geſetz beſchweren können, nicht über die Richter, die darnach verfahren mußten. Ich wurde zu acht Tagen Feſtungsſtrafe auf dem Hohenasperg verurtheilt, verſchmähte, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine Begnadigung nachzuſuchen und brachte im Anfang März 1859 acht Tage auf dem Asperg zu. Indem ich die Feſtungsfreiheit genoß, dictirte ich des Morgens einem Schulmeiſter die Novelle, mit der ich mich damals grade beſchäftigte, und bekam Mittags und Nachmittags täglich Beſuche, oft ganze Karawanen von Freunden und Bekannten. Viele ſetzten eine Ehre darein, mir die Anwendung eines unvernünftigen Geſetzes zu verſüßen und zu beweiſen, daß es keine Rheinbundgelüſte in Schwaben gäbe, wenn ich auch noch nach fünfzig Jahren dafür beſtraft wurde, daß ich einen Vorkämpfer der Rheinbundpolitik mit der Verachtung behandelt hatte, die er verdiente. Mehrere Demokraten, unter anderm der talentvolle Dichter Ludwig Seeger, ſagten mir, ſie hätten Hölder

Vorwürfe gemacht, daß er ſich zum Vertheidiger des elenden Zſchokke aufgeworfen habe, und ich erlebte neun Jahre ſpäter die Genugthuung, daß Hölder der nationalgeſinnten Partei beitrat.

Im Allgemeinen war dieſer Prozeß eine Schande für Württemberg. Einem nichtswürdigen Vaterlandsverräther wurde nach ſechzig Jahren die Ehre erwieſen, einen ehrlichen Patrioten gleichſam vor ſeinen Laren opfern zu laſſen. Das hieß mit Hamlet zu reden: Die Tugend ſollte Verzeihung flehen vom Laſter.

Der deutſche Patriotismus war damals im ſüdlichen Deutſchland noch ſehr ſchwach entwickelt und durch den Particularismus, durch die noch immer liebſamen Erinnerungen an die Rheinbundzeit, hauptſächlich aber durch den Liberalismus unterdrückt, deſſen ganze Tendenz eine franzöſiſche war. So durfte bei der Jubelfeier Schillers in Mainz der förmliche Antrag geſtellt werden, in dieſer Stadt, die er aufs ſchändlichſte an die Franzoſen verrathen und verkauft hatte, dem von Schiller ſelber verachteten Georg Forſter ein Denkmal zu ſetzen, was nur mein verewigter Freund, Profeſſor Klein in Mainz, unter vielfacher Anfechtung verhinderte. Damals hatte ſich auch der in Heidelberg hoch gefeierte Gervinus für jenen angeblich vortrefflichen Forſter erklärt und vornehmthuend bemerkt, große Männer brauchten auf ihr Vaterland keine Rückſicht zu nehmen, welches ſich nur glücklich ſchätzen müſſe, große Männer hervorgebracht zu haben.

Nur ein Tag auf dem Asperg war trübe und nur eine Nacht furchtbar ſtürmiſch. An dieſem Tage waren weniger Stuttgarter gekommen, am Abend aber traf Statthalter Fiſcher von Freiburg ein, der es ſich nicht hatte wollen nehmen laſſen, mich auf dem Asperg zu beſuchen.

Er hatte das Unglück in Freiburg ſeine Frau durch den Tod zu verlieren und ſiedelte nach Innsbruck über, wo ich ihm zur Pfingſtzeit 1860 mit meinem Sohn Ludwig den Beſuch erwiderte. Ich fand hier auch andere Tiroler Bekannte wieder, den ſanften und liebenswürdigen Profeſſor Zingerle, der ſich ſoviel Verdienſt um die Sammlung alter Sagen und Gebräuche erworben hat, den Profeſſor

und Schützenhauptmann Adolf Pichler, der in Italien mitgefochten hatte; und ich machte eine neue anmuthige Bekanntschaft an Herrn Malzschedel, Ritter von Alpenburg, der gleichfalls schöne Tiroler Sagen gesammelt hat, zugleich aber für das öffentliche Wohl unermüdet thätig ist. Insbesondere wurde seine aufopfernde Thätigkeit bei der Pflege und Versorgung der 18,000 verwundeten Oesterreicher gerühmt, die nach der Schlacht von Solferino nach Tirol gebracht wurden und, Dank der elenden Armeeverwaltung, in der hülflosesten Lage waren. Ich fand in Tirol noch denselben biedern Menschenschlag wie früher, nur hatten sich die schönen Volkstrachten stark vermindert, und Innsbruck hatte viele Neubauten und elegante Hotels erhalten. Die Stimmung war damals sehr gedrückt. Der unglückliche Krieg hatte in dem tapfern Bergvolk die bittersten Empfindungen zurückgelassen. Von der Armeeverwaltung hörte ich die größten Abscheulichkeiten im Detail von Augenzeugen. Doch knüpften sich einige Hoffnungen an den vermehrten Reichsrath, der demnächst in Wien eröffnet werden sollte. Mein Freund Fischer nahm noch eine zuwartende Stellung ein und ist erst später in den Reichsrath gewählt worden.

Im Ferdinandeum zu Innsbruck fand ich Vieles, was mir neu war. Eine schöne Gemäldesammlung, von einem Tiroler gestiftet, der lange in den Niederlanden gelebt hatte. In dem von Professor Pichler conservirten und vermehrten Naturaliencabinet ein höchst merkwürdiges Stück Porphyr, in welchem Muscheln eingeschlossen sind, viele Erinnerungen an Andreas Hofer, das große Radetzkyalbum ꝛc. Am auffallendsten war mir ein Bild, welches einen Kampf der von Pichler angeführten Tiroler Schützen in Italien darstellte. Sämmtliche Tiroler trugen auf diesem Bilde feuerrothe Kittel und eine rothe Fahne. Als ich mich darüber verwunderte, sagte man mir, die Fahne sei schwarzrothgold, die Kittel seien grün gewesen, ein Erzherzog aber habe die drei deutschen Farben mißfällig bemerkt und dieselben wegzuschaffen befohlen. Da habe der Maler des Bildes die Farben roth übermalt, um anzudeuten, daß, wenn man das Natio-

nalbewußtſein aller Deutſchen nicht aufkommen laſſen will, das Ende vom Liede die rothe Republik ſein wird.

Die Niederlagen Oeſterreichs im lombardiſchen Kriege ſchlugen die Hoffnungen und den Uebermuth der Abſolutiſten und Klerikalen nieder. Nothgedrungen mußte die k. k. Regierung wieder wie 1848 die Unzufriedenheit der Völker durch den Scheinliberalismus zu beſchwichtigen ſuchen, wieder einen Reichstag einberufen und eine Verfaſſung geben. Um dieſelbe Zeit ſtarb der gute König von Preußen, und ſein Nachfolger, von ungleich mehr Energie und trefflich berathen von Bismarck, beſchloß das tiefgeſunkene Anſehen deutſcher Nation wieder herzuſtellen unter Preußens Führung, nachdem es unter öſterreichiſcher Führung ſeit dem Wiener Congreß ſyſtematiſch verſcherzt worden war. Der einfache und natürliche Grundgedanke König Wilhelm I. war, zur deutſchen Politik Preußens von 1813 zurückzugreifen, und er brauchte ſogleich das einzig richtige Mittel dazu, die Heeresreorganiſation unter dem Kriegsminiſter von Roon.

Dieſe für Deutſchland ſo nothwendige, von mir, wie von den leider nur zu Wenigen, in denen die Begeiſterung von 1813 niemals abgekühlt worden war, lange und heiß erſehnte Wiedergeburt einer geſunden deutſchen Nationalpolitik, wurde aber von den theils verblendeten, theils beſtochenen Parteien in den Kammern und in der Preſſe nur mit Mißtrauen und Groll begrüßt. Die Mehrheit der Zeitungsleſer, die liberalen Philiſter, ließen ſich von den Fortſchrittsmännern in Preußen ſelbſt überreden, der König ſei das Werkzeug Rußlands, Bismarck wolle an der Spitze der Junkerpartei die Verfaſſung vernichten, und die Verſtärkung der Armee habe keinen andern Zweck, als die Rechte des Volks zu unterdrücken. Das Berliner Abgeordnetenhaus ließ ſich durch ſeine fortſchrittlichen Führer in eine Art Wahnſinn hineinhetzen, daß ſie keinem Wort und keiner That des Königs und Bismarcks glaubten, wie klar und folgerichtig dieſelben auch die deutſche Politik einhielten. In dieſes Gehetze gegen Bismarck ſtimmten nun auch die Liberalen in den Mittelſtaaten ein, die überhaupt immer nur im Fahrwaſſer der franzöſiſchen Doctrinäre

geplätſchert und keinen Begriff von deutſcher Geſchichte, keinen Sinn für deutſche Nationalität hatten, wie ſie denn auch ſchon in der Paulskirche immer nur einem Freiheitsideal in den Grundrechten nachjagten und über der Freiheitsfrage die Einheits- und Machtfrage vergaßen. Am komiſcheſten nahmen ſich die Miniſter in Dresden, München, Stuttgart, Darmſtadt aus, die mit ſcheinheiligem Augendrehen den böſen Bismarck in die liberale Schule zu nehmen ſich anſtellten, während ſie ſich doch nur darüber freuten, daß die bornirten Liberalen, indem ſie gegen Preußen kämpften, grade dem Particularismus und den Rheinbundſouverainetäten dienten. Das Uebrige that der dumme, aber künſtlich genährte Haß der Süddeutſchen gegen die Norddeutſchen. Oeſterreich nahm äußerlich keinen Theil, lachte aber ſchadenfroh dazu, wie alles in Deutſchland auf Berlin losſtürmte.

Damals entſtand der ſ. g. Nationalverein und übernahm die Oberleitung der Agitation gegen Preußen. Mich dauerten die vielen Ehrenmänner, die ſich von den fortſchrittlichen Leithämmeln ſo ſchmählich dupiren ließen. Ich hatte öfter Gelegenheit, den Einen oder Andern zur Rede zu ſtellen. Aber es half nichts. Sie waren noch immer wie die Liberalen von 1830 Schwärmer für den Parlamentarismus und die grundrechtliche Schablone und glaubten dieſes franzöſiſche Flittergold vor den Raubgriffen Bismarcks ſchützen zu ſollen. Die nationale Frage begriffen ſie ſchlechterdings nicht. Ich ſprach mich auch in meinem Literaturblatt, wie in meinen Schriften zur neuern Geſchichte unumwunden über die Anmaßung aus, daß ſich ein Verein den ausſchließlich nationalen nenne, der doch nur Oeſterreich und Rußland gegen das einzig von Preußen vertretene deutſche Intereſſe diene. Als die Wirren mit Dänemark ausbrachen, war es der Nationalverein, der für den Prinzen von Auguſtenburg gegen Preußen agitirte, als ob er dazu von Oeſterreich und Rußland inſtruirt wäre. Denn nur dieſe beiden Staaten konnten dabei gewinnen, wenn der Auguſtenburger zum Beſitz der Elbherzogthümer gelangte; alsdann wäre die Mittelſtaatengruppe durch einen neuen

Mittel- oder Kleinstaat gegen Preußen verstärkt und die Entwicklung der deutschen Marine, wie sie Preußen im Sinn hatte, gehemmt worden. Die Elbherzogthümer wären ein Vorposten zugleich für Oesterreich, England und Rußland gegen Preußen und die deutsche Einheit geworden.

Die Dänen selbst waren damals durch die blinde Zuversicht auf russische und englische Hülfe zu einem solchen Trotz gegen Deutschland verleitet worden, daß sogar der deutsche Bundestag endlich Schande halber Ernst gegen sie gebrauchen mußte. Ich war vielleicht der Einzige, der damals (in meiner Flugschrift „Preußen und Oesterreich") den ganzen dänischen Conflict als unvernünftig und für beide Theile schädlich bezeichnete. Da ich immer nur das große Gesammtinteresse Deutschlands im Auge hatte, mußte ich den Dänen zurufen: Ihr seid Thoren, daß ihr euch gegen eure deutschen Stammesgenossen verhetzen laßt, mit denen ihr euch vielmehr aufs freundschaftlichste verbinden solltet, weil sie euer einziger Schutz gegen Rußland sind, was früher oder später Schweden und Dänemark eben so wird verschlingen und russificiren wollen, wie es Finnland schon verschlungen hat. Auch seid ihr Protestanten und gebildet wie wir und solltet dem Slaven- und Popenthum nicht gegen uns dienen wollen. Aus demselben Gesichtspunkt sollten nun aber auch die Deutschen die ganze Verwicklung mit Dänemark ansehen und die Dänen zu belehren suchen, nicht blos immer über sie schimpfen und den gegenseitigen Haß nähren. Meine Meinung fand, soviel ich weiß, nirgends in Deutschland Anklang. Nur ein dänischer Offizier, der mich deshalb einmal besuchte, theilte meine Ansicht und dankte mir.

Oesterreich war so klug, als Dänemark den Krieg provocirte, die Führung desselben nicht Preußen zu überlassen, sondern gemeinsam mit ihm vorzugehen, um es zu überwachen und die Lorbeern mit ihm zu theilen. Die deutschen Liberalen waren nicht so klug, Oesterreichs Absichten einzusehen. Sie wunderten und ärgerten sich, daß Rechberg auf einmal mit Bismarck Hand in Hand ging. Nach dem kurzen Kriege und unvermeidlichen Siege über Dänemark wurden sie

erſt inne, wie trügeriſch die öſterreichiſche Freundſchaft mit Preußen geweſen war, aber noch ganz von ihrem dummen Haß gegen Bismarck verblendet, dienten ſie Oeſterreich in der Agitation gegen Preußen.

Oeſterreich wollte nicht leiden, daß Preußen den Beſitz oder auch nur das ausſchließliche Schutzrecht der Elbherzogthümer und der deutſchen Marine in der Nord- und Oſtſee erlange. Nach der öſterreichiſchen Auffaſſung ſollten die Elbherzogthümer unter dem Prinzen von Auguſtenburg einen Kleinſtaat bilden, der von vorn herein feindlich gegen Preußen geſinnt, nur friſchweg in die Reihe der übrigen zahlreichen Feinde Preußens eintreten ſollte. Alle Feinde Preußens waren aber zugleich die der deutſchen Nationaleinheit. Die Agitation gegen Preußen beſchränkte ſich nicht auf Oeſterreich und die Mittelſtaaten, ſondern war auch ſogar im preußiſchen Abgeordnetenhauſe bis zum Wahnſinn gegen das Miniſterium Bismarck fanatiſirt, welches allein und zwar von ſeinem Anfang an, unentwegt, feſt und ehrlich deutſche Politik getrieben, den großen nationalen Gedanken von 1813 wieder ins Leben eingeführt hatte.

Ich ſah wieder böſe Dinge kommen und wie in früheren kritiſchen Zeiten, warnte ich auch diesmal wieder meine verirrten deutſchen Landsleute in einer Flugſchrift, die im Beginn des Jahres 1866 unter dem Titel „Preußen und Oeſterreich im Jahre 1866“ erſchien, doch nicht wieder eine neue Dummheit und ein neues Verbrechen an der eigenen Nation zu begehen. Ich konnte freilich ſo wenig wie bei früheren Anläſſen auf Zuſtimmung rechnen und war daher ziemlich überraſcht, als ich am 3. Februar ein Schreiben vom auswärtigen Miniſterium in Berlin erhielt, worin mir für meine Flugſchrift ein angelegentlicher und lebhafter Dank ausgeſprochen wurde, und mir noch am Abend desſelben Tages ein Telegramm aus Innsbruck zukam, worin die grade bei einem Feſteſſen verſammelte Mehrheit des Tiroler Landtags mir meldete, ſie bringe mir in dieſem Augenblick ein herzliches Hoch aus, weil ich mich in meiner Flugſchrift der Tiroler ſo warm angenommen habe. Auch von Prag bezeugten

mir die Deutſchböhmen ihre Sympathien. In Wien dagegen ſchäumte ein officiöſes Judenblatt ſeine ganze Wuth gegen mich aus, weil ich Norddeutſchland ſo viel Recht zuerkannt hatte als Süddeutſchland, und weil ich bedauert hatte, daß Heinrich der Löwe ſeine für die deutſche Sache ſo heilſamen Plane durch die Schuld des Kaiſers nicht habe durchſetzen können. Heinrich, bemerkte jenes Blatt, ſei als Rebell mit Recht beſtraft worden. Deutlich wurde damit geſagt, auch der König von Preußen ſei nur ein Rebell gegen den Kaiſer und verdiene beſtraft zu werden. Der württembergiſche Staatsanzeiger rechtfertigte mich zwar gegenüber dem Vorwurf, ich ſei von der großdeutſchen zur kleindeutſchen Partei übergegangen, indem er ausſprach, ich ſei noch ganz der Alte. Doch glaubte er zwiſchen den Zeilen leſen zu können, ich ziele auf die Mainlinie, oder auf eine Theilung Deutſchlands zwiſchen Preußen und Oeſterreich hin, eine ganz verfehlte Deutung, zu der in der That meine Schrift keine Veranlaſſung gab. Vom particulariſtiſchen Gewäſch anderer Blätter will ich nicht reden.

In jeder wichtigen Kriſe Deutſchlands, in der ich meine Warnungsſtimme hatte vernehmen laſſen, war regelmäßig das Gegentheil von dem erfolgt was ich angedeutet hatte. Diesmal ließ die Entſcheidung auf ſich warten. Alles war in Spannung. Die Zeitungen logen in den Tag hinein. Die Luft war voll nicht blos von unſchuldigen Zeitungsenten, ſondern von einem wahrhaft hölliſchen Geflügel boshafter Verleumdung, falſcher Anklagen, abſichtlicher Umkehr jeder Wahrheit. Es war mir nicht möglich, den eigentlichen Beſtand der Verhandlungen zu ergründen. Ich ſetzte voraus, Oeſterreich müſſe in ſeiner Noth, bei ſeinen jämmerlichen Finanzzuſtänden, beim Trotz der Ungarn und Czechen, immer aufs neue von Italien und im Hintergrunde von Frankreich bedroht, und ſeit der Kriſis in Bukareſt auch in Gefahr, daß Rußland ſeinen orientaliſchen Plan wieder aufnehme, aus allen dieſen Gründen müſſe Oeſterreich am Bündniß mit Preußen feſthalten. Wenn es mit Preußen nicht überein käme, liege vielleicht an dieſem die Schuld, ſofern es Oeſterreich zu kurz halte

und ihm nicht genug für seine Freundschaft biete. Die Zeitungen ließen darüber ganz und gar im Unklaren.

Ostern nahte heran, und da ich um diese Zeit meiner Nichte Emma, welche den Winter über nach Königshütte zurückgekehrt war, um dort eine kranke Schwester zu pflegen, entgegen reiste, um sie von Dresden abzuholen, setzte ich meine Reise nach Berlin fort, um mich dort ein wenig zu orientiren. Ich wohnte wie früher bei meinem Bruder. Der König gewährte mir am Ostersonnabend, am 31. März, eine gnädige Audienz. Ich fand ihn trotz seiner Jahre noch überaus mannhaft und frisch, eine vollkommen aufrechte und imposante Kriegergestalt, obgleich er mir sagte, er habe ziemlich oft schlaflose Nächte, weil ihn das unglückliche Zerwürfniß mit Oesterreich außerordentlich aufrege. Er wolle den Krieg nicht, aber die Rüstungen Oesterreichs zwängen ihn zu Gegenmaßregeln. Er erinnerte sich noch an unsere frühern Begegnungen und dankte mir freundlich, daß ich mich in Süddeutschland der norddeutschen Interessen mit so vieler Wärme annehme. Allein wie dringend nöthig es auch sei, daß Preußen und Oesterreich einig zusammengingen, und wie sehr er selbst es wünsche, habe doch Oesterreich eine so schroffe Stellung eingenommen, daß er auf alles gefaßt sein müsse. Als ich in meiner Unschuld von Aequivalenten und Compensationsobjecten sprach, die sich gewiß leicht finden ließen, um beide Theile zu befriedigen, sagte der König mit Achselzucken, er habe schon vor zwei Jahren Oesterreich den Besitz Venetiens zu garantiren angeboten. Oesterreich aber habe geantwortet, dazu brauche es Preußen nicht, es werde Venetien schon selber vertheidigen. Ein neues Aequivalent böten jetzt die Donaufürstenthümer dar, und er stimmte dem ganz bei, was ich vorher bemerkt hatte, daß Preußen und Oesterreich, wenn sie einig handelten, mit einer vereinigten Kriegsmacht von mehr als einer Million Bajonetten, denen noch die der übrigen Bundesstaaten sich anschließen würden, sich gegenseitige Vortheile zuschanzen und durchsetzen könnten, was sie wollten, wie sie ja auch Schleswig genommen hätten, ohne daß es Rußland, Frankreich und England zu hindern gewagt hätten. Das sei

alles richtig und vernünftig, ſagte der König, aber Oeſterreich wolle nicht darauf eingehen, denn es wolle Schleſien haben, und Schleſien werde er nimmermehr hergeben und es lieber auf das äußerſte ankommen laſſen.

Ich war nicht wenig überraſcht von dem, was mir der König ſagte, und daß grade er es zuerſt war, der mir eine Intrigue enthüllte, von der ich bisher keine Ahnung gehabt hatte. Dieſe Intrigue war jedenfalls in Paris ausgeheckt worden und ohne Zweifel war der zweite Dezember mehr der Verführer als der Verführte, denn er gewann mehr dabei und riskirte viel weniger, als Oeſterreich. Oeſterreich ſollte nämlich Venetien freiwillig gegen eine hohe Geldſumme an Italien abtreten und ſollte ihm dafür durch Frankreich der Beſitz von ganz Schleſien garantirt werden. Erſt vierzehn Tage ſpäter meldete die Weſerzeitung aus München vom 14. April, ein Mitglied der öſterreichiſchen Geſandtſchaft daſelbſt habe ſich in dieſen Tagen geäußert: „Wir geben Italien Venedig und das Feſtungsviereck, ein höchſt unſicherer Beſitz, der uns weit mehr koſtet, als er einträgt. Das preußiſch-italieniſche Bündniß wird dadurch eine Todtgeburt, und das dann endlich bis zur Adria freie Italien, das uns ſchon einmal 600 Millionen geboten, übernimmt mit Vergnügen tauſend Millionen von Oeſterreichs Schulden, und wenn Oeſterreich einen kühnen Griff in das Kirchenvermögen macht, hat es noch weitere tauſend Millionen und iſt dann in jeder Hinſicht befähigt, Preußen auf den Sand zu ſetzen.“ Unter dem 15. April las man in der Wiener „Neuen Preſſe“ ungefähr dasſelbe: „Preußen will uns der Macht und des Anhangs berauben, ohne welche unſere Exiſtenz als Großſtaat undenkbar iſt; Italien will uns nur eine Provinz entwenden, die uns erſetzt werden kann. Die europäiſche Staatskunſt hat ſchon viel darüber nachgeſonnen, uns eine Entſchädigung für Venetien auszumitteln. Eine Kriegserklärung von Seiten Preußens würde dieſes ſchwierigſte aller europäiſchen Probleme am leichteſten löſen. Dasſelbe Schleſien, welches uns durch einen Eroberungskrieg vor einem Jahrhundert entriſſen wurde, könnte als eine vollſtändige Compen-

ſation für Venetien gelten. Es handelte ſich hauptſächlich darum, den Imperator an der Seine, der unmöglich mit günſtigen Augen die kriegeriſche Aggreſſion Preußens betrachten kann, für dieſen Plan zu gewinnen.“ Die neue Preſſe war dasſelbe Blatt, das ſo heftige Wuthausbrüche über meine Flugſchrift ergoſſen hatte.

Ich hatte in meiner Flugſchrift ſo viele und große Vortheile bezeichnet, welche Oeſterreich aus dem innigen Anſchluß an Preußen erwachſen müßten, daß ich über die Dummheit und Nichtswürdigkeit derjenigen öſterreichiſchen Rathgeber, welche ſich auf jenen Tauſchplan zwiſchen Venetien und Schleſien einließen, nicht genug ſtaunen konnte, obgleich ich an eine unvernünftige Behandlung unſerer großen nationalen Fragen ſchon lange gewöhnt war. Gelang es jene Intrigue durchzuführen, und wurde Preußen geſchwächt, ſo gingen für Deutſchland nicht nur die Rheinprovinzen verloren und fiel der Reſt von Preußen gänzlich in ruſſiſche Vaſallenſchaft, ſondern es mußten auch die Elbherzogthümer unter ruſſiſch-engliſcher Vormundſchaft für das deutſche Nationalintereſſe verloren gehen. Um aber nicht von Oeſterreich verſchlungen zu werden, ließ ſich vorausſehen, daß die Mittelſtaaten unter franzöſiſchem Schutz eine Art Rheinbund erneuern würden.

In einer Unterredung, die ich mit dem Miniſterpräſidenten, Grafen Bismarck hatte, gab mir dieſer einige Notizen über die damals in Wien obherrſchende Partei. Am übelſten war er auf den Grafen Mensdorf zu ſprechen, den er den ärgſten Flaneur von ganz Wien nannte, der einzig dem Genuß lebend täglich nur zwei Stunden den Geſchäften widme und ſich blind von den preußiſchen Deſerteuren leiten laſſe, welche, nachdem ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit in Berlin nicht befriedigt worden war, nach Wien gegangen ſeien, um ſich an Preußen zu rächen, jene Häupter der ehemals preußiſchen, kleindeutſchen oder Gothaer Partei, jetzt aber Convertiten, die Gagern, Biegeleben, Meiſenbug, Wydenbrugk. Graf Bismarck drückte ſein lebhaftes Bedauern aus, daß es ihm nicht vergönnt geweſen ſei, länger mit dem Grafen Rechberg Hand in Hand die Geſchicke Deutſchlands zu lenken.

Dann würden die preußiſchen, wie die öſterreichiſchen, wie auch die geſammten deutſchen Intereſſen auf das beſte wahrgenommen worden ſein. Ich muß geſtehen, daß ich einen geheimen Zweifel hegte, ob das Verhältniß Bismarcks zu Rechberg ein gegenſeitig ſo vertrauensvolles geweſen ſei. Als ich aber wenige Tage nach meiner Rückkehr in Stuttgart mit dem Bruder des Grafen Rechberg ſprach und ihm jene Aeußerung Bismarcks mittheilte, verſicherte mich der Graf, er habe keine andere Aeußerung Bismarcks über ſeinen Bruder erwartet, denn ſein Bruder hege nicht minder große Achtung vor Bismarck, als dieſer vor ihm. Dies nebenbei. Im weitern Verlauf meines Geſprächs mit dem Grafen verſicherte mich dieſer, völlig übereinſtimmend mit dem König, daß Preußen weit entfernt ſei, wie man es verleumde, wegen der Elbherzogthümer einen Krieg in Deutſchland anfangen zu wollen. Die Kriegsluſt gehe lediglich von Wien aus. Sein vor wenigen Tagen erlaſſenes Rundſchreiben an die Mittelſtaaten vom 24. März ſtimmte damit überein, denn der preußiſche Miniſter ſtellte ſich darin ganz auf die Defenſive und warnte alle Deutſchen, ſich zu Werkzeugen der öſterreichiſchen Intriguen herzugeben, weil, wenn Preußen unterdrückt würde, eine ſelbſtändige deutſche Macht in Norddeutſchland nicht mehr exiſtiren und Deutſchland unrettbar dem Schickſal Polens verfallen würde. Der tragiſche Ernſt in dieſer Mahnung wurde von den Kabinetten der Mittelſtaaten ignorirt, vom Grafen Beuſt ſogar mit höhniſcher Ironie erwidert, von der Preſſe nirgends verſtanden.

Der Miniſter Graf Eulenburg war derſelbe, der uns einmal als preußiſcher Generalconſul aus Antwerpen in Stuttgart beſucht hatte und dem ich ein kleines, aber treffliches Diner in Untertürkheim veranſtaltet hatte. Seitdem war er an der Spitze einer preußiſchen Flotille nach Japan gereiſt, um dort einen Handelsvertrag abzuſchließen, und als er nach Berlin zurückkam, war er dort Miniſter des Innern geworden. Noch ganz der alte heitere Lebemann ließ er mich nicht von Berlin fort, ohne mir, zur Erwiderung meiner Gaſtfreundſchaft am Neckar, ein luculliſches Diner gegeben zu haben.

Auch mit dem Kriegsminiſter von Roon, dem Chef meines Bruders, hatte ich eine längere und ſehr einläßliche Unterredung, da es ſich herausſtellte, daß wir faſt in allen politiſchen und religiöſen Fragen der Zeit in merkwürdiger Weiſe übereinſtimmten. In Bezug auf die ſchwebende Kriegsfrage beſtätigte er, was mir der König und Graf Bismarck geſagt hatten, und verſicherte mich, auch in der ganzen preußiſchen Armee rege ſich keine Kriegsluſt, ſondern vielmehr Abneigung vor einem Kriege mit Oeſterreich. Man habe die Oeſterreicher als tapfere Soldaten und gute Kameraden kennen gelernt. Preußen und Oeſterreicher ſeien in Schleswig einander treue Waffenbrüder geweſen. Gegen jeden Feind würden ſich die Preußen lieber ſchlagen, als gegen die Oeſterreicher. Ganz das Nämliche ſagte mir meines Bruders Sohn, Ingenieurhauptmann Julius Menzel, und ſein Schwiegerſohn Artilleriehauptmann Herring, und ihre Kameraden dachten alle ſo.

Als ich nach Stuttgart zurückkam und auch nur bewährten alten Freunden im Vertrauen andeutete, was Oeſterreich im Werke habe, wollte mir niemand glauben. Der Preußenhaß war ſo allgemein und ſo blind, daß als unumſtößliche Wahrheit angenommen wurde, Bismarck allein wolle Krieg anfangen, um die läſtige Kammeropoſition und womöglich die ganze Verfaſſung zu beſeitigen, die Elbherzogthümer zu annektiren, ſich die Mittelſtaaten zu unterwerfen und die Hegemonie in Deutſchland zu erringen. Der alte König in Berlin ſei geiſtesſchwach und laſſe ſich von Bismarck beherrſchen. Dieſer ſelbſt aber könne unmöglich ſo kühn vorſchreiten, wenn er nicht der franzöſiſchen Unterſtützung ſicher ſei. Er wolle alſo, mit Frankreich im Bunde, an Deutſchland Verrath üben. So die allgemeine Stimme, die keine Widerrede aufkommen ließ und wodurch begreiflicherweiſe ein junger Schwärmer, wie Blind, aufgereizt werden konnte, den bekannten Mordverſuch am Grafen Bismarck zu machen.

Der Krieg brach nun wirklich aus, und die Gemüther erhitzten ſich immer mehr. Der Preußenhaß wurde immer blinder. Als die Preußen in Böhmen einrückten, verkündeten die ſüddeutſchen Zei-

tungen gleich Sieg auf Sieg der Oeſterreicher, und alles jubelte. Ein junger Hauptmann rief: „In drei Wochen ſind wir in Berlin!“ Knaben auf der Straße ſchimpften ſich mit dem ärgſten Schimpfwort: Du lumpiger Preuß! Man las, eine Schlacht ſei vorgefallen, die Preußen ſeien geſchlagen worden und hätten noch an demſelben Abend um einen Waffenſtillſtand gebettelt, den aber Benedeck nicht gewährt habe. Da hörte ich, ein gewiſſer Hofrath habe im Stuttgarter Muſeum geſchrien: „Da ſieht man, was dieſe Preußen, dieſe Prahler, für feige Hunde ſind. Da laſſen ſie ſich ſchlagen und ſchämen ſich nicht, einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen, um ſicherer davon laufen zu können.“ Es handelte ſich um den erſten Kampf am 26. Juni. Die erſte falſche Nachricht von jenem Waffenſtillſtand wurde im Schwäbiſchen Merkur vom 4. Juli dahin berichtigt, der Kronprinz von Preußen habe am Abend jenes erſten Kampftages den Oberſtlieutenant von Zimietzky ins öſterreichiſche Hauptquartier geſchickt, um gemäß der Genfer Convention zu unterhandeln. Schon lange bevor die Mächte dieſe humane Convention geſchloſſen haben, war es unmittelbar nach blutigen Schlachten Sitte, wenigſtens auf ein paar Stunden Waffenruhe zu ſchließen, damit beide Theile für die Verwundeten Sorge tragen könnten. Dieſen einfachen Vorgang nun deutete man den Preußen als ſchamloſe Feigheit aus. Tag für Tag folgten Nachrichten, die endlich die entſcheidenden Siege der preußiſchen Armee unzweifelhaft machten. Da wurde der Preußenhaß kleinlauter. Kaum aber hatte der Moniteur am 5. Juli der überraſchten Welt bekannt gemacht, Oeſterreich habe Venetien an Frankreich abgetreten und Frankreich ſchreibe Preußen vor, es ſolle die Waffen ruhen laſſen, ſo hörte man auch wieder in allen Wirthshäuſern und auf allen Straßen Stuttgarts das exaltirte Philiſterium jubeln: „Nun kriegen wir die Preußen doch noch runter, nun bekommen ſie Schleswig-Holſtein nicht, nun müſſen ſie Haare laſſen, denn die Franzoſen und die Ruſſen helfen uns.“ Noch deutete nichts an, was die Ruſſen zu thun im Sinne hatten, aber die Stuttgarter ſetzten es voraus. So und nicht anders ſprach man ſich öffentlich aus; viele, die es anders meinten,

kamen nicht zu Worte, oder wollten ſich keinen Inſulten ausſetzen und ſchwiegen.

In Bayern ſah es nicht beſſer aus als in Schwaben. Freiherr von H., mein alter ſtändiſcher Freund, reiſte zufällig durch dieſes Land, als der Krieg eben ausbrechen ſollte, und hörte zu Neuburg an der Donau im Gaſthofe einen Offizier renommiren: Gegen die Preußen könne man gar nicht fechten, damit thäte man ihnen zu viele Ehre an; es genüge, einen Stecken zu nehmen, da liefen ſie wie Haſen davon.

Die Dummheit im öffentlichen Urtheil verſchonte übrigens auch die eigenen Leute nicht. Als das verblüffte Publikum ſich endlich überzeugt hatte, die Oeſterreicher ſeien geſchlagen worden und auch die Truppen der Mittelſtaaten vermöchten nichts auszurichten, bildete es ſich ein, oder ließ ſich von ſchadenfrohen Demokraten einreden, die Führer, die Generale und Offiziere des 7. und 8. Bundesarmeecorps, ſeien Schuld. Die Verdächtigung durchlief alle Dienſtgrade. Es war nicht genug, den Oberfeldherrn der Bundesarmee, Prinzen Karl von Bayern, gänzlicher Unfähigkeit und greiſenhaften Stumpfſinns anzuklagen. Auch ſeinen Untergebenen, den Chef des 8. Bundesarmeecorps, Prinzen Alexander von Heſſen-Darmſtadt klagte man gleicher Unfähigkeit an. Auch die ihnen untergebenen Generale und Generalſtabschefs wurden vom Publikum ingrimmig durch die Hechel gezogen. Sogar einige arme Oberſten und Majore traf dieſes Loos und zuletzt konnte man die Mägde auf allem Straßen Stuttgarts auf ſämmtliche Offiziere ſchimpfen hören, denn die gemeinen Soldaten hätten geſagt, die Offiziere ſeien an allem Schuld. Daß ſogar die Subalternoffiziere in die Schuld verwickelt wurden, bewies deutlich, aus welcher unreinen Quelle die Gerüchte ſtammten. Die Demokraten benutzten nämlich die Gelegenheit, um das gemeine Volk gegen die Offiziere aufzuhetzen und den ſoldatiſchen Gehorſam zu lockern. Aber auch die gebildeten Klaſſen theilten den Wahn, wenigſtens die Obergenerale hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan. Somit hatten die Regierungen den Vortheil, daß die böſe Laune des Publikums ſich gegen die mili-

tärischen Führer entlud und die Herren Minister und Diplomaten verschonte, deren geheimen Instructionen jene militärischen Führer hatten Folge leisten müssen. Die Kriegführung des 7. und 8. Bundesarmeecorps wurde lediglich durch die Politik der betreffenden Höfe gelähmt und nicht durch die Ungeschicklichkeit der Generale, selbst wenn es einige ungeschickte unter ihnen gab.

Da zwei meiner Söhne in der württembergischen Armee dienten, mußte ich den Schmerz erleben, sie für den nichtswürdigsten Particularismus, für die schlechte Sache Oesterreichs, für den verhaßten alten Bundestag ins Feld ziehen zu sehen gegen die einzige Macht, von der für Deutschland etwas Gutes zu hoffen war. Der ältere von beiden, Ludwig, welcher schon 1848 und 1849 die Ausmärsche nach Holstein und Baden mitgemacht hatte und jetzt als Hauptmann des 6. Infanterieregiments in der Bundesfestung Ulm stand, rückte mit dem Bataillon aus, welches die zollernschen Fürstenthümer okkupiren mußte. Seiner Compagnie wurde die Besatzung der kleinen Hauptstadt Sigmaringen anvertraut, wo auch der Bundescommissär, der württembergische Obertribunalrath Graf Leutrum, seinen Sitz aufschlug. Widerstand wurde nicht geleistet, da sich die kleine Besatzung der Burg Hohenzollern und die wenigen Gensd'armen freiwillig zurückgezogen hatten. Nach wenigen Wochen mußten die Bundestruppen in Folge der preußischen Siege in Böhmen und Franken die Fürstenthümer in aller Stille wieder räumen. Ein wunderbarer Zufall ereignete sich in Sigmaringen in der Nacht des 3. Juli, an welchem die große Entscheidungsschlacht bei Königgrätz geschlagen wurde. Ein furchtbarer Sturmwind nämlich riß die am Regierungsgebäude ausgesteckten großen Fahnen mit den drei deutschen Farben in Fetzen. Wir hatten diese Farben dereinst zuerst in Jena aufgebracht, und ich bewahre noch das Band, welches ich am 18. October 1818 trug, als wir damals die allgemeine deutsche Burschenschaft gründeten. Diese Farben waren mir theuer, denn sie waren das Symbol der deutschen Einheit, des alten Reichs. Allerdings konnten sie nicht ärger entweiht werden, als wenn der Particularismus, der

ewige Feind der deutschen Einheit, sich dieser Fahne bediente. — Mein Sohn lernte in Sigmaringen eine junge Kaufmannstochter kennen und führte sie im nächsten Frühjahr als seine Gattin heim, die einzige Eroberung, welche Württemberger in den Fürstenthümern machten, worüber damals viel gescherzt wurde.

Mein jüngster Sohn Adolf war Lieutenant im 1. Infanterieregiment Königin Olga und hatte den Mainfeldzug mitzumachen. In dem Gefecht bei Tauberbischofsheim kam er in den Bereich der preußischen Granaten, blieb aber unverletzt.

Herr v. Varnbüler, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Württemberg, der früher mein College beim Landtag gewesen war und den ich sehr genau kannte, hatte unter dem König Wilhelm wenig gegolten und erst die Gunst des König Karl zu gewinnen gewußt. Als ein äußerst gewandter Mann, der sich nicht ohne chevalereske Grazie in Wider oder Für zu finden wußte, hatte er mit v. Beust in Dresden, v. d. Pfordten in München, v. Edelsheim in Karlsruhe und v. Dalwigk in Darmstadt das Bündniß gegen Preußen geschlossen, ja sogar schon triumphirend das vae victis! über Preußen ausgesprochen. Ich selbst war ihm acht Tage vor Ostern in Nürnberg begegnet, als er mit dem ihm von Dresden aus entgegenreisenden Herrn v. Beust geheime Verabredungen treffen wollte. Im Anfang des September begrüßte mich derselbe Varnbüler unversehens auf dem Stuttgarter Bahnhofe und erzählte mir ungefragt, was alles er mit dem Grafen Bismarck in Berlin gesprochen habe. „Württemberg war bisher der Feind Preußens, von nun an wird es sein Freund sein," will Varnbüler gesagt haben. „Und ihr waret mir lieber, als die Bayern, weil ihr ganz unzweideutig unsere Feinde waret und nicht lavirt habt; deswegen sollt ihr auch mehr geschont werden, und ich will mich auf eure Freundschaft verlassen, wie auf eure Feindschaft," soll Bismarck geantwortet haben. Das schloß schon das Schutz- und Trutzbündniß in sich, welches Württemberg am 13. August 1866 mit Preußen abschloß, welchem Beispiel Baden, Bayern und Hessen-Darmstadt bald nachfolgten. Minister Varnbüler bewahrte übrigens

das Geheimniß dieſes Schutz- und Trutzbündniſſes mit einem ſchadenfrohen Hintergedanken, denn er gab der ganz von der Regierung abhängigen Partei in der zweiten Kammer auch nicht den leiſeſten Wink, Preußen zu ſchonen, und die guten Miniſteriellen arbeiteten ſich in Preußenhaß und ſchwäbiſchem Particularismus ab, in der ſichern Ueberzeugung, der Regierung einen guten Dienſt zu leiſten. Es war ein ergötzliches Schauſpiel, zuzuſehen, wie dieſe guten Schreiber an einem Arme mit den Ultramontanen, am andern mit den Demokraten Chorus machten.

Im Jahr 1868 ſchrieb ich eine Flugſchrift „Unſere Grenzen," um den Deutſchen aufs neue einzuſchärfen, daß ſie ſich durch die Rivalität der einheimiſchen Dynaſtien und der politiſchen und kirchlichen Parteien nicht gänzlich ſollten blind machen laſſen gegen die noch von außen drohenden Gefahren und gegen die nationale Pflicht, dem wiedererſtandenen Deutſchland auch ſeine alten Grenzen zurückzugeben.

Im Februar und März 1868 wiederholte ſich in der württembergiſchen Preſſe und in den öffentlichen Lokalen derſelbe Scandal wie unmittelbar vor dem Kriege von 1866. Der Particularismus, Ultramontanismus und die Demokratie hatten wieder friſchen Muth geſchöpft, ſchloſſen ſich ohne Schamröthe eng an einander an und trachteten, die Wahlen zum erſten deutſchen Zollparlament zu beherrſchen. Die ungeheuerſten Lügen wurden gedruckt z. B.: In Preußen werde das Militär noch geprügelt; für die verhungernden Oſtpreußen habe der König in Berlin blos 2000 Thaler hergegeben und ſie mit Bettelbriefen nach Schwaben geſchickt; die Steuern in Preußen ſeien unerſchwinglich, und wenn man ſich an den Norddeutſchen Bund anſchlöſſe, würde man ſich dieſelbe Steuerlaſt aufladen; der Bauer würde müſſen Chauſſeegeld zahlen, wenn er nur auf ſeinen Acker würde hinausfahren wollen. Die ärmſten Kinder würden Steuer zahlen müſſen, wenn ſie Heidelbeeren im Walde pflücken wollten; für jede Hopfenſtange würde man 15 Kreuzer ſteuern müſſen ꝛc. Da grade naßkaltes Wetter war und viele Leute huſten mußten, ſagte ein Spötter, die Preußen würden auch eine

Katarrhſteuer erheben. Da die Regierung ſelbſt durch ihre Beamten und Schultheißen die Candidaten der Nationalpartei anſchwärzen ließ, that der Pöbel ſeiner Roheit keinen Zügel an. In Degerloch, einem Dorfe unfern von Stuttgart, ſtellte ſich der Kaufmann Guſtav Müller den Wählern als nationalen Candidaten vor, aber ſchon war Pöbel bereit gehalten, ihn mit Beſchimpfungen und wüſtem Geſchrei zu empfangen. Als er dennoch redete und den ſchlagenden Satz ausſprach: Drüben über dem Rheine ſeien 40 Millionen Franzoſen in einem Reiche vereinigt und auf der andern Seite, hinter der Oder, 60 Millionen Ruſſen; wenn wir 40 Millionen Deutſche nun nicht auch feſt und einig zuſammenhielten, wie bisher getheilt blieben und uns anfeindeten, müßten wir zu Grunde gehen! — Als er dieſe patriotiſchen Worte ſprach, brüllte ihm das Viehvolk entgegen: Leck mich! — Was ſoll man von Menſchen erwarten, in denen die Nationalität ſich ſelbſt ſo tief erniedrigt?

Der bayriſche Regierungsdirektor a. D. Luſt lebte ſeit einigen Jahren in Cannſtadt, rüſtete ſich aber damals zur Abreiſe. Er hatte ſich in Cannſtadt beliebt gemacht, und eine Menge Bekannte frugen ihn, wohin er denn reiſen wolle? Er antwortete: „Nach Deutſchland!“ Hier iſt ja Deutſchland, warf man ihm lachend ein, er aber ſagte ſehr ernſthaft: „Nein, Ihr ſeid keine Deutſche!“ und zog nach Heidelberg. — Man konnte in der That damals Luſt bekommen, das reizende Neckarthal zu verlaſſen. „Ich zahlte gleich fünfhundert Gulden, ſagte mir ein Stuttgarter Werkmeiſter, wenn die Franzoſen ſchon da wären.“ Ich rief ihm nur zu, es könnte ihm etwas mehr koſten, wenn ſie wirklich kämen.

Inzwiſchen ſchrieb ich „den deutſchen Krieg von 1866.“ Es war allerdings etwas verwegen, jetzt ſchon eine pragmatiſche Geſchichte des Krieges zu ſchreiben. Allein es kam mir darauf an, die Hauptſachen in ein klares Licht zu ſetzen und damit den Entſtellungen und Bemäntelungen entgegenzutreten, die in der Preſſe das Urtheil verwirrten. Den Thatſachen zum Trotz pflegte man in Süddeutſchland

immer noch zu behaupten, Preußen habe den Krieg angefangen, Preußen allein ſei der Störenfried geweſen.

Schon im Anfang des Jahres 1870 gab ich die Schrift heraus „Was hat Preußen für Deutſchland geleiſtet?“ worin ich deſſen Leiſtungen mit dem verglich, was Oeſterreich nicht geleiſtet hat. Ich wies darin nach, wie lange ſchon die Hauspolitik der Zollern mit mehr oder weniger klarem Bewußtſein, aber vom erſten Kurfürſten von Brandenburg an faſt ununterbrochen dem nationalen Gedanken gedient und ſich mit der deutſchen Politik identificirt hat. Man hatte das bisher zu wenig beachtet, ſowie auch die damit zuſammenhängende confeſſionelle Neutralitätspolitik der Brandenburger, welche ſo ſehr vom einſeitigen Fanatismus der andern deutſchen Dynaſtien abwich. Unmittelbar nachdem dieſe Schrift erſchienen war, kamen mir lebhafte Zuſtimmungen aus Oeſterreich und Bayern zu. Ein feuriges Lebehoch wurde mir in Wien ausgebracht. Aus Norddeutſchland wurden mir dagegen Hietzinger Artikel zugeſchickt. Dort, wo ich am meiſten Zuſtimmung hätte erhalten ſollen, ſchwieg die Preſſe. Ich wunderte mich freilich darüber nicht, denn ich hatte die Liberalen und ſonderlich den ganzen Anhang des Nationalvereins, wie auch die Conſervativen von der Partei des Herrn von Gerlach durch meine ſcharfe Kritik ihrer unvernünftigen Oppoſition gegen die nationale Politik des Königs von Preußen und Bismarcks mir zu Feinden gemacht. Doch wurde mir die Genugthung, daß mich der Kronprinz von Preußen, als er vor dem Ausbruch des großen Krieges mit Frankreich, in den letzten Tagen des Juli 1870 die ſüddeutſchen Höfe bereiſte und nach Stuttgart kam, zu ſich rufen ließ und ſehr freundlich begrüßte.

Um dieſe Zeit erfolgte der merkwürdige Umſchwung in der ſüddeutſchen Volksſtimmung. Zwei Jahre vorher bei den Zollparlamentswahlen war in Schwaben kein Name verhaßter geweſen als der preußiſche und hatte das württembergiſche Volk nicht einen einzigen Nationalgeſinnten in den Zollverein gewählt. Die particulariſtiſche, ultramontane und demokratiſche Preſſe hatte die Schutz- und Trutzbündniſſe mit Preußen beanſtandet und verdammt, mit mehr oder

weniger Offenheit an Frankreich appellirt. Jetzt auf einmal war alles deutsch gesinnt, hatten sich sogar die ultramontanen und demokratischen Blätter zur deutschen Sache bekehrt, wurden patriotische Lieder durch die Straßen gesungen, die Redacteure der früher so antinationalen Blätter verhöhnt. Als die ersten Siegesnachrichten vom Rhein herkamen, steigerte sich die schwäbische Begeisterung zu allgemeinem Volksjubel, der Nächte hindurch dauerte, zu Feuern auf den Bergen ꝛc.

Das war nun sehr erfreulich, forderte aber zum Nachdenken und zu der Frage auf, was für ein Ding denn eigentlich die öffentliche Meinung sei? Ist denn das Volk ein Pappelblatt, das auf einer Seite weiß glänzt, auf der andern dunkel, wie der Wind mit ihm spielt? Das Volk hatte sich früher, man darf wohl sagen, in seiner Dummheit von den nichtswürdigsten Zeitungsschreibern, die zum Theil mit fremdem Gelde bezahlt waren, betrügen und in einen ganz unnatürlichen Haß gegen Preußen hineinlügen lassen. Es hatte sich die Rettung durch die Franzosen und einen neuen Rheinbund annehmlich machen lassen. Seitdem aber hatte sich an den Verhältnissen nichts geändert, sowohl in Berlin als in Paris war das System dasselbe geblieben. Wie kam es nun, daß auf einmal die öffentliche Meinung in Süddeutschland umschlug? Die Sache läßt sich auf zweierlei Art erklären. Einmal aus der Politik der südstaatlichen Regierungen, denn trotz aller liberalen Renommistereien waren die oft geschmähten Regierungen doch immer noch die erste Autorität für die Massen des Volks geblieben. Hätte die württembergische Regierung bei den Wahlen zum Zollparlament der ultramontanen und demokratischen Presse nicht förmlich geschmeichelt, so würden die Wahlen auch damals nicht so antinational ausgefallen sein. Hätte sie sich 1870 mit den übrigen süddeutschen Regierungen nicht offen an Preußen angeschlossen, so würde auch das Zujauchzen der Württemberger zu den preußischen Siegen nicht so laut gewesen sein, als es war. Ein zweiter Erklärungsgrund des raschen Umschwungs liegt darin, daß man im Volke immer eine stumme Tiefe von einer lauten Oberfläche unterscheiden muß. Aus jenem schweigsamen Innern der Natur

bricht zuweilen eine Kraft des Instinkts hervor, die man in gewöhnlichen Zeiten nicht ahnt, weil der Lärm des Tages die innere Empfindung nicht merken läßt. In Preußen ſelbſt bildete ſich die lärmende Oberfläche ein, bei ihr allein ſei die Macht. Aber nur ein Viertel des Volks hatte die Schreier ins Abgeordnetenhaus gewählt. Drei Viertel hatten ſich ruhig verhalten, und aus ihnen ging die große Erhebung des Volks in Waffen hervor, und unter dem Donner der Schlachten mußte das Froſchgequak im parlamentariſchen Sumpfe verſtummen.

Zwei meiner Söhne zogen, wie ſchon erwähnt, als württembergiſche Offiziere auch diesmal wieder ins Feld, und ich war, wie ſie ſelbſt, hoch erfreut, daß es nicht wieder einen Bruderkampf Deutſcher gegen Deutſche galt, ſondern daß wir Deutſchen vereinigt gegen den Erbfeind zogen, der uns frech herausgefordet hatte. Ich folgte den deutſchen Heeren mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und ſchrieb ſchon im Auguſt eine Flugſchrift „Elſaß und Lothringen ſind und bleiben unſer“. Nichts war natürlicher, als daß wir Deutſchen zurücknahmen, was uns die Franzoſen geraubt hatten, deutſches Land mit den alten deutſchen Reichsſtädten Metz und Straßburg. Und doch that es noth, einem großen Theil des deutſchen Publikums erſt noch begreiflich zu machen, daß es kein Unrecht von deutſcher Seite ſei, wiederzuholen, was uns die Franzoſen geſtohlen hatten. Nicht nur öſterreichiſche Blätter, belgiſche, holländiſche, däniſche ſchrieen es für ein Unrecht aus, ſondern auch norddeutſche und ſüddeutſche ſtimmten dem zu. Sogar preußiſche Blätter, hauptſächlich der Demokraten, die gern mit den franzöſiſchen Republikanern fraterniſirt hätten. Desgleichen die demokratiſchen und ultramontanen Blätter im ſüdlichen Deutſchland. Da hieß es, wenn man Frankreich verkleinere und Deutſchland vergrößere, werde das europäiſche Gleichgewicht geſtört, was die übrigen Großmächte nicht zugeben könnten. Oder es hieß, die Deutſchen hätten höchſtens Anſpruch auf ihre Sprachgrenze. Da nun aber in Metz nur franzöſiſch geſprochen werde, müſſe es auch franzöſiſch bleiben. In Metz wurde aber tau-

send Jahre lang deutsch gesprochen, ehe die Franzosen ihre Sprache hier einführten, und wie die Bürger von Metz damals französisch lernen mußten, können sie auch jetzt wieder deutsch lernen.

Es war höchlich zu beklagen, daß die herrlichen Siege, welche Nord- und Süddeutsche in treuer Vereinigung auf französischem Boden erkämpften, so viele Deutsche doch nur ärgerten, die lieber den Franzosen den Sieg gewünscht hätten. Man hatte wohl zuviel Rücksicht auf die Abgeordnetenhäuser und auf die noch fortwirkende liberale Mode genommen, um die Preßfreiheit im geringsten anzutasten. Doch war es nicht praktisch und that man dem unmündigen Theil der Nation Unrecht, sofern man immer noch duldete, daß die vaterlandsverrätherische, zum Theil vom Ausland bezahlte Presse in Deutschland selbst mit der französischen Presse wetteifern durfte, die deutsche Sache zu verunglimpfen, frech in den Tag hineinzulügen, Bismarck habe den Krieg angefangen und Frankreich sei unschuldig daran ꝛc. In der Verleumdung des deutschen Kaisers und Bismarcks leistete die ultramontane Presse das äußerste, gehoben durch die ultramontane Centrumspartei in Berlin, und wurden zugleich unter geheimer Oberleitung der Jesuiten und mit Zustimmung vieler Bischöfe vom Klerus alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auch von der Kanzel und vom Beichtstuhl aus das katholische Volk gegen Preußen aufzuhetzen.

Es war mir nicht entgangen, wie von Anfang an die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland und das in Rom ausgeheckte neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes genau zusammenhängen. So begann ich schon 1869 das 1871 erschienene Buch „Roms Unrecht“, in welchem ich so scharf als möglich die germanische Auffassung des Christenthums schon zur arianischen Zeit und im ganz frühen Mittelalter von dem unterschied, was sie unter den Händen der Päpste und der Jesuiten, der Habsburger und Bourbons allmählich erst geworden ist. Dieses Buch ist, trotz aller Vorwürfe, die ich Rom darin mache, doch ebenso wenig absolut antikatholisch, als meine frühere Symbolik kryptokatholisch war. Durch das eine wie das andere läuft der goldene Faden der ehrlichen germanischen

Gothik, welche das frühere Mittelalter ſo ſehr vor dem ſpätern durchaus verwerflichen Renaiſſance-Katholicismus auszeichnet. Es kam mir natürlicherweiſe hauptſächlich darauf an, geſchichtlich nachzuweiſen, wie furchtbar ungerecht und undankbar die Welſchen (Rom und Frankreich) ſchon ſeit einem Jahrtauſend an uns nur zu gutmüthigen Deutſchen gehandelt, wie ſie uns bald mit ſchnöder Argliſt verführt und betrogen, bald mit Gewalt bedrängt und beraubt haben. Ich knüpfte indeß an dieſe politiſchen Erörterungen auch kulturgeſchichtliche an, um nachzuweiſen, wie ſehr der deutſche Nationalcharakter durch das Lügenſyſtem, die Superſtition und die Unſittlichkeit der römiſchen Kirche und durch die franzöſiſchen Phraſen und Moden verdorben worden iſt.

In meinen letzten Lebensjahren war ich noch eifrig beſchäftigt mit der Herausgabe der ſehr vermehrten und verbeſſerten 6. Auflage meiner „Geſchichte der Deutſchen" und mit der Fortſetzung meiner Darſtellungen aus der neueſten Zeitgeſchichte. So entſtanden neben der Geſchichte des Krieges von 1866, die Geſchichte des franzöſiſchen Krieges von 1870 und 1871, und die Weltbegebenheiten 1) von 1860—1866, 2) von 1866—1870. Auch von da an ſammelte ich weiter zur Fortſetzung der Darſtellung, ſolange ich leben würde.

Da ich mich aber meinem Ende näher fühlte, faßte ich das koſtbarſte Ergebniß meiner innern und äußern Lebenserfahrungen in einem kleinen Werke zuſammen „Mein Glaubensbekenntniß," welches ich dem Volk, unter dem ich mein Leben zugebracht, als mein letztes Angebinde hinterlaſſen wollte und welches zugleich, wie die geneigten Leſer wohl nicht mißkennen werden, mit dem germaniſchen Grundzuge aller meiner Bücher genau übereinſtimmt.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

26Jun'54 41M

MAY 17 1954

13Jan'61 MH

RECD LD

JAN 26 1961

LD 21–100m-7,'52(A2528s16)476

Digitized by Google

UC-NRLF

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY